Digitized by Google

Digitized by Google

A 103

1835 Januar/März

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
~~Lane~~ STACKS
APR 15 1971
AP30
M65
v. 29; no. 1-77
1835; Jan-Mar

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Neun und zwanzigster Jahrgang.

1835.

Januar.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1835.

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satirische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwältungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwei, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beiträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unparteilichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dies wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beitragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonderd, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfen, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bei der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlicher Beilagen damit nur beweisen, daß wir bloß auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 3 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Beim Jahreswechsel. 4.
Die zweite Blüthe, von Pfizer. 5.
Memesis, von Pfizer. 8.
Zuflucht, von Lenau. 10.
Der Wasserfall, von Fischer. 12.
Lieder eines Autodidakten. 16. 26.
An den Rheinfall bei Schaffhausen, von Weissenberg. 19.
Der Historiker, von Pfizer. 21.
Elisa Mercoeur, von Helmina v. Chézy. 25.
Die Rose, von Klüger. 27.
Räthsel: Schulden. 3. — Selterser Krug. 9. — Die Sonne. 15. — Das Auge ꝛc. 24.
Charade: Salzhad. 27.

Erzählungen.

Bilder aus dem Seeleben, in Mährchen und Sagen. 4—7.

Reisen.

Die Wallfahrt nach Loch-Dergh, nach Ingliß. 13. 14.
Das katholische und das protestantische Irland, nach Ingliß. 15.

Dramatisches.

Ein Dichterthee bei Nero, von K. Gutzkow. 20—24.

Naturgeschichtliches.

Betrachtungen aus der allgemeinen Naturgeschichte. 32. 35. 36. 37.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Retrospectus zum neuen Jahr. 1.
Was wußten die Alten von Amerika? 2—5.
Ueber den Ursprung unserer Gedanken, von Steinbeck. 6. 7. 8. 9. 10. 11. — 15. 16. 17. 18. 19.
Der Neujahrsmarkt in Paris, von Depping. 9.
Postdiluvianische Kritik. 10—14.
Goethe und Weimar. 17.
Das englische Parlament und die Mäßigkeitsvereine. 18—21.
Weihnachtsfreuden in London. 24—26.
Aus der Schule der Höflichkeit. 27.

Korrespondenz.

Paris. 1. 2. 3. — 11. 12. — 16. 17. — 18. 19. 20. 21. — 25. — Stuttgart. 3. — St. Petersburg. 4. — Landsaune. 5. 6. 7. — Karlsruhe. 7. 8. 9. — London. 10. 11. — 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. — Marseille. 13. 14. — Berlin. 22. 23. 24. — 26. 27.

Kunst-Blatt.

Nro. 1.

Umriß einer Theorie der bildenden Künste. von L. Schorn.

Nro. 2.

Umriß einer Theorie der bildenden Künste. (Forts.) — Ausgrabungen.

Digitized by Google

Nro. 3.

Umriß einer Theorie der bildenden Künste. (Schluß.) — Artistische Literatur.

Nro. 4.

Kunstausstellung in Berlin 1834. — Villa Madama. — Artistische Literatur.

Nro. 5.

Kunstausstellung in Berlin 1834. (Forts.)

Nro. 6.

Ueber die altgriechische Bronze des Tux'schen Kabinets in Tübingen, von C. Grüneisen. — Zeichenkunst. Ornamenten-Zeichnungs-Schule in 100 Blättern für Künstler, Manufakturisten und Gewerbsleute. Gezeichnet und herausgegeben von K. Weitbrecht.

Nro. 7.

Ueber die altgriechische Bronze des Tux'schen Kabinets in Tübingen. (Forts.) — Ausstellungen. — Zeichnende Künste.

Nro. 8.

Ueber die altgriechische Bronze des Tux'schen Kabinets in Tübingen. (Forts.) — Ausgrabungen.

Nro. 9.

Ueber die altgriechische Bronze des Tux'schen Kabinets in Tübingen. (Forts.)

Literatur-Blatt.

Nro. 1.

Epische Dichtkunst. 1) Die Lusiaden des Luis de Camoens. Verdeutscht von Donner.

Nro. 2.

Epische Dichtkunst. 2) Ahasverus. Frei aus dem Französischen des Edgar Quinet.

Nro. 3.

Epische Dichtkunst. 2) Ahasverus. Frei aus dem Französischen des Edgar Quinet. (Schluß.)

Nro. 4.

Epische Dichtkunst. 3) Konrad Wallenrod. Geschichtliche Erzählung aus Litthauens und Preußens Vorzeit, von Adam Mickiewicz.

Nro. 5.

Epische Dichtkunst. 4) Nordlichter. Eine Sammlung polnischer Dichtungen, in's Deutsche übertragen von Ludwig Nabelak und J. B. Werner. Mit Bildern von Fellner. — 5) Kynalopekomachia. Der Hunde-Fuchsenstreit, herausgegeben von C. Fr. v. Rumohr. — 6) Friedrich der Einzige. Ein Heldengedicht von J. K. Königs.

Nro. 6.

Epische Dichtkunst. 7) Sämmtliche Dichtungen von J. H. v. Wessenberg. Erster Band. Julius, Pilgerfahrt eines Jünglings. — 8) Die Eroberung von Granada. Ein episches Gedicht nach dem Italienischen des Hieronymus Graziani, von C. M. Winterling. — 9) Das Bild der Sündflut, in zwölf Abtheilungen von A. Wasserburg. — 10) Alfred. Romantisch-episches Gedicht in acht Gesängen, von Adelheid v. Stolterfoth. — Roman. Kaspar Hauser oder der Findling. Romantisch dargestellt von ***.

Nro. 7.

Epische Dichtkunst. 11) Luther. Ein Gedicht von L. Bechstein. 12) Der Nibelungen Lied, frei übersezt von H. v. Rebenstock.

Nro. 8.

Epische Dichtkunst. 13) Bilder griechischer Vorzeit, von Wolfgang Robert Griepenkerl. — 14) Die Sage von Odysseus nach Homer. In Reimen bearbeitet von Dr. Eyth. — 15) Erklärung der homerischen Gesänge nach ihrem sittlichen Element für gebildete Leser. Der sechste Gesang der Odyssee als Prose, von F. A. Nüßlin. — 16) Die Abenteuer des Odysseus aus Hesiod erklärt, von R. H. Klausen. — 17) The poems of Ossian, translated by James Macpherson. To which are prefixed a preliminary discourse and dissertations on the aera and poems of Ossian. — 18) The poetical Works of John Milton, printed from the text of Todd, Hawkins and others. — 19) Gallerie zu Byrons Werken.

Nro. 9.

Allgemeine Geschichte. 1) Vermischte Aufsäze aus philologischen und historischen Gebieten von mehreren Verfassern, herausgegeben von Christian Kapp. — 2) Erläuterungen und Zusäze zu Rottecks Weltgeschichte, zu Kaußlers Versuch einer Kriegsgeschichte ꝛc., von Jak. Fr. v. Rösch. — 3) Handbuch der allgemeinen Weltgeschichte. Zum Gebrauche der obern Klassen der Gymnasien und höhern Lehranstalten, von Dr. Grysar. — 4) Handbuch der neuern Geschichte für die obern Klassen höherer Lehranstalten und zum Selbstunterricht, von Dr. Schuppius. — 5) Lorenz von Westenrieders sämmtliche Werke. Erste vollständige Originalausgabe. — 6) Lesage, historisch-genealogisch-geographischer Atlas, deutsch und verbessert von Dusch und Eiselein. — 7) Die interessantesten Kämpfe, Schlachten und Belagerungen in der alten Geschichte. Ein Lesebuch für die reifere Jugend von Graff. — 8) Grundlage bei dem Unterrichte in der allgemeinen Geschichte, für Gymnasien und andere höhere Lehranstalten, von Dr. Sauppe.

Nro. 10.

Allgemeine Geschichte. 9) Umrisse einer allgemeinen Geschichte der Völker. Für Staats- und Geschäftsmänner in Grundzügen entworfen von J. D. v. Braunschweig. — 10) Chronologisch geordneter Bildnißsaal, oder Porträts und Lebensbeschreibungen der berühmtesten Männer und Frauen seit Beginn der historischen Zeit bis zum Tode des Imperator Augustus, in zwei Abtheilungen, von Dr. Baldamus. — Chronologisches Lotto, oder hundert Hauptmomente aus der allgemeinen Geschichte. Ein nüzliches Gesellschaftsspiel für die Jugend. — Chronologische Folge der biblischen Geschichte, von Weidmann. — Biographie. Ein Wort des Andenkens an den verewigten Herrn Ildefons von Arx.

Nro. 11.

Werk über Spanien. Capitän Cooks Skizzen aus Spanien während der Jahre 1829 bis 1832. Aus dem Englischen übersezt von Dr. P. Frisch.

Digitized by Google

№ 1.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 1. Januar 1835.

— So seyd uns denn
Zur neuen Zeit, so wie zur alten günstig.

Goethe.

Retrospektus zum neuen Jahr.

An die Leser.

Acht-und-zwanzigmal hat das Morgenblatt seit seinem Beginn das Jahr sich erneuern sehen, fast eine Generation lang ist es ununterbrochen durch die Zeit gegangen, und die Mehrzahl der Männer, deren Unterstützung es sich gegenwärtig erfreut, sind Söhne derjenigen, welche ihm die Pathengeschenke an die Wiege brachten. Es hat unter seinen Standesgenossen in der deutschen Literatur nur Einen Senior, der seit einer noch längern Reihe von Jahren unausgesezt der deutschen eleganten Welt seine Aufwartung macht, dagegen hat es ganze Geschlechter Nachgeborner aussterben sehen, und darnach zu urtheilen, müßte unsere Zeitschrift allerdings schon weit im Greisenalter vorgerückt seyn, wäre nicht einen literarischen Organismus nicht sowohl die Natur des Menschen, als vielmehr die des Gewächses eigen. Wenn des Menschen Leben siebzig Jahre dauert, wenn's hoch kommt achtzig, so hat der Baum ein, menschlichen Begriffen nach, fast unbegrenztes, nur von zufälligen Stürmen bedrohtes Daseyn. In ruhiger Bildung legt sich ein Jahrring um den andern, jedes Jahr sieht eine neue Aästerkrone, und wenn nur der Kern gesund ist, hat der Baum nur die Zuckungen der Erde und das Feuer des Himmels zu fürchten.

Eine langjährige Zeitschrift wird nothwendig den Charakter der verschiedenen Perioden tragen, die sie durchlaufen; in einer Zeit, die Jedermann eine gährende nennt, nur daß der eine dabei an die geistige, der andere an die faule Gährung denkt, muß sich dies desto auffallender aussprechen, und so ist denn auch die unsrige in ihren verschiedenen Massen, wie ein Produkt, so ein Barometer der Zeit. Mögen aber auch die Aesthetik dieser Blätter und die bei ihrer Herausgabe befolgten äußern Normen sich mit den Zeitansichten verändert haben, wie die politische Landkarte von Europa; der ihnen zu Grunde liegende Gedanke, den der getreue Leser längst gewürdigt hat, ist unverändert geblieben, wie das Basrelief unseres Erdtheils. Eine Zeitschrift, die in irgend einem Grade einer literarischen, ästhetischen, dramatischen, musikalischen Coterie dient, kann in ihrer Art nicht modern genug seyn; wir aber auf unserem Standpunkt haben von jeher darauf geachtet, uns von den zufällig auftauchenden Erscheinungen der Zeit nicht zu schnell hinreißen zu lassen, uns nicht unbedingt dem Neuesten hinzugeben, wohl wissend, daß es nur zu oft keineswegs das Schöne und Vernünftige, und noch weniger das Dauernde ist; statt die lachende, vergängliche Farbe der Tagesmode aufzupflanzen, ziehen wir es vor,

Digitized by Google

uns von der Zeit selbst färben zu lassen, und sie ist rasch genug in ihrem Geschäfte.

Wir heben einige Punkte hervor, in denen die Redaktionen dieser Blätter im Laufe der Zeit von der frühern Oekonomie derselben abzuweichen genöthigt waren.

Es gab eine Zeit, wo die Deutschen ein Theater zu haben glaubten, und am Besitze desselben herzlich froh waren. Während der Stürme des Kriegs saß es sich so behaglich vor jenen Lampen, welche das Gebiet der Phantasie von dem der Wirklichkeit abgrenzen. Schauspieler und Schauspielerinnen, Sänger und Sängerinnen waren dem Deutschen die freundlichen Gottheiten minorum gentium, Faunen und Nymphen, Dryaden und Hamadryaden, die mit ihren ergötzlichen Spielen die geängsteten Sterblichen des furchtbaren Haders der obern Götter auf Augenblicke vergessen ließen. Und wie man sich ihren Spielen willig hingab, so hörte und las man auch gerne von ihren innern Kriegen und Siegen, als Opiat gegen die Krämpfe, die einem die Leistungen auf den Schlachtfeldern verursachten. Als man aber nach dem Frieden anfing, auch seine geistige Habe zu wiegen und zu zählen, wurde man inne, daß das, wofür man bisher geschwärmt, nicht viel besser war als ein Todtentanz, und daß in der Richtung, welche die Zeit sofort nahm, der schwache Lebensfunke, statt frisch aufzulodern, in der Ruhe der Welt vollends zu erlöschen drohte. Man beeilte sich zwar im Hause Melpomenes, durch Lärm und Festgepräng dem Volke die Kunde zu verbergen, daß der Genius im Sterben liege; aber, wie denn die Pfade der Kunst und die der Geschichte sich immer wunderlich kreuzen, die Periode war einmal eingetreten in unserer dramatischen Kunst, welche auch den Untergang der römischen Republik bezeichnete, und die Horaz in seiner Epistel an Cäsar Augustus so energisch schildert. Sobald dieser Zustand für die Urtheilsfähigen im Publikum kein Geheimniß mehr war, konnten ausführliche Berichte über die Bühne in der hergebrachten Form von nun an kein geeigneter Stoff für die Unterhaltung mehr seyn; Buch zu halten über die Erscheinungen auf den Brettern, hieß Krankenbulletins schreiben, und so blieb uns denn nichts übrig, als den Schauspielerwinkel in unserer Halle eingehen zu lassen und an unsere Korrespondenten den Wunsch zu richten, sie möchten hinfort unsere Blätter mit den Fußstapfen des Seccus und Kothurn weniger platt treten. Wir sind bemüht, diese Lücke, welche die Zeit selbst gemacht hat, würdig auszufüllen; wir möchten gerne ein Drama, dessen Interesse nie erlahmt, sich in unsern Blättern spiegeln, wir möchten den Geist des Volks selbst geistreich sprechen lassen; aber wir fühlen, daß das Leben ein spröderer Stoff ist als die Kunst.

Von jeher hat das Morgenblatt populär Naturgeschichte in seinen Plan aufgenommen. Dieser, dem Charakter der Periode gemäß, bewegten sich die Mittheilungen aus diesem Fache vorzüglich auf dm Gebiete abgerissener, auffallender Thatsachen, Naturwunder und Curiositäten. Als der außerordentliche Aufschwung, den seit dem letzten Viertheil des vorigen Jahrhunderts alle Fächer der Naturwissenschaft nahmen, seine Wirkungen auch auf die Massen zu äußern begann, benützten sich eine Menge populärer Schriften, diejenigen, welchen alle Eroberungen des menschlichen Geistes als Bildungsmittel wichtig sind, ohne daß sie selbst den Ban der Wissenschaften fördern helfen, in dieser Beziehung auf die Höhe der Zeit zu stellen, und zahlreiche Pfennigunternehmungen brachten das unendlich Große wie das unendlich Kleine in der Natur der Jugend und den Jahrgängern in Guckkastenbildern vor Augen. Von nun an richten für unser Publikum jene Appellationen an ein dazu Gefühl für die Größe der Natur, und die Aufzählung merkwürdiger Details nicht mehr aus. Wir mußten den Standpunkt des Objektiven, Bestehenden mehrverlassen, wir mußten die Operationsplane der Wissenschaften beim Vordringen auf ihrem Gebiet anschaulich zu machen und die Leser, wenn auch als Non-combattants, hinter der Linie der Plänkler zu halten suchen. Wenn wir bei unsern Skizzen der modernen Kosmogonie, wie sie sich nach und nach in den Köpfen des jetzigen Geschlechts bildet, und, wo es thunlich war, auf den poetischen Standpunkt stellten, so haben wir wohl hie und da zu einer gewissen naturhistorischen Kannegießerei Anlaß gegeben; allein diese ist ein weit fruchtbareres und lohnenderes Phantasiespiel als die politische, und so haben wir wohl gar Dank verdient.

Es ist Sitte vieler Blätter, und man kann wohl sagen, die unsrigen sind mit dem Beispiel vorangegangen, angenehme poetische und literarische Kleinigkeiten zwischen die Materien zu streuen, welche gleich schallhaften Genien und Gnomen zwischen den größern, ernstern Gestalten hervorlauschen und vorzugsweise die Träger von Witz, Laune und Satire seyn sollten. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, inwiefern sich der ästhetische Geschmack im Allgemeinen gegen eine frühere Periode modifizirt hat; wenn wir aber nicht irren, so ist in der Schätzung derjenigen, denen wir vorzüglich gefallen wollten, der ächte Witz bedeutend gestiegen, und da somit die Anforderungen an jene kleinen Kunstwerke, denen Seele der Witz ist, Epigramme, Xenien, Strickverse u. dergl. höher geworden sind, ergibt sich von selbst die Gefahr der Unterhaltung eines Kleingewehrfeuers, wobei nur zu oft das Ziel verfehlt und der Geschmack verletzt wird. Wohl möchten wir gerne solche Blüthen in unsere Blätterkränze winden, wären sie ächt, frisch und duftig zu haben,

Digitized by Google

aber als Heu zur Verpackung glauben wir ihrer entbehren zu können.

Der Titel unsers Blattes: „für gebildete Stände," hat früher zu manchem guten Scherz Anlaß gegeben, in einer neuern Zeit, wo mit Worten viel nivellirt wird, ist er uns fast ernstlich zum Vorwurf gemacht worden. Das beste am Titel möchte wohl seyn, daß er heute acht- und -zwanzig Jahre alt ist, und wir möchten nimmermehr das Morgenblatt um die Ehre bringen, das Jubelfest seiner Verbindung mit den „gebildeten Ständen" feiern zu können. Wir benutzen indessen diese Gelegenheit, um uns darüber auszusprechen, für wen wir — die Redaktoren und ihre Mitarbeiter — schreiben, wen wir uns als Leser denken. Wir schreiben für die gute Gesellschaft, nicht für die, welche sich selbst so nennt und sich da oder dort befindet, sondern für die, welche überall und nirgends ist, für die Aristokratie, welche kein Ackergesetz aufhebt und kein Statut umschreibt, in die sich Jeder selbst immatrikulirt, und aus der man sich nur selbst ausstößt.

Ein französischer Kritiker, der dem Morgenblatt die Ehre erweist, es zum Repräsentanten deutscher Unterhaltungsblätter zu machen, wirft uns vor, daß wir, ohne Plan, Prinzip und System, nur darnach trachten, das Publikum Tag für Tag, gleichviel wie und wodurch, zu unterhalten. Der deutsche Leser wird es schwerlich dem Franzosen auf's Wort glauben, daß er sich unsystematisch unterhalten läßt. Indessen wären wir vollkommen zufrieden, wenn uns auch Deutschland kein anderes System zutraute, als daß wir nach dem Ungemeinen streben, und daß wir, da die schwere Aufgabe unmöglich überall erfüllt werden kann, wenigstens redlich bemüht sind, das Gemeine abzuhalten, das auch nicht so leicht ist.

Bilder aus dem Seeleben, in Mährchen und Sagen.

Die folgenden Skizzen fanden ihre Entstehung auf einer Reise, die der Verfasser in Verbindung mit einer zahlreichen Gesellschaft von St. Petersburg nach Lübeck unternahm, zu der Zeit, als in der Hauptstadt die Cholera Morbus ausgebrochen war. Obgleich man sich von einem erkrankten Orte entfernte, um sich einem gesunden zu nähern, so war doch die zunächst allgemein herrschende Stimmung in der Gesellschaft Furcht in der Gegenwart und Zweifel für die Zukunft. Man rettete sich auf das Schiff, ohne viel zu fragen, wohin die Fahrt ging, man vermied, Plane zu machen, weitläufige Anordnungen zu treffen; denn man wußte ja nicht, wie viel einem noch von dem nächsten Tage gehöre. Eile war das erste Gesetz; was diese begünstigen konnte, kam gelegen, und Jedermann glaubte erst dann freier athmen zu können, als die Thürme der Stadt allmählich am Horizonte versanken.

Bald sah man sich nun in der grenzenlosen Wasserwelt allein, und das Schiffsleben, ebenso eigenthümlich und scharf begrenzt als das Leben in der Wüste, begann sich auszubilden. Das erste Gesetz auf den schwankenden, schwimmenden Brettern ist, sich aneinander anzuschließen. Nirgends ist gewiß ein Menschenhasser übler daran, als auf dem Schiffe; es gibt für ihn keinen Ausweg, er muß entweder sein finsteres System aufgeben oder sich kurzweg über Bord in die Wellen stürzen; denn hat man sich gemieden, verfolgt, verlästert auf dem festen Lande: zur See, die enge Kajüte, ein wenig stürmische Bewegung, und Alle werden zu Paaren getrieben. Hiezu kam noch, daß die Gesellschaft die Nothwendigkeit fühlte, da aus einer kurzen Reise durch widrige Umstände eine recht lange wurde, so schnell als möglich sich mit einander zu verständigen und zu setzen, und erst als dieser chemische Prozeß der Masse entschieden war, bildeten sich die Elemente eines leidlichen Zusammenlebens. Zwei gleich starke Feinde konnten jedoch auf keine Weise besiegt werden; diese waren die Furcht vor der Pest, die in der Zukunft drohte, und die Seekrankheit, die in der Gegenwart plagte. Wer auch nur flüchtig mit diesem Uebel bekannt geworden, kann schon hinlänglich beurtheilen, wie es dem unglücklichen Opfer ergehen müsse, welches das Unthier mit der ganzen Schärfe seiner Klauen anfällt. Es ist nicht zu viel gesagt, daß man dahin gelangen kann, sich in den peinigendsten Momenten dieser fürchterlichen Krankheit den Tod herbeizuwünschen. Hülflos liegt der Unglückliche in dem engen, sargartigen Bette, und jede Bewegung das Schiffes macht sich ihm fühlbar durch Marter, als lösten sich die Bande des Körpers und der Seele. Man glaube nur nicht, daß Fasten und Ruhe gegen das Uebel schützen; je mehr Bewegung, je bessere und reichlichere Mahlzeiten, für desto gesicherter darf man sich halten. Diese Grundsätze wurden auch von der Gesellschaft ausgeübt. Das ziemlich geräumige Verdeck, auf dem man so viel als möglich sich des Gepäcks entledigte, gab einen Spazierplatz her, auf dem von der ersten Morgenfrühe bis tief in die Nacht sich die bunten Gruppen auf und nieder bewegten. Kaffee- und Theetischchen, so wie sonstige umständliche Niederlassungen einiger bequemen Gäste wurden durchaus nicht gelitten; man zerstörte grausam und unerbittlich diese gemüthlichen Etablissements, wo man sie nur entdeckte; denn abgesehen von dem Zweck der Spaziergänger, mußte auch der Platz frei erhalten werden für

Digitized by Google

die Bälle und Maskeraden, die Nachts angeordnet wurden. Diese Festlichkeiten waren besonders in ihrer Art und durchaus phantastische Schöpfungen. Man denke sich unsere Argo, wie sie durch die nächtlichen Fluthen mit ihren rauschenden, sprühenden Rädern, mit dem dampfenden, kochenden Athem, den sie aus dem Innern emporwirbelt, dahin fährt, vom Nachtwind umspielt, der vergeblich die Segel sucht, die er schwellen möchte. Auf diesem Schiffe nun, das durch Zauberei fortgetrieben wird, bewegt sich ein ebenfalls verzaubertes Völkchen beim Scheine bunter Lampen toll durcheinander. Die Violine des Bootsmanns kreischt ihre wilden Töne, eine übelgestimmte Klarinette fällt ein, und es stellen sich die Paare zum Contretanz einander gegenüber. Allein das sind nicht die zierlichen Gestalten, wie sie wenige Wochen zuvor noch in den Sälen der Residenz geglänzt haben, nicht die frischen, lächelnden Mädchengesichter, die damals alle Blicke auf sich zogen — nein, übelfrisirte, todtblasse Köpfchen, in denen der ganze heillose Schwindel der Seelenkrankheit spukt, blicken aus der Maskenumhüllung hervor, sie stürzen und fallen auf einander zu, Geläch'ter und Gesang erschallt, die Fiedel kreischt immer lauter, die Verwirrung wird immer ärger; endlich sinkt Alles erschöpft nieder, ein Theil auf die Bänke, ein anderer auf die Tonnen und das Gepäck umher, die bunten Lampen verlöschen, und wie das nächtliche Heer der Kobolde beim Beginne des Tages, versinkt die Gesellschaft in die Unterwelt der Kajüte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Thiers Aufnahme in die Akademie.

Die Sitzungen der Academie française werden wenig besucht; sie ertheilt ihre Preise, sie gibt die Produkte ihrer Mitglieder zum Besten. Sie liest Trauerspiele von Jouy und epische Gedichte von Parseval Grandmaison vor, kein Mensch kommt, um zu genießen und zu klatschen. Die Portiers des Instituts hatten daher ihre innige Freude an der Menge Karossen, die am vorigen Samstage am Palaste anfuhren. Dergleichen Herrlichkeiten waren ihnen seit Jahren nicht mehr vorgekommen. Munizipalgarden zu Pferde und zu Fuß standen im Hofe, am Quai und in der Straße Mazarin; auch Polizeisergeanten, Taschendiebe und Mondards waren zu haben; es war ein vollkommenes Pariser Fest. Lange vor Eröffnung der Sitzung war bereits die Rotunde mit schönen Frauen, schönen jungen Herrn, Künstlern, Staatsmännern und Fremden besetzt. Da war der türkische Gesandte: der Mann ist jung und hat ein ganz angenehmes Gesicht, und soll ein geschickter Kopf seyn; die Franzosen sind höflich, unser Französisch zerreißt ihnen die Ohren, sie lächeln dazu, als wenn es Weberische Musik wäre; aber dem türkischen Gesandten im blauen Ueberrocke, mit Kosackenhosen und einer rothen Mütze auf dem Kopfe dahen sie denn doch in's Gesicht gelacht. Sehen Sie dort Talleyrand im grüngestickten Frack, mit einer seidenen Hauspelande darüber; nachlässig liegt das weißgepuderte Haar an den Schläfen, die schlaff herabhängende Unterlippe, die weichen, in einander verschwimmenden Züge, das halbgeschlossene Auge mit dem lauernden Blicke, die zusammengezogenen Brauen unter der kühnen, geistreichen Stirne, verkünden den Epikuräer, den Denker und den Diplomaten. Die Juliorevolution hat Talleyrand in die Academie des sciences morales zurückgeführt, darum trägt er den grüngestickten Frack, die Uniform des Instituts; er hat gewiß einen Witz über sich selbst gemacht, als er ihn anzog. Mustern Sie die Frauen; lassen Sie den Blick über alle diese reichen und anmuthigen Köpfe gleiten, die sich mit ihren Federsträußen und Guirlanden, Ruchen, Bändern und Schleifen von Flor und Gaze wie Tulpen im Winde wiegen, und weilen Sie bei den schönsten unter all diesen schönen braunen, schwarzen und blauen Augen, die ihre magnetischen Emanationen nach allen Seiten ausströmen lassen: das ist die Herzogin von D., Talleyrands Freundin. Dort sitzt die Dichterin Tastu, von der Sie bald viel Schönes lesen werden; der Madame Dupin hat wahrscheinlich ihr Mann verdorben, die Rede seines siegreichen Gegners anzuhören; er selbst ist nicht zugegen, auch Lord Brougham fehlt. Hier ist Patquier mit der samtnen rothen Perrücke; Villemain, der köstliche und geistreichste aller Akademiker, und dafür ganz geeignet, sie als Secretairs perpetuel zu repräsentiren, wozu er vor einigen Tagen gewählt worden; Lebrun, der geniale Uebersetzer der Maria Stuart, Lemercier, der Verfasser des Pinto. Beide einst als Sprach- und Geschmacksverderber verschrien. Beide die erz. ersten Gegner der jüngern dramatischen Schule. So geht es mit den Revolutionen, mögen sie literarisch oder politisch seyn; heutzutage schickt Guizot Gensdarmen und Polizeisergeanten aus, um die Studenten zu verhaften; vor sechs Jahren wurde er in der Sorbonne als ein Opfer der Jesuiten mit rauschendem Applaus empfangen. Da sitzt er, nebst Cousin, neben Thiers. Cousin mag den Reinpenbär Zuckerwasser zurecht, während Guizot bleich, stumm und niedergeschlagen auf den Boden sieht. Guizot kann es sich nicht läugnen, in den letzten parlamentarischen Kampf war es Thiers, der den Sieg entschied. Thiers steht auf dem Gipfel der Größe: sein Name schallt durch alle Straßen, durch alle Salons und alle Kaffeehäuser. Der National und der Charivari, die Karrikatur, der Courier und der Tempf, der Constitutionnel und die Tribune, kurz alle die hundert Stimmen der Presse, wie er sich in seiner Antrittsrede ausdrückt, verehren und verspotten ihn, und senden ihm ganz Weltenschwärme von Epigrammen, Calembourgs, Witzen und Schnurren aller Art nach, und das ist ja eben politischer Ruhm, das ist der Ruhm, wie er in Repräsentativstaaten errungen wird; über Thiers' Haupt schwebt nun der Prozeß des National und den Prozeß der Republikaner, und Odry und die Dejazet, und stellt das neue Vaudeville Freiheit; Thiers ist jetzt der eigentliche Chef des Ministeriums, das fühlt Guizot recht gut, und darum sitzt er so stumm und bleich da; Thiers hat ihm als eine Trophäe an seinem Siegeswagen hieher geschleppt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 2.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 2. Januar 1835.

Nichts hält zurück in Calpe's engen Schranken
Den kühnen Geist. —

Tasso.

Was wußten die Alten von Amerika?

Amerika heißt uns die neue Welt, und lange war man überzeugt, die Schiffe des Columbus haben das allererste Band zwischen dem Gestade der östlichen und dem der westlichen Halbkugel geknüpft. Die Beschaffenheit der Landes, der Zustand der Bevölkerung, beider Fremdartigkeit schien auch diese Ansicht zu bestätigen, und die Ueberraschung war daher nicht gering, als man in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die ersten unzweideutigen Spuren einer untergegangenen uralten Kultur auffand, welche nach der alten Welt hinüberwiesen. Im Jahr 1750 entdeckte man in den Distrikten von Chiapa und Guatimala in Mittelamerika gigantische Trümmer, mit deren Aufdeckung man aber erst 1787 den Anfang machte. Sie wurden vielfältig besucht, durch Alexander v. Humboldt beschrieben und abgebildet, und im gegenwärtigen Augenblick erscheint zu Paris eine Prachtausgabe dieser merikanischen Alterthümer. Sie zeigen bekanntlich eine überraschende Aehnlichkeit mit den alten Resten phönizischer Kultur und egyptischer Kunst. Nach einer ungefähren Schätzung, wobei namentlich die über den Spuren dieser namenlosen Bevölkerung alt gewordenen Bäume einen Anhaltspunkt gaben, sind sie zwei- bis dreitausend Jahre alt. Andere Denkmäler, welche sämmtlich den Stempel eines sehr hohen Alters tragen, und bei denen man im eigentlichsten Sinn von undenklicher Zeit sprechen kann, sind in neuerer Zeit in den Vereinigten Staaten, in Chili und Peru gefunden worden. Bereits gibt es eigene Abhandlungen über die Frage: ob Amerika den Alten bekannt gewesen sey, und eine Menge von Schriftstellern haben sich im Vorbeigehen damit beschäftigt. Es wäre aber vielleicht auch für ein größeres Publikum nicht ohne Interesse, wenn hier sämmtliche darauf sich beziehende Stellen der alten Schriftsteller und andere alte Dokumente, welche, wenn sie auch den streitigen Punkt nicht entscheiden, doch zu fruchtbarem Nachdenken Anlaß geben können, zusammengestellt würden. Der Leser wird natürlich hier keine Lösung des wichtigen historisch-geographischen Problems erwarten und das Folgende nur als eine Einleitung zu dem betrachten, was wir später über die merikanischen Alterthümer selbst sagen werden.

Wenn wir den Antichthon (die Gegenerde) der Pythagoräer übergehen, von dem sich nicht viel sagen läßt, der aber wohl falsch gedeutet wird, wenn man in ihm den Begriff der Antipoden sucht, fesselt zunächst jene berühmte Stelle des Plato unsere Aufmerksamkeit, wo er die, sonst dem ganzen griechischen Alterthum fremde, egyptische Sage von der großen Insel Atlantis erzählt, über welche ganze Bücher geschrieben worden sind. Im Timäus des Plato wird nämlich erzählt, als Solon bei

Digitized by Google

den Priestern zu Sais nach den ältesten Sagen der Geschichte geforscht, habe ihn ein alter Mann versichert, die Hellenen seyen, den Egyptern gegenüber, wahre Kinder auf Erden: denn während letztere das Bewußtseyn haben, wie der Erdboden schon mehreremale durch Feuer und Wasser verheert worden und das Menschengeschlecht fast ausgerottet worden sey, und in ihren Tempeln die Ueberlieferungen aus den ältesten Zeiten aufbewahrt werden, wissen die Griechen nur von einer einzigen und zwar der letzten Ueberschwemmung zu erzählen; diese aber habe bei ihnen so sehr alles Andenken an ihre frühere Geschichte verwischt, daß sie nicht einmal mehr etwas von der vornehmsten Großthat ihrer Väter, von ihrem Sieg über die Atlantiden wüßten. Als nämlich die Könige der großen Insel Atlantis, welche in jener Vorzeit ihre Herrschaft sogar bis Hetrurien und Egypten ausgedehnt, auch nach Griechenland vordringen wollten, seyen sie von den Athenern und ihren Bundesgenossen heldenmüthig zurückgeschlagen worden. Anderwärts beschreibt Plato diese im westlichen Ocean gelegene Insel als ein Ideal guter Verfassung, gesegnet durch Ueberfluß an Menschen und Thieren aller Art, durch Reichthum und Herrlichkeit, ausgezeichnet durch Wissenschaften, Künste und Meisterwerke, bis sie in Sittenlosigkeit und Laster verfiel. Da kam eine Katastrophe, welche sie mit einem großen Theil der Länder am Mittelmeer in den Wellen begrub. Es soll dies 10,000 Jahre vor Solon geschehen seyn. — Wir sehen die hieher gehörige Hauptstelle mit Platos eigenen Worten her: „Ihr, die Hellenen, habt die große Kriegsmacht gedemüthigt, welche vom atlantischen Meere her über ganz Asien und Europa herzog, denn damals war das dortige Meer noch fahrbar. Eine Insel lag vor der Mündung, welche ihr die Säulen des Herkules nennt, größer als Libyen und Asien zusammen, und von ihr konnten damals die Reisenden nach den andern Inseln fahren, und von diesen auf das gegenüberliegende Festland, welches um jenes wahrhafte Meer herumlag. Denn dieses hier, das innerhalb der Mündung, von der wir sprachen, liegt, erscheint nur als ein Hafen mit einer engen Einfahrt. Jenes aber ist ein wahres Meer und das Land rings um dasselbe könnte man in Wahrheit Festland nennen. Auf dieser Insel Atlantis nun vereinte sich die ungeheure Heeresmacht vieler Könige, welche theils über diese Insel, theils über manche andere Inseln und Theile des Festlands herrschten, außerdem auch noch über die Landstriche Libyens innerhalb bis an Egypten, und über Europa bis Tyrrhenien. Und diese gesammte Macht unternahm es einst, euer und unser Land und Alles, was innerhalb der Mündung liegt, sich mit Einem Schlag zu unterwerfen. Ihr aber befreitet uns alle, die wir diesseits der Säulen des Herkules wohnen. Später nun kamen außerordentliche Erdbeben und Ueberschwemmungen, und in Einem Tage und Einer Nacht ward eure ganze streitbare Macht von der Erde verschlungen, gleicherweise sank aber auch die Insel Atlantis in das Meer und verschwand. Deßhalb ist auch das dortige Meer jezt nicht zu befahren, wegen des tiefen Schlamms, der von der versunkenen Insel herrührt."

Liest man nun in den Geschichtschreibern der Entdeckung von Amerika, wie die Begleiter des Columbus auf seiner ersten Reise, als man etwa 200 geographische Meilen jenseits der Canarien die See mit einem dichten Pflanzenteppich bedeckt sah, der sie zu einer ungeheuren Wiese machte und die Schiffe in ihrem Lauf verzögerte, glaubten, sie haben jezt die Grenzen des schiffbaren Oceans erreicht, und unter diesen schwimmenden, beweglichen Klippen liegen weite Strecken versunkenen Landes, sieht man, wie ängstlich sie eine so einfache, besonders in der Nähe des Landes so natürliche Erscheinung mächte, so gedenkt man unwillkührlich der obigen Erzählung Platos und jenes Schlamms der versunkenen Insel, der die Seefahrer so lange aufhielt.

Statt alle Vermuthungen der neuern Gelehrten von Rudbeck bis auf Bailly über diesen Gegenstand aufzuzählen, beschränken wir uns darauf, zwei Punkte hervorzuheben, welche ihnen entgangen zu seyn scheinen. Einmal findet sich merkwürdigerweise der Name Atlantis und Atlantiden in Amerika wieder vor, und zwar im Lande Aztlan, in welchem die alten Mexikaner, nach den eigenen Sagen des Volks, zuerst gewohnt haben sollen. Daß aber ein zweiter Punkt noch Niemanden aufgefallen, ist wirklich verwunderlich: die Stadt Mexiko nämlich mit ihrem See, mit den langen Straßendämmen, die sie mit dem Lande in Verbindung setzen, und in denen hin und wieder Oeffnungen sich befinden, über welche Brücken geschlagen sind, mit der Pracht und Herrlichkeit, welche die ersten Eroberer daselbst fanden, hat eine überraschende Aehnlichkeit mit der Hauptstadt der Atlantiden, wie sie Plato in einem andern Gespräch, dem Kritias, schildert. Folgendes sind seine eigenen Worte: „Zuerst umgab Neptunus den Boden, auf dem er seine Stadt gründete, mit Wassergräben, und durchschnitt diese mit mehr oder weniger breiten Landzungen. Die Wasserbecken waren eben so viele Bollwerke, welche die Stadt unzugänglich machten. Man machte Einschnitte in die verschiedenen Dämme, und die Brücken über dieselben wurden so angelegt, daß ein Dreiruderer aus einem Becken in das andere fahren konnte . . . Die Könige der Atlantis besaßen so große Schätze, daß ihnen kein Fürst darin gleich kam und nicht leicht je gleichkommen wird."

(Die Fortsezung folgt.)

Digitized by Google

Bilder aus dem Seeleben, in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

Von diesen verzweifelten Lustbarkeiten sich abwendend, zogen Einzelne es vor, an einem entfernten Plätzchen, gelehnt an die Brustwehr, hinauszuschauen auf das grenzenlose nächtliche Element, wie es vom Monde ein spärliches Licht empfängt. Das ist ein Gemälde, das die Seele heftig ergreift. Das Auge wird nicht müde, dem geheimnißvollen Spiele zuzuschauen, welches Mondlicht und Welle mit einander treiben, unbekümmert um menschliche Thorheit und Mühen. Zu solchen einsamen Beobachtern gesellt sich dann wohl ein müssiger Matrose, es kommen zwei, drei herbei, und man erzählt sich Geschichten. Der Araber auf seinem Ruheplatz in der Wüste, und der Matrose auf seinem Schiffe sind treffliche Mährchenerzähler. Vor ihnen ausgespannt liegt das geheimnißvolle Element, die Heimathwelt ihrer Wunder, in Ruhe da, das Grausen und Entsetzen schlummert, und nur im halbleisen Ton der bewegten Seele des Erzählers zittern die wilden Gefahren und Abenteuer vergangener Tage. Wer wollte ihren Berichten den Glauben versagen, wer an ihren Aussprüchen zweifeln, wenn man unter sich die geheimnißvolle Welle rauschen hört, wenn das Auge, so weit seine Kraft trägt, nichts als Himmel und Meer sieht und eine unbekannte Welt mit allen ihren Schrecken uns umlagert hält? Gewiß, wer ein Mährchen in einer ungläubigen Gesellschaft, bei Putz, Lichtern und Geräusch erzählt, mag seine ganze Kunst aufbieten, mag ängstlich die Gegenstände wählen und anordnen, damit der beabsichtigte Eindruck nicht verloren gehe, wer aber um Mitternacht am Bord eines Schiffes erzählt, erzählt immer gut. So hätte, wer die Matrosen unsers Schiffs anhörte, schwören mögen, er sehe Leute vor sich von der äußersten Wichtigkeit. Da war Keiner unter ihnen, der nicht wenigstens zwei oder drei Reisen in unbekannte Meere, gefahrvolle Abenteuer auf noch nie genannten Inseln unternommen und bestanden hätte. Es gab unter diesen Edlen mehr als einen Columbus, und wenn die Erzählungen beendet waren, so erstaunte man über das Gewicht der Achtung und Bewunderung, das man so vielen unerhörten Talenten und verborgenen Großthaten schuldig wurde. Beim Lichte des Morgens besehen, nahmen sich freilich die Berichte um vieles anders aus; die Erzählungen eines Mannes jedoch blieben immer dieselben, immer gleich geheimnißvoll, anziehend und in ihrer Art wahr. Diesen Mann nun, der ein ziemlich ansehnliches Vermächtniß uns übertragen hat, müssen wir zum Dank etwas näher in's Auge fassen. Er hieß Claas, und obgleich er wohl noch einen andern Namen geführt haben mag, so hörte man ihn doch nur bei diesem rufen. Seine starke, untersezte, aber dabei doch bewegliche Gestalt ließ den resoluten Seemann in ihm sehen, hiezu paßte auch sein rohes, sonnenverbranntes Antlitz; er benahm sich völlig anspruchlos, er that, was ihm zu thun oblag, seine Kameraden hatten ihn gerne, und nur hie und da hörte man über Claasens Trägheit und Hang zur Träumerei klagen. Allein wie sollte der Mann sich nicht bisweilen dem Nachdenken und Grübeln ergeben, dessen Familie und er selbst im engen Conflikt mit Gespenstern gestanden? Schon allein was Claasens Muhme erlebt hatte, war genügend, um ein ganzes Menschenleben zu verdüstern, nicht einmal der andern auffallenden Begebnisse in der Familie zu gedenken. Hätte unser Freund in die Weise seiner radotirenden Kameraden einstimmen wollen, so wäre es ihm ein Leichtes gewesen, sich den obersten Rang unter den Improvisatoren des Schiffs anzueignen, allein er trachtete nicht nach dieser Ehre. Dagegen suchte er sich mit Einsicht seine Zuhörer heraus, die er sofort zu Eingeweihten seiner Mährchenwelt machte. Von diesen litt er nun durchaus weder Zweifel noch Einwendungen; wie alle leidenschaftliche, für ihr System begeisterte Schwärmer, wollte er mit blindem Glauben und Bewunderung aufgefaßt seyn. Wir, die wir zu den Auserwählten gehörten, gaben ihm diese Forderung zu, und in der That erschien uns Claas als ein Mann, der wohl allenfalls mit den Geistern der Tiefe in einem vertrauten Verhältniß stehen konnte. Mit seiner dunkeln, unbeweglichen Gestalt, bekleidet mit der weiten Schifferhose und dem blutrothen Jäckchen, repräsentirte er würdig das alte mysteriöse Element, dem er von seiner frühesten Jugend auf gedient, und das ihm nun im langen Umgange alle seine wunderlichen Heimlichkeiten vertraut hatte. Ja, Claas war wohl gar selbst einer der alten Seekönige, von denen er erzählte, und seine Muhme war eine Meersee, und weil Beide, der Himmel weiß aus welchem Grunde, auf uns zürnten, wurden wir endlos und unter Mühseligkeiten aller Art auf der weiten Meereswüste in die Irre geführt.

Jezt, da längst die Drangsale jener Tage vorüber sind, da das, was damals die Gemüther ängstigte und schreckte, fast ganz vergessen ist, liegen dem Schreiber dieses noch die Mährchen im Gedächtniß, die er damals in einer stürmischen, mondhellen Nacht auf der Höhe von Kopenhagen aus Claasens Munde vernahm. So wie dort, stürmt es auch jezt an die Fenster, unruhig durchbricht die Mondscheibe das eilende Wolkenheer, aber im Zimmer ist es still und friedlich, die Flamme lodert im Kamine, und ferne rauschen die Schrecken der endlosen Wasserwüste. Doch auf dem dunkeln Grunde hebt

Digitized by Google

sich der leuchtende Sagenteppich, behaglich breitet ihn die Hand des Einsamen aus, und er sucht sich aus dem Gewirre bunter Figuren die liebsten Gruppen heraus. So erstehe denn auch wieder neu vor unsern Blicken, du alter Seebürg Claes, du Phantasus des Meers, und bringe deine versunkenen Schätze auf den geselligen Markt des Lebens. Wer weiß es, vielleicht steht unserm greisen Welttheil das Schicksal bevor, mit seinen Schätzen und Kindern, mit seinem ganzen Reichthum hinabzuschwinden in die Tiefe, und der alte, heilige Meeresboden mit seinen verhüllten Wundern und Städten steigt dagegen als neue Welt an's Licht der Sonne; denn immerdar tauscht sich Geheimniß gegen Geheimniß, und das Reich der Wunder wird nie abgeschlossen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Andrieux und Thiers. Theater.

Thiers ersetzte bekanntlich Andrieux in der Académie française. Dieser Avorieux war uns Deutschen nicht gut und sehr schädlich; aber er hatte dennoch Geist und Geschmack. Eine elegante Laune beseelte die zerrissenen, grotesken Züge, ein feines Lächeln umspielte den großen, verzogenen Mund, mit einer dumpfen, heisern Stimme las er meisterhaft vor; der ganze Mann war eine Antithese. Die literarischen Vorträge, die er im Collège de France hielt, waren spirituelles Geplauder, seinen Kunstansichten fehlte es durchaus an philosophischer Begründung; aber Bilder zu wiegen, Metaphern zu messen, verstand er meisterhaft. Seine Wige über die deutsche Literatur haben uns oft erzürnt; besonders wollte ihm nicht recht in den Kopf, daß Frau von Staël in so kurzer Zeit eine so ungeheure Menge großer Männer in Deutschland aufgefunden haben sollte. Was Thiers über seinen Vorgänger sagt, ist rein, korrekt und anmuthig, wie dessen Talent; zur höchsten Eloquenz erheben sich die Stellen über die Revolution und über die Gründe und Folgen des kaiserlichen Regierungssystems; das erkannte selbst der Courrier; alle Journale ließen Thiers akademischen Talente Gerechtigkeit widerfahren, alle waren unparteiisch, den Ame partial angenommen; dieser war gros- und das Journal des Debats hat seine Lobsprüche mit einigen Stichelreden versetzt. Die aus der Feder des bleichen, stummen Guizot kommen. Der Courrier macht eine malitiöse Bemerkung; er berichtet, Andrieux sey arm aus der Legislatur getreten; er wundere sich, daß Thiers diese Uneigennützigkeit seines Vorgängers mit Stillschweigen übergangen.

Mit der Literatur steht es ziemlich schlecht, aber mit den Literaten sehr gut; die Leute verdienen viel Geld, die Muse verarmt. die Muse geht zu Fuß, und die Poeten fahren im Coupé. Zwischen dem Constitutionnel und der Revue de Paris dauert die Polemik noch immer fort; daher sind die Etudes des tragiques anciens et modernes von Martine aus Genf eine zeitgemäße Erscheinung. Die Klassiker preisen sie als eine Réponse foudroyante au cours dramatique du Schlégel; die Romantiker sind germainst. die Anarchie ist zu Ende u. s. w. So wurde in der ersten Zeit des Bürgerkönigthums die Hydra der Anarchie jede Woche ein paar Mal auf immer erstickt in den offiziellen Blättern der Regierung. Mit den Etudes des tragiques ancients et modernes erschien fast zu gleicher Zeit Luther von L. Halevy, der durch seine Poésies Européennes sich den Ruf eines geschickten Versemachers erworben. Sein Luther ist dem Werner'schen Drama nachgebildet, und besonnener, verständiger als sein Muster, aber, wie mich däucht, auch minder poetisch; die Darstellung bewegt sich in reinen, edlen und strengen Formen, der Gang der Gedanken ist sicher und fest, nur hat er zuweilen die Siegen der alten Tragödie an. Luther ist nicht aufgeführt worden; Thiers soll das Stück unterstützt haben; ich begreife nicht, warum. Der Streit, den Luthers geführt, ist hier längst ausgefochten; es ist nicht religiöse Freiheit, nach der man sich in Frankreich sehnt, im Gegentheil, man fühlt das Bedürfniß einer Stütze für die menschliche Gesellschaft, die nicht beim ersten politischen Sturme zusammenbricht. — Das Lustspiel: „L'ambitieux" von Scribe ist eine Piece à queue; jeden Abend stationirt die Queue unabsehbar bis in die Galerien des Palais-royal auf in die Cour d'honneur; die Leute frieren, daß sie zittern, und den Damen klappern die Zähne. L'ambitieux ist eigentlich eine verlängerte Reihe von Vaudevillesscenen, eine Mosaik von fünf bis sechs kleinen Dramen, die durch eine in der That neue und komische Situation getragen werden: der Ehrgeizige erhält nach langem Flehen endlich seine Entlassung, und als er sie errungen, geräth er in Verzweiflung. Der König Georg I. spielt dabei eine sehr seltsame Rolle; er hat eine Maitresse, die in Lord Henri verliebt ist; dieser Liebschaft bedient sich Walpole, der Ambitieux, der gewesene Minister, um seinen Neffen, der an seiner Stelle das Portefeuille erhalten, zu stürzen. Der König wähnt über den Verrath seiner Donna, droht, ihre Schande vor dem ganzen Hofe zu enthüllen, dagegen droht Lord Henri, der Königin Alles zu entdecken. Als starker Politiker zeigt sich Scribe eben nicht; er läßt den Neffen des Ministers ohne Weiteres an dessen Stelle treten, als wenn in konstitutionellen Staaten das Portefeuille ererbt wäre; aber an alle diese Mißgriffe und Unwahrscheinlichkeiten hat man nicht Zeit zu denken, so unablässig sprudelt der Dichter die Neugierde, so bedende läßt er seinen Witz an den Haltpunkten des Drama's spielen.

Nur wenige Worte über einige Stücke, die gegenwärtig auf den kleinern Theatern gegeben werden. An der Gaité wird man noch immer bitterlich über die 55jährige Gefangenschaft des unglücklichen Latude; wenn er mit seinen Unglücksgefährten, dessen Name ich vergessen, von der Bastille herunterfliegt auf der berühmten Leiter, die er sich im Kerker gemacht, so jubelt dagegen Alles. Noch größer ist der Jubel, wenn Latude seine definitive Entlassung erhält und mit seiner großmüthigen Retterin Legros davon zieht; die Leiter wird nebst andern Geräthschaften, deren er sich bedient, im Foyer des Theaters gezeigt. Das Ambigu comique gibt ein Melodram, dem es nicht an Interesse fehlt, das uns aber eine gefährliche Tendenz zu haben scheint. Es ist betitelt le facteur. Ein Briefträger ist verarmt, Frau und Kinder hungern; in seiner Noth stiehlt er einen Wechsel aus einem Briefe. Der Brief war an einen Bankier gerichtet, der den Facteur um sein ganzes Vermögen geprellt. Der Bankier, ein Bankerottier, lebt reich und angesehen, der arme Briefträger wird auf die Galeeren geschickt. Dergleichen Gegensätze bringen das Volk in Gährung, das obnedem den besten Willen hat, die Mißgriffe der Gerechtigkeit eigenmächtig auszugleichen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 3.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 3. Januar 1835.

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Mährchenwelt,
Steig auf in der alten Pracht.

Tieck.

Bilder aus dem Seeleben, in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

Der arme Thoms oder die versunkene Stadt.

Am Gestade des nördlichen Meeres lebte vor langer Zeit ein Fischer, den die Leute im Dorfe nur den armen Thoms nannten. Er selbst wollte indeß nicht eingestehen, daß er arm sey, denn er war zufrieden mit einer baufälligen Hütte, die er sein Eigenthum nannte, und die nothdürftigste Nahrung wurde ihm, ohne daß er darum zu sorgen brauchte, aus dem Dorfe täglich gebracht. Besondere Bedürfnisse hatte er nicht, und wenn diese auch da gewesen wären, so hätte er sie lieber unterdrückt, als daß sie ihn gezwungen, seine Hütte und den Platz dicht am Meere zu verlassen, so leidenschaftlich liebte der Alte die Nähe und den Anblick des freien Elements. Dessenungeachtet sah man ihn doch selten mit seinem kleinen Fischerkahn sich hinauswagen, aber öfters fand man ihn am Ufer sitzend, besonders an ruhigen Abenden, wo denn sein Blick sehnsüchtig auf die in Farbe und Bewegung stets wechselnde Weite gerichtet war. So einsam hatte er jedoch nicht immer gelebt, seine Jugend, so wie auch sein spätes Mannesalter waren unter mannichfaltigen, zum Theil gefährlichen Reisen und Unternehmungen hingegangen; hievon hatte er sich Manches seinem Gedächtniß besonders eingeprägt, und pflegte es Sonntags, wo die Fischer mit ihren Weibern sich öfters zu ihm gesellten, in vertraulicher Mittheilung zu erzählen. Die muntere Jugend im Fischerdorf fand Mittel, auch an andern Wochentagen Thomsens Erzählungen anzuhören, wogegen die Aelteren und Erfahreren zürnten, und zwar, weil sie wohl sahen, daß der seltsame Greis öfters Geschichten vorbrachte, die die Phantasie der Jünglinge schwärmen machten, so daß die tüchtigsten Bursche das alltägliche Werk versäumten, indem sie über ein Mittel grübelten, die wundersamen Schätze aus den Mährchen des armen Thoms zu erbeuten. Eine der liebsten Geschichten des armen Fischers war aber die von der versunkenen Stadt.

Ziemlich weit in die offene See hinein konnte man nämlich bei hellem Wetter auf dem Meeresgrunde Gegenstände deutlich gewahr werden, die, seltsam geformt, schon seit Menschengedenken für die Trümmer einer alten versunkenen Stadt gegolten hatten. Der einsame Fischer, der heimkehrend diese Stelle des Meers zu befahren hatte, konnte sich des Grausens nicht erwehren, dachte er an die dunkeln Sagen von den Spukgestalten der Meerstadt, die hin und wieder waren gesehen worden. Dazu kam der Umstand, daß das Wasser hier selten ruhig war und nicht weit entfernt ein

Digitized by Google

finsteres Felsenriff hervorstarrte, an dem schon manches unkundige Fahrzeug gestrandet war. Früher hatte ein reiches Dorf am Strande gestanden, allein es war verlassen worden und einsame Trümmer zeigten noch seine Stelle; des armen Thoms Hütte schien die einzig übriggebliebene.

Es war eines Abends, als die Arbeit früher wie gewöhnlich ruhte und das Vorgefühl des morgenden Festtags zahlreichere Gruppen um die Hütte Thomsens gelockt hatte. Der Erzähler saß heiter im Kreise seiner Zuhörer. Ein paar fremde Fischer brachten den Alten auf seine frühere Thätigkeit und befragten ihn, ob er sich nicht jezt noch aus der behaglichen Ruhe manchmal hinaussehne. Thoms schüttelte das Haupt. „Nein, meine Freunde," entgegnete er, „die Welt ist für mich beschlossen und geendet; ich habe schauen dürfen, was nicht jedem blöden sterblichen Auge zu schauen vergönnt ist, ich bin zufrieden. Glaubt mir, wenn ich so vor meiner Hütte sitze und die Natur rings um mich stille ist, der Mond über dem Gewässer schwebt und die Nachtkühle so recht innig durch meine Brust zieht, da keimen in mir unendlich süße Schauer, selige Träume; ich bedarf der äußern thätigen Welt nicht. Das alte Land der Wunder thut sich auf, die graue Meeresfläche vor mir wird wie ein bunter Teppich im Nu mit den köstlichsten Gestalten der Fabelwelt gestickt. Ich sehe Magelonen vorbeischiffen, wie ein grauses Geschick sie fern von den Geliebten treibt, das reiche Zauberschiff Argo mit seinen tausend und aber tausend Kriegern und Sängern rauscht in die Nacht dahin, Gesänge und Farben tauchen auf und nieder, zwischendurch lauschen aus der alten Wiege des Ungestüms die Meerwunder hervor, ich höre ihr jedem Andern unverständliches Gespräch, wie sie von den Schätzen der Tiefe erzählen, von dem was unten begraben liegt und Ewigkeiten hindurch verborgen ausdauert. Mitten unter diesen Gebilden und Herrlichkeiten sinkt dann wieder eine so selige Befriedigung und Stille in meine Seele, ich weiß und fühle, daß Alles nur Traum ist, daß der sterbliche Mensch nur in Frieden und Beschränkung Ruhe findet, und mein Plätzchen am Meeresstrande ist mir dann lieber als ein Ehrensitz in der kostbaren Argo unter Zauberern und Sängern." — „Ja wohl seyd Ihr ein Träumer, Thoms," nahm einer der fremden Schiffer das Wort; „von den Herrlichkeiten, die Ihr eben geschildert habt, ist uns nie das Mindeste in Sinn und Gedanken gekommen." — „Ei, ei!" rief ein anderer, „unser alter Gevatter könnte, wenn er wollte, uns noch viel wunderbarere Dinge erzählen. Ist es doch genugsam bekannt im Dorfe, daß einst die Seegespenster ihn hinuntergeführt haben in die alte Meerstadt, und daß er von dort ein kostbar Kleinod mitgebracht hat."

Der Kreis rückte bei diesen Worten näher heran. — Ein sanfter frischer Abendwind kam vom Meer her und hob die weißen Locken am Haupte des Greises, der still und sinnend vor sich hinsah, als überdenke er längstvergangene Zeiten; indeß ward er mit Fragen und Bitten bestürmt, sein Abenteuer zu erzählen. Endlich erwiderte er unmuthig: „Ihr fragt alle doch aus eitler Neugier, und wie wollt Ihr da, daß ich ein stilles, wundersames Ereigniß Euren Blicken entschleiern soll? — Ach, es wird mir doppelt schwer, denn ich muß des theuren Jugendgenossen gedenken, der auf eine räthselhafte und grausenvolle Weise mir entrissen wurde!" Andreas, ein junger Fischer, der dem Greise zur Seite saß, rief: „Erzähle, Vater, und thut Ihr es nicht der Menge zu Gefallen, so geschehe es uns zur Freude; Ihr wißt wohl, diese Bitte dürft' Ihr uns nicht abschlagen." — „So mag's denn geschehen," entgegnete Thoms, „doch soll Keiner mir das Ereigniß auf seine Weise deuten und verkümmern wollen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Was wußten die Alten von Amerika?

(Fortsetzung.)

Wir sind natürlich nicht der Meinung, als ob Plato einen Plan von Mexiko vor sich gehabt hätte; die Analogie ist aber gewiß so auffallend, daß sie die Aufmerksamkeit aller verdient, welche sich mit merikanischen Alterthümern beschäftigen.

Aristoteles, ein Schüler Platos, hatte keine solche Inspirationen und poetische Offenbarungen über eine unbekannte Welt; in seiner Abhandlung vom Himmel sagt er nur: „diejenigen, welche annehmen, zwischen den Säulen des Herkules und Indien liege nur ein einziges Meer, haben vielleicht nicht so Unrecht." Dieser zweideutige Ausdruck Indien hat sich nun durch die Autorität des Aristoteles in der ganzen alten Geographie zur Bezeichnung jener westwärts gelegenen Länder erhalten, und wir sogar, die wir sie jezt genau kennen, nennen sie noch Westindien.

Es ließ sich erwarten, daß in der Schule von Alexandrien, auf welche manche der Vorstellungen und Traditionen, welche das geheimnißreiche Egypten in seinen Heiligthümern aufbewahrt, übergegangen waren, die verworrene Kunde der ältesten Zeiten von einer in jenen Strichen des Oceans gelegenen großen Insel nicht ganz verklungen seyn werde. Eratosthenes, ein alexandrinischer Philosoph des dritten Jahrhunderts vor Christus, glaubte, wie Strabo von ihm erzählt, ohne die ungeheure Ausdehnung des atlantischen Meers könnte man leicht von Spanien nach Indien schiffen. — Indien,

Digitized by Google

und immer Indien! Was sollte der Ausdruck hier bedeuten? Man weiß, wie schwankend der Begriff des Worts bei den alten Schriftstellern ist, selbst bei den gelehrtesten Geographen. Das mittägliche Asien, Arabien, Aethiopien, alle jenseits des Atlas gelegenen Länder Afrika's heißen bei ihnen Indien. Es ist allerdings wohl möglich, daß bei der eben angeführten Aeußerung das eigentlich sogenannte Indien gemeint ist. Glaubte ja Columbus selbst, als er nach Westen fuhr, nach Ostindien zu gelangen, und die von ihm aufgefundenen Völker heißen ja noch jezt Indier.

Wären uns die Alterthümer von Tyrus und Carthago besser bekannt, wüßten wir mehr von jener durch den Sieger gewaltsam zerstörten Kultur, so wären wir besser im Stande, als wir es jezt sind, die Aehnlichkeit zu würdigen, welche man zwischen den alten merikanischen Basreliefs und wenigen phönizischen Monumenten bemerkt. Die Griechen und die Römer machten nur zu Land Entdeckungen und kamen fast nie über das Becken ihres Mittelmeers hinaus. Nur die punischen Flotten wagten es, den Ocean selbst zu beschiffen; wenn aber auch mehr von diesem Volke auf uns gekommen wäre, so dürften wir uns doch bei ihm nach keinen umständlichen Berichten über seine Unternehmungen zur See umsehen. Tyrus und Carthago machten ein Geheimniß aus ihren weiten Reisen, aus ihren Handelswegen zur See; Strabo macht ihnen Vorwürfe wegen dieser Eigensucht, von der wir übrigens auch in der neuern Zeit bei seefahrenden Nationen Beispiele erlebt haben. Soviel wissen wir, daß sie im Seewesen immer weit vor den übrigen Völkern voraus waren; die Carthaginenser haben bestimmt Afrika umschifft, und so konnten sie nimmermehr, wie Virgil, ja sogar wie Alexander, den Nil mit dem Indus verwechseln. Manche damals gangbare Irrthümer konnten sie nicht theilen, obgleich sie vielleicht selbst zur Verbreitung derselben beitrugen; vom eigentlichen Umfang ihrer geographischen Kenntnisse, namentlich westwärts, wissen wir aber rein nichts.

Vergebens würden wir uns bei ihren Siegern Raths erholen wollen. Rom hatte genug zu thun, seine drei Welttheile zu erobern und zu behaupten, schwerlich sah es sich nach einem vierten um. Griechische Kultur wanderte in Rom ein und Cicero sprach den griechischen Philosophen nach, was sie von den Antipoden zu sagen wußten. Unter Augusts Regierung fabelt der Geograph Strabo viel über den Gegenstand, der uns hier beschäftigt, was aber der nähern Betrachtung kaum werth ist, und zu derselben Zeit beschreibt Diodor von Sicilien in rhetorischem Styl eine gewaltige, reiche Insel, die er gegen West, Afrika gegenüber sezt; die Phönizier sollen die Insel entdeckt, diese aber die Etrusker, ihre Nebenbuhler zur See, daraus vertrieben und sich das Land als einen Zufluchtsort in Zeiten der Noth vorbehalten haben. Es ist nur Schade, daß er nicht viel mehr von dieser Insel zu sagen weiß, als was man bei Plato liest. Der römische Schriftsteller Aelian gedenkt einer ähnlichen phantastischen Erzählung des Geschichtschreibers Theopompus, dessen Werke nicht auf uns gekommen sind, und der ein Zeitgenosse Alexanders des Großen war; der gelehrte Niederländer, Jakob Perizonius (im siebzehnten Jahrhundert), ist der Ueberzeugung, mit dieser fabelhaften Insel sey nichts anders gemeint als Amerika.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Januar.

Schillers Denkmal.

Der Jahreswechsel mahnt uns, alle diejenigen, welche für das in hiesiger Stadt zu errichtende Monument zum Andenken Schillers ihre Theilnahme bezeugt haben oder noch bezeugen werden, wenigstens summarisch vom Stande der Verhältnisse zu benachrichtigen. Der Erfolg des im vorigen Jahre vom Verein erlassenen doppelten Aufrufs hat den Erwartungen vollkommen entsprochen, und für das Unternehmen, das bisher mit der Ungunst der Zeit und manchem widrigen Zufall zu kämpfen hatte, hat eine glücklichere Periode begonnen. Sehr Viele haben bereits ihre Theilnahme werkthätig bekundet, Viele warten wohl nur auf die Anzeige, daß sich der Zug der Huldigenden bereits zahlreich in Bewegung gesezt hat, um sich mit einem Kranze für den großen Todten an denselben anzuschließen. Die glückliche Idee, ein Album anzulegen, in welchem sämmtliche Dichter und Gelehrte Deutschlands mit ein paar Zeilen den großen Dichter ihres Volks begrüßen sollten, wird verwirklicht werden. Aus allen Theilen Deutschlands, aus allen Klassen der Gelehrtenrepublik sammeln sich die fliegenden Blätter, welche einst einen Codex ganz eigener Art bilden werden, und die Beiträge mehren sich mit jedem Tag. Bereits hat sich auch der königliche Dichter, König Ludwig von Bayern, denjenigen angeschlossen, welche ihn mit Stolz als ihren Zunftgenossen betrachten, und seinen Kranz auf dem Altare des Mannes niedergelegt, der in den Herzen so Vieler im Volke als Dichterkönig lebt. Einige in Petersburg lebende Deutsche haben, veranlaßt durch die Aufforderung des hiesigen Vereins, eine Subscription veranstaltet. Ihr Erfolg ist ein schöner Beweis für die Dankbarkeit eines Landes, das sich zu seiner geistigen Entwickelung deutscher Kultur als eines Hauptwerkzeugs bedient hat, und seiner Achtung vor den schönsten Blüthen dieser Kultur. Die bis zum vorigen December eingegangenen Beiträge sind in Betrag von beinahe 3000 Rubeln Banko hieher übermacht worden, die Subscription ist aber noch nicht geschlossen. Es ließ sich voraussezen, daß der Verein auch die deutschen Frauen nicht vergeblich zur Theilnahme an einem Werke, dessen Vollendung wohl Ehrensache für die Nation seyn möchte, aufgefordert haben würde. Die Orte, an welchen bis jezt Frauen Sammlungen veranstaltet haben, sind so über ganz Deutschland zerstreut, daß man wohl sieht, keine Provinz will sich einem

Digitized by Google

Unternehmen entziehen. Bei dessen Förderung sich die patriotischen Gefühle des Weisen auf die natürlichste und unzweideutigste Weise aussprechen können. Schwerlich wird am Ende eine deutsche Stadt in der Liste derjenigen fehlen, deren Unterstützung es der diesigen Stadt möglich macht, ein Gebäude zu lösen, das ihr schon lange schwer auf dem Herzen liegt. Die Früchte, welche bisher der Aufruf getragen hat, berechtigen zu der Hoffnung, daß es in Kurzem möglich seyn werde, ein des großen Mannes und seines Vaterlandes würdiges Werk zur Ausführung zu bringen.

Paris, December.

(Beschluß.)

Literatur und Literatoren.

Neue Journale gibt es in Menge, aber die wenigsten sind belletristischen Inhalts; Charaden hat nur noch der Corsaire und das Cabriolet; sie sind meist politischer Natur. Der Prinz Rosalin, der Père la Poire, Hr. Viennet und Hr. Montalivet, die Prinzessin Adelaide und der General Bugeaud werden darin arg mitgenommen. Mit Monalivet mögen sich die Witzlinge besonders viel zu schaffen, seit er zum Chef der Kavallerie der Nationalgarde ernannt worden ist. Verse findet man fast in keinem Blatte mehr, und der alte ehrwürdige Almanac des Muses ist seit vorigem Jahre eingegangen; der Almanac des Muses und der Mercure de France waren die Repräsentanten einer Civilisation, welche die politischen Kämpfe unter der Restauration erschüttert hatten, und die unter den Angriffen der Presse seit den Julitagen zusammengestürzt ist. La Chronique de Paris von W. Duckett gibt Geschwätze aus den Salons, Berichte über die große Welt von vorgeblichen Marquis, Stützen, Novellen, und unter manchem Guten, was erborgt ist, viel Schlechtes aus eigenem Fond. Diese Chronik ist für die Badaus in der Provinz berechnet, wie auch die Gazette des Théâtres. Das Echo britannique steht gegenwärtig unter der Leitung von Pichot, früher Direktor der Revue de Paris, von welcher ihn die Coterie Buloz vertrieben; diese Coterie nimmt täglich an Einfluß zu, und ist selbst in politischer Hinsicht nicht ohne Bedeutung. Sie disponirt gegenwärtig über zwei der geachtetsten literarischen Organe, die Revue des deux Mondes und die Revue de Paris, und so wäre vor der Hand den romantischen Lehren die Oberhand gesichert. Unter Pichots Direktion dürfte das Echo britannique eine der vorzüglichern Zeitschriften werden; es fehlt ihm als Schriftsteller sicher nicht an Talent, die glänzende Seite dieses Mannes ist aber Gewandtheit, Takt und unermüdlicher Spekulationsgeist. Ihm hat man die Memoiren der Gräfin Dubarry zu verdanken, und die ganze Memoirenfluth, welcher diese glückliche Spekulation den Weg bahnte.

Die tumultuarischen Vorfälle in der Rechtsschule sind bekannt. Man hat darüber zum Theil irrige Ansichten aufgestellt; die Regierung hat mit vollem Rechte Rossi zum Lehrer des konstitutionellen Rechts ernennen können, ohne ihn die Probe eines Konkurses bestehen zu lassen. Vor der Hand wird die Sache liegen bleiben; die Verordnung einer Enquête war bloß ein Ausweg, um sich mit Ehren aus der Sache zu ziehen. Rossi ist ein unterrichteter Mann, und seine Vorlesungen über Oeconomie politique im Collège de France gehörten zu den bessern der hiesigen Institute. In demselben Collège de France liest auch Ampère, der Sohn, über französische Literatur; wir können ihn um so weniger über geben, da er die Stelle Andrieux's erhalten hat. War dieser den Deutschen, den Vandalen, nicht gut, so können wir uns über Ampère nicht beschweren. Die Franzosen verdanken ihm einige treffliche Aufsätze über Goethe, Hoffmann und Jean-Paul; überhaupt hat er sich sehr mit der nordischen Literatur beschäftigt. Seine literarischen Theorien sind eben so umfassend und gründlich, als die Regeln seines Vorgängers eng und oberflächlich waren. Die Grenze seines Vorgängers hat er aber nicht, und er ist mehr Kritiker als Lehrer. Die Professur der Archäologie, welche nach der Julirevolution errichtet worden, ist seit Champollions Tode unbesetzt geblieben. Von allen diesigen Professuren wirft unstreitig Lerminier am mächtigsten auf seine Zuhörer. Er ist ein großer, schöner Mann; sein feuriges Auge, seine imposante Gestikulation stimmen ganz zu seiner bilderreichen, glühenden Sprache. Seine Lehren sind kühn und doch besonnen; er dringt in die Geheimnisse der Religionen, der philosophischen Systeme und der Künste; ist man auch nicht immer seiner Ansicht, so muß man stets seinem Talente und seinen Gesinnungen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Villemain war gesonnen, den Katheder wieder zu besteigen, aber nur so lange die Doktrinärs nicht mehr Minister waren und er die Stelle eines Vicepräsidenten des Universitätsraths aufgegeben hatte. Wir hätten ihm gerne auf diesem Schauplatze seines Ruhmes wiedergesehen; hier ist Villemain Alles, was er sein kann, witzig, unterrichtet, zuweilen beredt, immer interessant; seine Improvisation ist besser, als was er schreibt, er beobachtet sich da weniger, feilt weniger, giebt die Worte und die Ideen weniger nach der Schnur. Auf der politischen Rednerbühne hat sich Villemains Ruf nicht bewährt; auch St. Marc-Girardin hat sich neulich in der großen parlamentarischen Schlacht zwischen dem Tiers-parti und dem Parti-Thiers mit schlechtem Erfolge auf die Tribüne gewagt. St. Marc-Girardin hat seine große Gelehrsamkeit aus deutschen Büchern geschöpft. Seine Gesten, die Struktur seiner Phrasen, ja oft selbst die Intonation seiner Stimme verrathen aber eine ängstliche Nachahmung Villemains. St. Marc-Girardin ist indeß nebst Michelet der ausgezeichnetste unter den Lehrern der Sorbonne, nämlich der Faculté littéraire de l'académie de Paris. — Lord Brougham ist noch immer hier; das Aufsehen, das er zu Anfang erregte, fängt indeß schon an nachzulassen. In Begleitung des Grafen Lasteyrie hat er mehrere Unterrichtsanstalten besucht. Er äußerte sich bei einer solchen Gelegenheit sehr mißfällig über den Zustand der Unterrichtsanstalten in England. Brougham ist ein großer, nicht sehr starker Mann, mit einer gewaltigen Nase und einer ächt englischen Physiognomie, wie er denn auch das Französische auf ächt englische Manier radebrecht.

Räthsel.

Was ist weniger als Nichts,
Ein'ge Habe mancher Wichts,
Drücket manchen Ehrenmann,
Der es nicht los werden kann,
Laster, kommt's vom Teufel her,
Auf Gewissen centnerschwer?
Nur die Liebe kennt sich nicht,
Trägt es gerne, treibt's nicht ein.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 4.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 5. Januar 1835.

Gelöset sind nun deine Siegel,
Geöffnet bist du, Brief der Zeit;
Was schaut in deiner Blätter Spiegel
Der Erde der Vergänglichkeit?

G. Schwab.

Beim Jahreswechsel.

Fällt der Zeitenhammer nieder,
Läutet man das Jahr hinab,
Hebt das Neue sein Gefieder
Ueber des Entschlafnen Grab:

Rührt es uns mit Geisterflügeln,
Ernste Stimmen werden wach,
Zieh'n mit wunderbaren Zügeln
Sinnen und Gedanken nach.

Und es ist ein heilig Fluten,
Und das Herz besinnt sich still,
Spürt, wie alte Wunden bluten,
Neue Lust es kosen will.

Und es wird das Auge feuchter,
Schämt sich nicht des Thränenhaus: —
An des Jahres goldnem Leuchter
Lischt die zwölfte Kerze aus.

Jedem, wer auch drunten wandre,
Leuchtend über'm Haupt er stand;
Still ist eine um die andre
Seiner Leuchten abgebrannt,

Unbekümmert, ob in nasse
Augen taucht ihr flücht'ger Schein,
Ob auf rothe, ob auf blasse
Wangen sich die Lichter streu'n.

Sey es, daß die lezte schwindet!
Eine Andre, hell und wach,
Glüht in stiller Brust entzündet,
Der es nie an Oel gebrach.

Ja, mit Strahlenfingern deutet
Hoffnung in die Ferne hin,
Fröhlich wird das Herz erweitet,
Und des Grams Gespenster fliehn.

Mit dem Jahr hinabgesunken
Ist das Leid zur Ruhestatt;
Kaum noch glimmen Aschenfunken,
Wo die Lust gelodert hat.

Blüht dir immer auch das Beste,
Geht durch Auen hin dein Steg:
Schleicht man doch vom schönsten Feste
Gern auf Augenblicke weg.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, December.

Aus der Krimm. Fischfang. J. Herschel auf dem Kap.

Die Südküste der Krimm gewinnt mit jedem Jahre größere Anziehungskraften und Reize, die den dortigen Aufenthalt in der nächsten Folgezeit für Grundeigenthümer und Gäste zu einem der anziehendsten im Kaiserstaate machen werden. So melden uns die neuesten Nachrichten, daß Massandra, ein dortiger Seebadeort, sich immer mehr verschönere, und die Zahl der Badegäste jährlich zunehme, für deren Bequemlichkeit und Vergnügen die Regierung aufs Angelegentlichste und Liberalste sorgt. Kein Ort auf dieser ganzen Küste eignet sich von Natur so gut zu einem Seebad, als Magaratsch. Seine Lage ist herrlich, und es hat bei der großartigsten Aussicht treffliche Spaziergänge. Auch das nahe Jalta ist seit Kurzem in seiner Blüthe über alle Erwartung schnell vorgeschritten, und erhöht die Reize und Annehmlichkeiten von Magarasch. Sein Hafendamm ist 24 Faden weit in's Meer vorgeführt; überall erreichen man Warenlager, und jüngst haben sich zwei neue Straßen gebildet, in denen sich schon mehrere neue geschmackvolle Häuser, mit Säulen und Balkons geziert, zwischen den niedrigen ältern erheben, und deren wenige Jahre zuvor noch so häßlichen Dorfe Jalta jetzt das Ansehen eines eleganten Städchens geben. Seit Kurzem hat Jalta auch eine Briefpost-Expedition nach Symphoropol und die andern Hauptorte der Halbinsel erhalten. Neben diesen beiden in Kurzem so schnell aufgeblühten Städten haben viele Grundeigenthümer in der letzten Zeit ihre Besitzungen mit neuen Gebäuden und Anlagen geziert, die jetzt fast der ganzen Südküste das Ansehen eines Gartens geben.

In dem gegenwärtigen russischen Antheil des ehemaligen asiatisch-türkischen Paschalits Achalzik, der, in dem letzten Friedensschluß von 1829 zwischen Rußland und der Pforte dem Gebiete ersterer Macht einverleibt, jetzt als besonderer Distrikt der Provinz Georgien verwaltet wird, ereignete sich im Laufe des letzten Sommers eine merkwürdige Naturbegebenheit. Bei einem heftig entstandenen heftigen Sturme fiel vom Himmel in sehr großer Menge eine Substanz, welche die Einwohner Manna nannten, und bedeckte die Gefilde auf eine sehr weite Strecke. Sie bildete runde Haufen dicht in einander verschlungener Reischen, denen der Moose ähnlich, nur daß sie nicht geflochten waren (wahrscheinlich eine Fiktion. Anm.). Bei näherer Betrachtung entdeckte man in jedem der zahllosen Aestchen eine weiße, mehlige Substanz. Zermalmt und der gleichen Operation wie unser gewöhnliches Mehl unterworfen, gab sie ein sehr weißes, zartes und schmackhaftes Brod, das lange ohne zu verderben erhalten werden konnte. Auch in ihrer natürlichen Beschaffenheit bietten sich diese vegetabilischen Massen lange, und wurden fein gerieben weit verspürt.

Unser Astronom, der Akademiker Struve, hat ein Schreiben von John Herschel, datirt vom Vorgebirg der guten Hoffnung den 10ten Juni 1838, erhalten, worin er ihm meldet, daß er dort bereits im Januar dieses Jahrs glücklich angelangt sey, und nun auf der südlichen Hemisphäre eben so wichtigen, als glänzenden Beobachtungen entgegensehe. Nach einer zwei Monate langen, ziemlich günstigen Reise hatte er am 15ten Januar die Tafelbay glücklich erreicht, in der Kapstadt selbst aber der sehr ungünstigen Lokalverhältnisse wegen, da die sie einschließenden Felsenwände während des Tages die glühenden Sonnenstrahlen auf sie werfen, und sie überdem häufig den schrecklichsten Sturmwinden ausgesetzt ist, seinen bleibenden Aufenthalt zum Behuf seiner astronomischen Zwecke nicht nehmen können, sondern sich dazu das sogenannte grove oder Lustwäldchen, einen sechs englische Meilen von der Kapstadt entfernten Ort, erwählt. Es sey dies einer der bezaubertsten Punkte in diesem ganzen herrlichen Landstriche, und liege auf dem äußern Abhange des Tafelberges, des dominirenden Punkts der ganzen Bergkette, die den Kapkandes bildet. Nachdem er sich hier eingerichtet, seine mitgebrachten astronomischen Apparate, unter ihnen vornämlich seinen Reflector von zwanzig Fuß Länge und das siebenfüßige achromatische Equatorial, glücklich gelandet und in der neuen Wohnung untergebracht, eilte er ohne Zeitverlust zur Aufstellung derselben, was er bis zum 26sten Februar bewirkt hatte; vor dem 6ten März jedoch konnte er keine regelmäßigen Beobachtungen beginnen. Nachstehende interessante Stelle des Schreibens bezeichnet im Allgemeinen die Resultate der bisherigen Beobachtungen; sie berechtigten uns zu den größten Erwartungen hinsichtlich der Früchte, welche der Astronom in diesen Himmelsregionen ernten dürfte. „Was in diesen Breiten," sagt Herschel, „abgesehen von der Durchsichtigkeit der Luft, vor Allem auffällt, das ist die erstaunliche Fülle und Pracht der Sterne der ersten vier Größen längs der Milchstraße, namentlich an ihrem nördlichen Saume. Vom Sirius bis zu α des Centaurus ist gleichsam Eine Flamme glänzender Gegenstände, und von dort bis zu α des Kreuz bietet die Milchstraße selbst dem unbewaffneten Auge ein so außerordentliches Schauspiel dar, daß wohl keine Beschreibung ein klares Bild davon zu geben vermag. Sie ist hier nicht etwa ein einziger breiter, fast einförmiger Lichtstreifen, sondern in unregelmäßige Massen, gleich ungeheuren, dicht zusammengedrängten Nebelflecken, gebrochen, und in dem Theilen, wo sie minder dicht ist, festsam gestreift mit dunkeln, spaltenähnlichen Strichen, die ganz das Ansehen schwarzer Wolkenschichten haben. Durch's Fernrohr betrachtet, erscheint sie überfüllt mit Sternengruppen von der mannichfaltigsten Schönheit; überhaupt aber sind die kugelförmigen Haufen in dieser Hemisphäre weit zahlreicher, größer und zahlreicher, als in der nördlichen. Bei näherer Ansicht des Kontrastes zwischen dem nördlichen und südlichen Theile der Milchstraße drängt sich einem unwillkührlich der Gedanke auf, daß unser Sonnensystem excentrisch innerhalb der Sternzone liegt, zu welcher es gehört, oder daß wir wenigstens dem reicheren und glänzenderen Theile, der um das Kreuz und den Centaurus liegt, näher als dem übrigen liegen. Die Magellanswolken und der große Nebelfleck um γ des Argus sind aber die bei Weitem interessantesten Gegenstände, die ich während meiner kurzen Anwesenheit in dieser Hemisphäre zu beobachten Gelegenheit hatte. Die Bildung der ersteren ist höchst räthselhaft und von Allem abweichend, was ich zuvor gesehen. Kämker irrt sehr, wenn er behauptet, daß sie gleich der Milchstraße sich leicht in einzelne Sterne auflösen lassen. Es gibt wohl weite Strecken, besonders in der großen Wolke, die mit Sternen angefüllt sind; jedoch bestehe bei Weitem der größte Theil derselben, und fast alle kleineren, aus unauflösbaren Nebeln, vermischt mit Knoten und Haufen, Nebelflecken und Gruppen von der verschiedenartigsten Dichtigkeit, von den feinsamften, lamenbastesten Formen. Wegen des für eine genaue Begrenzung der Objekte gewöhnlich ungünstigen Zustandes der Atmosphäre habe ich die Doppelsterne noch wenig beobachten können; doch fängt die Beschaffenheit der diesigen Luft an, sich zu bessern; kürzlich habe ich einige herrliche Nächte gehabt und während derselben einige der prachtvollsten Doppelsterne an diesem Südhimmel beobachtet."

Beilage: Literaturblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 5.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 6. Januar 1835.

— In dem armen Menschenherzen
Kehrt der Lenz nicht zweimal ein.

Fr. Haug.

Die zweite Blüthe.

Nackt und schmucklos der Garten steht,
Herbstliche Winde tosen;
Aber dort, in dem schmalen Beet,
Spielt der Wind noch mit Rosen.

Rede, Gärtner, durch welche Kunst
Hast du's erreichen können,
Daß die Natur noch so hohe Gunst
Mochte, die flieh'nde, dir gönnen?

Sprach der Gärtner: „Es ist nicht schwer!
Als sie im Sommer zerfielen,
Brach ich die Blätter hinterher
Ab mit den leichten Stielen.

Und der Rosenbusch schämte sich,
So ganz armselig zu bleiben,
Und die Wurzel bequemte sich,
Noch einmal Knospen zu treiben.

Mancher hat „einen dummen Streich"
Mir die Entlaubung gescholten,
Aber die Rosen haben gar reich
Die kleine Mühe vergolten."

Und ich lobte den herrlichen Muth,
Den der Verlust nicht beugte,
Der noch im Herbste die Frühlingsglut
Neu aus dem Marke sich zeugte.

Eine der Rosen brach ich vom Strauch,
Sie an das Herz mir zu stecken;
Rose versuch's, ob vielleicht du es auch
Zur zweiten Blüthe kannst wecken.

Gustav Pfizer.

Bilder aus dem Seeleben, in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

Indem wir so sprachen, war der Mond aufgegangen und schien trüb durch die Nebel auf das helle Sandufer vor uns. „Thoms, sieh doch!" rief Hanny eilig und verstört, „wer sind jene Leute, die noch so spät dort am Ufer herumspazieren?" Ich erhob mich, doch konnte ich keinen Schritt vorwärts machen, so seltsam wurde mir zu Muth, als ich den Blick hinaus richtete und er die Gestalten traf, die nicht weit von uns langsam dahin wandelten. Es war ein Mann und eine Frau, beide in

Digitized by Google

eine Tracht gehüllt, die wir nicht kannten. Er trug ein schwarzes Kleid mit einem hohen spitzigen Hut, und ihr flossen lange schleppende Gewänder, die wie Silber schimmerten, um den Körper. Sie gingen still neben einander, und als sie sich nun umkehrten, schienen ihre bleichen Gesichter seltsam durch den Nebel; langsam hoben sie ihre Arme und winkten uns heran. Wir hielten einander fest umschlungen, Keiner wollte dem Winke folgen. „Hannp," lispelte ich leis, „gewiß sind dies Leute aus der versunkenen Stadt." Mein Kamerad winkte mir zu; wir blieben still, den Blick auf die Erscheinung gerichtet; bald darauf sahen wir sie im Nebel verschwinden, und es war, als nähme das Meer sie auf; ich glaubte noch lange den spitzigen Hut des Mannes aus den Wellen hervorragen zu sehen.

Zu jener Zeit traf in unserm Dorf ein fremder Spielmann ein, der die Aufmerksamkeit der Leute auf sich zog. Er kam aus Böhmen, seine Kleidung, seine Rede waren fremd, und uns Knaben erschien der lange Mann mit dem wilden schwarzen Barte im bleichen Gesichte abschreckend und unheimlich. Er verweilte in unserm Dorfe einige Zeit und hatte, da gerade ein ländliches Fest viele Gäste herbeilockte, einen bedeutenden Erwerb, indem er zum Tanz aufspielte, und es war wohl auffallend, daß, so wie die Pfeife des langen Böhmen erklang, sich Jung und Alt wie von einer unaufhaltsamen Tanzlust befallen zeigte. Es entstand Scherz und Gelächter, wenn sich schwere, unbeholfene Leute leidenschaftlich in den Reihen mischten und nicht eher aufhören mochten, als bis sie athemlos hinsanken, dagegen wurden andere, auch die sanfteren Naturen, zu einer wieder lichen Zanksucht aufgeregt, so daß es ausgemacht schien, eine lustige Gesellschaft, wo der lange Böhme aufspielte, könne sich nur mit Zank und Schlägen endigen. Dies erregte Aufsehen, der böhmische Spielmann wurde verrufen als einer, der mit bösen Geistern im Bunde stehe, und seine Pfeife als ein solches Zauberinstrument angegeben, auf dessen Ruf sich die Geister sammelten. Wir jungen Burschen, bei denen man eben keine Zauberei von nöthen hatte, um sie zu Scherz und Muthwillen, gelegentlich auch zu Händeln aufzuregen, hörten dergleichen Beschuldigungen geduldig an und schlossen uns wohl gar, als wir uns mit des Böhmen Gestalt mehr versöhnt hatten, ihm näher an, indem wir mit ihm in's Land hinein, durch Wies' und Wald zogen.

Eines Abends kamen wir mit ihm in eine Schenke, wo er sich wie gewöhnlich bereit finden ließ, zum Tanz aufzuspielen. Kaum hatte jedoch der Tanz einige Zeit gedauert, als er plötzlich die Spielweise änderte und einige traurige, durchdringende Töne angab. Die tanzenden Gruppen wußten nicht, wie ihnen geschah, sie hörten auf, sich rasch zu bewegen, und Jeder sah sich mit verstörten Blicken im Zimmer um; dazu ließ sich draußen plötzlich ein ungewöhnliches Rauschen und Bewegen vernehmen, ein nächtlicher Sturm wühlte im Laub der Bäume, und hie und da erblickte man mit Entsetzen bleiche fremde Gesichter, die sich von außen an die Scheiben der Fenster anlegten. Wir alle wollten fliehen, doch hielt uns eine unsichtbare Macht zurück, wir standen erstarrt da, und erst dann kehrte wieder Lebensmuth in uns zurück, als der Spielmann, in die frühere Weise eingehend, heitere, lockende Töne erschallen ließ. Ihr könnt Euch denken, Freunde, wie dieses Seltsame auf uns wirkte; unablässig drangen wir jetzt in den Böhmen, uns in seine Künste einzuweihen, was er uns jedoch immer zürnend abschlug. Aber Hannp, der noch leidenschaftlicher betroffen worden, ließ durchaus nicht nach, und wir machten nun zusammen einen Plan, wie wir die geheimnißvolle Kraft des Spielmanns mit der versunkenen Stadt in Verbindung setzen wollten; denn es war nur zu gewiß, daß des Böhmen Pfeife die Kraft besaß, die Geister heraufzulocken und die Fesseln eines magischen Lebens zu sprengen.

Die Zeit, wo wir unser Vorhaben ausführen wollten, verschoben wir nicht lange. An einem besonders klaren, ruhigen Morgen ruderten wir beide den Spielmann hinaus in die See und hielten wie zufällig auf jener berüchtigten Stelle. Hier erzählten wir ihm nun raunändlich, was wir erlebt und geschaut, und da er ungläubig lächelte, wiesen wir hinab auf den Boden des Meeres. Doch wie ärgerlich und beschämend für uns mußte es seyn, daß gerade heute, trotz der Stille und Klarheit des Gewässers, sich die Tiefe verschleiert hielt; es zeigte sich unsern Blicken nichts als dunkle Massen, denen man keine Form abgewinnen konnte. Der Spielmann saß schweigend da und sah uns abwechselnd mit seinen dunkeln gelpenstischen Augen an. „Liebster Herr!" rief ich, indem ich im finstern Unmuth nahe daran war, Thränen zu vergießen, „ist die Kraft, die Euch gegeben, wirklich so wundervoll und bedeutend, so zeigt es uns hier: nehmt Eure Flöte und lockt die Geister längst vergangener Tage, die hier unten schlummern, sichtbar an's Tageslicht." Mit diesen Worten gab ich ihm das Instrument, das neben ihm lehnte; er sah uns noch finsterer und drohender an. „Tolle, thörichte Knaben!" rief er, „ich thäte wohl gut, Euch den Kitzel auf immer zu vertreiben; meint Ihr, es komme hier nur auf ein Kunststückchen an, Euch zu belustigen? Es kann Euch wohl das Leben kosten." Ich wurde mit Angst erfüllt, Hannp aber drang muthvoll in den Zürnenden, bis er endlich mit einem raschen Griff die Pfeife nahm und sie an den Mund brachte.

Klagende, langgehaltene Töne zogen jetzt leise und dann immer lauter über die Wasserfläche dahin; wir beide wagten kaum Athem zu holen und starrten in die

Digitized by Google

Tiefe. Was geschah da vor unsern Augen! Wie es Jemanden zu Muth seyn mag, der von einem hohen Gebirge in ein nächtliches Thal sieht, das nach und nach mit Licht sich zu füllen anfängt, wo dann Anfangs die Gipfel hoher Bäume, dann das niedrige Gebüsch, endlich mit überwindender Klarheit Blumen und Kräuter des Bodens hervortreten, so tauchte auch die Meerstadt hervor; wir erblickten die Giebel der Häuser, die dunkeln Mauern, dann die Treppen und Gänge in den Höfen, und zuletzt mochten wir wohl gar die Steine der Straße zählen können. Ein Grauen überschlich mich und dann wieder ein Entzücken, als jezt aus der Tiefe leise Glockentöne hallten; zugleich öffnete sich das Thor eines prächtigen Hauses unten und ein Zug Männer und Frauen glitt über die Schwelle. Die leiseste Bewegung unseres Kahnes schien ein Schwanken unten zu verursachen, wie an den Schattenbildern einer Zauberlaterne. Hanny und ich gaben uns verstohlen Zeichen, keiner mochte sprechen, aber auf einmal brachen wir in einen Laut des Staunens aus, als unter den Männern und Frauen des Zuges jezt eine wundersüße Mädchengestalt hervortrat, gekleidet in helle Gewänder, das goldgelbe Haar mit einer Krone geziert. Sie sah herauf und ihr Blick traf uns, wir fühlten unsere Herzen heftig schlagen. Mein Gefährte drach gleich darauf in lautes Weinen aus. Zugleich verstummten die Töne des Spielmanns, es flossen wieder die trüben Schleier über das Bild, die Glockentöne verhallten, und wir mußten uns entschließen, den Rückweg anzutreten, da ein starker Sturm sich erhob und das Meer hohe Wellen schlug. Ich hatte bei den Rudern alle meine Kräfte anzuspornen, denn Hanny saß träumend und theilnamlos da, sein dunkles Auge blieb auf das Spiel der Bogen geheftet, es suchte ängstlich die Geliebte und fand sie nicht. Der Spielmann richtete boshafte und höhnende Blicke auf den armen Knaben, als hätte er deutlich vorher gewußt, was später sich ereignete.

(Die Fortsezung folgt.)

Was wußten die Alten von Amerika?

(Beschluß.)

Apulejus, der unter den Antoninen lebte (im zweiten Jahrhundert n. Ch.), übersezte eine Abhandlung: von der Welt, die man dem Aristoteles zugeschrieben hat, die aber wohl sicher bedeutend jünger ist, in's Lateinische. Es wird darin behauptet, es gebe mehrere Continente, wie der, den Europa, Asien und Afrika bilden. „Die meisten sind der Meinung, der Erdkreis bestehe aus einem Festland und aus Inseln; sie wissen wohl nicht, daß unser ganzes Land, vom atlantischen Ocean umgeben, selbst nichts anderes als eine Insel ist. Und wir glauben, man würde weit weg viele andere Inseln finden, eben so groß, oder kleiner oder größer, deren Küsten den unsrigen gegenüber liegen.“ — Den Begriff des Wortes antiportmoi, das hier gebraucht ist, drückte man im Mittelalter durch antinsulae, Antillen aus. — Apulejus macht zu obiger Stelle die Bemerkung: „Ist es zu verwundern, daß wir sie, jene Inseln, noch nicht kennen, da wir ja diejenige, auf der wir wohnen, noch nicht ganz erforscht haben?“ Die kugelförmige Gestalt der Erde war längst bekannt, oder vielmehr angenommen, und im gemeinen Leben sagte man, wie sich auch Apulejus ausdrückt, orbis terrarum, der Erdkreis. Mußte man sich also nicht nach der andern Halbkugel umsehen? konnte man glauben, sie sey völlig bedeckt von den Fluthen des unfruchtbaren Oceans, wie sich die Poeten ausdrückten? Proclus, ein Neuplatoniker des fünften Jahrhunderts, deutet zwar, wie seine ganze Schule, die Atlantis des Plato allegorisch; indessen gibt er in seinem schätzbaren Kommentar zum Timäus zu, daß, wenn die Erde eine Kugel ist, eine der diesseitigen ähnliche Insel im großen Ocean liegen müsse. Gegen diesen einfachen Schluß erhoben sich vergeblich der h. Augustin, Lactantius und die Päpste; dieselbe Idee hatte bereits der große Geist des Aristoteles aufgefaßt, der oben genannte Proclus und gleichzeitige Schriftsteller, wie Macrobius und Marcianus Capella, sprachen sie im fünften Jahrhundert aus, und man begnügte sich damit, ihnen nachzusprechen, bis zum Schluß des fünfzehnten.

Wir haben hier nur ganz summarisch die Begriffe des griechischen und römischen Alterthums von der andern Hälfte der Welt zusammenstellen wollen, und wir untersuchen daher nicht, ob es wahr ist, daß die Chinesen bereits um die Mitte des fünften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung Amerika besucht haben, noch wer jener weiße, bärtige, schwarz gekleidete Mann (Quetzalcoalt) seyn mag, von dem die Mexikaner selbst aus grauer Vorzeit zu erzählen wußten; auch die Geschichte von der alten Bildsäule auf einer der Azoren, welche mit dem Finger gegen Westen wies, lassen wir auf sich beruhen. Wenn dem auch wirklich so ist, daß die Normänner im zehnten Jahrhundert Grönland entdeckt, und selbst auf Neufoundland Niederlassungen ihr Winland, gegründet haben, so berührt dies den Punkt, von dem wir ausgegangen: die Aehnlichkeit der alten merikanischen Alterthümer mit phönizischen und egyptischen Kunstwerken, so wenig, als die Spuren einer frühern Bekanntschaft mit Amerika von Seiten europäischer Völker, welche man in den bekannten Seekarten des Venetianers Andreas Bianco und des Nürnbergers Martin Behaim zu finden glaubt.

Digitized by Google

Wie es immer geht, die Lust am Wunderbaren und leichtgläubige Neugierde haben auch hier den Schleier, der die Wahrheit bedeckt, nur noch dichter gemacht. Man hat auf merikanischen Steinen bestimmt phönizische Charaktere, ja sogar griechische Buchstaben erkennen wollen; man weiß genau anzugeben, in welchem Jahr Herkules in Amerika an's Land gestiegen, und hat an der Küste von Guatimala eine römische Wasserleitung aufgedeckt; ja, erst kürzlich hat einer unter einem verirrten Fort auf einer der unermeßlichen Ebenen im Norden eine Münze von Antoninus Pius gefunden. Nach diesen Vorgängen wird man bald zu Palanke oder Mitla römische Inschriften finden, denen gleich, wie sie die englischen Touristen von Memnons Koloß in ihre Memorandenbücher abschreiben: L. Trebonius hic sui, oder C. Numerius hic fui. Vorerst aber wollen wir uns begnügen, die merikanischen Monumente, deren Aechtheit nicht verdächtig ist, jene Pyramiden, Brücken, Statuen, Basreliefs und Paläste, zu prüfen und zu ermitteln, in wiefern sie auf die Kultur der sogenannten alten Welt hinüberweisen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, December.

Zurücknahme des Gesetzes gegen die Mormons.

Ich habe in meinem vorigen Briefe die im Schooße unsers Rathes über das unsinnige Gesetz gegen die Mormiers flattgefundenen Debatten im Auszug mitgetheilt. Es bleibt mir nur noch übrig, des Endresultates zu erwähnen und einige Bemerkungen beizufügen. Noch muß ich übrigens eine Stelle aus Monnards Rede nachtragen. „Jüngling der Jüngere," sagte er, „wurde bekanntlich von Trajan als Gouverneur nach Bithynien geschickt und schrieb seinem Kaiser zu Anfang des zweiten christlichen Jahrhunderts Alles, was er bisher zur Unterdrückung einer neuen Religionssekte gethan hatte, und fragte dabei an, was er in dieser Beziehung weiter thun solle. Diese neue Sekte war die christliche. Was haben nun die Bemühungen des mächtigen Kaisers und des klugen Staatsbeamten genützt? Ganz eben so wird es seyn mit der Religionsbewegung, die jetzt wie eine energische Protestation gegen die Nachlässigkeit des vorigen Jahrhunderts von einem Ende Europa's zum andern verspürt wird. Weder das Gesetz vom 20sten Mai, noch hundert andere werden im Stande seyn, diese Bewegung aufzuhalten. Darum trage ich im Namen des Christenthums, dieser Religion des Friedens, der Liebe und Freiheit, auf die Abschaffung des Gesetzes vom 20sten Mai an, aber auch als Mitglied und Diener der Nationalkirche, denn ich bin überzeugt, daß sich dieselbe durch nichts halten kann, als durch Religionsfreiheit, durch eigenes Fortschreiten und Vervollkommnen, was sie bisher verläumte. Man wende nicht ein, daß die Abschaffung dieses Gesetzes zu Unordnungen führen werde. Sind denn die Szenen, welche seit 1824 statt gefunden haben, sind denn die mit Steinwürfen, ja selbst mit Flintenschüssen angegriffenen Häuser, die Aufläufe, die öffentlichen Beschimpfungen, Inquisitionen, Torturen, Verbannungen, die Prozesse, Einkerkerungen u. s. w. etwa Ordnung?" Nach manchem Hin- und Herreden über den Gegenstand war es erfreulich, Duvoisins ernste Ermahnung zur aufrichtigen Versöhnung und zum Frieden beider Parteien zu hören; auch ging sein Antrag auf Abschaffung des Gesetzes vom 20sten Mai, aber auch auf strenge Verpönung aller Proselytenmacherei der Methodisten im Innern der Familien durch. Mit dieser wiedergewonnenen religiösen Freiheit beginnt wirklich eine neue, bessere Zeit für das Waadland; sie kann wenigstens beginnen. So wird hoffentlich unsere Zeit und unser Land nicht mehr durch Gewaltszenen des rohen Volkes gegen die Methodisten entstellt werden, wie unlängst in Vevey und in Romainmotier vorfielen. Szenen, die an die rohesten Tage des Mittelalters erinnern, und unglaublich bei einem Volke sind, das so gerne von seiner Civilisation und Freiheit sprechen hört. In Vevey verfolgte man von Haus zu Haus und auch außer der Stadt einen methodistischen Geistlichen, weil er sich lebhaft gegen das Mingerfest erklärt, und besonders die Mädchen wegen ihrer Theilnahme daran ausgescholten hatte; er entkam nur mit Mühe dem wüthenden Haufen, der ihm wahrscheinlich den Garaus gemacht hätte, wenn ihm der Geistliche in die Hände gefallen wäre. Abscheulicher und roher noch waren die Auftritte in Romainmotier. Der vortrefflich sehr thätige, aber dem Methodismus zugethane Diakonus hatte sich besonders dadurch den grimmigen Haß und die Verfolgung seiner Pfarrkinder zugezogen, daß er bei dem Großrath eine sehr warme Bittschrift für die Religionsfreiheit eingereicht hatte, welche die Landesverfassung klar ausspricht. In der Nacht überfielen sechzig bis achtzig in Hemden gekleidete, im Gesicht geschwärzte Männer das Pfarrhaus. Schon ehe sie ankamen, klinkdaten sie sich durch Flintenschüsse, Peitschenknallen, so wie durch Drohungen und Schimpfreden gegen die Mormiers an. Gleich darauf wurde das Pfarrhaus mit einem Hagel von Steinen überschüttet, deren viele durch die Fenster eindrangen, Thüren wurden aufgebrochen, Fensterladen aufgesprengt, und nicht nur große Steine und andere gefährliche Projektilien in Masse in die Küche und in das Zimmer des Diakonus geschleudert, sondern auch mit Kugeln dahin geschossen, die glücklicherweise Niemanden trafen, aber in der Wand und in den Schränken gefunden wurden. Nach einiger Stunden zog sich der wüthende Haufen von selbst wieder zurück. Dieser Auftritt erneuerte sich in den zwei folgenden Nächten, ohne daß die Ortsbehörden oder andere Gutdenkende dem armen Pfarrer zu Hülfe gekommen wären; eine Scheinuntersuchung, die nur ganz lässig und oberflächlich einige Tage lang geführt wurde, ergab gar kein Resultat, was von Jedermann vorausgesehen worden war. In unserm Lande der Freiheit und Gleichheit ist die Angst vor der Rache und Selbstjustiz erbrecher Leute so groß, daß sich selbst die Behörden davor fürchten, und häufig diejenigen darauf aufmerksam machen die ihr klares Recht verfolgen wollen. Das Gesetz und die Ordnung stehen auf dem Papier, aber nicht im Staatsleben. Hier nun wäre Energie nun so gefährlicher gewesen, da aus dem regelmäßigen Benehmen der Rotte bei dem Pfarrhause hervorging, daß ein voraus combinirter Plan zu Grunde lag. Auch blieb der Präfekt des Distrikts Orbe, wo Romainmotier liegt, wohlweislich mehrere Tage nach dem Vorfalle ganz ruhig in Lausanne, wo er in Pariserangelegenheiten war; es ist sogar wahrscheinlich, daß er vom dem Projekt Kunde hatte und nichts that, um es zu vereiteln, da ihm sicher ganz aus dem Wege ging, um den Ehrenmännern freien Spielraum zu lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 6.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 7. Januar 1835.

Die Frage, woher hat's der Dichter? geht immer aus auf's was, vom wie erfährt dabei Niemand etwas.

Goethe.

Ueber den Ursprung unserer Gedanken.

Von Fr. Steinbeck.

Erster Artikel.

Jeder Mensch, der bei sich selbst nach dem Ursprung seiner Gedanken forscht, wird sich bald gestehen müssen, daß die Entstehung aller Hauptgedanken und Ideen völlig dunkel sey. Denn wer wäre wohl so kühn, beweisen zu wollen, daß er jeden Gedanken bis zu seinem Ursprunge verfolgen könne? Dies ist nur zu oft unmöglich, und der Mensch bleibt bei solcher Nachforschung nur zu oft an einem verschlossenen Thore stehen, welches der Eingang zu einer höheren Form des Daseyns ist und nur dem Geweihten sich öffnet. Man hat neuerdings wohl den Satz aufgestellt, daß es in der Regel für uns weit wichtiger sey, den Weg zu kennen, auf welchem Denker zu ihren Resultaten kommen, als die Resultate selbst. Gewöhnlich fügen die neueren Denker ihren Theoremen ein logisches Gerüst hinzu, welches uns jedoch keineswegs sagt, wie sie zu ihren Gedanken kommen, sondern nur, wie sie dieselben in Verbindung mit andern festzuhalten gedenken. Der Gedanke entstand ja nicht durch die Logik, sondern vorher; wir mögen logische Regeln anwenden, so viel wir wollen, wir werden dadurch keinen einzigen Gedanken erzeugen, ja ihre Anwendung ist gar nicht denkbar, ohne daß man das schon habe, woran sie angewendet werden sollen, den Gedanken. Die Anatomie schafft keine Organismen, sie zerlegt die schon geschaffenen. Der ganze Apparat der Logik schafft nicht den Gedanken, er anatomirt ihn bloß. Der Satz nun, daß die Entstehungsweise des Gedankens dunkel sey, wird dadurch nicht entkräftet, daß die Denker ihre Philosophie und Wissenschaftslehre uns klar vor Augen legen; denn viele Denker, z. B. Spinoza, die uns ihre Gedanken in einem Systeme geben, theilen dieselben auf eine ganz andere Weise mit, als sie selbst zu ihnen gelangt waren. Zwar machen bisweilen Denker hievor eine Ausnahme, z. B. Herder, indem derselbe seinen Gedanken vor uns entstehen läßt, wie er in ihm entstand; allein diese Ausnahmen sind doch wohl nur scheinbar, da jene Denker mit dem Leser wohl den Weg der Reflexion wandeln und zum Resultat gelangen, aber doch nicht die Art und Weise angeben können, wie sie auf den ursprünglichen Gedanken gekommen waren, von welchem aus sie das Gewebe der Reflexion und der Gedankenreihen und Schlüsse anspannen. Und überdies hebt das Denken dieser Männer, welche als Ausnahmen angeführt werden, stets von der äußern Betrachtung der Dinge an und schließt dann weiter. Allein dieses Denken ist ein sehr untergeordnetes, abhängiges und willkührliches, es bezieht sich bloß auf die Thätigkeit der Vernunft,

Digitized by Google

die aber an ſich auch nur eine untergeordnete Potenz der Seele iſt. Hiermit ſind die plötzlich aufleuchtenden Gedankenblitze noch keineswegs erklärt. Auch der weiſeſte Mann unter den Griechen, Sokrates, der ſich im Gegenſatz der andern Philoſophen, die von ihrem Wiſſen ſprachen, aber nicht den Weg zu demſelben zeigten, ein Nichtwiſſen zuſchrieb und ſich mit der Angabe des Weges begnügte, auf welchem er zur Wahrheit zu gelangen ſich bemüht habe, weßhalb er ſeine Unterſuchungen von den unbedeutendſten Gegenſtänden anfing und ſeinen Gedanken in jede mögliche Verbindung zu bringen ſuchte, ſelbſt dieſer Sokrates macht in ſeinem Raiſonnement Sprünge, und man ſieht bei allen dieſen Denkern, daß ſie bemüht waren, den Gedanken, deſſen oft blitzſchnelle Geburt ihnen unerklärlich und dunkel war, der Welt als auf dem Wege der ruhigen Reflexion gewonnen darzuſtellen. Deßhalb hat auch Treviranus ſehr Recht, wenn er in ſeiner Biologie über den Urſprung des Denkens alſo ſpricht: „Iſt auch unſer ganzes Leben nur ein Traum von dem, was wir Wirklichkeit nennen, ſo bleibt es deſſenungeachtet gewiß, daß die Folge dieſer Traumbilder ihren Urſprung von einem uns fremden Dinge hat. Wenn die Glaslinſe in der Camera obſcura ſich der Bilder bewußt wäre, die ſie auf dem Grunde der dunkeln Kammer erzeugt, ſo würde ſie ſagen können: dieſe Bilder ſind zwar bloß dein Werk, denn ſie verſchwinden, ſobald du nicht biſt, und verändern ſich, ſobald du dich veränderſt. Aber wenn auch die Bilder nicht ohne die Linſe ſind, ſo ſind ſie doch nicht durch die Linſe allein. Jedes metaphyſiſche Syſtem maßte ſich an, ſagen zu wollen, was dieſes äußere Etwas ſey, von dem wir uns abhängig fühlen, aber keines gab darüber mehr, als Dichtungen.“

Ja, geſtehen wir es uns offen, wir leben beſtändig, auch wachend, ein gedoppeltes Leben, wovon nur die eine Hälfte in's Bewußtſeyn tritt. Wenn wir, von einer Idee ergriffen, reden oder ſchreiben, entquellen oft ganz andere, oft beſſere Gedanken unſerem Geiſte, als die, welche wir mittheilen wollten, und ein uns unbekannter Mitarbeiter ſcheint in der Werkſtätte unſerer Gedanken geſchäftig uns neue Ideen zu ſouffliren. Der Menſch, das Amphibion von Zeit und Ewigkeit, führte ſtets ein gedoppeltes Leben, wovon das eine mehr ein allgemeines überzeitliches, das andere mehr ein beſonderes zeitliches iſt, und in deſſen Oscillation unſer jetziges Daſeyn beſteht. So viele Gedanken, deren Quelle wir nicht auffinden, ſo manche Entſchlüſſe, deren Urſprung wir nicht entdecken, ſo viel dunkle und doch ſo mächtige Gefühle, deren Wurzeln wir nicht aufſpüren können, ſo zahlreiche Vorempfindungen, die uns treiben, ſchrecken, warnen, wären demnach nur Lichtſtrahlen, die aus unſerer unbewußten Welt in die bewußte hineinſcheinen. — Da wir nun hinreichend angedeutet, daß die Entſtehung aller Hauptgedanken und Ideen dunkel ſey und daß die Logik nichts thue, als den ſchon erzeugten Gedanken zerlegen und nach theilweiſe willkührlichen Satzungen mit andern verbinden, ſo ſind wir gezwungen, eine höhere Quelle jener Gedanken und des Denkens überhaupt anzunehmen, ein höheres Etwas, auf welches ſich die Gedanken höherer Art überhaupt beziehen müſſen. Dieſes Etwas iſt der Geiſt, welcher als die Quelle des Gedankenreichthums erſcheint und von welchem das Denken der Seele wohl unterſchieden werden muß.

Bedenkt man, daß die Wurzeln aller Ideen immer in Dunkel gehüllt ſind, ſo iſt man bewogen, anzunehmen, daß jede Vorſtellung, die nicht durch Sinnesvermittlung gewonnen wird, ihre erſte Zeugung in jener überzeitlichen Welt unſeres Geiſtes habe, und daß das Bewußtwerden derſelben, die Reflexion, nur die Geburt des ſchon erzeugten Gedankenfötus ſey.

Daß der Geiſt die Quelle aller weſentlichen, inhaltſchweren Gedanken ſey, iſt man aus verſchiedenen Gründen ſchon zum Voraus anzunehmen berechtigt; denn wer würde ſich wohl jetzt noch damit lächerlich machen, daß er das Gehirn als eine Aeolsharfe mit zitternden Fibern betrachtet, oder als eine dunkle Kammer mit geſchobenen Bildern, oder als eine Spielwelle mit Stiften für jede Idee, die der Geiſt umdreht, um ſich ſeine Ideen ab- und vorzuorgeln.*) Und wenn man auch dies einem Zweifler zugäbe und einräumte, daß die Bilder ſich ſelber malen, die Gedanken ſich ſelber denken, daß jede Vorſtellung alle andern und ſogar das Ich dunkel nachſpiegle, und daß ſonach jede Idee eine ganze Seele ſey, ſo muß er doch erſt einen Generaliſſimus herſchaffen, der dieſes unermeßliche, flüchtige Ideenheer kommandire und ſtelle, einen Setzer, der das Ideenbuch nach einem unbekannten Manuſcripte ſetze. Dieſe regelnde Einheit und Kraft, ohne welche die Symmetrie des Mikrokosmus ſo wenig wie des Makrokosmus, der vorgeſtellten Welt ſo wenig wie der wirklichen zu erklären ſteht, nennen wir eben einen Geiſt. Freilich iſt durch dieſe unbekannte Kraft weder die Entſtehung noch die Folge der Ideen ermittelt und erklärt, aber dies kann auch nicht unſer Zweck ſeyn, der allein darin beſteht, zu zeigen, daß es außer dem niedern klügelnden Denken der Seele noch ein weit höher ſtehendes Denken des Geiſtes gebe, welches die Gedanken nach eigenen, unabhängigen Geſetzen erſchaffe und dieſelben von Zeit zu Zeit in unſere Reflexion leuchtend hineinſpiegele.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Jean Pauls Hesperus, 1ter Theil, S. 11 und 12.

Digitized by Google

Bilder aus dem Seeleben, in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

Thoms unterbrach hier seine Erzählung, er wandte das Antlitz dem Meere zu, dem Schauplatze jener Ereignisse, die er eben schilderte. Die Sonne, im Versinken begriffen, kleidete Meer und Gestade in das blendendste Kolorit, des Greises Silberhaupt wurde von ihr gerörhet und die Jugend jener frühern Tage schien auf seine Wange zurückgekehrt. Jedoch der ernste Blick des Erzählers verkündete die düstere Betrachtung, zu der ihn der Verlauf seiner Geschichte aufforderte. „Meine Freunde," begann er wieder, „unselig ist wohl der zu nennen, den es gelüstet, hinter den Schleier zu lauschen, mit dem wohlthätig sich das Antlitz mancher Erscheinung verhüllt. In Thätigkeit, Arbeit und Mühe ist uns eine ehrenvolle Bahn angewiesen, um auf ihr wirkend fortzustreben; gehen wir über die Grenze hinaus, so ist auf der einen Seite unheilbare Thorheit, auf der andern Verderben unser Loos. — Hievon sollte nun auch des armen Hanny Schicksal den Beweis geben."

„Nach dem Ereignisse, welches ich Euch so eben beschrieben, waren einige Monate vergangen; der Sommer verschwand, der Herbst trat ein und die stürmischen Nächte, die um diese Jahreszeit gewöhnlich sind, zeigten sich mit allen ihren Schrecken. Um diese Zeit sind, wie Ihr wißt, Freunde, unsere Küsten gefahrvoller als andere Gegenden. Der böhmische Spielmann hatte schon längst die Gegend wieder verlassen, mir waren die Bilder jener Tage fast wieder aus dem Sinn geschwunden, den armen Hanny aber verfolgte eine unheilbare Schwermuth. Ich, der ihn zu trösten suchte, mußte ihn oft lange suchen und fand ihn gewöhnlich dann irgendwo am Strande verborgen, seinen seltsamen Träumereien hingegeben. Einst, als wir uns zusammen besprachen, erblickten wir wiederum jenes geheimnißvolle trauernde Paar, am Ufer hinwandelnd; doch wie sie näher kamen, sahen wir, daß sie nicht allein waren; wer beschreibt das Entzücken Hannys, als er das schöne Mädchen mit der goldnen Krone zwischen den beiden Alten wandeln sah: gesenkten Hauptes, wie damals, die herrlichen Haare aufgelöst im Winde flatternd. In ihrem bleichen Gesicht, das wir jezt näher unterscheiden konnten, lag unendlicher Schmerz, gepaart mit einem wunderbaren fremden Liebreiz. Auch sie hob den Arm und schien uns zu winken. Ich schloß mich mit aller Kraft an meinen armen Kameraden, um zu verhindern, daß er dem verlockenden Trugbilde nicht augenblicklich folgte. Bald waren jene verschwunden. Wir eilten auf die Stelle am Ufer hin und Hanny, der etwas mit bleichem Schimmer im Sande blinken sah, hob einen alterthümlich geformten, goldenen Fingerreif auf, den er mir freudig zeigte. Ein heller, wasserblauer Stein war in das Gold gefaßt. Wie wir berathschlagten, was wir mit dem Funde beginnen sollten, erklärte Hanny leidenschaftlich, der Ring gehöre sein, er sey ein Geschenk der Geliebten, und er werde ihn fortan im Leben und Tode nicht von sich lassen; sogleich knüpfte er auch ein rothes Band von seinem Hut los, befestigte den Ring daran und hing ihn an den Hals, indem er ihn sorgsam unter sein Kleid verbarg.

Seit dieser Zeit nun war der arme Jüngling völlig wie umgewandelt; am Tage sah man ihn gleich einem Träumenden herumwandeln, und die Abende brachte er bis spät in die Nacht hinein am Meeresstrande einsam zu, denn nicht einmal meine Gesellschaft mochte er mehr leiden. Die Mädchen im Dorfe gewahrten zuerst Hanny's seltsame Krankheit; so manche war ihm gewogen, denn er war zum schönsten Burschen in der Umgegend aufgewachsen; sein Körper war schlank und biegsam, in seinen Zügen lag kecker Muth, mit zärtlicher Weichheit gepaart. Das schönste der Mädchen schrieb Hanny's Herzensverwundung sich zu, und da sie nicht geneigt war, die Grausame zu spielen, so wählte sie mich zum Vertrauten, um den Trostlosen ihr zuzuführen. Als ich mit dieser Botschaft zu meinem Freunde kam, sah ich ihn zum ersten Male zornig gegen mich aufflammen. „Wie?" rief er mir zu, indem er den Ring aus dem Busen zog, „Du, mein Genosse und Vertrauter, bist schändlich genug, mich der schwärzesten Untreue fähig zu halten? Bin ich ihr nicht anverlobt, der süßen Geliebten? harret sie nicht meiner dort unten in schauerlicher Einsamkeit, daß ich kommen soll, sie zu trösten, ihr herbes, unendliches Leid zu mildern?" — Ich blickte ihm erstaunt in die Augen und schloß ihn mit Rührung in meine Arme. „Du bist recht krank," rief ich; „das einsame Grübeln taugt nicht, vergiß das seltsame Traumbild!" — Er wandte sich von mir ab, seine Thränen flossen ruhig ließ er mich meine Besorgnisse und Tröstungen aussprechen, dann wandte er sich zu mir, zog mich sanft zu sich auf den Uferstein und begann mit leiser Stimme: „Thoms, Dir ahnet nicht, wie mir gestern Nacht geschehen. Ich saß, wie schon lange, hier einsam am Ufer; die Dunkelheit überraschte mich und ich sank in Schlaf. Da war es mir, als erwachte ich in einer Stadt, die ich zuvor nie geschaut: auf einen öden Marktplatz sah ich mich hingesetzt; rings um mich blickten altergraue Steinbilder, die Häupter mit grünlichem Moose bedeckt, zu mir nieder; sie trugen alle Kronen und schienen die frühern Beherrscher der Stadt zu seyn. Voll Ehrfurcht und Staunen wandelte ich an ihnen vorüber, und wie ich eine enge Gasse

Digitized by Google

betrete, wird mir beim Anblick eines hohen Giebelhauses plötzlich zu Sinne, als kenne ich dieses Ort, ja, als müsse ich hier recht eigentlich zu Hause seyn. Jetzt wurde mir deutlich, daß ich mich unten in der Meerstadt befinde. Eine entsetzliche Angst befällt mich; weit, weit von allem Lebendigen entfernt, sehe ich mich eingeschlossen in der Stadt der Todten."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, December.

(Fortsetzung.)

Unterrichtswesen. Levade. Französischer Radikalismus.

Erfreulicher als solche Erscheinungen sind die Vorschläge einer eigens dazu ernannten Kommission über die Umgestaltung unsers ganzen Erziehungswesens nach allen seinen Theilen. Freilich sind es nur noch Vorschläge zur Errichtung neuer Mittelschulen, die zwischen den Elementarschulen und der Akademie stehen und unsern Bürger- und Industrieschulen in Deutschland einigermaßen entsprechen, aber in einem Lande wie Waadt, wo das ganze Unterrichts- und Erziehungswesen bisher so vernachlässigt war, ist schon der erste Vorschlag zu dergleichen Anstalten erfreulich. Späterhin, in der Großrathssitzung im Herbst 1835, hat diese Kommission endlich über die Reorganisation der lateinischen Schulen und der Lausanner Akademie Vorschläge zu machen. Sehr thätig ist hiebei unser Professor Monnard, dem es für die Wissensgebiet der höhern Lehranstalten in seinem Vaterlande weder an Eifer, noch an vielseitigen Kenntnissen fehlt. Die Sache hätte in keine bessern Hände kommen können. Das nächste Jahr wird also für das Waadland von großer, ja von ganz anderer Wichtigkeit seyn, als die bloß politische Reform. Wir setzen dies jetzt recht gut ein, wir erkennen die geringe Bedeutung politischer Formeln und Formen, wenn ihnen der Geist fehlt; diesen aber gibt nur ein besseres, gebildeteres, sittlicheres und religiöseres Volk. Ein solches zu erziehen, ist die Aufgabe der nächsten zehn Jahre.

Unter den neuern öffentlichen Vorträgen erwähne ich Olliviers Kurs über allgemeine Geschichte. Wir haben schon vor einiger Zeit im Morgenblatt von Olivier gesprochen. Im Vorgrund dieser Vorlesungen stellte er die Menschheit dar, deren Leben und Bewegung den Grund der Geschichte bildet. „Keine Bewegung ohne Freiheit; aber gerade weil Freiheit in der menschlichen Natur herrscht, so findet sich darin viel Gutes und Böses gemischt, ja viel Böses, denn der Mensch ist sehr verdorben; ja, in diesem Abgrund von Thränen und Blut, in dem Schmerzensruf aller Generationen, liegt ein lebendiger und sprechender Beweis von der Herrschaft des Uebels auf Erden. Die Menschheit steht mit unserm Erdball, der Bühne des Lebens, in immerm Verhältniß. Dies findet Jeder, der in dem offenen Buch der Natur zu lesen versteht. Aber Menschheit und Erde erklären sich nicht genügend; darum bedarf die allgemeine Geschichte eines Dritten, ohne welches alles Uebrige unvollkommen ist; sie bedarf Gottes, in dem allein die Menschheit und die Welt ihren ersten Grund, wie ihre endliche Erklärung finden." Die Lebendigkeit und der ächte Dichtergeist, der durch den ganzen Vortrag ging, erhöhten noch sein Verdienst.

Vor einiger Zeit nahm unsere älteste literarische Reputation in Lausanne Abschied, der Mann, welcher noch in freundschaftlichem Verhältniß mit Gibbon gestanden, als er über an seinem Werke über den Verfall des römischen Reichs schrieb, desgleichen mit Herrn und Frau von Necker und ihrer geistreichen Tochter. Ich meine Levade, den ältesten Professor unserer Akademie, der den Lehrstuhl der dogmatischen Theologie inne hatte. Er war vierundachtzig Jahre alt. Solch Alter ist in seiner Familie herkömmlich; denn von seinen noch lebenden Geschwistern steht ein Bruder in sechsundsiebzigsten, die jüngere Schwester im einundachtzigsten, die ältere aber im einundneunzigsten Jahr. In seiner Jugend zeichnete er sich als Prediger bei den französischen Kirchen in Holland und England aus. Zu Anfang der achtziger Jahre kam er nach seiner Vaterstadt Lausanne zurück, wo er jedoch erst in seinem sechzigsten Jahr als Professor der Akademie angestellt wurde. Hier war er vielfach thätig, mit Rath und That. Ihm verdanken wir die Stiftung der ersten Bibelgesellschaft im Kanton Waad, bei der er die größte Thätigkeit zeigte. Wer erkennt bei uns nicht dankbar an, was er hier gewirkt hat? Tausende von Bibeln wurden in unsere Gemeinden verbreitet, die bisherige Uebersetzung der Bibel revidirt und zu zehntausend Exemplaren abgedruckt, die seit einiger Zeit wieder vergriffen sind. Er brachte auch ein stehendes Kapital für die Kosten dieser Unternehmung zusammen, und schrieb dabei mehrere treffliche Abhandlungen über die religiöse Erziehung der Jugend, über den häuslichen Gottesdienst, über die Achtung vor den Kirchen und über den Tod. Der seinige war der eines Weisen und vortrefflichen Christen. So sterben nur Wenige, und wir hatten kurz darauf einen ganz andern Fall, bei dem sich wieder das ganze Gift französischer politischer Leidenschaft zeigt; ich sage französischer, denn wiewohl auch bei uns in der Schweiz die Politik fördend und verderbend in's Leben eingedrungen, so ist sie doch noch nicht zum Moloch geworden, dem blutige Menschenopfer gebracht werden müssen. Hier lebte ein junger Franzose Namens Sambuc, der sich mit literarischen Arbeiten beschäftigte und eben Gymnasiumsvorsteher der Stelle zu Orbe, aus dem Deutschen in's Französische übersetzte. Alle, die ihn kannten, sahen in ihm einen sittlichen, freundlichen, arbeitsamen und vielseitig gebildeten Mann, dem es bei ziger Ernst war mit seinen literaren Grundsätzen in der Politik, der sich aber fern hielt von dem fieberhaften Radikalismus, der bei uns und um uns der spukt. Sambuc mischte sich auch wenig in die öffentlichen Angelegenheiten des Landes, sondern lebte lediglich seinen literarischen Arbeiten. Da kam von Genf her der Advokat Allier, den die fluge Regierung wegen seiner radikalen Umtriebe wegzuweisen hatte, und der auch sonst keinen guten Leumunds genoß. Es ärgerte ihn, den politisch ernsthaften Sambuc so geachtet und geliebt bei uns zu sehen, und er fand leicht Gelegenheit, ihn so laut einen politischen Charlatan zu nennen, daß es Sambuc erfahren mußte. Statt daß es nun dieser nur hätte komisch finden sollen, wenn ein Franzose den andern Charlatan heißt, verlangte er von Allier Widerruf oder Duell. Dieser entschied für Letzteres, und da er ein guter Pistolenschütze ist, so drang er auch auf den Gebrauch dieser Waffe. Es kam zum Kampf, bei dem Sambuc wieder seinen edlen Charakter zeigte, indem er Allier seine eigenen besten Pistolen zum Schuß überließ. Mit dieser Waffe erhielt er einen Schuß an den Kopf, der zwar nicht eindrang und auch im Anfang nicht tödtlich schien, aber an dem Sambuc doch nach einigen Tagen starb.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 7.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 8. Januar 1835.

— Um in's Verderben uns zu ziehn,
Könnt uns der Hölle Macht mit Kinderrand,
Und reißt uns hin in fürchterliche Folgen.

Shakespeare.

Bilder aus dem Seeleben, in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

„Eilige Flucht,“ fuhr Hanny fort, „schien mir das einzige Mittel, mich zu retten; allein wohin fliehen? Indem sehe ich das Thor des großen prächtigen Hauses offen, unwillkührlich treibt es mich, hineinzutreten; durch leere finstere Gänge und Kammern schreite ich vorwärts und gelange in einen Saal, wo auf schwarzem Gerüste, wie es scheint, eine Leiche ausgestellt liegt; rund umher auf reichen Sesseln liegen im tiefen Schlummer prachtvoll gekleidete Gestalten, Männer und Frauen. Unter diesen fand ich auch das geheimnißvolle Paar, das wir hier baden wandeln sehen. Mich treibt es, die Gestalt auf dem Gerüste zu betrachten — ach! es war meine Erwählte! — sie lag hier starr und kalt, das Krönlein schimmerte in ihrem Haar. Ohne zu wissen, was ich unternahm, warf ich mich, in Thränen ausbrechend, über das süße Bild und bedeckte den bleichen Mund mit glühenden Küssen. Sie erwachte, öffnete die holdseligen Augen, lebendige Röthe goß sich über das schöne Antlitz aus. „So bist Du gekommen!“ rief sie mir zu; „dem Winke meiner Liebe hast Du nicht widerstehen können! Wohl mir, Du bist mein, ich bin gerettet!“ Sie erhob sich von ihrem Lager, und indem sie, anmuthig auf meine Schulter gestützt, herabschwebte, fühlte ich mich den Glückseligsten aller Sterblichen. Wir gingen jetzt im Kreis herum, und von ihrer Hand leise berührt, erwachten die Gestalten umher, und indem sie sich vor mir und meiner schönen Gebieterin beugten, ordneten sie sich zum Zuge, und wir schritten nun zum Thore hinaus. Auf dem Platze angelangt, wo die ernsten Königsbilder standen, nahm meine Geliebte eine Krone und rief, indem sie sich mit einem Kusse zu mir beugte: „Nimm dieses, Du bist jetzt der Unsrige, darum herrsche wie jene dort.“ Sie ließ die Krone auf meine Locken sinken, und da durchfuhr ein jäher Schmerz mein Gehirn, zugleich neigten die steinernen Bilder die steinernen Antlitze, und ich hörte aus weiter Ferne eine bekannte Stimme, die mich ängstlich beim Namen rief; es war die Deinige. Mein Auge suchte Dich, ich blickte in die Höhe und sah oben einen Nachen schweben, in demselben Dich, und in dem Momente, wie Du deine Arme schmerzlich nach mir ausbreitetest, erwachte ich.“

„Diese Erzählung,“ fuhr Thoms nach einer Pause fort, „die der arme Hanny mir vertraute, machte mich zwar nachdenklich; allein bald suchte ich durch Scherz und Spott die seltsamen Gebilde zu verhöhnen und zu verscheuchen. In der That! rief ich, es wäre nicht

Digitized by Google

so übel, wenn Du auf so leichtem Wege zu einer hübschen Frau und einem guten Hause kämest! Greife zu, theurer Freund, ehe Dir Beides wieder verschwindet. Du weißt, es ist nun bald der Andreastag, wo die Hochzeiten im Dorfe gefeiert zu werden pflegen, da bring uns dann auch Deine Nire, an unserer guten Aufnahme soll es nicht fehlen. — Der sonderbare Bursche sah mich ernst und traurig an und schwieg; wir haben nie wieder hierüber gesprochen."

Thoms schwieg hier ebenfalls und sah fast zürnend vor sich hin; eine Pause trat ein, die den neugierigen Zuhörern höchst peinlich war. Unterdessen hatte sich der Himmel finster bewölkt, ein Wetter schien im Anzuge, und manche der Fischer, den Heimweg bedenkend, winkten ihren jungen Gefährten; doch diese wollten von keinem Aufbruche wissen, ehe sie das Ende von Thomsens Geschichte erfahren. „Nun, Vater!" riefen sie diesem zu, „Ihr vergeßt gänzlich, uns zu sagen, weßhalb Ihr beide nicht mehr von dem seltsamen Abenteuer und dem noch seltsamern Traume spracht." — „Weil," entgegnete der Greis, „den andern Morgen der arme Hanny sich in's Wasser stürzte und seitdem nicht mehr gesehen wurde. Seht, Freunde, das ist das Ende des guten Burschen und zugleich meiner Geschichte."

Die Zuhörer sahen befremdet einander an. Andreas und die jungen Fischer saßen nachdenklich da, die beiden Fremden aber riefen: „Wie, Vater Thoms, Ihr träumt wohl? Ihr meint also, der thörichte Bube sitze jetzt unten bei seiner kalten Geliebten?" — „Was ich meine und sinne," entgegnete der Alte, „behalte ich für mich. Habe ich's nicht gesagt, daß Ihr mich zum Dank für meine Geschichte noch einen Thoren schelten würdet? Doch kümmert's mich wenig. Heute vor fünfzig Jahren war der Tag, an dem mein guter Kamerad verschwand, und ich denke, er soll heute wieder kommen." — Diese letzten Worte wurden von den Umstehenden nicht gehört, denn einer derselben rief: „Seht doch, seht! dort tänzelt ja ein Boot mit den Wellen; es dunkelt freilich, doch mein Auge trägt weit und ist trefflich geübt; der kecke Schiffer ist gerade an der gefährlichen Stelle, von der uns der Alte eben seine wunderliche Mähr erzählt hat." — „Wir sehen," setzten Andere hinzu; „laßt uns an's Ufer eilen!" — „Er kommt näher!" riefen Andere. Thoms erhob sich zitternd von seiner Bank. „Laßt mich!" rief er mit lauter Stimme; „es ist mein Hanny! er kommt, mich abzuholen! Er ist's! er ist's! Gott sey Dank, die finstern Mächte haben ihn nicht auf ewig erfaßt, er ist gerettet und kommt, den alten Thoms abzuholen!"

Mit dieser Rede drängte sich der Greis hastig vorwärts, dem immer wachsenden Sturme kühn entgegen. Sein Gewand und seine Silberlocken flogen. Indem hallten einzelne Donnerschläge, immer heftiger brauste das Meer und drang mächtig vor, helle Wetterscheine beleuchteten das schroffe nahe Vorgebirge. Thoms suchte den großen Uferstein zu erreichen, an den er sich lehnte. Indessen hatte der kecke Schiffer sich durchgearbeitet und landete, empfangen vom Beifall und den Glückwünschen der Kameraden, am Ufer. Es ergab sich, daß es ein kühner Bursche aus dem Dorfe war, der sich an das Vorgebirge hinaus gewagt und sich dort verspätet hatte. Thoms wollte es nicht glauben, daß der Jüngling nicht sein Hanny sey; endlich, da alle ihn seiner Thorheit wegen schalten, rief er, indem Thränen seine Augen beneichteten: „Ja, Ihr habt Recht, Freunde, Hanny ist dahin und kommt nicht wieder; ich Verblendeter, daß ich eitler Hoffnung Raum gab! Wen die Geister der Tiefe einmal erfaßt haben, der sieht das Licht des Tages nie wieder."

Thoms überlebte diesen Tag nicht lange. Am Andreastage, wo manche Festlichkeit im Dorfe vor sich ging, brachte man des armen alten Fischers Leiche getragen; die einsame Hütte am Strande verfiel nun vollends in Trümmer, und diese wurden endlich von den immer weiter rückenden Meereswogen begraben.

(Schluß des ersten Artikels.)

Ueber den Ursprung unserer Gedanken.

(Fortsetzung.)

Die Wahrheit dieser Annahme eines in der Zeitlichkeit im Menschen „verhüllten Gottes," nämlich des göttlichen Geistes, geht auch besonders daraus hervor, daß nicht nur unser gewöhnliches Denken, dessen wir uns bewußt sind, d. h. das durch die Sinne und die Beobachtung des Aeußern vermittelte Denken, nach anhaltender Denkanstrengung ermattet und einer Ruhe und einer neuen Anregung, deren Quelle uns gewöhnlich unbekannt und unerklärlich ist, bedarf, sondern daß auch, bei aller Selbstständigkeit, das höhere, freiere, unmittelbare, ohne Sinnesanschauungen eingetretene Denken Begeisterter, der Seher und Dichter, nur auf Augenblicke eintritt und stets nur durch einen höheren Einfluß gleichsam im Leuchten erhalten wird. Dieser höchste Einfluß ist zuletzt immer nur der Geist Gottes, welcher die Kraft des Menschengeistes erweckt und nährt, damit dieser wieder die niedere Sphäre des Seelenlebens und Seelendenkens mit einer uns unbegreiflichen Kraft erfrischen könne.

Daher schreibt sich die unnennbare Kraft, die uns in der Begeisterung übertommt und im religiösen Gefühl, durch welches die Begeisterung getragen wird, uns in

Digitized by Google

der höchsten Fülle überströmt. Wenn unser Blick von der Erde weggewandt ist, wenn selbst die Würde der Menschheit als ein Nichts verschwindet, dann tritt in der geoffenbarten Religion der höchste Moment begeisternder Andacht hervor, der, wenn er sich innerhalb jener Sphäre hält, welche dem Schöpfer eigenthümlich zugehört, sich in Hymnen, Loblieder, Psalmen und überhaupt in heilige Gesänge auf Gott und Unsterblichkeit ergießt. Das religiöse Gefühl im Menschen drückt sich in eigener Form aus als heilige Dichtungsart. Diese höhere belebende Kraft, welche Geist und Seele in ihrer, ihnen eigenthümlichen Denkthätigkeit empfangen, ist gar nicht zu leugnen. Wie die Atmosphäre der Planeten zwar eines eigenen Lichtes und Leuchtens fähig ist, aber in ihrem jetzigen Zustande einer Aufregung, einer Weckung durch die Sonne bedarf, so wohnt auch im Geiste des Menschen die Schöpferkraft von göttlicher Natur, durch welche die ganze Sichtbarkeit mit allen ihren mannichfachen Wesen geschaffen ist. Aber die Gedanken vom Göttlichen, deren der Menschengeist fähig ist, werden erst durch Gottes Gedanken, wie sie in den Werken und im Wort sich geoffenbart, zum Wachen und Leben gebracht, und ein gewisses tiefinniges Sehnen und Suchen nach einer Nahrung aus einem Quell höherer Gedankenfülle bleibt besonderes Eigenthum und Vorrecht der Menschennatur. Diese Befähigung des Geistes durch einen höheren Einfluß wurde auch schon im Alterthum anerkannt, und Philo sagt, daß das eigentliche Licht zum Erkennen durch einen Einfluß geweckt werde, der von Gott komme. Tägliche Beobachtungen zeigen uns die Wahrheit und Richtigkeit dieser höhern Macht, welche die Kraft des Geistes weckt und nährt. Große Dichter und Künstler haben sich nie durch die leichten Tagesneuigkeiten einer sogenannten Weisheit der Welt befriedigt gefunden, sondern ruhten gerne auf dem festen Grunde aus, welchen der nach dem Ewigen forschende Tiefsinn entdeckte. So pflegte Dante die innere Flamme der Begeisterung an dem Scharfsinne des Aristoteles zu nähren, und nächst einem höhern, Alles befruchtenden Elemente scheint es der vertraute Umgang der Jugend mit der ernsten Weisheit der Alten gewesen zu seyn, was den frühern Jahrhunderten ihre erhabene Dichtkunst und den kühnern Aufschwung der bildenden Künste gab; denn in einer Zeit und bei einem Volke, welchem der ewig feststehende Grund des Erkennens fremd geworden ist, wird man den Geist eines Dante und Shakespeare, so wie eines Raphael und Michel Angelo vergeblich suchen. Von Molière weiß man, daß er an der Philosophie des Cartesius nicht bloß große Ergötzung gefunden, sondern daß er sogar tiefer in dieselbe eingedrungen war. Es ist also unläugbar, daß die Kraft der Seele und des Geistes in ihrer Denkthätigkeit entweder unmittelbar durch Begeisterung und religiöses Gefühl, oder mittelbar durch die von jenen Potenzen erschaffenen Werke der Menschen geweckt und genährt werde, wodurch eben der höhere Ursprung unserer Gedankenwelt, als bloß aus der reflektirenden, im Sensualismus thätigen Seele, klar wird. Denn wenn der alleinige Sitz unserer Gedanken wirklich im Verstande wäre, dessen Denken als ein von den Gegenständen sich anspinnendes, also gegenständliches Denken sich gestaltet, so würde uns dieser Verstand über vieles Verborgene und über alle Dunkelheiten des Seelenlebens aufklärende Gedanken zu geben vermögen. So aber bezieht sich unser höheres Denken auf den selbstständigen Geist in uns, welcher der größten Freiheit genießt. Freiheit ist des Menschen höchstes Ideal; freies Denken und Beschließen ist in ihn und seinen Geist gelegt von jener ewigen Schöpferkraft, die selbst in unwandelbarer Freiheit und untrüglicher Wahrheit beschließt und handelt. Freier Gedanke ist des Lebens Krone; der Mensch möchte gern selbst nach freier Wahl denken, aber der Urgedanke, der Geist in seiner Thätigkeit, thut es; der Mensch möchte denselben als Werkzeug haben, indessen er selbst das Werkzeug ist. Der freie Gedanke des Geistes spricht: ich, der äußere Verstandesmensch, habe es von jenem gelernt. Man muß jenen Urgedanken in Freiheit sich entwickeln lassen, man muß ihn nicht mit eiteln Stricken des sogenannten Verstandes binden, damit seine Fittige sich von selber regen. Wir müssen ihm dienen, nicht er uns, denn er ist Herr, welcher uns verderben oder zum Leben führen kann. Daher hat, in Bezug auf den Geist, als die Quelle der Gedanken, ein neuerer Kritiker Recht, wenn er sagt, daß die Begeisterung die Schöpferin, Berechnung die Bildnerin des Gedankens sey, und daß man den apathischen Dichter, welchen eine neuere kritische Schule verlange, sich eben so wenig denken könne, als einen Vogel ohne Flugorgan.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, December.

Weihnachten. Literatur.

Wenn ich an Weihnachten einen Bericht absende, so kann es nicht seyn, um Ihnen eine nächtliche Christmette wie in Wien oder Münchhen zu beschreiben, oder Sie auf einen Faschingsball ähnlich denen in London und Paris zu führen, oder von irgend einer eigenthümlichen, lokalen oder nationalen Feierlichkeit oder Sitte zu erzählen; denn dieses Fest trägt, wie meist unser ganzes häusliches Leben, nicht nach außen hervor, es weilt im Kreise der Familien, und seine Feier dreht sich um das Kinderleben. Nur eine ungewöhnliche Geschäftigkeit und Rührigkeit belebt das weibliche

Digitized by Google

Geschlecht, führt Mütter und Töchter durch alle Kaufläden der Stadt und bannt sie wieder bis Mitternacht an den Stickrahmen, um sich gegenseitig und die darin bequemere männliche Hälfte mit den hundert niedlichen allerliebsten entbehrlichen Necessaires und unentbehrlichen Kleinigkeiten zu beschenken, deren Zweck mit ihrer Entstehung erlischt, und die nur von dem benutzt werden, der sie weggibt, eben weil ihr Zweck kein anderer ist, als verschenkt zu werden; es sind dies uneigennützige Kleinodien der Schöpfung, die nicht für sich existiren, sondern nur zu ihres Schöpfers Preis und Lob. Da ich kein Diable boiteux bin, um mit meiner Krücke die Dächer aufdecken und die Wände durchsichtig machen zu können, und so die vermummten Christkindchen und glitzernden Weihnachtsbäume und andere Bauskücke zu Familiengemälden sehen zu lassen, so muß ich auf ein Weihnachtsbild für das Morgenblatt verzichten.

Unsere beiden Arme, womit wir in die Oeffentlichkeit hineingreifen, bleiben, wenn die Landstände nicht gerade versammelt sind, nur Literatur und Theater. Die eine Hälfte jener, die Journalistik, hat mich nebst diesem in meinem lezten Berichte beschäftigt, und auch heute werden mir noch einige literarische Werke und Neuigkeiten des Theaters zu besprechen bleiben. Es ist bekannt, daß seit einer Reihe von Jahren die ganze Neigung des lesenden Publikums sich dem Roman, der Erzählung, der Novelle zugewendet hat. Was die jetzige Zeit in Kunst und Poesie sucht, ist Unterhaltung und nichts als Unterhaltung. Alle jene Zwecke der Dichtkunst, um die man sich zu verschiedenen Zeiten stritt die Erhebung, Besserung, Reinigung der Leidenschaften, Wahrheit, Schönheit, hat die Erfahrung des Tages widerlegt; Unterhaltung ist der erste Zweck und das lezte Ziel, welches die Kunst jezt vor Augen hat. Mit Walter Scott begann die Unterhaltungsperiode in der Literatur. Das Drama, das nur als Ganzes aufgefaßt werden kann, die Lyrik, die nur einzelne Bilder, gar nur der Phantasie, nur Schilderung von Seelenzuständen gibt, bei der nie etwas geschieht, muß bei diesen Grundsätzen in Ungnade fallen; und was könnte diese Neigung, diese Sucht besser befriedigen, als eine fortlaufende Erzählung, die in jedem Augenblicke etwas geschehen läßt und für den nächsten immer noch mehr verspricht, die keine Anstrengung fordert, um erfaßt zu werden, kein Entgegenkommen von Seiten des Lesers, keine Stimmung, keine Phantasie, die bequem für jede Stunde des Tages paßt, und deren Eindruck nach dem lezten Worte auch nicht länger anhält, um etwa den Sinn für die darauf folgende Kanzleisitzung oder Whistpartie zu verderben? — Verlangen erzeugt in der Literatur immer auch die That, jede Zeit die Männer, die sie braucht. Die jetzige braucht, wie ein träger Sultan, Erzähler, und sie hat deren auch, und sie braucht nicht einmal gute, denn die schlechten werden auch gelesen. Ein Unternehmen also, welches dem Publikum Erzählungen, Novellen bringt, schlechte oder gute, ist jedenfalls zeitgemäß, und ein solches gab die Veranlassung zu dieser Vorrede. Ich meine die hier erscheinende „Englische Bibliothek."

(Die Fortsezung folgt.)

Lausanne, December.

(Fortsezung.)

Correktion der Thiele und Aar. Weinlese.

Erfreulich ist es, Männer, die ehemals in der Politik eine hervorstechende Rolle spielten, ihre Thätigkeit und Kenntnisse zum Nutzen der Gesellschaft verwenden zu sehen. Dies ist jezt mit dem polnischen Obersten Lelewel der Fall, unter dem mehrere wackere Polen, z. B. der Sapeur-Hauptmann Bielinski, ehemals im russischen Generalstabe, desgleichen die Genieoffiziere Ver und Baczynsky, arbeiten. Fürchten Sie nicht, daß die Polen eine Festung anlegen, oder vielleicht gar einen Riesen-Tunnel unter unserm See weg graben, um einmal bei Nacht und Nebel in Savoyen herauszubrechen und wie am 21en Februar dieses Jahrs alles Königliche zu vernichten. Nein, wir und sie sind verständiger geworden. Schon seit Jahren sah man die Möglichkeit ein, vier Kantone ohne Schwertstreich und Eroberung, bloß mit Hacke und Schaufel, um ein Ansehnliches zu vergrößern, nämlich durch die Correktion der Flußbette der Thiele und der Aar, eine Operation, welche die Wasserfläche des Neuchateler-, Bieler- und Murtnersees um fünf bis sechs Fuß niedriger stellen, und dadurch nicht nur die anliegenden Kantone Waad, Neuchatel, Bern und Freiburg um zwanzigtausend Morgen Landes bereichern, sondern auch die an diesen Seen gelegenen Moräste und Moorgegenden ganz trocken legen, zu vortrefflichem Ackerboden und gesunder machen würde. Dem Kanton Bern gebührt das Verdienst, die Sache unternommen zu haben. Ihm haben sich denn die andern dabei so wesentlich gewinnenden Kantone angeschlossen. An der Spize der wacker fortschreitenden Arbeiten steht der Oberst Lelewel. Gewiß ein Unternehmen vom höchsten Interesse, das uns entschädigen muß für Prachtgebäude, Kirchen, Paläste, Kunstsammlungen, Fresken und dergleichen, deren Gründung und Anlage unsere Hülfsmittel, wie unsern Ideenkreis in einem Lande übersteigt, das die Natur mit so schönen Palästen, Säulen, Gewölben und Gemälden ausgestattet hat.

Zu den reizendsten Gemälden, die kein Stillleben sind, sondern duftige, saftige und farbenvolle Landleben, gehört alle Herbst die Weinlese, und nun zumal dieses Jahr. So ist es bei Ihnen, an den Ufern des Rheins, des Mains und des Neckars, aber nicht in Frankreich und bei uns am See, wo so viel Französisches in Sprache und Sitten herrscht. Unser Erntefest, unsere Weinlese ist das alle sieben oder neun Jahre stattfindende Winzerfest in Vevay, von dem voriges Jahr im Morgenblatt gehandelt wurde, an dem aber nur die Nachbarn dieser Stadt und einzelne Begüterte aus der Ferne Theil nehmen können. Unsere Waadländer sind sonst ein gastliches Volk, nur nicht wenn sie damit beschäftigt sind, ihren Weinsegen einzubringen. Da wird an nichts gedacht, als an das Geschäft, und nur die Arbeiter und Winzerinnen hört man sich freuen, die Besizer der Weinberge nehmen den Gottessegen in ihrem reizenden Lande ganz trocken hin. Und doch wäre es besonders dieses Jahr der Mühe werth gewesen, sich noch anders darüber zu freuen, als mit Ueberzählung des Gewinns. An Menge und Güte haben unsere drei vorzüglichen Weingegenden: la Côte, la Vaux und Yverne, alle Hoffnungen der Sachverständigen übertroffen. Die Weinregister, die drei Jahrhunderte hinaufreichen, haben nichts Aehnliches aufzuweisen. Zwar hatte man im August und September schon auf das Doppelte des gewöhnlichen Ertrags gerechnet; nun fand sich aber, daß dies nicht genug sey. Dadurch entstand, trotz aller Vorarbeiten und Anschaffungen von Fässern seit einem Jahr, ein so großer Mangel daran, daß an mehreren Orten die Weinlese eingestellt werden mußte, weil weder Fässer, noch Platz genug in den Kellern vorhanden war, um noch mehr Wein aufzunehmen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 8.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 9. Januar 1835.

— Die Macht,
Die richtend im Verborgnen wacht,
Die unerforschlich, unergründet,
Des Schicksals dunkeln Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

Schiller.

Nemesis.

(Veranlaßt durch Thorwaldsens Relief.)

Geleugnet und gefürchtet von den Hohen,
Die nie empfunden deines Speeres Schaft,
Verspottet und gelästert von den Rohen,
Den trotz'gen Sklaven wilder Leidenschaft,
Und von den Unverständigen geflohen,
Die schmachten in der Furcht und Blindheit Haft:
Vermagst du nur dem klaren Blick der Reinen,
Als ernste, milde Göttin zu erscheinen.

Zu überschreiten die gesteckten Schranken,
Gelüstet oft die wildempörte Fluth,
Vom Kriegessturm geschüttelt, Reiche wanken,
Die Erde speit hervor die rothe Glut,
Und selbst im lichten Reiche der Gedanken
Entbrennet der Titanen Uebermuth:
Doch ob dem Chaos schwebend, mild und heiter,
Sprichst du das Wort: bis hieher und nicht weiter!

Nicht Helden nur und Kön'ge — dich empfindet
Im engsten Kreise jedes Menschenherz;
In jede Brust greift deine Hand und findet
Für jede That den Lohn — bald Lust, bald Schmerz;
Mit scharfer, doch geheimer Grenze bindet
Sie Kühnheit, Trauer, Jubel, Gram und Scherz,
Und deinen Kreis, bewacht von Zucht und Scheue,
Hat keiner überschritten ohne Reue.

Weil du, Erhab'ne, nicht im breiten Gleise
Des offenbaren Weges sichtbar fährst;
Weil du, verhüllt von Wolkenschleiern, weise
Den Tag der Zukunft lang am Busen nährst;
Weil du in das Geheimniß deiner Weise
Oft selbst Propheten keinen Blick gewährst,
Drum klagen trauernd und verzagt die Blinden:
Du seyst im Reich des Wahnes nur zu finden.

Du aber lebst und waltest! deinen Rossen,
Die niemals altern, wird die Kraft nie matt,
Nie ward verfehlt das Ziel von den Geschossen,
Die deine sichre Hand geschliffen hat;
Du schreibst in Tafeln, die aus Erz gegossen,
Schreibst dein Gesetz nicht in ein welkes Blatt.
Du hältst die Riesenhallen der Geschichte,
Wie Atlas den Olymp, im Gleichgewichte.

Und wie du dem Verächter goldner Mitte,
Dem Uebermüthigen, den Nacken beugst;
Wie du, gerührt von frommer Unschuld Bitte,
An deiner Brust das Kind der Strafe säugst;

Digitized by Google

Und Schirmerin der Zucht und schönen Sitte,
Aus deinem Schooße Maaß und Ordnung zeugst:
So magst du gern aus starken Künstlerseelen
Verkünder deiner Offenbarung wählen.

Jezt tritt, geformt aus glänzend weißem Steine,
Dein Bild entgegen der erstaunten Welt;
Es trägt den Stempel jener heil'gen Reine,
Auf die kein Schatten eines Frevels fällt;
Es glänzt in eines höhern Lebens Scheine
Als welches dem profanen Sinn gefällt —
Der Kunst Triumph, die hier mit Erdenstoffen
Selbst des Gedankens Hoheit übertroffen.

Gustav Pfizer.

Ueber den Ursprung unserer Gedanken.

(Fortsetzung.)

Dies erkannte auch schon das Alterthum ausdrücklich an; die Peripatetiker, der alte Dicäarchus und der blühende Cratippus, glaubten, daß im Geiste des Menschen eine Art von Orakel wohne, wodurch man die Zukunft vorempfinde, wenn das Gemüth, entweder durch göttliche Begeisterung getrieben, oder durch den Schlaf entbunden, sich fesselos frei bewege. Noch mehr und deutlicher spricht es Plato aus, daß ein höherer Geist unsere Gedanken belebe, die Begeisterung im Menschen und dadurch Dichter erzeuge. Er läßt nämlich in seinem Dialog Jon den Sokrates so sprechen. „Dies wohnt dir nicht als Kunst bei, o Jon, gut über Homeros zu reden, sondern als eine göttliche Kraft, welche dich bewegt, derjenigen gleich, die im Stein ist, der von Euripides der Magnet, gewöhnlich aber der Stein des Herakles genannt wird. Denn dieser Stein zieht nicht nur selbst die eisernen Ringe an, sondern er theilet auch den Ringen gleiche Kraft mit, dasselbe zu thun, was er thut, nämlich andere Ringe anzuziehen, so daß bisweilen eine lange Reihe von Stäbchen und Ringen aneinander hängt; allen diesen aber ist ihre Kraft von jenem Stein angehängt. Eben so macht zuerst die Muse selbst Begeisterte und an diesen hängt eine ganze Reihe Anderer, durch sie sich Begeisternder. Denn alle rechten Dichter alter Sagen sprechen nicht durch Kunst, sondern als Begeisterte und Besessene alle diese schönen Gedichte. Und eben so die rechten Liederdichter; so wenig die, welche vom tanzenden Wahnsinn befallen sind (die Corybanten), in vernünftigem Bewußtseyn tanzen, so dichten auch die Liederdichter nicht bei vernünftigem Bewußtseyn diese schönen Lieder, sondern wenn sie der Harmonie und des Rhythmos erfüllt sind. Ein leichtes Wesen ist der Dichter, geflügelt und heilig, und nicht eher vermögend zu dichten, bis er begeistert worden ist und bewußtlos und die Vernunft nicht mehr in ihm wohnt. Denn so lange er diesen Besitz noch festhält, ist kein Mensch im Stande, irgend zu dichten oder Orakel zu sprechen. Nicht also durch Kunst dichtend, sagen sie so viel Schönes über die Gegenstände, sondern durch göttliche Schickung ist jeder nur dasjenige schön zu dichten vermögend, wozu die Muse ihn antreibt, dieser Dithyramben, jener Lobgesänge, ein anderer Tänze, oder Sagen, oder Jamben, und im Uebrigen (d. h. in andern Arten der Dichtung) ist Jeder schlecht. Denn nicht durch Kunst bringen sie solches hervor, sondern durch göttliche Kraft; wenn sie durch Kunst über Eines schön zu reden wüßten, könnten sie es wohl auch über alles Andere. Daher auch der Gott, nur nachdem er ihnen die Vernunft genommen, sie und die Orakelsänger und die göttlichen Wahrsager zu Dienern gebraucht, damit wir Zuhörer gewiß wissen mögen, daß nicht diese es sind, welche das sagen, was so viel werth ist, denen ihre Vernunft ja nicht einwohnt, sondern daß der Gott selbst es ist, der es sagt, und daß er nur durch sie zu uns spricht. Ein großer Beweis für alles dies ist Tynnichos, der Chalkidenser, der nie irgend ein anderes Gedicht gedichtet hat, dessen es nur lohnte zu erwähnen, als jenen Päan, den Jeder singt, unter allen Liedern fast das schönste, recht, wie er selbst sagt, durch einen Fund der Musen. Denn an ihm scheint ganz vorzüglich der Gott uns dieses offenbart zu haben, damit wir ja nicht zweifeln, daß diese schönen Gedichte nicht Menschliches sind und von Menschen, sondern Göttliches und von Göttern, die Dichter aber nichts sind, als Sprecher der Götter. Um dies zu zeigen, hat recht absichtlich der Gott durch den schlechtesten Dichter das schönste Lied gesungen."

Also auch schon Plato hat diese Bemerkung gemacht und auch sehr richtig erklärt, wie sich öfters ein großer, wahrer, schöner Gedanke wie ein Goldkorn in den todten Schlacken eines geistlosen, leeren Gewäsches vorfindet. Hier wirft der in seiner verborgenen, höheren Existenz sich ausbildende Geist oft einzelne Lichtblicke in die öde Dunkelheit des wachen Zustandes des Menschen, der über ein so ungewöhnliches Ereigniß oft am meisten erstaunt ist und dadurch sich überzeugt, daß im Gehirn des Menschen noch ein tüchtiger, allwissender Souffleur wie hinter einer Kouliße versteckt sey.

Ja, es muß eine höhere Kraft seyn, deren Einwirkung in die Seele als die Quelle aller wahren Gedanken erscheint, welche in unnennbarer Fülle dem begeisterten Dichter und Seher und überhaupt Jedem zuströmen, der sich zur freithätigen Wirkung des Geistes empor zu heben vermag. Auf alle diese passen die Verse Schillers

Digitized by Google

in seinem Gedichte: Glück. Aber noch schöner und treffender spricht unser Dichter in seinem Gedichte der Genius von jenem unbekannten Quell der Gedanken und der Kraft des Geistes. Wenn man nun schon im Voraus annehmen kann und muß, daß im Geiste die Quelle aller in ihrer Entstehung uns sonst unerklärbaren Gedanken zu suchen sey, so wird man durch verschiedene abgeleitete Betrachtungen zu derselben Annahme genöthigt. Wenn man nämlich zugibt, daß dem Geiste allein die wahren Ideen und Gedanken entquellen, so muß dies ohne Zweifel in allen jenen Zuständen offenbarer hervortreten, in denen der Geist schrankenloser, freier wirken kann, wie z. B. in der Einsamkeit, in der Begeisterung selbst, kurz in allen jenen Zuständen, welche die Entstehung des Hellsehens bedingen. Ueber die Begeisterung, als Schöpferin der Gedanken, haben wir schon geredet, und fügen jezt noch Einiges hinzu über die Macht der Einsamkeit auf Erzeugung neuer, großer Gedanken.

Wenn der Mensch in der Einsamkeit genöthigt ist, in sein Inneres hineinzugehen, so gelangt gerade dadurch der Geist zu freierer Erhebung und Stärke, und es zeigt sich in der That die Einsamkeit als unentbehrlich, um unsern Gedanken Richtigkeit, Gründlichkeit, Festigkeit und Stärke zu geben. Alle Unlauterkeit, womit Müssiggang das leere Gemüth befleckt, verschwindet bei edler Beschäftigung des Geistes. Freiheit und Ruhe geben dem Geiste das Gefühl seiner selbst und veranlassen ihn, Kräfte zu versuchen, deren wir uns vorher noch nicht bewußt waren; wir kommen auf umfassendere Begriffe, wir erhalten hellere Aufschlüsse, eine größere Mannichfaltigkeit von Vorstellungen und Gedankenverbindungen. Einsamkeit weckt oft allein das Genie durch ihre innere, den Geist befreiende Kraft, ohne alle Hülfe der Großen, ohne alle Ermunterung; die größten Empfindungen und Gesinnungen werden wach; Leben in der Einsamkeit ist nichts als Denken. Bei jedem Fußtritte geht der Geist durch's Unermeßliche und glüht in diesem freien Genusse seiner selbst von Enthusiasmus und schreitet immer höher im Nachdenken großer Dinge und im Festhalten heroischer Entschlüsse. So faßte der große König von Preußen auf einem einsamen Berge bei Pyrmont, seinem Lieblingsaufenthalt, der auch noch jezt der Königsberg heißt, den großen Gedanken zu seinem ersten schlesischen Kriege. Ueberhaupt aber werden alle Menschen, die ein anerkannt einsames Leben führten, hier als Beweis dienen können, einmal daß die Einsamkeit ein Stillleben im Geiste begünstige, und dann, daß sie gerade dadurch die Entstehung großer Gedanken (aus dem Geiste) herbeiführe. Wer Zimmermanns vortreffliches Werk von der Einsamkeit gelesen hat, wird ohnehin schon durch viele, durch das ganze Buch zerstreute Andeutungen von unserer Behauptung überzeugt seyn. Für andere jedoch will ich noch einige Beispiele hinzufügen. So bildete sich der große Dichter Petrarka ganz in der Einsamkeit und machte da sich fähig zu den großen politischen Geschäften, zu denen er von mehreren Päbsten und Fürsten gesucht und gebraucht ward. Die besten alten Schriftsteller entriß er dem Moder und dem Staube, und ohne seine neuen Abschriften wären die meisten jener Schätze für uns verloren. Die Einsamkeit befeuerte ihn, das Studium der schönen Wissenschaften wieder emporzubringen, den Geschmack zu reinigen; durch sie allein erhielt er die Kraft, daß er selbst dachte und schrieb wie ein freier Bürger des alten, noch nicht unterjochten Roms; daß er bis in seinen Tod der nämliche geistvolle Petrarka blieb und durch sein leztes Werk immer seine vorigen übertraf.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne. December.

(Beschluß.)

Weinsegen und seine Folgen. Neuer Spaziergang.

Unser Kanton besizt ungefähr sechzehntausend Posen (Jucherte) Weinland. In den meisten Gegenden hat die Pose zehn und mehr Chars (Fuder) Wein gegeben. Nehmen wir aber nur Eins in's Andere an, so kommt man doch zu 128.000 Fudern; wird nun davon der Pot oder die Maaß, der trefflichen Qualität des Weins ungeachtet, nur zu dem gewöhnlichen Preis von zwei Batzen (6 kr. rhein.) angeschlagen, so ergibt sich für dieses Jahr ein Gewinn von mehr als zehn Millionen Schweizerfranken. Freilich muß diese ungeheure Masse Weins abgesezt werden, und dies ist nicht leicht; denn fügen wir zu diesen 128.000 Fudern noch 50 bis 55.000, die von den vorigen guten Jahren noch in den Kellern liegen, ziehen wir davon 20.000 Fuder für den eigenen Gebrauch des Kantons ab und 20.000 für den gewöhnlichen Betrag der Ausfuhr, so bleiben doch ungefähr 135.000 Fuder in den Kellern, eine Masse, die allen unsern Bedürfnissen genügen würde, wenn wir auch drei Jahre hinter einander gar keinen Wein erzeugten. Bei alle dem erhält der Wein immer noch seine alten Preise. Dies kommt von dem theuren Faßwerk, das in gegenwärtigem Jahr bei Weitem den Preis des Weins übersteigt; ja an manchen Orten soll man für ein altes Faß den doppelten Inhalt an Wein gegeben haben.

Aus diesem unerhörten Weinsegen geht denn jezt eine unerhörte Weinseligkeit hervor, die wieder einen großen Einfluß auf die Politik übt, denn diese ist nun einmal nicht mehr aus unserm sonst so unbefangenen Leben hinauszubringen. Unsere besten Weingegenden, besonders die Côte und la Vaux, sind jezt unsere entschiedensten Radikalländer, und dieser Radikalismus sonst gar verständiger und ruhiger Männer geht viel von dem Zapfen, von der Schenke aus; hier wird der große Kreuzzug der Völker gegen die Könige, die Einnahme ihrer Hauptstädte, die Demüthigung der Monarchen u. s. w. verabredet; denn es ist bei diesen guten Leuten nun einmal eine ausgemachte Sache, daß die Schweiz mit Hülfe der Berner Professoren und Studenten an der

Digitized by Google

Spitze dieses Krieges stehen und wesentlich dazu helfen wird, der Menschheit ihre Rechte wieder zu erobern. Zwischen den Weinflaschen und Käsefragmenten geben dann die Bittschriften an den Großrath herum. Kommen die Radikalmänner endlich nach vielfachen Lisationen nach Haus, so sind Frau und Kind und Knecht zu bedauern, denn ohne Schläge geht es selten ab. In diesem Radikalismus hilft außer dem neuen Weine noch etwas, das sonst mild, gut und sanft macht, der vierstimmige Gesang, hier nach Kauperts Schnak geheißen: Nationalgesang, oder vielmehr nicht der Gesang, sondern dessen neue Lieder, die mit denen der Handwerksburschen im Steinhölzly bei Bern einige Aehnlichkeit haben. Der Apostel dieses Gesangs war vorigen Sommer auch hier, und es wiederholte sich in Lausanne, was früher in Morges, Rolles, Avdonne und Genf bemerkt und von Verständigen geladelt worden war, d. h. die Beimischung eines unglaublichen Charlatanismus zu dem allerdings so nützlichen und schönen vierstimmigen Gesang; dieselben schwülstigen, bald religiösen, bald politischen Reden, die Spielerei mit Fähnchen, Fahnen und andern Abzeichen, hierauf das obligate Silberwerk für den uneigennützigen Gesangchor, zuletzt aber das schnelle Vergessen und Verfallen der Sache, deren man hier wie in Genf schon nach sechs Monaten ungern gedachte wegen des damit verbundenen Schwulstes.

Ich will diese Korrespondenz mit einer Nachricht schließen, die allen den Lesern und Leserinnen, die unsere Stadt kennen, nicht uninteressant seyn wird. Sie kennen Alle unsern Montbenon, den schönen Spaziergang mit herrlichen, schattenden Baumgängen an der Südwestseite der Stadt, von dem man eine so weitherrschende Aussicht auf den größten Theil des Lemans hat. Fast in derselben Richtung, nur im Südosten der Stadt, dicht an der nach Ouchy hinabführenden Fahrstraße, ist jezt ein neuer Spaziergang vollendet, der sich von dem eleganten Casinogebäude östlich hinzieht und da auf einem ansehnlichen Plateau, in anmuthigen Parkanlagen, die reizendsten Aussichten auf den See, seine schweizerischen und savoyischen Ufer darbietet. Die Tours d'Ay und die Diablerets begrenzen eben das Bild an den Wolken mit den Dents d'Oche, den Abondance-Bergen, und im Süden schließen es die Voirons und der große Salève bei Genf. Unten aber, wo der See flutbet und seine heitern Städte bespült, kann sich das entzückte Auge von Chateau-Chillon, Montreux und Clarence in einem Moment den anmuthig geduchteten Ufern entlang, oder auf der Spiegelbreite des Sees bis nach Coppet hin schaukeln.

Karlsruhe, December.

(Fortsezung.)

Das böse Haus von Auffenberg.

Seit einer langen Zeit des Schweigens, so viel mir bekannt, seit seiner spanischen Reise wieder zum ersten Mal, trat Auffenberg mit einem dramatischen Produkte vor das Publikum, um ihm zu zeigen, daß unter den Adern, die ihm vor Valencia zerstochen wurden, nicht die poetische war. Kurz nachdem es im Druck erschienen, kam es auch zur Darstellung; Werth und Wirkung lassen sich demnach desto allseitiger beurtheilen. Auffenberg ist in hiesiger Stadt der einzige dramatische Dichter von Ruf; es ist Pflicht, daß auch unser Theater das erste sey, seine neuen Erzeugnisse in's Leben zu führen. Da dieses Schauspiel sicher schnell den Lauf über alle Bühnen nehmen wird, so scheint es mir nicht unpassend, etwas näher darauf einzugehen. Der durch den Dichter unter der Anleitung von Walter Scott auf die Bühne gebrachte, so wirksame Ludwig XI. mußte bei ihm das Verlangen einer selbstständigen Zeichnung desselben erwecken; er wählte dazu die lezten Tage des frommen Sünders, und dichtete „das böse Haus.“ So heißt nämlich ein Haus in Tours, worin die Geschichte, auf wahren Grundlagen beruhend, sich zuträgt. Sie dreht sich um den Schatzmeister Cornelius, der die königlichen Schätze in diesem Hause hütete. Seit einiger Zeit wurden daraus, trotz der genauesten Sorgfalt des Schatzmeisters, Kostbarkeiten auf eine unbegreifliche Weise entwendet, und mehrere Lehrlinge deßhalb auf Verdacht und Anklage des Alten aufgeknüpft. So kam das Haus in den Ruf, als spuke es darin, der Alte wurde gestohlen, und seine Schwester galt für eine Hexe. Endlich entdeckte es sich, daß der Schatzmeister schlafwandelnd sich immer selbst bestehle, und die Schätze in einer Kammer vergrabe, ohne im Wachen etwas davon zu ahnen. An diese Geschichte lehnt sich ein anderer Rahmen an, in dem der bühnengerechte Ludwig XI. als Hauptperson steht, und hinter ihm die bekannten Gestalten von Tristan l'Hermite, dem Generalprofoß von Frankreich, und von Olivier le Daim, des Königs ehemaligem Barbier. Der Lezlere erscheint diesmal nur in einem großen eisernen Käfig, zur Strafe, aber fürstlich bedient nach allen seinen Bedürfnissen, weil er das Glück oder Unglück hat, 24 Stunden vor dem Könige sterben zu sollen. Ein dritter Rahmen enthält eine Liebesgeschichte einer natürlichen Tochter des Königs, die an einen buckligen Grafen verheirathet ist und, von ihm mißhandelt, sich der Liebe eines jungen Edelmanns hingibt. Der Graf, dessen eheliche Zärtlichkeit dem Könige ruchbar wird, gibt diesem Gelegenheit, in ihm den Adel demüthigen und ihm den Fuß auf den Nacken sezen zu können. Diese drei Interessen sind in einander verflochten, aber nicht bis zur Nothwendigkeit, und so ziemlich mit gleichen Rechten, so daß abwechselnd bald dieses, bald jenes hervortritt, keines aber vom andern gehoben wird, oder in ihm untergeht, und was das Schlimmste ist, daß keines sich besondere Theilnahme zu verschaffen weiß. Ein widerlicher, geiziger Schatzmeister, eine Liebe einer Ehefrau, die durch dies Verhältniß schon unsere Billigung verliert und durch die Trennung der Ehe nicht gewinnt, und ein König, wenn auch ein Ludwig XI., der nicht in das Ganze eingreift, sondern nur einzelne wirksame Fragmente darbietet, und am Ende, durch die Nachricht vom Tode Oliviers niedergeworfen, die Liebenden fein bürgerlich zusammengibt — Alles dies ist nicht geeignet, ein lebhaftes Interesse des Zuschauers zu erwecken, ihm Furcht oder Mitleiden zu erregen, oder ihn über das Leben empor zuheben. Höchstens sträubt sich sein Haar, wenn der Schatzmeister seiner Schwester das Messer an die Kehle sezt, sie zum Geständniß des Diebstahls zu bringen, und sie ihm unter den Händen am Schlagfluß stirbt. Es fehlt dem Stücke an einem ästhetischen Mittelpunkt; das Interesse mangelt, der Eindruck ist widerlich. Einzelnes ist sehr wirksam, selbst schön, und in der Sprache finde ich einen Fortschritt; sie wird natürlicher, falsches Pathos und Sentenzen seltener; nur thun die Reime, welche mitten in den familiären Reden angewendet werden, wann es der Zufall oder die Laune, nicht die Wirkung will, dem Ohre weh. Ich zweifle übrigens nicht, daß das böse Haus bald auf allen Bühnen erscheinen wird, denn unsere Nerven sind durch die französische Pseudo-Romantik schon darauf vorbereitet; doch erfordert die Darstellung des Königs und des Schatzmeisters fast zwei Seidelmanne, wenn sie gelingen soll.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 9.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 10. Januar 1835.

— L'histoire nouvelle
De la brillante bagatelle,
La divinité de Paris.

Gresset.

Der Neujahrsmarkt in Paris.

Von G. B. Depping.

Gegen Neujahr regt sich der in Tändeleien so erfinderische Pariser Gewerbfleiß jedesmal gewaltig, und nicht minder rührt sich die reiche Welt, um neue Tändeleien einzukaufen und zu verschenken. Ja, die Pariser Produkte reichen nicht einmal hin, auch die deutschen Magazine von Nürnberger Tand und Spielzeug werden ausgeleert, um den Pariser Markt gehörig zu versehen. Diese Nürnberger Waare sieht noch eben so steif und ungehobelt aus wie vor 30 Jahren und länger; allein ihrer Wohlfeilheit und vielleicht auch ihres seltsamen Aussehens wegen hat sie ziemlich starken Absatz, aber nur unter den Unbemittelten, denn die Reichern verlangen Schöneres, und für diese arbeitet hauptsächlich der Pariser Gewerbfleiß auf die mannichfaltigste Art. Konditoren und Chokoladehändler sorgen jedes Jahr für neue Gestalten und bringen Zucker und Chokolade in alle erdenkliche Formen. Ein Triumph für sie ist es, wenn sie Zuspruch genug haben, um einen Soldaten an die Thüre stellen zu können, der dann ein sprechender Beweis eines solchen Zudrangs ist, daß der Inhaber, um Unordnung und Unglück zu verhüten, es für nöthig erachtet hat, die bewaffnete Macht, oder wenigstens ein Individuum derselben aufzubieten. Wo aber einmal Gedränge ist, drängt man sich noch mehr zu, und die Vorübergehenden folgern aus der Anwesenheit des Soldaten, daß hier das Beste feil seyn müsse; warum wäre sonst so großes Gedränge? Vor einigen großen Magazinen, besonders den Girourschen, wird es von Equipagen von Mittag bis zum späten Abend gar nicht leer; denn hier stehen nicht allein niedliche Sachen, sondern auch Kunstwerke feil. Nicht so glänzend, aber nicht minder lebhaft sieht es in einigen Magazinen der Richelieu-, der Vivienne- und St. Honoréstraße aus, in denen man sich tagelang unterhalten kann. Die Laden auf dem Börsenplatze wetteifern mit ihnen und bieten namentlich eine Menge Neuigkeiten in Porzelan, Konditorei, Elfenbein, schöne Albums u. s. w. Auf diesem Börsenplatze ist kürzlich auch ein großer Bücherladen entstanden, der zu den schönsten von Paris gehört, und ein neues und nützliches Institut zu werden verspricht. Ein großer, mit einem Glasdache bedeckter Saal, mit einer oben rund herumführenden Galerie, ist von oben bis unten mit neuen Büchern angefüllt. Für das Geschichtsfach und die dahin gehörigen ältern Werken ist ein eigener Saal vorhanden, wo auch alte Urkunden zu haben sind, deren Verfasser in den Klöstern wohl niemals gedacht hätten, daß ihre Skripturen bei der Nachwelt zur Waare werden würden. Abends wird die ganze Anstalt mit Gaslichtern

Digitized by Google

herrlich beleuchtet. Der große Saal steht Jedermann zur Schau offen. Die fremde Literatur wird hier besonders berücksichtigt, und der deutschen ist ein sehr bedeutender Raum angewiesen. Man bemüht sich, die deutschen Geistesprodukte so schnell als möglich nach ihrem Erscheinen auszustellen. Auch versucht man daselbst, einen deutschen Lesezirkel zu stiften, worin die Deutschen und die Liebhaber der deutschen Literatur nicht allein die belletristischen und wissenschaftlichen Zeitschriften, sondern auch die vorzüglichsten deutschen politischen Zeitungen (ihre Zahl beträgt jetzt leider kein halbes Dutzend) beisammen finden sollen. Hoffentlich wird dieser Versuch besser glücken, als manche frühere. So oft es darauf ankam, in Paris einen deutschen Lesezirkel zu stiften, fanden sich immer nur acht oder zehn Liebhaber ein und das Projekt kam in's Stocken. Die Schuld liegt zum Theil an den Deutschen, welche sich im Auslande nicht genug um ihre vaterländische Literatur bekümmern, aber auch an der Scheu der Pariser Gelehrten, sich ernstlich mit der deutschen Sprache zu befassen. Was freilich deutsche Zeitungen betrifft, so können die Pariser gar wenig daraus lernen, und zwar am wenigsten, was Deutschland selbst angeht.

Unter den neuen Erfindungen, welche in diesen Tagen zur Schau gestellt werden, ist besonders zu nennen der sogenannte Physionotype, der wahrscheinlich schnell auch im Auslande bekannt werden wird. Es ist ein Instrument, aus einer Menge zusammengelegter eisernen Stäbchen oder Nadeln bestehend, deren Enden eine ebene Fläche bilden. Legt man diese Fläche auf ein Basrelief oder auf irgend einen Körper mit Erhöhungen und Vertiefungen, so schmiegt sie sich nach den Unebenheiten und wird zu einer Form, wovon man einen Abguß von Gyps oder einer andern weichen Materie machen kann. Dieser Physionotype ist nun vorzüglich zum Abdrucken menschlicher Gesichter erfunden, da das Anlegen jenes Instruments eine weit leichtere Sache ist, als das Auftragen einer weichen, nassen Materie. In einem Magazine der Viviennestraße zeigt man eine Menge Porträts, welche bereits auf diese Weise in Gyps dargestellt sind. Jedoch muß, wie es scheint, die Kunst immer ein wenig nachhelfen, und auch die Augen werden erst hernach angebracht. Diese Porträts kommen übrigens doch sehr hoch im Preise zu stehen, und die Erfindung wird also nicht sehr populär werden.

In der Almanachsliteratur bemerkt man dieses Jahr nichts Vorzügliches. Zwar stehen geschmackvolle Almanache in den Buchläden; allein in diesem Fache hat Frankreich nie gestrebt, andern Ländern, namentlich England und Deutschland, den Rang streitig zu machen. Sehr bedeutend ist daher die Einfuhr englischer Almanache, oder wenigstens, da die Kupfer darin manchmal das Beste sind, der Kupferstichsammlungen daraus, wie man ehemals die schönen Vignetten aus Dorats Fabeln schnitt und die Fabeln selbst wegwarf, ein gerechter Lohn der Eitelkeit des Dichters, welcher seine Werke mit dem größten Luxus ausgestattet, aber darüber vergessen hatte, den Dichtungen selbst die gehörige Vollendung zu geben. Am besten nehmen sich noch die poetischen Almanache aus, die übrigens nie mit Kupfern ausgestattet werden, wiewohl auch sie nur zu oft einen Troß unbekannter Dichter mit sich schleppen, welche in diesen Neujahrsbüchern ihre unreifen Versuche niederlegen. Desto reicher ist Frankreich jetzt an sogenannten Albums und Sammlungen von Zeichnungen, besonders lithographirten. Paris ist voll von Künstlern, jungen und alten, welche Kapricen, lustige Einfälle, gute Gedanken haben und dieselben auf's Papier werfen; andere gibt es, die zu ihrem Vergnügen herumreisen, und was ihnen Merkwürdiges aufstößt, skizziren; daraus entstehen denn eine Menge interessanter Hefte, welche bald einen Verleger finden und geschmackvoll ausgestattet am Neujahrstage zu Angebinden dienen. Es gibt Künstler, denen solche leichte Arbeiten mehr einbringen als ernstere, und die es daher auch nicht unterlassen, dergleichen in Menge zu Tage zu fördern. Die Laden der Kunsthändler sind mit solchen Produkten überschwemmt, und in den Salons in den Häusern der Reichen liegen deren fast immer mehrere zur Unterhaltung der Besuchenden. Am Schluß des Jahrs eröffnet auch die Gesellschaft der Kunstfreunde ihre Ausstellung, die aus den von ihr erkauften Kunstsachen, besonders Gemälden, besteht. Dem Anscheine nach ist dies eine große Aufmunterung für angehende und noch unbekannte Künstler. Einige Leute meinen jedoch, durch das Ankaufen mittelmäßiger Kunstwerke werde die Kunst nicht im Mindesten gefördert, es wäre denn, daß man diese sogenannten Kunstwerke hernach vernichtete und die ungeheure Zahl von Sudeleien in der Welt verminderte. Jedenfalls kommt es mir vor, als ob in einer Stadt, wo Künstler so viele Gelegenheit haben, sich zu zeigen, eine Gesellschaft von Kunstfreunden, wie die hier bestehende, ein wenig aussehe, wie das fünfte Rad an einem Wagen.

Ueber den Ursprung unserer Gedanken.

(Fortsetzung.)

Der chinesische Kaiser Kien-Long, ein wahrer Vater seines Volks, der mit den erhabensten Eigenschaften eine große Neigung zur Einsamkeit und Ruhe verband, und in dieser eine große Menge Bücher und Gedichte schrieb,

Digitized by Google

sagt in einem kleinen Gedichte, welches er verfertigte, als er außerhalb der großen Mauer bei den Tataren auf der Jagd war: „Könnte ich doch wie ein Weltweiser des Alterthums von der Frucht der Tanne leben, um mit Muße und Bequemlichkeit mit mir selbst umzugehen und weiter nichts zu verlangen!“ Könige und Philosophen, Dichter und Redner, Helden und Weise, die über das Gemeine sich zu erheben, ihre Kenntnisse zu vermehren, Licht und Aufklärung, Stärke der Gedanken und Gesinnungen und Reinheit der Gefühle zu erreichen strebten, alle diese suchten in allen Zeiten die Einsamkeit und empfanden ihre Kraft. Homer malte wohl darum die einsamen Oerter Griechenlands und Italiens mit einer Stärke und einer Wahrheit, daß wir durch seine Beschreibungen sehen, was er selbst nicht gesehen hat. Demosthenes floh in eine Kammer unter der Erde, fern vom Weltgeräusche Athens, und blieb dort mit geschornem Haupte ganze Monate, um seine Reden zu schreiben. Die berühmtesten Helden Griechenlands und Roms faßten in der stillen Eingezogenheit, die sie liebten, Kraft und Muth zu neuen kühnen Thaten des Geistes. In einer schaurigen Einöde erhob sich der Kirchenlehrer Hieronymus zu männlicher Beredtsamkeit und großer Macht mit der Feder, und er warf weit in die Welt hinaus aus dem Dunkel seinen Glanz. Die Druiden räumten nach vollbrachten gottesdienstlichen Geschäften die Städte im alten Britannien, in Germanien und Gallien und lebten in einsamen Waldungen in erhebender Stille und Ruhe, um Jünglinge zu unterrichten; sie waren zugleich Priester, Gesetzgeber, Räthe, Richter, Aerzte und Philosophen dieser Völker, und zogen die Kraft dazu nur aus der Einkehr in den eigenen Geist. Und sieht man auf die wahrhaft großen Männer und Helden der neuern Zeit, so findet man selbst unter den Fürsten viele, welche es im Gefühle der begeisternden Kraft der Einsamkeit liebten, in einsam gelegenen Lustschlössern und Gärten still und bürgerlich zu wohnen und sich dort für den Catechismus des Hofmarschalls zu bedanken. Ich weise hier nur auf den größten König hin, auf Friedrich den Großen, welcher zu Sanssouci wie ein alter Kriegsgott seine Donnerkeile schmiedete und zugleich Werke für die Nachwelt schrieb. Gewiß, es findet sich kaum ein Mensch von höherem Geist, ungemeinen Fähigkeiten oder durch schöne Thaten erworbenen Ruhme, der uns nicht einige Denkmäler einsamer Weisheit und stiller Würde nachgelassen und dadurch bewiesen hätte, daß wahrhaft große Gedanken immer nur aus dem, in der Einsamkeit frei wirkenden Geiste auf uns überströmen und sich oft als blendende Gedankenblitze gestalten. Solche uns plötzlich überraschende Ideen, deren Erzeugung uns völlig unbekannt ist, welche die Sprache nicht unrichtig „Einfälle“ nennt, denen der Weltweise oft die lichtesten Ideen, der Feldherr die Entscheidung der Schlacht, der Arzt das Rettungsmittel seines Kranken verdankt, kann man so als die Erzeugnisse unseres Geistes in seiner weniger gebundenen Form ansehen, welche aber durch die Reflexion in die gewöhnliche bewußte hereintreten. Auch Friedrich der Große sagt: „ich ergebe mich in das Geschick, welches die Welt nach seinem Belieben lenkt. Als Politiker und Krieger sind wir nichts weiter als Drahtpuppen der Vorsehung; nothwendige Werkzeuge einer unsichtbaren Hand, bewegen wir uns und handeln wir, ohne zu wissen, was wir thun, und nicht selten ist die Frucht unserer Bemühungen das Gegentheil von dem, was wir erwarteten.“ Aus diesen Worten eines in jeder Hinsicht so großen Königs leuchtet der Glaube an ein Fatum hervor, welches, von Gott ausgehend, durch den Geist des Menschen wirksam sich offenbart, wenn auch der Verstand, wiewohl erfolglos, seine egoistischen Zwecke verfolgt.

Es geht aus diesem Eingeständnisse Friedrichs und auch aus der Sache selbst hervor, daß, wenn der Geist wirklich als die Quelle der höhern Gedanken angesehen werden muß, alle großen berühmten Menschen und Genie's, welche durch die Kraft des Geistes groß und berühmt wurden, hellsehende Momente der freien Geistesthätigkeit gehabt haben müssen, in denen sie ihre großen Gedanken empfingen, in denen sie zu ungewöhnlichen Thaten und Werken durch einen unerforschlichen Impuls angetrieben wurden, welcher in ihrem Innern einen Zustand der Begeisterung hervorrief und unterhielt, durch den sie ihre Umgebungen an sich fesselten, und durch dessen Zauberkraft sie sich und Andere zu unglaublichen Leistungen stärkten, und selbst im Unglücke noch als ungewöhnliche Wesen mit einem Hochgefühle der Seligkeit endigten. *) Alle großen Gedanken solcher Menschen sind unmittelbare Eingebungen des Geistes, und so kann z. B. nicht wohl bezweifelt werden, daß Jeanne d'Arc durch höhere Eingebung, durch den Geist, den kühnen Gedanken des Heldenwerkes faßte, um durch die eigene Begeisterung die Gemüther der Vaterlandsstreiter wie ein Magnet zu durchdringen und mit sich fortzuziehen. Sie wurde in der Einsamkeit der Natur und im Gefühl der Vaterlandsnoth hellsehend, und der Gedanke zur Großthat kam ihr aus dem Geiste.

Es ließe sich dies bei allen berühmten großen Menschen durchführen und nachweisen; ich deute jedoch besonders auf die Könige und Fürsten hin, welche im Alterthum ihrer Natur und ihrem Wesen nach die Ersten des Volkes waren, also die Erleuchtetsten, welche

*) Cicero sagt de natura deor. II. 66: nemo vir magnus sine aliquo afflatu divino fuit.

Digitized by Google

eben durch ein Leben im Geiste ihre Königswürde erlangten, und so vor Allen ihren göttlichen Ursprung bethätigten, daher von Gottes Gnaden. So standen bei den ältesten Völkern immer weise und weissagende Priesterfürsten an der Spitze der Regierung, wie bei den Indiern, Egyptern, Juden u. s. w., welche dann durch die Kriegerkaste, den spätern Adel, verdrängt wurden; daher schon ganz frühe in der Geschichte der Lehr-, Wehr- und Nährstand. Den Calchas nennt uns Homer den herrlichsten Wahrsager und Führer der Flotte,

„Der auch her von Troja der Danaer Schiffe geleitet
Durch weissagenden Geist."

Amphilochus und Monopus waren Könige der Argiven und zugleich Wahrsager. Schon vor ihnen lebten Amphiaraus und Tiresias, edle, treffliche Männer des Volkes, deren einen, den Tiresias, Homer in der Unterwelt allein weise seyn läßt, während ihn die Andern wie Schatten umschwärmen. Den Amphiaraus aber hat der Ruf Griechenlands so geehrt, daß er für einen Gott gehalten ward, und von der Stelle, wo er begraben lag, Orakel geholt wurden. Hatte nicht der Asiatenkönig Priamus weissagende Kinder, Helenus und Kassandra? Ueberhaupt, sagt Cicero, waren bei den Alten die Regenten auch im Besitz der Augurien; denn wie sie es für königlich hielten, weise zu seyn, so auch zu weissagen. Alexander der Große hatte mitten in der Fülle der Kraft und seines thatkräftigen Alters offenbar hellsehende Momente, in denen er seine Ideen empfing, wofür schon sein bekannter Traum spricht. Unter den Fürsten der neuern Zeit ragt aber vor Allen der schon öfters erwähnte Friedrich der Große hervor, welcher als Held, als König, als Philosoph und als Dichter die Worte Schillers:

„Es soll der Dichter mit dem König gehen,
Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen."

durch sein ausgezeichnetes Leben und Wirken im Geiste treffend bewahrheitet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe. December.

(Beschluß.)

Die spanischen Tänzer.

Wie ich vernehme, liegen bereits zwei neuere Werke von Auffenberg, die Beschreibung seiner spanischen Reise und ein Lustspiel, ich glaube „die Journalisten," in den Händen eines Stuttgarter Verlegers. Wer den Dichter kennt, sollte meinen, daß die Komödie dessen Persönlichkeit mehr noch zusage, als die Tragödie. Jedenfalls wird die Vergleichung interessant seyn.

Eine andere neue Erscheinung auf dem Theater war nicht nur vom künstlerischen, vielleicht mehr noch vom Gesichtspunkte der Völker- und Sittengeschichte interessant, ich meine das Auftreten von spanischen Nationaltänzern. Revolutionen und Bürgerkriege sind der Tanzkunst nicht günstig. Vor drei Jahren, als Prinz Friedrich Brüssel beschoß, hatte sich eine belgische Tänzergesellschaft, die dort fürchtete, von den allseitigen Faux pas angesteckt zu werden, nach Deutschland geflüchtet, und während ihren Landsleuten auf den Straßen die Kugeln um die Ohren pfiffen, haben sie auf fremden Theatern dazu getanzt. Ich erinnere mich noch recht wohl, sie hatten einen Polichinelle bei sich, und ich habe ihn immer im Verdacht, daß er in Gestalt und Bewegungen sein eigenes Vaterland persifliren wollte: verkrümmt, gelähmt und verdreht an allen Gliedern, kreischend und auf Stelzen einherschreitend, plötzlich zusammenstürzend, und wenn man meinte, er habe Hals und Bein gebrochen, griffen ihm einige Nachbarn mit französischer Artigkeit unter die Arme, und er stolzirte frisch weiter, als wäre nichts geschehen. — So haben auch die spanischen Tänzer Madrid verlassen, um den Waffentänzen der Guerilla's auszuweichen, und bringen in ihren Beinen ein Stück ihres Vaterlandes in das Ausland; denn solch ein Tanz eröffnet einen deutlichern Blick in Leben und Charakter eines Volkes, als manche Reisebeschreibung. Ich glaube nicht, daß nicht auch schon auf den Madrider Theatern der französische Kunsttanz sich sollte neben dem französischen Frack einheimisch gemacht haben; doch diese Künstler sind so klug, wenigstens außerhalb Spanien nur spanische Tänzer seyn zu wollen. In ihren Boleros, Zapateados, Manchegas ist alles Leben, Gluth, Leidenschaft, eine Bewegung, wie wir sie in keinem Tanze kennen, ein beständiges Biegen, Drehen und Winden des Körpers, kecles Auftreten, rasche Wandlung, ewige Verwickelung, Verflechtung und Auflösung der Touren, ein steles belebtes Bild. Die großen Bewegungen werden durch die Rundung und Gewandtheit anmuthig, selbst graziös. Die hervortretende Lebensfülle, die Ueppigkeit unanständig nennen zu wollen, ist zu einseitig, vom Standpunkte des deutschen Tanzes aus betrachtet; denn es ist die Frage, ob unser Walzer nicht von spanischer Seite her vielleicht ein härteres Urtheil zu gewärtigen hätte. Dazu die höchst malerische Tracht von Andalusien und der weckende Klang der Kastagnetten und Tamburine: so zaubert sich die Phantasie noch Orangenhaine und maurische Säulengänge hinzu, und das Blut jagt dem Sohne des Nordens rascher durch die Adern, ohne von der Sonne Spaniens erhizt zu seyn.

Hebel, der allemannische Dichter, dessen gesammelte, zum Theil noch ungedruckte Werke so eben zum ersten Male vollständig in der Müllerschen Buchhandlung erschienen sind, verdient eine ausführlichere Besprechung in einem andern Berichte.

Auflösung des Räthsels in Nr. 5:

Schulden.

Räthsel.

Er stemmt in seine Seite stolz
Den Arm, doch ist sein Kopf von Holz,
Kreisrund sein Fuß, der Leib von Stein:
Wer mag der arme Schlucker seyn?

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 10.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 12. Januar 1835.

Wie in dem Wald verborgen,
Ein Reh beim Borne ruht,
So laß mich bei dir bleiben!

Justinus Kerner.

Zuflucht.

Armes Wild im Waldesgrunde,
Schlägt die Jagd dir eine Wunde,
Flüchtest du zur tiefsten Stelle,
Zu des Walds geheimster Quelle,
Daß sie dir mit frischer Kühle
Lindernd deine Wunde spüle. —
Freund, du flieh mit deinem Schmerz
An die heimathlichste Stelle,
An des Trostes reinste Quelle,
Flüchte an das Mutterherz.
Doch die Mütter sterben bald; —
Hat man dir begraben deine,
Flüchte in den tiefsten Wald
Mit dem wunden Reh — und weine.

Nicolaus Lenau.

Postdiluvianische Kritik.

Schon manche interessante Handschrift ist, nach der Versicherung der Herausgeber, den Händen eines Gewürzkrämers entrissen oder in einem alten vergessenen Schranke gefunden worden; oft erscheint die Erhaltung solcher Denkwürdigkeiten fast unbegreiflich, die Leser werden aber finden, daß das Hereinragen des nachstehenden akademischen Programms in unsere Welt ganz unbegreiflich ist.

* * *

Meine Herrn, die Kunde, daß ich diesmal von der erleuchteten Akademie ausersehen worden, die Jahresfeier der Anerkennung des erhabenen Prinzips, unter dessen Regimente wir zu stehen das Glück haben, in hergebrachter Weise durch ein Programm zu verkündigen, hat mich vor Kurzem bei den Antipoden erreicht, wo ich, wie sie wissen, beschäftigt war, die über dem muthmaßlichen Boden des alten England veranstalteten Ausgrabungen zu leiten. Die Akademie war in ihrer für mich so ehrenvollen Wahl durch die Hoffnung geleitet worden, daß ich im Stande seyn möchte, die Erstlingsfrüchte jener großartigen Unternehmung auf den heute errichteten Festaltar niederzulegen. Dem ist leider nicht so. In weiter Erstreckung ist an vielen Punkten das Erdreich auf sehr bedeutende Tiefen aufgeschlossen; aber

Digitized by Google

täglich stellt es sich mehr heraus, daß sich besonders in der Längenbestimmung des alten Landes ein Irrthum eingeschlichen haben muß, so daß unsere Bohrer fruchtlos im Gebiete des alten Meeres zu wühlen scheinen. Ich bin daher gezwungen, die Aufmerksamkeit der lichtvollen Versammlung für einen andern Punkt in Anspruch zu nehmen.

Die Alterthumskunde ist diejenige Wissenschaft, welche unserer Kultur erst zum Selbstbewußtseyn verhilft. Von der Höhe, auf die wir uns emporgeschwungen haben, rückwärts zu blicken in das Dunkel jener Jahrhunderte, von denen uns eine furchtbare Erschütterung trennt, das Erbe zu überzählen, das uns jene naiven Zeitalter als Betriebskapital zu unsern riesenhaften Unternehmungen hinterlassen, ist eines des Menschengeistes eben so würdiges, als für die Mitglieder dieser Akademie lohnendes Geschäft. Wenn wir jezt frei die Erde umkreisen, so bedenken wir, daß der Rauchwimpel, den das erste Dampffahrzeug nach sich zog, das zwar noch plumpe Symbol aller der subtilen Kräfte war, welche uns von der Scholle losgekettet; vergessen wir nicht, daß das unbehülfliche Geschäft der Druckerpresse ein nothwendiges Uebergangsglied von einem noch rohern Zustand zu der Mannichfaltigkeit und wundervollen Sicherheit der jetzigen Gedankenmittheilung bildete. Mußte nicht die Menschheit von Säuren und Basen, von einer Plus- und einer Minuselektricität, und von den Polen des Magnets lallen, bevor sie die verwickelten Noten der Erdbildung, ihre schwersten Akorde und Contrapunkte vom Blatte lesen konnte? und wenn wir auch zuweilen über die Dichter der alten Welt lächeln, wie sie meist froh sind, sich auf ihren Parnassus erhoben zu haben, dessen Höhe schwerlich tausend Klafter über der Meeresfläche betrug, so mußte doch einmal die Phantasie erst auf dem Flügelpferde reiten lernen, ehe sie auf dem Feuerwagen in die Unendlichkeit der Himmel fuhr.

Haben wir auch in den lezten Jahrhunderten, durch die rastlosen Bemühungen so vieler gelehrter, vortrefflicher Männer, im Ganzen eine ziemlich vollständige Uebersicht des Alterthums gewonnen, so sind doch die Lücken unserer Kenntniß, besonders was den literarischen Zustand der verschiedenen Jahrhunderte betrifft, in dem einen Zeitraum zwar minder bedeutend, aber zahlreich, in einem andern zwar seltener, aber entsetzlich groß, immer jedoch höchst bedauerlich. Der unsterbliche Großvater des ruhmvollen Gelehrten, den wir als unsern Präsidenten verehren, hat durch seine hochwichtige Entdeckung, daß im ein-und-zwanzigsten christlichen Jahrhundert die leidige Kunst erfunden worden ist, bedrucktes Papier wieder weiß zu machen, einen Hauptgrund der betrübenden Erscheinung angegeben, daß wir, trotz des ungeheuren Umfangs unserer Mittel, zu den mittlern Jahrhunderten archäologisch kaum in einem günstigeren Verhältniß stehen, als jene Jahrhunderte zu dem, was sie ihr Alterthum nannten. Die Katastrophe, von der wir unsere neue Weltära datiren, hat gerade die wichtigsten der alten Kulturländer am furchtbarsten zerrüttet, und zudem scheint das Schicksal in seiner Laune Gefallen daran zu finden, uns im Weltschutt fast nur Plunder und taube Nüsse entdecken zu lassen. Wir wühlen einen Berg um, und ein neckischer Geist wirft uns höhnend eine antike Schnupftabaksdose zu; machen wir uns mit der zitternden Hast des Antiquars über einen dem Volumen nach nicht unansehnlichen Fund her, so entziffern wir Kochbücher, Anweisungen zur Lebensverlängerungs- oder Verjüngungskunst, wunderliche Romane, oder was noch schlimmer ist, schlechte Verse obscurer Poeten; ich sage, dies ist noch schlimmer, denn wenn sich schon die Prosa für uns voll Dornen zeigt, so kann man aus der Poesie oft vollends gar nicht klug werden. Ein Schriftsteller um das neunzehnte Jahrhundert beklagt sich bitter, daß die Schriften aus der wie durch ein Wunder aufgedeckten uralten Stadt Herkulanum so gar nichts Erhebliches liefern wollen, lauter grammatischen, rhetorischen, musikalischen Wust. Dies ist fast ganz unser Fall: in der eigentlichen Literatur und Poesie ist des auf uns gekommenen Gemeinen oder doch Namenlosen unendlich viel mehr als des absolut Guten oder erwiesen Klassischen, und wenn wir uns nicht, wie eben gesagt, überhaupt so sehr über die Ungunst des Glücks zu beschweren hätten, so könnten wir versucht werden, über die Literatur gewisser Perioden ein sehr hartes Urthell zu fällen. Abgesehen von der Empfindlichkeit so großer Verluste an sich, erwächst aber daraus der große Uebelstand, daß diejenigen, welche sich mit den poetischen Alterthümern beschäftigen, nur zu oft dem Kitzel nachgeben, das nächste beste, noch so unförmliche poetische Fragment, das sie unter ihr kritisches Vergrößerungsglas bringen, mit einem der wenigen Sterne erster Größe zu verknüpfen, welche durch den Nebel der Zeit schimmern. Hingerissen von der Sucht, Scharfsinn zu entwickeln, scheut man sich nicht, in die Kränze großer Dichter noch nach so vielen Jahrhunderten verunzierende Blätter zu winden, und macht so die alte Literatur vollends zu einem Chaos.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber den Ursprung unserer Gedanken.

(Fortsetzung.)

Von diesen Betrachtungen wenden wir uns nun zu den eigentlichen Dichtern, deren poetische Gedankenblitze in ihrer Entstehung dunkel sind und laut für die Abstammung aus dem Geiste sprechen. Die ältesten Dichter waren auch zugleich Seher; aber auch die Original- und Meisterdichter der späteren Zeit konnten ohne höhere

Digitized by Google

Begeisterung nichts Hohes schaffen: sie lebten momentan in geistig-hellsehendem Zustande. Wie oft ruft man bei den Gedankenblitzen der Dichter unwillkührlich aus: „woher hat er dies?“ Das ist es eben, was er selber nicht weiß und worin die unermeßliche Kraft seines Genius besteht. Goethe sagt: „die Frage: woher hat's der Dichter? geht auch nur auf's Was, vom Wie erfährt dabei Niemand etwas.“ Dies weiß auch der italienische Improvisator sehr wohl, wenn er sich anheischig macht, über jedes beliebige Thema sogleich ein Gedicht oder ein Drama zu verfertigen. Sein versteckter, in ihm frei wirkender Mitarbeiter flüstert ihm von dem Reichthum seiner Ideen, von der Fülle seines Witzes und von seinem umfassenden Wissen so viel zu, als er gerade nöthig hat, um den überdachten und aufgefaßten Gegenstand darzustellen und durchzuführen. Es kann nun zwar nicht geleugnet werden, daß große Klarheit des Denkens, Uebung in der Sprache, verbunden mit Kenntniß des Menschen und seinen Regungen und Leidenschaften, und mit großer Geschichtskenntniß, das Talent des Improvisirens bilden können und gemeiniglich allein bilden; allein den Schöpfungen solcher besonnener Künstler sieht man nur zu oft das Künstliche, nüchtern Geschaffene an; man bewundert die Leistungen in Sprache und Anordnung, aber sie lassen das Herz kalt, sie ergreifen nicht; denn gerade die Begeisterung ist nöthig, um das schlummernde Leben der horchenden Gemüther zu wecken. Aber der wahrhafte Improvisator ist, wie uns dedünkt, ein nicht unwichtiger Beweis vom göttlichen Ursprung des Menschengeistes, von seinem höheren, uns unbekannten Stillleben und Gebeimwirken, und vom Ausleuchten seiner Kraft als Gedanken. — Auch mancher öffentliche Redner, mancher von der Kanzel herab donnernde, ermahnende, tröstende, aufrichtende Geistliche kann Zeugniß davon geben, wie oft ihm während der Rede neue, schlagende Gedanken und Beweise seiner Sätze in den Sinn kommen, und wie es ihn unausgesezt drängt, jene plötzlich aufleuchtende Gedanken seinem Thema zum größern Verständniß einzuverleiben. Wenn nun der Dichter den Ursprung seiner Gedanken nicht nachzuweisen vermag, so kommt hier vornämlich zur Sprache, daß der wesentliche Bestandtheil dichterischer Erzeugnisse, die Gedankeneinfälle selbst und der wahre Witz, auf einen Ursprung aus dem Geiste hindeuten.

Alle sinnreichen Sprüche, Lehren und Maximen, welche uns vom höchsten Alterthum übrig geblieben sind, haben denselben dunkeln Ursprung und waren, wie eben gesagt, „Einfälle.“ Fast alle morgenländischen Völker besitzen einen Schatz derselben, Hebräer, Araber, Inder, Perser, Sineser; bei den meisten sind sie sogar der Grund ihrer Nationalweisheit und Dichtkunst geworden. Ebensowenig fehlte es den Griechen daran; von den Sprüchen ihrer sogenannten Weisen ging so ziemlich ihre elegische und lyrische Dichtkunst aus, und je mehr sich das Drama verfeinerte, desto reicher ward es an scharfsinnigen moralisirten Sentenzen, wie die Schauspiele des Euripides und die Reste der jüngeren Komödie zeigen. Ihnen folgten die Römer, und die neuere Poesie und Beredtsamkeit ist daran nicht minder reich. Welche Menge Concetti besitzen die Italiener! Die Refranes (melodische Sentenzen) der Spanier wurden häufig Themate ihrer Gesänge, und das älteste Sylbenmaaß der Redondillas bildete sich an ihnen. Viele dieser Sprüche wurden Weisheit des Volks, Sprüchwörter, und den gröbern oder verfeinerten Genius einer Nation erkennt man aus ihnen. Auch den Franzosen fehlt es nicht an Pensées und Maximes, die jedoch unter Ludwig XIV. eine künstlich gesuchte und gefertigte Gattung von Schriften wurden. Pater Bouhours sammelte dergleichen Pensées aus alten und neuern Schriftstellern, ja sogar aus Kirchenvätern. Berühmt wurden Paskals Gedanken, und durch diesen mathematischen Kopf, der die Cykloide fand, werden wir unwillkührlich an etwas Höheres in uns erinnert. Diese Gedankenblitze der Schriftsteller gaben denn auch Veranlassung, sie zusammenzustellen und den Geist aus den Dichtern herauszuziehen, und so entstanden in Frankreich die extraits und esprits der Dichter, und in Deutschland der „Geist aus Herders, Schillers, Jean Pauls, Wielands u. s. w. Werken.“ Diese Auszüge stehen da, wie in Ariosts Mond der abgeschiedene Verstand der Menschen in Gläsern. Besonders reich ist Jean Paul an solchen „Einfällen,“ welche derselbe auf eine eigenthümliche Weise benuzte und bearbeitete, und worauf er seine besondere Methode zu arbeiten gründete, welche man psychologisches Experimentiren an sich und Andern zu nennen beliebt hat. Viele andere Schriften sind, gleich übersprudelnden Bechern, voll von solchen Einfällen, und Goethe sagt sehr wahr von Lichtenbergs Schriften, daß man sich derselben als der wunderbarsten Wünschelruthe bedienen könne, indem, wo er einen Spaß mache, ein Problem verborgen liege. — Auch englische Schriftsteller sind nicht minder reich an Gedankeneinfällen. Swift war in abgerissenen Originalgedanken einzig; Pope preßte seinen Witz in wohlklingende Reime, und Young hat in seinen Nachtgedanken das non plus ultra sinnreicher, witziger, erhabener, frommer Gedanken, glänzend wie das nächtliche Firmament, niedergelegt. Ueberhaupt spricht das Wesen des wahren Witzes, ein Erzeugniß des Augenblicks, nicht der Berechnung, welche bloß gesuchten Witz erzeugt, für eine Entstehung aus dem höhern Geiste, weßhalb man auch die Erzeugnisse des wahren Witzes „Einfälle“ nennt, die oft eben so gut sind, als das, was ernste Philosophen

Digitized by Google

Sentenzen und Maximen nennen. Der wahre Witz einfall findet zu seinem Ausdruck immer die schicklichsten Bilder und das schicklichste Wort, ohne alles Nachdenken. Das wahre Leben des Witzeinfalls ist eben, daß er aus dem Nichts zu entspringen scheint. Der erste elektrische Witzschlag ist auch der stärkste; daher nennt Helvetius ganz recht esprit — un assemblage d'idées neuves.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

Unterrichtswesen.

Es ist merkwürdig, daß nach den vielen hundert Werken und Aufsätzen, die in Deutschland über England erschienen sind, man dort noch so wenig einen Begriff von dem wahren Gang der britischen Staatsmaschine hat, daß selbst bedeutende hohe Beamte, welche uns von Zeit zu Zeit hier besuchen, mit wahrhaftem Erstaunen Dinge hier suchen und vermissen, welche bei unserer Verfassung nie ein Bedürfniß waren, ja oft kaum möglich sind. Dies gilt besonders von der öffentlichen Erziehung. Seit einigen Jahren haben unsere Doktrinärs freilich vielfach den Predigergeist und sogar das Parlament in Bewegung gesetzt, um im Lande eine allgemeine, einförmige, von oben herab geleitete und geleitete Erziehung einzuführen; bis jetzt aber hat unsere Regierung durchaus nichts mit der öffentlichen Erziehung zu thun, und ich glaube, alle Bemühungen jener Philanthropen werden an dem derben Freiheitssinn und Sektengeist dieses Volkes scheitern. In Irland zwar hat man einen Versuch gemacht, die Erziehung des Volkes durch Unterstützung von Seiten der Regierung zu befördern. Dort, wo es so viele Arme gibt und die Reichern so wenig für's physische, wie für's geistige Wohl ihrer dürftigen Mitbrüder thun, ist ein solches Eingreifen mehr an seinem Orte; aber auch hier ist von Zwang keine Rede. Die königliche Kommission, in welcher wohlwollende Männer aus den drei vornehmsten religiösen Sekten, in welche das Land getheilt ist, Sitz und Stimme haben, beschränkt sich auf die Auswahl von Büchern, welche so abgefaßt sind, daß wo möglich kein Theil der Religion wegen Anstoß finde, und auf die Empfehlung solcher Schulen, die sich dem von ihr vorgezeichneten Plane unterwerfen wollen, an die Regierung, damit denselben die erforderlichen Geldbeiträge geleistet werden. Eine eigentliche Lehrmethode liegt interessen nicht im Plane dieser Kommission; der Zweck ist im Grunde rein abwehrend, damit nämlich in den Schulen von keiner Seite Proselyten gemacht werden, und die Dürftigen von irgend einer Sekte nicht in Versuchung kommen, ihre Kinder in Schulen zu schicken, wo ihr Glaube gefährdet werden könnte. Indessen haben die Ultraprotestanten die Regierung, welche diese Einrichtung getroffen, bereits verdächtigt, weil sie auf diese Weise den Protestanten das Lesen der Bibel verkümmert. In England und Schottland aber ist, wie gesagt, Alles vollkommen frei. Es gibt zwar sehr viele Stiftsschulen, besonders in England, und zwar vorzüglich aus dem ersten Jahrhundert nach der Reformation; aber selbst diese, obgleich großentheils von Königen und Königinnen gestiftet, sind von der Regierung völlig unabhängig: denn wenn auch der Großkanzler die Oberaufsicht über dieselben hat, so handelt er dabei nur als höchste Gerichtsbehörde; er mischt sich nie in die Angelegenheiten der Schulen, außer wenn von einer Privatperson oder einer Klasse von Personen gegen die Verwaltung einer Schule die Klage erhoben wird, daß sie in irgend einem Punkt den Verfügungen des Stifters zuwegen gehandelt habe, und auch dann kann der Kanzler nur nach dem strengsten Rechte entscheiden, wobei er sich so wenig anmaßt, an den alten Verfügungen zu ändern oder zu deuteln, daß man in Kleidung, Kost, Lehrzeit, Lehrstächern, Methoden und Gegenständen des Unterrichts durchaus keine Neuerung gestattet, wenn jene auch noch so sehr dem Anstande, den Gewohnheiten oder Bedürfnissen der Zeit zuwiderliefen. So müssen die Knaben in der hiesigen berühmten Christ-Church-Schule noch immersort den langen, bitzen, blauen Tuchrock über gelben Zeugbeinkleidern und gelben wollenen Strümpfen, mit einem engen lederuen Gürtel und einem schwarzen Käppchen tragen, welches, fast ohne Rand, nur eben auf dem Scheitel hängt, den es kaum bedeckt. In der Westminsterschule darf man sich keiner andern lateinischen Grammatik bedienen, als der veralteten des alten Lilly, in dem alten Format, mit denselben elenden Holzschnitten, wie vor 200 Jahren, ohne alle Abkürzung, obgleich die Lehrer beim Unterrichte über die Hälfte auslassen. In der Merchant-Taylors-Schule darf man weder Pulte, noch Tische haben, und die armen Knaben schreiben mit dem Papier auf den Knien. In den meisten Schulen fängt man während acht Monaten im Jahre Morgens um sieben Uhr an, macht fort bis elf, und dann wieder von zwei bis drei, obgleich die Schüler meistens bei den Lehrern wohnen und diese Stunden so gänzlich der häufigsten Tagsbestrahlung in den Familien widerstreiten. Nur mit großer Mühe haben sich seit wenigen Jahren Einige in London die Freiheit errungen, um neun Uhr anfangen zu dürfen. Von diesen lehren jetzt mehrere, neben den klassischen Sprachen, auch die Anfangsgründe der Mathematik, welche aber in den meisten, den alten Stiftungen gemäß, noch immer ausgeschlossen bleibt. In einigen Schulen hat man seit zehn bis fünfzehn Jahren auch das Französische eingeführt, und der gestrenge Dr. Arnold in seiner Schule zu Rugby sogar Deutsch und Italienisch; aber wo ich nicht irre, ist dies noch das einzige Gymnasium, wo jeder Schüler wenigstens Eine neuere Sprache studiren muß; in den andern steht es den Knaben frei, ob sie sich damit beschäftigen wollen oder nicht. Die Muttersprache wird in diesen Schulen nur nebenher getrieben. Geographie nur in so weit solche zur Erklärung der alten Schriftsteller unentbehrlich ist. Geschichte in demselben Bezug; von der Landesgeschichte und Verfassung wird nur gelegentlich und etwa verabredetermaßen gesprochen; an Naturgeschichte wird nicht gedacht, eben so wenig an Physik; selbst Zeichnen wird nur hie und da von Einzelnen als Liebhaberei getrieben. Alles dieses geht indessen — gleichviel, ob man sich streng an den alten Schlendrian gehalten, oder ob man verbesserte Neuerungen eingeführt — seinen Gang ohne alle Verunruhigung der Regierung. Wenn auch bei manchen Schulen mehrere Staatsminister, den alten Statuten gemäß, ex officio zur Direktion gehören, so haben sie doch nur einen persönlichen Einfluß, wie auch der Lord-Mayor und die Aldermänner von London, die auf diese Weise viel mit den öffentlichen Schulen zu thun haben; aber nur zu oft sind sie durch Geschäfte oder Beamtlichkeit verhindert, selbst von diesem ihrem persönlichen Einfluß Gebrauch zu machen. Bei alle dem sind es vorzüglich diese Grammar schools, in welchen die Männer gebildet worden, welche in allen Zweigen zu Englands Ruhm beigetragen haben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 11.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 13. Januar 1835.

Jede irdische Venus erstieht wie die erste des Himmels
Eine dunkle Geburt aus dem unendlichen Meer,
Wie die erste Minerva so tritt mit der Aegis gerüstet
Aus des Donnerers Haupt jeder Gedanke des Lichts.

Schiller.

Ueber den Ursprung unserer Gedanken.

(Fortsetzung.)

Witz ist ein Feuerwerk des Geistes, nicht des Verstandes, des Geistes, der die brennbaren Materialien im Stillen sammelt, bearbeitet und gelegentlich bei munterer Laune anzündet. Aber diese Leuchtkugel, welche der Geist ausschickt, bringt oft dauernde Klarheit in die dunkle Scene, wie denn einige geistvolle Worte oft mehr wirken, als weitläufige Abhandlungen, und dem Scheidewasser gleichen, wovon einige Tropfen Spuren auf Metall und Stein zurücklassen, über welche ein Weltmeer spurlos hinströmen würde. Der Grund ist, weil der Witz oder der Einfall die Wahrheit trifft und treffend ausspricht; denn wahrer Witz spielt nie mit Seifenblasen und ist Vehikel der Wahrheit, die nur den reichhaltigsten Moment jedes Gedankens wählt, um andern die Langeweile einer schleppenden Kette von Begriffen zu ersparen. Witz ist Wahrheit an der Hand der Grazien — la raison assaisonnée; er beginnt da, wo der gemeine Verstand aufhört; daher ist Witz Dichtkunst, und bringt Poesie in das gesellige Leben.“ Witz ist das glänzendste Conversationsstück, dessen eigentlicher Vorwurf nicht Gegenstände des Verstandes, sondern anziehende Ideenspiele sind zur Verschönerung des Lebens. Jeder wahrhaft witzige Einfall ist eine gereifte Idee, in einen Lichtstrahl gefaßt, der sie wie ein Blitz erleuchtet. „Der Witz,“ ruft Fichte begeistert aus, „ist ein Götterfunke, der nie zur Thorheit herabsteigt, er wohnt ewig in der Idee und läßt nicht von ihr; er ist der rächende Blitzstrahl der Idee, der jede Thorheit, selbst in der Mitte ihrer Freunde, zu Boden schleudert, wie der Pfeil des Ulysses die tobenden Freier Penelopes.“ Jenen ernsten, großen Witz, der nur furchtbare Wahrheiten und große Empfindungen mit sich führt, diesen edlen, oft an das Erhabene grenzenden Witz hatten vorzugsweise die Alten. Solche witzige Einfälle eines Menschen, der die Blitze des Genius, kühn wie Jupiter, schleudert, ohne zu sengen, beleben und wecken den Geist Anderer, weßhalb es, wie Thümmel sagt, witzigen Leuten geht, wie den Nachtigallen, die nur desto hitziger werden im Wettkampfe, je mehr ihrer im Dickicht beisammen sitzen.

Alle diese Gedanken, Einfälle und Witzblitze mußten sich natürlich mit den Jahrhunderten anhäufen, und es ist ihre Menge ein Beweis von dem unerschöpflichen Reichthum des göttlichen Geistes im Menschen. Man wird durch die Menge jener Gedanken gleichsam erdrückt, und Herder räth einen weisen Genuß derselben an, um nicht, wie in Würz- und Blumengärten, eines sanften Todes zu sterben. Auch deutet er die Aehnlichkeit zwischen Gedanken und Blumen an, wie z. B. aus der

Digitized by Google

Blume Penſée und aus „Vergißmeinnicht“ hervorgeht. Und er hat Recht; denn wie oft gleichen ſolche hingeſtreute Gedanken den Veilchen: ihr Duft kündigt ſie an, ſie ſelbſt aber verbergen ſich beſcheiden. Andere Gedanken gleichen den Elementen; ſie ſtärken und entzünden, ſie ſind glühende Funken, Samen der Erkenntniß, Fermente des Lebens. In einem ſolchen Samenkorn liegt oft ein Syſtem, eine Wiſſenſchaft im Kerne, wie ein Baum mit allen ſeinen Zweigen; in andern wohnt ein Geiſt, ein Muth, der zu den dauerndſten Wirkungen aufruft. Große Gedanken geben oft als leitende Stimmen vor uns her, wirken mächtig, öffnen eine neue Welt und entfalten eine ungeahnte Reihe von Wahrheiten; es ſind Perlen in der äußerlich grauen Muſchel. Herder räth, bei allen Gedanken zu fragen: „wie kam der Denker auf ihn und was hat er für Folgen?“ dies ſey eine Converſation der Geiſter. Allein auf die leichte Frage iſt die Antwort ſehr ſchwer, wenn nicht unmöglich; doch kann man nicht leugnen, daß dieſe aus unbekannten Quellen entſprungenen Gedanken uns beim Nachdenken oft ungemein weit auf Wege zu Materien führen, an die der Autor ſelbſt nicht dachte. Aus manchem Samenkorn, das ein Vogel hintrug, erwuchs mit der Zeit ein Wald von Bäumen, eine neue Schöpfung; deßhalb ſagt Jean Paul im Hesperus von ſeinem Viktor, daß er ſeine Seele vorher durch die große Natur oder durch Dichter befruchte und dann erſt das Aufgehen eines Syſtems erwarte. Solche Gedanken, die in andern neue Gedanken erzeugen, gleichen dem Blitze, der in der Nachbarwolke beim Aufleuchten einen neuen Blitz hervorlockt. Wie Diderot den Seneka durchgeht und kontrolirt, wie Machiavell den Livius, andere Italiener den Tacitus ausgeſponnen und kommentirt haben, ſo dürfen wir mit einzelnen pensées oder thoughts berühmter Männer umgehen, die unſerem Geiſt verwandt ſind. Oft muß man ſie variiren, wie in ſpaniſchen Liedern die ſogenannte Glossa den gegebenen Gedanken, die Letra variirt, umkehrend, erweiternd. Hiedurch veranlaßt man Gedanken, wo man bei den meiſten fragen muß: „wer gab ſie ein?“ Dies iſt es eben, was wir nicht wiſſen und wodurch ein höheres, unmittelbares Denken im Geiſte des Menſchen wahrſcheinlich wird. — Wollte ein Skeptiker nach Allem, was wir bisher über die Exiſtenz eines Geiſtes im Menſchen, welcher als die Quelle aller großen Gedanken erſcheint, vorgebracht haben, dennoch zweifeln, ſo müßten ihn die zahlreichen unleugbaren Thatſachen überzeugen, die ſonſt vollkommen unerklärbar blieben, während ſie bei der Annahme eines Geiſtes, als Quelle der Gedanken, ſehr leicht zu erklären ſind. Von dieſen Thatſachen werden wir in einem zweiten Artikel handeln.

(Schluß des erſten Artikels.)

Poſtdiluvianiſche Kritik.

(Fortſetzung.)

Dieſe Betrachtungen, meine Herrn, hängen genau mit dem Gegenſtand zuſammen, den ich in meiner Eigenſchaft als Profeſſor der alten deutſchen Sprache und Literatur hier zu beſprechen gedenke. Ich habe mir nämlich vorgenommen, das im 4373ſten Stück der Verhandlungen dieſer Akademie genau beſchriebene und abgebildete poetiſche Bruchſtück einer neuen ſorgfältigen Prüfung zu unterwerfen. Dieſes Fragment hat größeres Aufſehen erregt, als es verdient, weil man von mehreren Seiten verſucht hat, daſſelbe mit dem großen Namen Schiller zu ſtempeln, und allerdings waren die ſpäter zu berührenden Umſtände wohl geeignet, einen bloß oberflächlich Urtheilenden, nicht mit der gehörigen Sprachkenntniß Ausgerüſteten zu einer ſolchen Annahme zu verführen. Zwar iſt von dem großen Dichter leider zu wenig auf uns gekommen, als daß wir ſeine Bedeutung, ſein Verhältniß zur Literatur ſeines Volks vollkommen würdigen könnten, doch immer ſo viel, daß eine geſunde Kritik dieſen Punkt ſchon jezt ſo ziemlich wird berichtigen können. Indeſſen fordere ich die Verſammlung von ſelbſt zur Nachſicht auf, wenn ich daran erinnere, daß es ſich hier von einem der dunkelſten Zeiträume, vom achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert handelt, wo ſich in Kunſt und Leben die ſchroffſten Gegenſätze berührt zu haben ſcheinen, obgleich die Literatur im Ganzen noch durchaus den Charakter trägt, der ſie auf ſo eigenthümliche und intereſſante Weiſe von der Poeſie unterſcheidet, wie ſie ſich nach der allgemeinen Einführung der Eiſenbahnen entwickelt hat.

Das Bruchſtück, das uns hier beſchäftigt, wurde bekanntlich vor etwa dreißig Jahren innen auf der Umſchlagdecke eines Buchs entdeckt, das dem ein- und zwanzigſten Jahrhundert angehört und vom Einfluß der Inſtrumentalmuſik auf die Viehmäſtung handelt. Das Papier iſt ſtellenweiſe ſehr defekt, und namentlich fehlen die Initialen der Zeilen ganz. Indeſſen hat das Studium der deutſchen Sprache hinlängliche Fortſchritte gemacht, daß, man mag im Einzelnen leſen, wie man will, über den allgemeinen Sinn des Ganzen kein Zweifel obwalten kann: es iſt der Anfang eines Gedichts, das vom Gießen einer Glocke handelt.

Ich leſe die Zeilen folgendermaßen:

Feſt'ge Mauer in der Erden!
Steh du Form aus Lehm! Gebrannt
Heute muß die Glocke werden
Friſch- Geſellen, ſeyd zu Hand!
Von der Stirne heiß
Rinnen naſſer Schweiß
Soll: Die Werk' den Meiſter loben
Hoch. — Der Segen kommt von oben.

Digitized by Google

Zuerst nun von den verschiedenen Lesarten und den Gründen der meinigen. — Ueber die zwei ersten Zeilen bis zu „Lehm“ kann wohl schwerlich ein Zweifel seyn. „Fest'ge Mauer!“ heißt soviel als: „steh fest, Mauer!“ die Mauer nämlich, welche die Form umgibt; „steh, du Form aus Lehm!“ Das „gebrannt“ ziehe ich zum folgenden Satz; der erste Ausleger des Fragments liest aber: „in Lehm gerannt.“ Ich gestehe, an sich würde mir dies gar nicht übel gefallen: der Stoff kleidet sich in eine Form, nimmt eine Form an; hier aber handelt es sich darum, die Form, nämlich die hohle, die negative Form, welche erst das Substrat der positiven bildet, in den Stoff, hier den Lehm, gleichsam hineinzuwerfen, und so wäre der Ausdruck: eine in Lehm gerannte Form, vielleicht sonderbar, jedenfalls aber energisch. Wir wissen ja, wie seltsam die Alten in ihren Poesien mit der Phantasie spielen; hier könnte aber noch eine andere ihrer Eigenheiten mit in's Spiel kommen, nämlich die affektirte Nachahmung derer, welche sie die Alten nannten; denn jenes „in die Form Rennen“ mahnt auffallend an das ruere in aliquid der Lateiner. Leider aber heißt es deutlich aus, nicht in. Ich weiß wohl, daß deutsche Schriften gar oft an einem bedauerlichen Mangel an Korrektheit leiden, daß man sich bei der Auslegung namentlich auf die Interpunktion gar nicht verlassen kann, und sich wohl hüten muß, große Gelehrsamkeit an eine Stelle zu verschwenden, wo nur ein schläfriger Schriftsetzer, bei seinem langweiligen Geschäft an etwas Anderes denkend, falsch gegriffen hat. Aber eben so unstatthaft ist es, diese in der Natur ihrer Gedankenkommunikationsmittel liegenden Gebrechen der Alten zu dem zu machen, was sie eine Eselsbrücke nannten. Ueberdies scheint das „gebrannt“ zum vollen Verständniß des folgenden Satzes doch nicht wohl entbehrt werden zu können. „Heute muß die Glocke frisch gebrannt werden,“ sagt der Poet, und will damit nicht mehr und nicht weniger sagen, als: sie muß mit Hülfe des Feuers dargestellt, sie muß gegossen werden. Sollte man zweifeln, ob dies auch so eigentlich deutsch sey, und diesen Einwand gegen meine Lesart geltend machen wollen, so erinnere ich nur daran, wie viele Beweise man dafür hat, daß einst Manches poetisch, wenn auch durchaus nicht deutsch gewesen. Freilich will der Ausdruck auch mir durchaus nicht gefallen; aber just hier glaube ich unsern Poeten, wie man sagte, auf dem fahlen Pferde zu ertappen; denn wie der Reim in der alten Poesie gar oft der Vater des Gedanken ist, so möchte ihm zu Gefallen hier der natürliche, der obligate Gedanke: „die Glocke muß gegossen werden,“ in eine etwas korrupte und doch um nichts poetischere Form gegossen worden seyn.

„Gesellen, seyd zu Rand!“ — Andere lesen „zur Hand.“ Die Beschaffenheit der Schrift und wohl auch der Genius der Sprache lassen Beides zu; ich ziehe jenes in anima poetae als das Plastischere, Malerischere vor: man sieht die Gesellen den Rand der Mauer oder Grube umstehen. — Blicken wir nun zurück, so finden wir, daß der Dichter zuerst die Mauer, dann die Form, endlich die Gesellen anredet, bevor er auf sich selbst, den Meister, zu sprechen kommt, und in dieser Gliederung finden wir die Bürgschaft einmal dafür, daß er selbst denn doch einen ordentlichen Gedankengang gehabt, und dann dafür, daß wir recht gelesen haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Das Magazin pittoresque. Antommarchi.

Ich wüßte kein literarisches Unternehmen in Frankreich anzuführen, das einen so außerordentlichen Erfolg gehabt hätte, als das Magazin pittoresque. Zwar wird der berüchtigte Lütticher Almanac de Mathieu Laensberg zu vielen tausend Exemplaren gedruckt und nachgedruckt; dieser Almanach kostet aber nur zwei Sous, wird auf Löschpapier gedruckt und kann mit jenem Magazin nicht in Vergleich kommen, das nun bereits seit zwei Jahren wöchentlich erscheint, und zuletzt eine nicht unbedeutende Sammlung ausmachen wird. Vermuthlich begann dieses Unternehmen zu der passendsten Zeit und half einem allgemeinen Bedürfnisse oder Drange des Publikums, dem Bedürfnisse nach wohlfeilem Unterrichte ab; denn dies ist ja der Hauptzweck des Unternehmens; auch ist er von den Herausgebern so gut erreicht worden, als es nur möglich war. Bekanntlich kommt die Erfindung aus England, dem Lande, wo man in der jüngsten Zeit am meisten darauf ausging, dem Volke höhere Kenntnisse beizubringen, als diejenigen, die es aus Kalendern und einigen alten Volksbüchern schöpft. Das Magazin pittoresque ist nur eine Nachbildung des Penny-Magazine, geht aber schon lange seinen eigenen Gang, wie denn überhaupt fast keine Erfindung vom Auslande in Frankreich einheimisch werden kann, wenn sie nicht dem französischen Geschmacke angepaßt wird. Ein Gelehrter, Namens Charton, der, wenn ich nicht irre, St. Simonist ist und Mitarbeiter an der Revue encyclopédique war, beschloß vor zwei Jahren, das Penny-Magazine nachzuahmen, und traf daher mit einem Buchdrucker, Namens Lachevardière, die Uebereinkunft, daß er Text und Holzschnitte liefern wolle, wogegen Lachevardière ihn nach Maßgabe des Absatzes zu honoriren habe, nämlich für je 10.000 Abnehmer mit so und so viel, bis 50,000; denn höher wagte sich ihre Phantasie doch nicht zu versteigen. Lachevardière unternahm nun den Druck, suchte aber durch Aktien sich gleich Anfangs gegen jedes Mißlingen zu sichern. Diese Aktien wurden zu 500 Franken verkauft. Der Erfolg übertraf alle Erwartung; mit jedem Monate wuchs die Zahl der Abnehmer, und gegenwärtig wird das Magazin pittoresque zu 120.000 Exemplaren gedruckt. Obschon Lachevardière mechanische Pressen besitzt, so reichen sie doch nicht hin, um den Druck zu besorgen, und ein Theil der Exemplare

Digitized by Google

wird in einer zweiten Druckerei abgezogen. Die Actien sind von 500 Franken auf 10.000 gestiegen. Zu Neujahr 1834 sollen 50.000 Exemplare von dem ersten, damals vollständig gewordenen Bande abgesetzt worden seyn. Diejenigen, welche ihr Geld in's Unternehmen eingesteckt haben, können sich berechnen, wogegen diejenigen, welche das Unternehmen erdacht haben und ihre Geistesfähigkeiten und ihre Zeit darauf verwenden, nur mäßigen Gewinn daraus ziehen. Dies ist der gewöhnliche Lauf des menschlichen Geschickes. Uebrigens ist das Unternehmen von der Art, daß ein Gelehrter eben keine großen Kenntnisse zu besitzen braucht, um solch eine Kompilation zu Tage zu fördern. Es kommt nur auf gute Auswahl des Stoffes und zweckmäßige Darstellung an. Obschon die Holzschnitte im Allgemeinen nicht übel gerathen sind, so lassen sie doch manchmal viel zu wünschen übrig und stellen die abzubildenden Gegenstände auf sehr unvollkommene Weise dar. So erblickt ich eben in einem der Bogen dieses Magazin pittoresque eine Abbildung des Agnuses, den Antommarchi von Napoleons Gesichte gleich nach dessen Tode verfertigt hat, und der nunmehr in ganz Europa verbreitet ist. Diese Abbildung ist höchst ungereimt und gibt nur sehr unvollständig den unverwüstlichen Agnus wieder, der Napoleons Züge, obschon durch den Todeskampf ein wenig verunstaltet, weit besser auf die Nachwelt bringt, als alle Porträits, die man von dem großen Manne kaufte. Er ist auch in Erz verviefältigt worden, und hat dem Arzte Antommarchi, der ein guter Spekulant zu seyn scheint, nicht wenig eingebracht. In diesen Tagen hat aber seine Spekulation zu einem sonderbaren Prozesse Anlaß gegeben, der den Arzt Napoleons eben nicht sehr hoch stellt. Er trieb nämlich eine Zeitlang mit seinem Abdusse ein Monopol, und hatte schon viel Geld gelöst, als ungetreue Arbeiter, die er zum Abgusse brauchte, seine sogenannte Maske sür sich abgezogen und verkauften. Antommarchi verklagte sie und verlangte 10.000 Franken Entschädigung, sintalich auch die Anerkennung seines Monopols. Es kam vor Gericht zu harten Worten wider den Arzt. Wäre er, hieß es, ein uneigennütziger Mann, so würde er es sich zur Ehre gereichet haben, den Franzosen eine aetreue Abbildung der Züge ihres ehemaligen Herrschers zu liefern; so aber scheine gleich nach dem Hinscheiden desselben sein erster Gedanke gewesen zu seyn, wie er Gewinn aus diesem Umstande ziehen könne, und nur in der Hoffnung, Kopien zu verkaufen, habe er die Züge des so eben Verblichenen naagebildet.

(Der Beschluß folgt.)

London, Januar.

(Beschluß.)

Unterrichtswesen.

Was die eigentlichen Volksschulen betrifft, so hat Schottland weit den Vorzug vor England; denn dort bestehen schon seit der Reformation vortreffliche Anstalten dieser Art in jedem Kirchspiel, besonders in dem protestantischen Niederlande. In diesen Schulen erhält selbst der Aermste den besten Elementarunterricht; von oben herab wird durchaus kein Zwang geübt, aber die öffentliche Meinung ist wirksam wie als alle Verordnungen: Keiner wagt es, seine Kinder von der Schule zurückzuhalten, so daß es im ganzen Lande kein Individuum mit gesunden Sinnen gibt, das nicht wenigstens lesen könnte und in den Lehren seiner Religion treffliche Bescheid wüßte. In England ist es nicht so: hier ging die Reformation nicht vom Volk, sondern vom Hofe aus, und der Geistlichkeit, welche sich dieselbe gefallen ließ, war so wenig daran gelegen, das Volk unterrichtet zu sehen, als der damaligen katholischen Geistlichkeit in der ganzen Welt. So waren denn die Schulen, welche damals aus den Trümmern der Klöster stehen, oder durch die Wohlthätigkeit von Privatpersonen errichtet wurden, Gelehrtenschulen, welche auch ausschließlich unter die Aufsicht der Klerisei kamen und unter ihr gediehen sind. Erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat man mit Ernst darauf gedacht, Pfarrschulen anzulegen. Besonders war hiebei die Thätigkeit zweier berühmt gewordenen Menschenfreunde, Bell und Lancaster, aber noch mehr der Eifer der Nonconformisten wirksam. Die Geistlichkeit der Staatskirche war zu jener Zeit, wie der größte Theil des damaligen gebildeten Publikums, in Unglaube oder Gleichgültigkeit versunken, und vermeinte mit einer trockenen Predigt am Sonntage alle Pflichten ihres hohen Berufes erfüllt zu haben. Da traten die Wesleys, die Whitfields und andere christliche Eiferer auf und brachten neues Leben in die versteinerte Kirche, nicht unmittelbar — denn der Verfolgungsgeist des Klerus zwang sie nur zu bald, sich auszuscheiden — sondern mittelbar durch die Wiedererweckung eines christlichen Sinnes in der Nation. Auf diese Weise wirkten sie auch auf das Schulwesen. Allenthalb ben bildeten sich Vereine für die Errichtung von einzelnen Schulen, wie zur Beförderung des Volksunterrichts im Allgemeinen; vorzüglich die zwei großen Gesellschaften, welche unter den Namen British and Foreign School-Society und National School-Society weltbekannt geworden sind. Letztere ward durch die Geistlichkeit der bischöflichen Kirche gestiftet, um das Volk in der Lehre dieser Kirche zu erziehen, und durch den Einfluß derselben gibt es nun fast in jedem Kirchspiele Pfarrschulen, welche fast ausschließlich durch Subscriptionen entstanden sind und erhalten werden. Freilich sind die meisten dieser Schulen, besonders auf dem Lande, noch elend genug; aber der Anstoß ist gegeben, die Schulen werden schon besser werden, und bei etwas mehr Theilnahme von Seiten der Reichen wird man es mit der Zeit selbst in den Fabrikgegenden, wo die Eltern durch den Verdienst, welchen sich hier für Kinder jedes Alters darbietet, den Schulen abgeneigt werden, nicht unmöglich finden, dieselben unterrichten zu lassen. Schon jetzt findet man selten junge Leute, die nicht wenigstens lesen können, was schon in den Sonntagsschulen zu lernen ist, wenn sie auch in ihrer Kindheit die ganze Woche durch zur Arbeit angehalten worden wären. Seit einigen Jahren hat man angefangen, Schulen für die Mittelklassen auf Actien zu gründen, welche mit klassischer Bildung die Vorbereitung des Knaben für das bürgerliche Leben verbinden sollen; aber dabei scheint man noch nicht recht mit sich in's Klare gekommen zu seyn, was eigentlich für die Jugend Bedürfniß sey, und wie weit man es in den alten Sprachen treiben könne, ohne den andern Bedürfnissen entgegenzuarbeiten. Wie mich dünkt, will man des Guten zu viel thun, und verwirrt die meisten Zöglinge, statt sie weiter zu bringen. Ganz unerwünscht, ja für den Deutschen noch auffallender, als die Nichteinmischung der Regierung in's Erziehungswesen ist, daß in dem Lande, wo alles Technische zur höchsten Vollkommenheit gebracht worden, wo es die herrlichsten Maschinen, zahllose vortreffliche Landstraßen, unzählige Fabriken und Bergwerke gibt, durchaus keine Anstalt für technologischen Unterricht besteht. Dem dieses erfordert einen besondern Brief.

Beilage: Kunstblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 12.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 14. Januar 1835.

Nicht liebt er, wie andere Kinder,
In Wickelbanden zu weinen;
Und wenn, wo die Ufer sich ihm
An die Seite schleichen, die krummen,
Und ihn zu berühren begehren
Im eignen Schlunde, lachend
Zerreißt er die Schlangen und stürzt
Mit der Beute. —

Hölderlin.

Der Wasserfall.

Wasser.

Nun, Fels, wie steht's?

Fels.

Fest.

Wasser.

Wir haben etwas mit einander zu sprechen.

Fels.

Was soll's?

Wasser.

Biegen oder brechen.

Fels.

Das wäre!

Wasser.

Ich muß in's Thal hinab; mach Platz, schnell!

Fels.

Sachte, sachte, du grober Gesell!
Sieh, da hinab durch die moosigen, alten,
Die engen, winklichten Felsenspalten
Findet sich schon ein Wegchen, für dich
Breit genug; man bescheide sich.

Wasser.

Zickzack und eng und klein!
O weh, auf spitzige Klippen
Stoßen mit Gellen
Die schwellenden Wellen
Ihre murmelnden Lippen!
Platz, Platz! es kann nicht seyn.

Fels.

Du Grobian!
Komm her, sieh mich an!
Seit Jahrtausenden steht
Mein Bau, für ewig gewoben.
Siehst du, wie ein Wald dort oben
Auf meinem ehrwürdigen Scheitel weht?
Willst du es hören,
Das Geisterflüstern,
Das durch die düstern
Alten Föhren
Dunkle Sagen
Von alten Tagen,
Von den Tagen der Sündfluth trägt?
Steh' still im Lauf,
Und schau hinauf
An diesen Wänden, wie von Erz gethürmt,
Undezwinglich,
Undurchdringlich,
Ob der Regen strömt, der Orkan sie bestürmt!
Riesenhoch!
Dann frage noch,
Ob ich dein kindisches Trotzen fürchte?

Digitized by Google

Waſſer.

Du mußt! du mußt!
Kommet zu Hauf,
Ihr Fluthen, ziſcht auf,
Hackt in die Felſenbruſt
Die gähnende Wunde!
Stürzt her wie bellende Hunde,
Mit dem milchweißen, ſchneidenden Zahn
Wüthend zu packen
Die trotzigen Zacken!
Kommt an, kommt an,
Wie Schlangen geringelt!
Die Pfeiler umzingelt!
Schüttelt,
Rüttelt!
Horcht, ſchon vernehm' ich ein dumpfes Jammern
In den alten, triefenden Felſenkammern,
Ein Zucken und Reißen —

Fels.

Weh! Weh!
Tief im Herzen erſchüttert!
Die Tanne zittert
Auf meinem Haupt! Ein Stich
Durchzuckt mich!
Ich verzweifle — Ach! Ach!

Waſſer.

— — — — — Krach!
Dumpfdonnernd, lang nachrollend
Stoß auf Stoß
Stürzt der Koloß
Zerſchmettert, zerſchlagen
Mir in den ſchäumenden Schoos!
Meine Wogen jagen
Ueber die Fichten, zerrauſt, zerknickt,
Die ſein prahlendes Haupt geſchmückt!
Was noch ſo eben gepocht, gebraut,
Jezt wie im Wahnſinn umhergeſtreut!
Jezt iſt Freiheit!
Jezt brauſe nur auf im Uebermuth,
Brüſte dich prachtvoll, du ſtolze Fluth!
Ueber die Trümmer, über die Bäume
Stürzet ihr brauſenden, toſenden Schäume!
Geuß dich, du reiner, du ſilberner Strahl,
Hinunter, hinunter in's ſonnige Thal!

Fels.

Und im Tode noch quäl' ich dich!
An dieſen mooſigen Blöcken,
An dieſen ſcharfen Kanten
Zerſtäubet mit Schrecken,
Werdet zu Schanden
Ihr ſtolzen Wellen!
Euch frechen Geſellen
Soll mein zerſchmettert, zerſchlagen Gebein
Ein unaufhörliches Hinderniß ſeyn.

Waſſer.

O du hinderſt mich nicht!
Wenn die Welle ſich bricht,
Wenn du ſie hemmſt im pfeilſchnellen Lauf,
Brauſt ſie gewaltiger, herrlicher auf,
Springet mit zürnender, donnernder Macht,
Blendend in ſchäumender, perlender Pracht,
Ueber Klippen, über Geſtein,
Wühlt in die nächtliche Tiefe ſich ein,
Reißt ſich in's ſchaurige, klüftige Grab
Siedend in raſendem Strudel hinab.
Dann in neuer Schöne
Kommen hervor,
Steigen empor
Meine wilden Söhne,
Die ſchneeweißen Taucher; und mit Gewalt
Angeprallt
An den Felſen, wall' ich in herrlichem Reif
Hochauf; gleich einem Fächer, einem Pfauenſchweif
Blättr' ich auf die blitzenden Wogen.
Und ſieh, hier iſt Raum,
Hier ſtört kein Fels, kein Baum,
Hier kann ich in Einem ſchlanken Bogen
Frei durch die Lüfte
Hinab in die Klüfte
Wallende, fallende Waſſer gießen,
Kann in weicher, reiner Linie fließen,
Wie von der Jungfrau lieblichem Antlitz
Hinunter über die ſüße Geſtalt
Reinlich ein weißer Schleier wallt.
Doch wo vom Fall
Im vollen Schwall
Aufprallen die Waſſer, da gibt es ein Brauſen!
Ein hohles Donnern, ein ziſchend Sauſen!
Dampfen Wolken von feuchtem Staub
Weithin auf Wälder und Gras und Laub!
Und in vollkommenem Kreiſe gezogen
In die ſtäubenden, regnenden Wogen,
Schimmert der lieblichſte Regenbogen.
Und es ſtehen die Menſchen, die kleinen Menſchen,
Weit aufgeriſſen die Augen,
Schauen das liebliche Farbenwunder,
Schauen das blitzende Silberband,
Seh'n in das grollende Gähren hinunter,
Lauſchen dem Donner, und feſt gebannt,
Mit zuckender Wimper, mit klatſchender Hand,
Erkennen ſie Alle mit Staunen an,
Wie herrlich ich wandle die Siegesbahn.

Digitized by Google

Thal.

Hör auf zu toben, so stolz, so wild!
Siehe, wie lieblich mild
Die sammtenen Matten
Im Abendschatten
Zur Ruhe laden.
Es möchten ihr zartes, zitterndes Bild
Blumen in deinem Spiegel baden.
Laß das Reh, das muthige Füllen
An deinem Ufer trinken.
Hörst du der Heerden ferues Brüllen?
Hörst du verhallen des Hirten Gesang?
Siehest du winken
Am Berg entlang
Das Kirchlein, die frommen Hütten?
Höre mein Bitten!

Wasser.

Da wär' ich. Ach! das war ein Leben!
Doch nun will ich dienen der Menschenhand,
In der Thäler sanftes, grünes Gewand
Will ich den silbernen Gürtel weben.
Will die frommen, hellen
Plaudernden Wellen
Ruhig schlängelnd durch Gärten gießen,
Will schwatzend an Blumen vorüberfließen.
Der Hirsch, das Reh
Sollen aus meinen Fluthen trinken.
Und in holdem Weh,
Wenn die Sterne blinken,
Mag eine Jungfrau, die einsam wacht,
In lauer Sommernacht
Meinem Rauschen
Lauschen.

Friedrich Fischer.

Postdiluvianische Kritik.

(Fortsetzung.)

Weiter: „von der Stirne heiß," ist vollkommen deutlich zu lesen; aber die zwei nächsten Zeilen haben am meisten gelitten, nur Folgendes tritt hervor: innen — n — ß — r Schw | — oll d — Wer — — — ekster lo— | — och. Der Rest der lezten Zeile ist vollständig erhalten. Ich hoffe, die Ergänzung, wie ich sie oben angegeben, soll mir gelungen seyn, und wenigstens unsere Kenntniß der alten Sprache loben, wenn sie auch den Meistersänger selbst nicht loben sollte. Einige versuchen zu lesen: „rinnen muß der Schweiß toll;" allein so sehr wir bei jedem Schritt im Hain deutscher Poesie auf die seltsamsten Blumen gefaßt seyn müssen, diese Version erscheint denn doch etwas zu toll, und das naß ist so sehr ein Lieblingsbegriff des poetischen Volkes, mit dem wir uns hier beschäftigen, daß ich mir den heißen, nassen Schweiß um keinen Preis werde weginterpretiren lassen. Wer sich schon so viel wie ich auf der Wiese deutscher Lyrik ergangen hat, weiß, wie naß es darauf von Thränen- und anderm Thau ist. — „Schweiß, loben," sind wiederum Fälle, wo wir uns bei der Interpretation dem Reim als einem freundlichen Genius zu Dank verpflichtet fühlen; ohne ihn hätten wir schon manches kostbare Stück ungelesen lassen müssen. — „Die Werk' den Meister loben hoch," gewöhnliche, sprüchwörtliche Redensart. — „Der Segen kommt von oben." Es wird dies gewöhnlich als Invokation des Segens, der Gnade des Himmels zu dem vorhabenden Werk verstanden. Ich gebe gern zu, daß dies das Natürlichste wäre; allein wie oft würde der Ausleger poetischer Alterthümer am Ziele vorbeischießen, wollte er sich stets an den Gedanken halten, der sich zuerst und von selbst darbietet. Gar leicht könnte jenes „oben" mit einer charakteristischen Eigenthümlichkeit der Deutschen in Zusammenhang stehen. Von jeher haben die Völker die Begriffe, welche der Mensch mit einer waltenden, hoch herabsehenden Gottheit verbindet, auf die Gewaltigen der Erde übergetragen, und was im Anbeginn natürliches Gefühl und naiver Ausdruck war, ist von der Schmeichelei zu einem Systeme ausgebildet und in den Sprachen fixirt worden. Aber keine Nation in der großen Völkerfamilie, welche wir die christliche nennen, hat sich darin kunstreicher und konsequenter gezeigt, als die deutsche, und diese Verschmelzung irdischer und himmlischer Majestät bildet in den weiten Hallen der überschwenglich reichen Sprache ein ganz eigenes Kuriositäten-Kabinet. Alle ihre öffentlichen Papiere, welche auf uns gekommen, sind voll von dieser Eigenthümlichkeit: höchsten oder allerhöchsten Orts, höchstdieselben u. dgl. sind ewig wiederkehrende Ausdrücke. Gott hieß damals, wie er noch uns heißt, der Höchste, und „Allerhöchstdieselben brachten dem Höchsten ihren Dank dar für eine erwiesene Wohlthat." Auf diese Weise, sieht man, könnte sich unser Glockengießer des Segens wegen leicht bei einer andern als der himmlischen Behörde empfehlen. Negativ wenigstens könnte für diese Annahme das sprechen, daß zu der Zeit, in welche das Gedicht bestimmt zu setzen ist, das sogenannte Taufen der Glocken nicht mehr vorzukommen scheint, und also gleichsam der offizielle Gedanke an himmlischen Segen wegfällt. Segen im weitesten Sinn ist Lohn der Arbeit; aber vielleicht hieß, da von jeher der Himmel so wenig als der Mensch den Lohn nach dem Verdienst abmaß, Segen schon damals, wie heutzutage, so viel als: mehr Lohn, als

Digitized by Google

man verdient. Es ist ein uraltes Vorrecht der Poesie, daß sie die Mächtigen und Könige mit Du anredet, während man sich im Styl des gemeinen Lebens diese Vertraulichkeit nur mit den Göttern erlaubt; gleicherweise nun könnte unser „von oben" die poetische Wendung für höchstoben, allerhöchstoben seyn.

Wenden wir uns nun zu den verschiedenen Hypothesen, wem dieses Fragment zuzuschreiben, in welches Zeitalter es zu setzen seyn möchte. – Der erste Sprachforscher, der sich damit beschäftigte, hat es sich leicht gemacht. Er denkt an Hans Sachs, der ein Schuster in Nürnberg gewesen, findet die größte Aehnlichkeit zwischen dem Styl dieses Meistersängers und dem unseres Bruchstücks, meint aber, ein Glockengießer könne so gut zünftiger Poet gewesen seyn als ein Schuster, und da er vollends herausgebracht, daß einmal die Glockengießerei in Nürnberg in großer Blüthe gestanden, so ist unser Autor, ehe man es sich versieht, ein Nürnberger Glockengießer. So, meine Herrn, konnte man argumentiren, bevor man in der neuesten Zeit tiefer in den Genius der deutschen Sprache eingedrungen, ein Triumph, den die gelehrte Welt großentheils den Bemühungen dieser unserer Akademie verdankt. Ich glaube im Stande zu seyn, zu beweisen, daß das Stück, welches uns hier beschäftigt, weder dem Zeitraum angehört, wo auf dem deutschen Parnaß Schuster und Glockengießer hanthierten, noch auch, wie diejenigen wollen, welche dem großen Schiller die Vaterschaft zuschieben möchten, der Periode, wo fast nur Hofräthe, sogenannte Legationsräthe, und gar Minister den Hofstaat Apolls bildeten, sondern vielmehr der dazwischen liegenden, wo das Roß der Musen ein Klepper im Dienste der Schulmeister war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Beschluß.)

Antommarchi und die Maske Napoleons.

Wie könne sich Antommarchi, hieß es weiter, das Eigenthum dieser Züge anmaßen? Sein ganzes Verdienst bestehe darin, daß er eine Handvoll Gips genommen und dem Leichnam aufgedrückt. Für ein so mechanisches Verfahren ertheile das Gesetz kein Monopol. Es sichere das Eigenthum einer Erfindung, eines genialen Unternehmens, nicht aber eines Werkes, das jeder Handwerker so gut als Antommarchi hätte verrichten können. Der Advokat des Arztes hatte diesen Beschuldigungen eben nicht die besten Gründe entgegenzustellen. Er rühmte die Uneigennützigkeit seines Klienten, den Napoleon mit seinem Zutrauen beehrt, und dem er auch in seinem letzten Willen eine Summe von 100,000 Franken vermacht habe. Diese Summe sey dem Arzte aber nicht ausgezahlt worden; warum, wurde nicht gesagt. Bekanntlich war der Bankier Lafitte der letzte Schatzmeister Napoleons, und hatte eine beträchtliche Summe von ihm in Händen, aus der er alle Vermächtnisse zahlen sollte. Wahrscheinlich hatte aber Napoleon die Summe stärker angeschlagen, als sie wirklich war, und deßhalb konnte Lafitte nicht alle im Testamente bedachten Personen nach dem Willen des Testators befriedigen. Auch der Dichter Arnaud sollte eine Summe von 100 000 Franken bekommen; er muß sie aber wohl nicht bekommen haben; denn als er neulich starb, sah sich die Regierung genöthigt, seiner Wittwe einen Jahrgehalt auszusetzen. Dann machte Antommarchi's Anwalt die Mühe geltend, die sein Klient gehabt habe, um einen getreuen Abdruck von den Zügen seines geliebten Herrn nehmen zu können. Unter dem heißen Himmelsstriche auf St. Helena habe er der schnellen Verwesung zuvorkommen müssen, und nur wenige Stunden gehabt, um seine Vorbereitungen zu treffen. Es habe ihm an Gips gefehlt, und er sey daher genöthigt gewesen, ihn durch eine andere zweckmäßige Materie zu ersetzen, was große Schwierigkeiten gehabt habe. Er mache keine Spekulation aus dem Abgießen der mitgebrachten Maske, könne aber doch auch nicht zugeben, daß man ihn bestehle und sein Eigenthum entwende, was durch die Treulosigkeit der von ihm gebrauchten Arbeiter geschehen sey. Das Gericht urtheilte wie der Anwalt der Beklagten, das mechanische Abformen der Gesichtszüge eines Menschen sey keine Arbeit, die zu einem Monopol berechtige, und der Alleinhandel werde durch das Gesetz nur denjenigen zugesichert, welche etwas Neues entdeckt oder erfunden haben. Mithin wies es den Dr. Antommarchi mit seiner Klage ab, woraus denn erhellt, daß künftighin Jeder die Maske Napoleons wird abgießen und verkaufen können, wodurch dieselbe also bedeutend im Preise fallen muß, indem Antommarchi sie ziemlich theuer verkaufte. Da jedoch von der beklagten Partei die gegen den Arzt begangene Vertrauenstreunung nicht geläugnet werden konnte, so verurtheilte das Gericht dieselbe zu einer Geldbuße und Entschädigung von 500 Franken. Ich muß gestehen, dies Urtheil scheint mir eines der weisesten, welche das nicht immer sehr weise Gericht seit einiger Zeit ausgesprochen hat. Es gibt hier unter den Leuten, denen das Abziehen von Kupferplatten, Formen u. s. w. anvertraut wird, manche Schelme, und die Veruntreuung ist in diesem Fache leider etwas so Alltägliches, daß es gar nicht auffällt. Das Gericht thut daher sehr wohl, wenn es dieses Vergehen bestraft. Es ist aber weit nachsichtiger gegen einen Diebstahl dieser Art, als wenn ein vom Parteigeist erhitzter Journalist einige herbe Ausdrücke sich entschlüpfen läßt; dann glaubt das Polizeigericht sogleich aus den vielen tausend Gesetzen der verschiedenen auf einander gefolgten Regierungen die härtesten aussuchen, und damit den Schriftsteller überhäufen, ja wo möglich erdrücken zu müssen. Das Publikum kann aber solche Strenge nicht billigen; es pflegt dem Journalisten seine Theilnahme zuzuwenden, kommt ihm zu Hülfe und zahlt manchmal statt seiner die ihm auferlegte Geldbuße. Dem gesunden Verstande des Volkes will es gar nicht einleuchten, daß ein Schriftsteller, welcher in seiner Ereiferung seine Gedanken übertreibt, strafbarer sey, als Jemand, der bei kaltem Blute beschließt, einen Andern, der Zutrauen zu ihm hat, zu betrügen.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 13.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 15. Januar 1835.

— Du erscheinst
Im heiligen Bezirk, verwegen, wo
Die Götter, die Gesetze herrschen, die du flohst?

Goethe.

Die Wallfahrt nach Loch Dergh.

Ein irisches Nationalbild.

Nach Inglis. *)

Folgendes ist eine Skizze meines Ausflugs nach den Dergbsee und dem weitberühmten Wallfahrtsort, genannt St. Patriks Fegefeuer, im nördlichen Irland.

Als ich am 12ten August 1834 durch Pettigo kam, sah ich viele Häuser mit Orangefaggen geziert, und eifrige Orangemänner hatten Triumphbögen mit Emblemen und Inschriften über die Straße gebaut, unter welchen die nach Loch Dergh wallenden Pilger durch mußten. Der Wallfahrtsort ist etwa drei Meilen von Pettigo entfernt und der Weg dahin, über das Gebirge und durch Moräste, sehr beschwerlich. Vergebens bemüht man sich, den sumpfigen Stellen auszuweichen, und findet es am Ende am gerathensten, es zu machen wie die Pilger, welche barfuß durch dick und dünn gehen und so noch am besten vorwärts kommen. Es heißt, man baue hier keine Straße, damit nicht die Andacht der Gläubigen durch den Zudrang zu vieler Ketzer gestört werden möchte. Es war ein mühseliger Marsch, und ich fühlte mich sehr erleichtert, als ich Loch Dergh unten im Thale liegen sah. Schwerlich kann es eine ödere Landschaft geben: kahle, mit Haide bedeckte Hügel umgeben rings den See, und sind weder durch ihre Massen, noch durch ihre Umrisse geeignet, der Aussicht den mindesten Reiz zu geben. Der See soll gegen neun Meilen im Umfang haben. Als ich zum Seeufer niederstieg, konnte ich deutlich bemerken, daß die kleine Insel, die nicht ganz eine Meile vom Lande liegt, ganz voll Menschen war, und unten angelangt, fand ich über zweihundert Pilgrime, welche des Fahrzeugs harrten, das sie überführen sollte. Sie waren zum größten Theil anständig gekleidet; manche saßen, andere lagen im Gras, einige harrten am Rande des Wassers ungeduldig der Fähre, und andere, noch ungeduldiger, fühlten sich schon durch den Anblick des heiligen Orts zur Andacht befeuert und lagen bereits auf den Knien. Es waren Leute von jedem Alter und etwa drei Viertheile Weiber.

Endlich kam die Fähre mit einer Ladung Andächtiger, deren Buße zu Ende war, von der Insel herüber. Das Boot ward ausgeladen, und war im Augenblick wieder voll; ehe ich indessen die heilige Stätte betreten durfte, mußte ich den Brief, mit dem ich versehen war, dem Prior senden, der mir den Zutritt gestatten oder abschlagen konnte. Allermittelst, bis das Boot mir den Bescheid brachte, suchte ich meine Zeit bestens zu nützen

*) s. Nr. 310. 1834.

Digitized by Google

und machte mich an einige Pilgerinnen, welche eben vom Eiland herübergekommen waren und im Grase ausruhten, bevor sie ihren Heimweg antraten. Zum Glück bekam ich es mit sehr mittheilsamen Personen zu thun, die mehr zum Schwatzen als zum Verschweigen aufgelegt schienen, ohne Zweifel, um mir einen hohen Begriff von der Verdienstlichkeit und Wirksamkeit des Gottesdienstes beizubringen, den sie eben mitgemacht; sie selbst aber versicherten, wenn sie mich einigermaßen in die Geheimnisse von Loch Dergh einweihten, so geschehe es darum, weil ich als Protestant auf der Insel doch nichts zu sehen bekommen würde. Ich glaubte anfänglich, sie seyen der Meinung, die dortigen Mysterien werden den profanen Augen des Ketzers auf wunderbare Weise entrückt werden; bald aber ward ich inne, daß das Hinderniß rein menschlicher Natur sey. Ich erfuhr, sobald dem Prior hinterbracht werde, daß ein Fremder das Eiland besuchen wolle, werde überall in der Andacht eine Pause anbefohlen, und ich fand dies später wirklich bestätigt. Die Pilgrime dürfen drei, sechs oder neun Tage auf dem Platze bleiben; durch besondere Indulgenz wird indessen manchen gestattet, fünfzehn Tage zu fasten, zu beten und Buße zu thun. Die ganze Zeit, die man auf der Insel zubringt, wird nichts genossen als Wasser und Brod, oder Wasser und Mehl. Beides kann man auf der Insel bekommen, aber die meisten Pilger bringen ihre Vorräthe mit.

Ich war nicht wenig erstaunt, als auf meine Aeußerung, bei Wasser und Brod den ganzen Tag müsse doch den Pilgern schwach werden, die Weiber, mit denen ich sprach, erwiderten: „O nein, der Wein hält uns auf recht und gibt uns Kraft.“ — „Wein?“ erwiderte ich; „Ihr bekommt Wein? wer bezahlt ihn denn?“ — „Ach! der kostet nichts; doch ich sehe schon, Ew. Gnaden verstehen uns nicht.“ Und nun erklärten sie mir das Kunststück, wie man die Pilger mit Wein bewirthet, ohne daß es sie, noch sonst Jemand etwas kostet. Das Seewasser wird gekocht, gewirbt, und heißt sofort Wein; man reicht es den schwachen, ausgehungerten Pilgern so heiß, als sie es nur immer ertragen können. Eines der Weiber zeigte mir ihre Lippen, die von dem heißen Wein, den sie getrunken, voll Blasen waren, und ich konnte mir lebhaft vorstellen, welchen Eindruck es auf einen machen muß, wenn man bald kochendes Wasser in den leeren Magen bekommt. Sie versicherten mich, die Wirkung sey wundervoll, und ich zweifelte nicht daran.

Die Büßungen bestehen in beständigem Beten, Fasten und Wachen. Jeder Pilger muß, bevor er die Insel verläßt, vier-und-zwanzig Stunden in der Prison bleiben, wie man es nennt, und hier wird weder gegessen, noch getrunken, noch geschlafen. Während dieser vier-und-zwanzig Stunden wird sogar der belebende Wein nicht gereicht, und es sind Vorkehrungen getroffen, die Büßenden wach zu erhalten. Eine eigene Person ist dazu aufgestellt; man versicherte mich aber, Jeder thue dem Andern von selbst den Gefallen, ihn wach zu erhalten, und dies in der besten Absicht: denn die ganze Wirksamkeit der Buße geht verloren, wenn man sich dem Schlaf überläßt.

(Der Beschluß folgt.)

Postdiluvianische Kritik.

(Fortsetzung.)

Doch sehen wir zuvor, durch welches Schicksal Schiller in diesen Prozeß verwickelt wurde. — Unter der vielen Spreu, die aus der Vorwelt auf uns gekommen, und aus welcher der gelehrte Fleiß der letzten Jahrhunderte fast alle brauchbaren Körner herausgeschwungen und gesiebt hat, befindet sich auch eine seit länger als dreihundert Jahren auf der heliotropischen Bibliothek aufbewahrte kleine Schrift: eine Sammlung von Anekdoten, an der nicht viel mehr als der Titel fehlt, die aber allen Umständen nach in's neunzehnte Jahrhundert zu setzen seyn dürfte. Sie gehört in die so gar nicht zahlreiche Klasse ziemlich ganz erhaltener Bücher, und fast könnte man unwillig werden, daß eine solche, schon zu ihrer Zeit einem frühzeitigen geistigen Tode verfallene Ephemere so viele unsterbliche, jetzt aber dennoch aller Wahrscheinlichkeit nach völlig untergegangene Werke hat überdauern müssen, würde sie uns nicht gerade durch ihre Naivität und Anspruchslosigkeit schätzbar, indem sie uns die alte Welt gleichsam im Hauskleide zeigt und häufig den erwünschtesten Aufschluß über das häusliche und bürgerliche Leben, über die Denk- und Handlungsweise so weit entlegener Zeiten gibt. Das Salz darin ist freilich für uns größtentheils laub geworden, und alle diese Witze und Späße, bei denen wohl einst liebenswürdige Gesichter die schönen Zähne wiesen, würden unserer feinen Welt einen seltsamen Begriff von der Zartheit und dem Geschmack jener Zeiten beibringen. Unter diesem Allerlei nun befindet sich eine Stelle, welche auch von dem Verfasser der verdienstvollen Abhandlung über die Poesie im Leben der Alten citirt und gedörig benutzt worden ist; sie lautet wie folgt: „Bei einem ästhetischen Thee fragte eine Dame einen jungen Herrn: was ist die Glocke?“ — „Ein Gedicht von Schiller, aufzuwarten.“ —. Ueber ästhetischen Thee siehe die eben angeführte Schrift, den Sinn der Frage und Antwort selbst aber deuteten schon die ersten Commentatoren so: „die Frau, vielleicht der Lucubration müde, habe nach der Zeit, der Uhr gefragt, als wofür man sich auch des Ausdrucks die Glocke bedient, und der junge Mann, berauscht von Thee und

Digitized by Google

Aesthetik, und keiner profanen Frage gewärtig, habe eine dem genio loci entsprechende Antwort gegeben." — Allerdings kann der antike Spaß, wenn er überhaupt einen Sinn hat, nur diesen haben, und für uns geht daraus hervor, daß es ein Gedicht Schillers gab, das von einer Glocke handelte und allem nach damals viel besprochen wurde. Um uns allen Zweifel hierüber zu benehmen, citirt ein aus dem ein- und zwanzigsten Jahrhundert auf uns gekommener, äußerst schwer verständlicher, russisch-deutscher Commentar zu Schillers Wilhelm Tell sogar eine Stelle dieses seines Glockenliedes; es heißt dort: „wie oft wurden noch lange nach des Dichters Tode vergeblich die Worte wiederholt, die er in seiner Glocke spricht:

Wenn sich die Völker selbst befrein,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.

Schiller hat also eine Glocke besungen, und kaum war das Fragment, das uns hier beschäftigt, zum erstenmal edirt, so rief eine gewisse Schule wie aus Einem Mund: also ist Schiller der Verfasser des Glockengießerliedes! — Welch ein Schluß! Wenn man auch auf Form und Gehalt des Bruchstücks nicht näher eingehen will, was freilich nicht Jedermanns Sache ist, warum soll in einer Literatur, wo Alles voll Glockenton und Glockenklang ist, der große Dichter gerade dieses Lied gesungen haben, in dem erst eine Glocke gemacht wird? Und wie käme er von der Vorbereitung zum Glockengießen auf die Selbstbefreiung der Völker? So arm im Ganzen unser Schatz deutscher Poesie ist, so fehlt es doch darin nicht an zahlreichen Beispielen, wie viel sich die Poeten mit jenem seltsamen Instrument zu schaffen machten. Nur wenige Belege aus Schillers Zeitalter selbst. — Das stolze Schiff, das einst Goethes Geistesprodukte führte, ist zerschellt, und nur wenige Ballen der reichen Ladung, aber desto mehr Frachtbriefe derselben, das heißt, Inhaltsregister, sind am Ufer der neuen Welt gestrandet; in den Registern sehen wir nun ein Lied: die wandelnde Glocke, verzeichnet. Die wandelnde Glocke! Doch der Antiquar ist an dergleichen schon gewöhnt. Je langsamer damals die Leute selbst auf dem Erdboden fortkamen, desto flinker waren die Poeten bei der Hand, leblosen Dingen Beine und Flügel zu verleihen und sie auf's Rascheste zu transportiren. — Von Uhland ist ein Gedicht auf uns gekommen, in dem eine schallende Glocke die Hauptrolle spielt, und vor Kurzem erst habe ich ein tolles, sogenanntes lyrisches Gedicht, das demselben Zeitraum angehören muß, mit unsäglicher Mühe anatomirt: der Dichter liegt Abends auf der blumigen Wiese; er lauscht dem Treiben und Summen der geschäftigen Welt der Bienen, Käfer und Schmetterlinge; auf einmal läuten die blauen Blüthenglocken (wahrscheinlich die Campanula trachelium der Alten, die noch jezt auf der andern Halbkugel zwischen 40 und 50° nördl. Breite wächst) die sogenannte Vesper oder Ave Maria; da wird es still, und nur noch die Johanniswürmer ergehen sich, nachtschwärmend, mit ihren Laternen durch die Schatten der Halme. Ist es etwa auch Schiller, der hier den Käfern und Heuschrecken zur Ruhe läutet?

Ueberhaupt ist die Glocke, neben einem andern Gußstück, der Kanone, recht eigentlich das Symbol eines gesellschaftlichen Zustandes, wo der Mensch erst anfing, sich der Vormundschaft und Ueberwältigung der Naturkräfte zu entziehen, einer Kultur, die bei mancher liebenswürdigen Blüthe doch noch so in der Materie feststak, daß selbst die Dichter zwar Welt und Natur in die fratzenhaftesten Formen zogen, aber mit ihrer Phantasie über die sich so langsam veredelnden Formen des Lebens selten weit hinauskamen. Die Kanonen in unsern Museen, die Riesenglocke, deren Legende ewig ein Räthsel für uns bleiben wird, und die jezt als Hut über dem großen pneumatischen Apparat im Hofe unsers Instituts einem vernünftigern Zwecke dient, als ehemals, sind, wie sich vielleicht ein Alter ausdrücken würde, wahre Mammuths der Menschenhand. Welche Umstände, um eine Kugel von ein paar Pfunden tausend Schritte weit zu werfen, damit sie denjenigen, die sie zufällig auf ihrem Wege trifft, die Knochen zerschlage! Welch ein Aufwand von Zeit, Kraft und Material, um in einem Thurmknopf einen ehernen Wächter zu haben, der bei jeder Gelegenheit, sey nun Feuer ausgebrochen, oder sey die Gemeinde in den Tempel zu berufen, in dasselbe unartikulirte Geschrei ausbricht! Solch ein heulendes Ungethüm verhält sich zu unsern organischen Schallapparaten wie das Wimmern und Schreien eines Kindes, das nicht weiß, was es will, zu der Beredsamkeit eines Volksredners, der es freilich oft auch nicht weiß. Ich zweifle sogar, ob selbst die sogenannten Glockenspiele zu öffentlichen Bekanntmachungen benuzt wurden, oder überhaupt benuzt werden konnten; wenigstens habe ich mich umsonst nach Beweisen dafür umgesehen, daß, wie Manche wollen, von den Thürmen die Melodie des Lieds gespielt worden, das in der Kirche gesungen werden sollte, damit sich das durch sein Talent für den Gesang weltberühmte Volk vorher üben könne.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Marseille. December.

Winterleben. Kaffeehäuser und Theater.

Der Regen schlägt mit schweren Tropfen an unsere Fensterscheiben und der Mistral summt draußen sein schauerliches Winterlied. Das ist eine langweilige Zeit für uns. Was sollen wir daheim thun in diesen hohen, steingepflasterten Gemächern, die keine Ofenwärme uns lieb und

heimlich macht? Ich erstarre bei der frostigen Lektüre der Journale, und möchte lieber in der räucherigen Hütte des Härzers Blocksbergsmährchen hören. Am Hafen ist es garstig; die Gesänge der Matrosen tönen nicht mehr im Mondscheine, und selbst der alte Bettler, der dort alle Abend seine Bibelsprüche deklamirte, hat sich heimgeschlichen; aber aus hundert Kaffeehäusern winkt einladend der Kerzenschein, und dort fühlt man sich Winters behaglicher, als je. Das Klappern der Dominosteine ist zu dieser Jahreszeit unsere Lieblingsmusik; der Regen rauscht draußen in Strömen, und wir schmiegen uns an den holländischen Kamin, auf welchem bratende Kastanien knallen; das Punschglas dampft vor uns, und wir hören dem schwatzenden Schiffskapitän zu, der vom grünen Vorgebirge kehrt und von den Abenteuern seiner Reise erzählt. Professor Mezzofanti, der Sprachenbändiger, und Herr Tholluck, der Orientalist von Halle, wären hier am rechten Platze, um sich mit den Persern, Armeniern und Beduinen zu unterhalten, welche hier ernst und stumm am Marmortische ihren Mockakaffee schlürfen und aus ihren langen Pfeifen den türkischen Kanaster dampfen. Hier hört man an jedem Tische in andern Lauten reden; es ist der Thurmbau von Babel, und nicht selten tönt aus dem Kauderwelsch der Stimmen auch jene Sprache hervor, in welcher Kaiser Karl V. mit seinem Pferde redete. Noch lieber als den gelehrten Mezzofanti möchte ich den seligen Lavater, den Physiognomen, in den Kaffeehäusern unserer Seestadt haben; nirgends besser als hier könnte er sich von der Hohlheit seiner Theorie überzeugen. Da sitzt fast alle Abende in einer Ecke des Café des quatre nations ein alter Grieche, dessen klassisch schönes Angesicht für mich stets ein Gegenstand der Bewunderung war. Man sollte glauben, der alte Grieche, der einen Zug schwermüthiger Trauer in seinem schönen Antlitze trägt, unterhalte sich mit seinen beiden Landsleuten aus Spezzia und Chios von der alten Geschichte ihres Volkes, und klage mit ihnen über Griechenlands gesunkenes Gestirn. Dem ist nicht so; er jammert nur über den Getreidepreis, der ihm immer noch zu niedrig steht. Er hat vom schwarzen Meere eine Getreideladung für eigene Rechnung hergeführt, und findet seinen Gewinn nur, wenn unsere Armen Hunger leiden und ihr Brod doppelt theuer bezahlen müssen. Mit Einem Worte, der alte Hellene mit dem klassischen Heroengesicht ist nichts anders als ein Kornjude. Dort am nächsten Tische sehen wir einen Beduinen aus Ocan. Dieser schwarzbärtige Kerl ist sicherlich ein Bösewicht; sein wilder, schielender Blick und seine lärmende Sprache erhalten mich in beständiger Angst, er möchte dem dicken Marseiller Handelsmann, mit dem er plaudert, plötzlich das Messer an die Kehle setzen. Weit gefehlt! der sanftmüthige Beduine mit dem langen Barte ist ein friedlicher Schäfer, der das scharfe Messer an seiner Seite höchstens in Hammelsblut getaucht hat. Der Gegenstand des eifrigen Gespräches betrifft zweihundert Säcke Ochsen- und Widderhörner, die er dem dicken Kaufmann mit nächster Schiffsgelegenheit zu liefern verspricht. Was würde Lavater endlich von jenen jungen Herren denken, welche so eifrig französisch schwatzen und die Journale in der Hand halten? Nach dem glatten Kinne und den Milchgesichtern zu schließen, müßte man glauben, sie plauderten vom Schulexamen und dem Weihnachtsgeschenke der Großmutter; doch nein, die Jungen gehören zur liberalen jeune France und führen einen gar ernsten Diskurs über Revolution, Napoleon und Krieg.

Der nordische Winter ist unfreundlicher und rauher, aber es gibt dort oben gutes Brennholz und gefrorene Weiher. Unsere südlichen Winterfreuden beschränken sich lediglich auf den täglichen Kaffeehaus- und Theaterbesuch; Wirthe und Schauspieldirektoren applaudiren allein zu den kalten Abenden, die der Mistral durchbraust. Das Theater ist aber noch amüsanter, als das Kaffeehaus. In diesem hat man außer dem Punschglase nur den Anblick der fremden Völkertrachten, in dem Schauspielhause dagegen ergötzt etwas noch weit Holderes unser Auge in den Zwischenakten. Unsere jungen Marseiller Stutzer, die so eifrig nach den Logen hinaufgrognettiren, behaupten, die Zwischenakte seyen der schönere Theil des Stückes, und sie würden für Robert den Teufel allein ihr Geld nicht ausgeben, wenn dort oben nicht auch Engel säßen im Spitzenhäubchen mit den rosenrothen Bändern. Der Bankier ist der schroffeste Gegensatz des Dichters, der Türke haßt den Wein und der Chinese kann die schönsten Violintöne nicht von dem Geschrei der Katze unterscheiden; aber Türke, Bankier und Chinese fänden sicherlich in unserm Theater Unterhaltung, und wenn Scribe's Dichtung, Meyerbeers Töne und die Liqueurbude des Konditors auch für sie verloren wären, so würden Wuchs und Augen der schönen Marseillerinnen ihnen gewiß reichen Ersatz dafür leisten. Um indessen doch auch vom Marseiller Theater als solchem etwas zu sagen, melde ich, daß Robert le diable hier seine 50ste Vorstellung erlebt hat, und mögen nun die Reize der diabolischen Oper, oder die der Engel in den Logen, oder die langen Winterabende daran Schuld seyn, unser Publikum wird der ewigen Wiederholung noch nicht müde und drängt sich noch immer in Masse zu diesem Stücke. Margarethe von Anjou, die Oper, welche Meyerbeer im Jahr 1822 in Italien komponirte, wurde vor einigen Wochen zum ersten Male auf unsere Bühne gebracht, machte aber bei Weitem nicht so viel Glück wie Robert. Unser Singpersonal ist nicht übel, und unser Ballet war wenigstens sehr zahlreich; aber bei den allzu großen Kosten, die letzteres verursacht, kann man es unserer armen Theaterdirektion nicht übel nehmen, daß sie in der neuesten Zeit das Tänzerpersonal beinahe um die Hälfte verringert hat. Das verwöhnte Publikum läßt nun aber einmal keine Rücksichten gelten, und wurde bitterböse, als es zum ersten Male in Robin des bois (Webers Freischütz) die so gelichteten Reihen der Tanzenden gewahrte. Die Ueberraschung war Anfangs zu groß, als daß man gleich Worte für den Unwillen gefunden hätte; als man aber am folgenden Abend die zahlreichen Abdankungen erfahren hatte, kannte die Wuth der Theatergänger keine Grenze; Billette wurden von allen Seiten auf die Bühne geworfen und mit großem Geschrei deren Ablesung verlangt. Der zitternde Regisseur erschien und suchte durch die höflichsten Entschuldigungen den Aufruhr zu stillen; aber von allen Seiten drängte es: „Wir wollen ein Ballet, ein vollständiges Ballet!“ Vergebens gebot der Polizeikommissär von der Loge herab dem Parterre Stille. „A bas la police!“ war die Antwort, und der Zorn der Menge wandte sich nun von dem Regisseur zu dem Manne mit der Amtsschärpe, der sich vergeblich Gehör zu verschaffen suchte, und endlich erbost rief: „Nun, wenn ihr nicht hören wollt, so will ich euch tanzen lassen!“ Und im Nu erschienen auf seinen Wink vor allen Thüren hochstämmige Gensdarmen, mit gezogenen Pallaschen. Jetzt stieg der Wirrwarr auf das Höchste; vom wilden Lärm erzitterte der hohe Saal, in das Kreischen der Damen in den Logen mischte sich das Gebrülle des Galeriepöbels, die Lichter erloschen; in zehn Minuten war Alles wieder still und das Haus geleert. So geht es in den französischen Theatern zu, namentlich bei diesen feuersprühenden Südländern.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 14.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 16. Januar 1835.

Holofernes. — Laß mich das Ganzevor überblicken: hier ist blos das Sylbenmaaß in der Ordnung, aber die Eleganz, die Leichtigkeit, die goldene Cadenz der Poesie — caret.

Shakespeare.

Postdiluvianische Kritik.

(Beschluß.)

Doch zurück von dieser Ausschweifung zu unserem Glockengießerliede. — Es gab eine Periode in der deutschen Literatur, etliche Generationen vor Schiller, welche man mit dem Namen der Gottschedschen bezeichnete, und die zur Zeit des genannten Dichters und später im schlimmsten Geruche stand. Wir haben zwar nichts, was anerkannt ihr angehörte; allein in dem darauf folgenden Jahrhundert begegnen wir häufigen Deklamationen, wie geschmacklos, unbehülflich, holpericht, prosaisch die Poesie jener Schule gewesen sey: es muß arg gewesen seyn, wenn der große Haufen der Poeten einer etwas spätern Zeit so hoch auf sie herabsehen konnte. Wer unser Fragment betrachtet oder es gar zu recitiren versucht, wird ihm die eben genannten schönen Epitheta sammt und sonders schwerlich absprechen können. Leider aber stellt dieses unser Urtheil das Bruchstück dem meisten übrigen auf uns Gekommenen nur gleich, statt es von demselben zu unterscheiden. Es ist bei der gänzlichen Verschiedenheit unserer Begriffe und Sprache äußerst schwer, oft unmöglich, im einzelnen Fall zu entscheiden, ob die von einem Poeten gebrauchte Wendung den Geschmack verletzt habe oder nicht, desto mehr, da aus den höchst interessanten Trümmern der alten Kritik hervorgeht, daß man dies damals wohl so wenig wußte als jetzt. Da die deutsche Poesie für uns überhaupt gar keinen Rhythmus hat und wir durch das Labyrinth meist nur durch das Glockengeläute des Reims geleitet werden, so ist in den wenigsten Fällen anzugeben, ob und wie gegen den Rhythmus gesündigt ist. Ich habe daher keine Lust, die Zeilen chemisch zu zerlegen; es möchte die Mühe nicht lohnen. Meinem Gefühl nach sind sie über die Gebühr holperich; es genügt aber wohl, darauf aufmerksam zu machen, daß, vom absoluten Standpunkte aus, im Exordium eines Gedichts, wo man doch sonst einen Anlauf zum Erhabenen zu nehmen pflegt, die Zusammenstellung so gemeiner Dinge, wie Mauern, Lehm und Gesellen, niedrig, prosaisch erscheint. Dies anerkennen und Schiller vom Verdacht der Autorschaft absolviren, ist Eins, und so halte ich denn unsern Prolog zum Glockenguße für ein seltenes Monument aus jener verrufenen Zeit. Ich denke mir, eine Stadt oder das, was man eine Herrschaft nannte, veranstaltete den Guß einer Glocke und beauftragte ihren oder einen besonders renommirten Schulmeister mit Anfertigung eines Gedichts zur Feier des Tages, oder jener fand sich auch unaufgefordert mit dem ein, was man eine Festgabe nannte, und woran es nie fehlte. Einer solchen Quelle erscheint unser Gedicht vollkommen würdig, während es für eine spätere Periode, welche ich schon oben als die

Digitized by Google

der poetischen Hofräthe bezeichnet habe, denn doch, freilich nur meinem Gefühle nach, etwas zu unbeholfen, zu ungeleckt seyn dürfte. Ist unsere Voraussetzung richtig, so kann es uns vollkommen gleichgültig seyn, ob der Poet am Schlusse der Zeilen zu Gunsten des Gießers an den Segen des Himmels oder an den Beutel der Herrschaft appellirt.

Daß damals fast bei jeder denkbaren Gelegenheit, von der Geburt eines königlichen Kindes bis zum Abschied eines Handwerksburschen von seinem Heimwesen, die Musen bemüht wurden, ist bekannt genug und einer der hervorstechendsten Charakterzüge des deutschen Volks, dem wenigstens der Ruhm des reimfertigsten durch alle Zeiten ungeschmälert verblieben ist. Wer den Einwurf machen wollte, eine bei so unbedeutender Gelegenheit zur Entfaltung gekommene Blume der Poesie sey doch gewiß nicht durch den Druck vervielfältigt worden, hat sich noch wenig unter den poetischen und rhetorischen Schriften einer Nation umgesehen, welche der kritischen Nachwelt ein seltsames, bis jezt auch noch nicht gelöstes Problem aufgegeben hat: wie es nämlich komme, daß ein Volk zu derselben Zeit, wo es sich bitter über Mangel an Preßfreiheit beschwert, nach seinem eigenen Geständnisse viel mehr gedruckt haben könne als seine Nachbarn. Bedenkt man, wie zeitraubend das Geschäft der Druckerpresse war, während jezt die Gedanken nicht so bald gedacht, als auch fixirt sind, so wurde damals im Verhältniß soviel publizirt als jezt, und es bleibt nur unfaßlich, wie man mit der Vervielfältigung von Produkten, wie dasjenige, mit dessen Analyse ich vielleicht Ihnen, meine Herrn, Langeweile gemacht, Menschen langweilen und so viele Arme dem Landbau und den Gewerben entziehen mochte.

Mein Zweck ist erreicht, und es kommt nun auf Sie an, ob Sie der Erwerbung eines zwar unbedeutenden Aktenstückes aus einer dunkeln Zeit, oder der Reinigung eines großen Namens von einer levis notae macula mehr Werth beilegen wollen. Zum Schluß noch eine kurze Notiz von Schiller.

Bekanntlich wußte man früher weder ganz genau, wann er gelebt hat, noch wo eigentlich seine Heimath, sein Vaterland im Vaterlande war, wie sich die Deutschen häufig ausdrücken. In einer Zeit, wo man es mit der Kritik noch nicht so genau nahm, galt er für gar keinen Deutschen von Geburt, man hielt sich an jene Stelle seines bekannten Gedichts: „auch ich war in Arkadien geboren," man dachte dabei an das bayrische Königthum in Griechenland, und da man Spuren hatte, daß sein Vater Soldat gewesen, machte man diesen zu einem bayrischen Wehrmann und ließ den Sohn in Griechenland geboren, aber in Deutschland erzogen werden. Was man, zu Bekräftigung dieser Annahme, über die Verwandtschaft des Geistes des Dichters mit dem altgriechischen Genius gefabelt, fällt von selbst, seit erwiesen ist, daß Schiller kaum das neunzehnte Jahrhundert erlebt hat. Vor Kurzem fand ich nun an einem Orte, wo Niemand dergleichen gesucht hätte, eine äußerst magere Notiz über die im neunzehnten Jahrhundert den großen Deutschen errichteten Denkmale; es geht daraus hervor, daß Schiller allerdings in den ersten Jahren dieses Säkulums gestorben, und daß ihm bereits in der Mitte desselben — hoffentlich aber schon früher — in seiner deutschen Heimath eine Statue errichtet gewesen, welche alljährlich bei öffentlichen Spielen feierlich bekränzt worden.

Die Wallfahrt nach Loch Dergh.

(Beschluß.)

Für Alles, was der Pilger in St. Patriks Fegefeuer bekommt, den Wein mit eingerechnet, bezahlt er einen Schilling 4½ Pence, wovon 6½ P. auf das Fährgeld kommen; indessen steht es dem Büßenden vollkommen frei, sich freigebiger zu beweisen. Wer der Segnungen dieses heiligen Orts theilhaftig werden will, muß ein Empfehlungsschreiben von seinem Gemeindegeistlichen mitbringen. Ich erkundigte mich, ob die Priester zur Wallfahrt ermuntern oder davon abrathen. Ich erhielt zur Antwort, zuweilen empfehlen sie dieselbe allerdings, in den meisten Fällen aber lassen sie den Lusttragenden vollkommen freie Wahl. Offenbar ist es nicht im Interesse des Landgeistlichen, zur Wallfahrt aufzufordern, weil die Abwesenheit seines Pfarrkindes und der Aufwand, den es auf der Pilgerfahrt macht, sein eigenes Einkommen eher schmälert als vermehrt.

Nach einer Stunde, während welcher sich die Menge der anlangenden Pilger noch bedeutend vermehrt hatte, kam das Boot mit einer neuen Ladung und der nachgesuchten Erlaubniß zurück. Sogleich nahm ich meinen Platz im Fahrzeug ein und konnte den seltsamen Auftritt, der nun erfolgte, mit Muße betrachten. Das Boot kann vierzig bis fünfzig Menschen fassen, aber ihrer Hunderte drängen sich herbei. Keiner wird hereingelassen, er weise denn ein zuvor gelöstes Billet vor, und ein untersezter, beweglicher Bursche, hinter ihm ein paar Gehülfen, alle mit Stöcken bewaffnet, stehen an der Seite des Boots und stoßen die, welche nicht herein sollen, derb zurück, während sie die, so Aufnahme gefunden, eben so unsanft vorwärts schieben. Vom Hintertheil zum Vordertheil werden die Pilger gleich dem Vieh zusammengepreßt, und der Schiffer stößt sie herum, als wären es Schweine; der ganze Auftritt erinnert lebhaft an die Bilder von Charon und seiner Ladung verdammter Seelen. Der Schiffsmeister erzählte mir, Fremde

Digitized by Google

werden gewöhnlich auf einem besondern Fahrzeug übergesezt, und ich müsse es mir zur besondern Ehre rechnen, im selben Boote mit den Pilgern fahren zu dürfen.

Als die Ladung voll war, stießen wir ab, und da der See sehr unruhig war, so ward es uns so gut, die Pilger den ganzen Weg über beten zu hören. Als wir uns der Insel näherten, konnte ich noch aus einiger Entfernung das Treiben und Regen der Menge bemerken; als wir aber näher kamen, war der Befehl bereits gegeben und alle Büßungen und Gebete eingestellt. Kaum hatte das Boot beigelegt, so wurden die Pilger, ihrer viele durch das Wasser, an's Land getrieben, und ich mußte einige Minuten auf den Priester warten, in dessen Begleitung ich nun die Insel besichtigte. Ueberall war alles voll Menschen, nicht der Raum einer Geviertelle auf dem ganzen Eiland unbesezt. Alle saßen am Boden, mit Büchern, die meisten Weiber mit Rosenkränzen in den Händen; aber man sah deutlich, daß Befehl gegeben worden war, alle Andacht zu unterbrechen: Niemand rührte sich, Niemand sprach ein Wort. Ich ging durch die Kapelle, Prison genannt, wo ich vier Priester und den Boden des Gebäudes mit kauernden Pilgern völlig bedeckt fand. Ich machte die Runde rings um das Eiland und kann versichern, daß auf einem kaum dreihundert Ellen langen und kaum halb so breiten Raume nicht weniger als zweitausend Personen zusammengedrängt waren. Die Station zu Loch Dergh beginnt am 1sten Juni und dauert fort bis zum 15ten August. Am Tage, da ich hier war, wurden zwölf Schiffsladungen Pilger, jede von etwa vierzig Personen, auf das Eiland übergesezt. Die Station dauert im Ganzen fünf-und-siebzig Tage; angenommen nun, im Durchschnitt kommen täglich nur halb so viele Menschen als an jenem 12ten August, also zweihundert fünfzig, so beträgt die Zahl der jährlich nach Loch Dergh wallfahrenden Pilger neunzehntausend, und die Erkundigungen, die ich eingezogen, wie die eben angestellte Rechnung selbst, berechtigen zu der Annahme, daß dies eher zu wenig als zu viel ist.

Man ließ mir auf der Insel nicht viel Zeit zu Beobachtungen; der Priester, der mich führte, eilte zusehends, ohne Zweifel, damit die Pilger und Büßenden in ihrer Andacht möchten fortfahren können, und hätte ich nicht, wie man gesehen, aus anderer Quelle geschöpft, so wüßte ich wenig davon zu sagen, wie es in St. Patrik's Fegefeuer zugeht.

Ein Auftritt, wie der eben beschriebene, muß einen nothwendig unangenehm berühren. Ich bin weit entfernt, gegen das Pabstthum loszuziehen; aber wenn ich Tausende an einem von ihrer Heimath so weit entlegenen Orte zusammenströmen sehe, kann ich nur bedauern, daß sie ihre Zeit so leichtsinnig vergeuden. Manche waren von den entlegensten Punkten von Cork, Kerry und Waterford hergekommen; die Wallfahrt mußte sie fünf, sechs Wochen gekostet haben, zu einer Jahreszeit, wo, wenn je Arbeit zu bekommen ist, der gemeine Mann noch am allerehesten welche findet. In den Julius fällt die Heuernte, und für Manchen war die Unthätigkeit in diesem Monat ein Verlust von wenigstens zwei-und-zwanzig Schilling, die Reisekosten nicht gerechnet. Ich weiß nicht, wie der Bischof, der im Jahr 1830 bekannt machen ließ, daß er die Station zu Loch Dergh in eigener Person halten werde, diesen Schritt verantworten will. Den armen Pilgern aber ist es gewiß ernst mit ihrer Andacht, und Gott kann an keinem Opfer Mißfallen finden, das ihm aufrichtigen Herzens dargebracht wird.

Als ich die Insel verließ, wiederholten sich die oben beschriebenen Auftritte. Ich fuhr mit einer Ladung Pilger zurück, deren Station zu Ende war, und obgleich es spät Nachmittags war, harrte doch noch ein Haufe der Ueberfahrt. Ich trat den Rückweg nach Pettigo in Gesellschaft mehrerer Pilger an, worunter ein Priester, der mir erzählte, er sey achtzig Meilen weit hergekommen, und finde sich nach der Bußübung erstaunlich erleichtert. Er versicherte mich ferner, wie auch immer das Wetter seyn möge, niemals erkälte sich ein Pilger; er habe noch nie gehört, daß Jemand vom tagelangen Sitzen auf dem feuchten Boden in nassen Kleidern und bloßen Füßen den mindesten Schaden genommen. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß mehrere Pilger mit uns gingen und den Worten des Priesters horchten. In Pettigo lud ich meinen Begleiter ein, bei der Hammelskeule, die ich bestellt, mein Gast zu seyn; er dankte aber, indem ihm sein Gelübde nicht gestatte, vor dem nächsten Tage etwas zu sich zu nehmen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

Jones Glaßerotica für Mehemed Ali.

Fürwahr, Seine muselmänische Hoheit der Pascha von Egypten ist ein ganzer Mann. Noch vor Kurzem waren Aller Augen nach Egypten gewendet. Dort sollte Europa's Krisis sich lösen; es hing an einem Haar, daß der Sklave seinen Gebieter, der Vasall seinen Lehnsherrn, der Pascha von Egypten den Sultan von Konstantinopel bezwang; daß er ihn, vor dessen Vätern eine Welt erbebte, als Flüchtling aus dem Reiche trieb, sich Trost zu suchen bei seinen Leidensgefährten, dem Dey von Algier, dem zehnten Karl, dem braunschweiglschen Herzog, dem portugiesischen Michael; daß er den Stamm ausriß, der in der Wurzel verfault und im Wipfel verdorrt ist, und ein frisches Reis in den blutgedüngten Boden pflanzte. Und während dies vorging, begnügte er sich etwa, Rekruten zu exerziren, Flotten auszurüsten, Kanäle zu graben, Eisenbahnen anzulegen? Nein, damit war die große Seele des Türken nicht gefüllt. Er bezwang Provinzen, bändigte Aufrührer, schlug vielen

Leuten ein Schmippchen und gedachte nebenbei des Luxus der Tafelfreuden. Ein Gedanke der letztern Art veranlaßte ihn vor geraumer Zeit, bei einem Londoner Glasfünstler — Glasfabrikant, Glasschneider sind hier unpassende Ausdrücke — ein Glasservice zu bestellen, das nichts Geringeres seyn sollte, als das sechste und reichste, was menschlicher Fleiß und menschliche Geschicklichkeit in dieser Gattung je hervorgebracht. Der Londoner Glasfünstler Jones, wohnhaft Nummer 5 Ludgate Hill, anstatt über die Bedingung des Auftrags zu erschrecken, versprach, sie zu erfüllen, und er hat sie erfüllt. Seit wenigen Tagen ist das vollendete Werk zur Schau, und das heißt so viel, als zur allgemeinen Bewunderung ausgestellt. Das ganze Service besteht aus unaefähr fünfzehnhundert Stücken, und enthält nicht bloß Alles, was der Glanz einer fürstlichen Tafel für Vor- und Nachtisch erfordert, sondern gewiß Alles, was menschlicher Witz in dieser Beziehung zu erfinnen und menschliche Kunst in Glas auszuführen vermag. Man sieht mit einem Gemische von Stolz und Verdruß vor dem blinkenden Schatze: von Stolz, weil man glücklich seyn kann, ohne ihn, von Verdruß, weil man nicht reich genug ist, ihn zu besitzen. Die Muster der verschiedenartigsten Gefäße, der Teller, Schüsseln, Untersetzer, Flaschen, Gläser, Salzfaßlein, Weinabkühler — sie sind eben so viele Muster makellosen Schönheit. Die Sterne, die Wörfel, die Laubgewinde, Alles, was Zierrath seyn soll und Zierrath ist, hat eine vollendete Künstlerhand zart und rein geschnitten. Und der Stoff, in welchen sie so zierlich gearbeitet hat, ist so spiegelhell, so glänzend rein, ich möchte sagen, so zur Ansichtbarkeit durchsichtig, daß es einer genauen Betrachtung bedarf, den Stoff für Glas zu erkennen. Man wäre viel geneigter, ihn für Diamant des edelsten Wassers zu halten. Vorzüglich geschmackvoll sind die Decanters. Was sind denn das? wird Jeder fragen, der es nicht weiß. Und wenn dann Einem gut Englisch verstehen, und doch nicht wissen, was Decanters sind und was es heißt: to decant the wine. To decant the wine steht in jedem Wörterbuche, es bedeutet Wein abziehen; und decanter steht auch in jedem Wörterbuche, es bedeutet 1) ein gläsernes Gefäß, einen flüssigen Körper von den Hefen abzuziehen, und 2) eine Kanne, den Wein mittelst derselben abzuziehen. Sehr richtig; aber das sind nicht die Bedeutungen, in welchen jenes Wort und diese Phrase auf den englischen Tafeln gebraucht werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Marseille, December.

(Beschluß.)

Alexander Dumas.

Ich zweifle, ob eine deutsche Sängerin von einigem Talente ihre vaterländische Bühne mit einem Engagement in Marseille, troz des lockenden Gehaltes von 10 bis 15.000 Franken, vertauschen möchte. Das blöde Publikum weiß es selbst nicht, was es will, und häufig pfeift es einem Künstler aus, den es kurz vorher beklatschte, bloß weil ihm Standal bedürfnis ist. Man hat bei diesem Unfuge gewisse Regeln festgesetzt; ist z. B. die Zahl der Pfeifer größer, als derer, welche dagegen reklamiren, so muß das ausgepfiffene Individuum von der Bühne abtreten. Natürlich ist die Zahl der benetten Leute, welche diesen Unfug taut mißbilligen, faft immer bedeutender; allein die Donnerstimme eines einzigen Matrosen auf der Galerie gibt mehr aus, als die Fistenstimmen von zwölf Sängern in den Logen. — Wir haben noch ein zweites Theater, das Gymnase marseillais, wo keine Opern, aber Vaudevilles, Lustspiele und romantische Drama's gegeben werden. Der größten Gunst erfreuen sich die Dramen von Alexander Dumas; Katharina Howard, Antony und Karl VII. haben trog zahlloser Wiederholungen sich noch immer eines zahlreichen Auditoriums zu erfreuen. Die Liebe und Lust an dem Gräßlichen, in dessen greller Darstellung die neuern Dichter Frankreichs, wie Eugen Sue, Victor Hugo, Dumas, einander zu überbieten suchen, theilt sich mehr und mehr auch der großen Menge mit; man findet Gefallen an den Uebertreibungen, man gewöhnt sich an die moralischen Ungeheuer, denen die Poesie einen so romantischen Anstrich zu geben weiß. Alexander Dumas befindet sich in diesem Augenblicke zu Marseille, wo er gestern der neunten Vorstellung seiner Katharina Howard im Gymnase beiwohnte. Der auf dem Zettel angekündigte Besuch des Dichters hatte eine Flut von Neugierigen derthin gezogen, welche mit allen Zeichen der lebhaftesten Ungeduld den Mann erwarteten, der und mit seinen romantischen Gräueln die Winterabende verkürzt. Endlich trat ein Mann in die für den Dichter aufgebotaltene Loge. Das Publikum glaubt, es sey Dumas, und begrüßt den Fremden mit stürmischem Applaus. Als man aber den wohlbeleibten Mann mit den grünen Augenqläsern und der mächtigen rothen Perrücke erkannte, sagte ein wiehrendes Gelächter den armen Seifensiedfabrikanten auf den Ursprung, welchen er irrthümlich eingenommen hatte. Gegen Ende Februar wird Dumas in Begleitung der Künstler Jadin und Lecomte seine große Reise nach dem Süden antreten. Diese drei Herren beabsichtigen bekanntlich die Herausgabe eines umfassenden Werkes unter dem Titel: „Das mittelländische Meer und seine Küsten.“ Wogu Dumas den Text schreiben und seine beiden Begleiter Zeichnungen und Stahlstiche liefern wollen. Letztere haben ihre Arbeiten bereits hier begonnen und zu diesem Zwecke Ausflüge in unsere seltige Umgegend, nach der Rolandsgrotte, der Insel d'If, dem Fort Notre-Dame-de-la-Garde u. s. w. gemacht. Von geschichtlichen Denkmälern konnten sie natürlich hier keine Skizzen aufnehmen, weil es deren keine mehr gibt; auch Dumas wird in unserer modernisirten Phönizierstadt wenig Stoff zu seinen Büchern gefunden haben. Dafür ist er aber in Avignon und Nismes gewesen. Dort traf er noch Reste des Alterthums in Menge, dort warteten seiner die Sagen der Albigenserkriege, um in poetischem Blutgewande auf die Bühne des Théâtre français gebracht zu werden. Die französischen Dichter sind zu beneiden, daß ihnen ein so herrliches Mittel, die Phantasie zu beflügeln, wie das Reisen, zu Gebot steht. Lamartine holte sich zur Vollendung seines letzten Gedichtes die Begeisterung im Orient, und Chateaubriands Name hätte nimmermehr den magischen Klang, welchen seine Leser nicht, daß der Verfasser der Ataka mit den Sachs- und Fuchsindianern in den Wüsten der neuen Welt gerauscht und am heiligen Grabe bei dem Scheine der ewigen Lämpen gebetet hat. Ja, der edle Wicomte denkt noch heute auf dem Sopha seines Pariser Salons mit Wohlbehagen an jene Wanderjahre seiner Jugend, und setzen vergißt er in einem seiner Werke dem Leser zu wiederholen: „In habe an den Ufern des rothen Meeres geschlafen und unter dem Rauschen des Niagarafalles meine Ratsches gedrieben.“ Diese Reiselust können nur die Dichter Frankreichs befriedigen, in Deutschland ist es anders. Hier prägelten sich unsere Hafengondoliers um die Ehre, den Verfasser der Katharina Howard in ihrem Kahne zu führen; von einem deutschen Postillon habe ich nie gehört, daß er diesem oder jenem großen Landsmann das Trinkgeld geschenkt hätte.

Beilage: Literaturblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 15.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 17. Januar 1835.

Verfergner Geit, du mir so fern und nah,
Andringend mir, in meinem Innersten
Durchfassend mich, und will dich die Vernunft,
Die Mücke, fassen, o so findet sie
In dir ihr Flammengrab.

Herder.

Ueber den Ursprung unserer Gedanken.

Von Fr. Steinbeck.

Zweiter Artikel.

Wir fahren in unsern Betrachtungen über den Ursprung der Gedanken und den in uns wohnenden Geist fort, und kommen nun zunächst auf die zahlreichen Thatsachen, welche ohne die Annahme eines Geistes, als der Quelle der Gedanken, durchaus unerklärlich wären.

Wie sollte man wohl, wenn keine höhere Quelle der Gedanken existirte, das weit schärfere Denken vieler Menschen im Schlummer und im Traume, als im Wachen, ferner das freiere, tiefere Denken, das lebhaftere Vorstellen, das schnellere und schärfere Urtheilen und die klarere Erinnerung in die fernste Vergangenheit im Hellsehen erklären, bei welcher Erinnerung es merkwürdig ist, daß dieselbe sich auch bisweilen auf solche Vorgänge erstreckt, die dem Anschein nach von den Sinnen nie wahrgenommen worden sind und deren wir uns im wachen Zustande nie bewußt waren? wie sollte man ferner das evident erwiesene Wissen des Menschen im Hellsehen sich vorstellen, indem sich dasselbe oft auf die unbekanntesten Fächer des Wissens überhaupt mit bewundernswerther Genauigkeit und Richtigkeit erstreckt; wie z. B. neuerdings in der Erziehungsanstalt des Herrn von Auteroche zu Clermont, wo mehrere Fälle von idiopathischem Somnambulismus vorkamen, in welchem sämmtliche Kranke, bei allen, dem Schlafwachen eigenthümlichen charakteristischen Symptomen, besonders englisch und deutsch, von Literatur, Geschichte, Naturgeschichte, Mathematik, Feldmeßkunst, Zeichnen u. s. w. mit bewundernswürdiger, ihnen sonst nicht eigenen Kenntniß und Genauigkeit sprachen, ja wobei einer der Schüler sogar die Oberfläche des Hofes sehr richtig vermaß, was er im gewöhnlichen Zustande nicht hätte vollbringen können. — Wie anders ist es zu erklären, wenn der Hellseher die Gedanken Anderer liest und schon die Fragen beantwortet, ehe sie ausgesprochen wurden, wie bei Gregorius Lopez, als allein durch ein unmittelbares Erkennen und Denken des Geistes, der in seiner freiern Existenz, z. B. in höheren Träumen, Kräfte und Fähigkeiten entwickelt, die im Wachseyn nicht vorhanden sind? Nur solche Annahme reicht aus, wenn man liest, wie Galen einen Theil seiner ärztlichen Erfahrungen nächtlichen Träumen verdankt; wenn man ferner liest, daß Hellsehende, ohne nach dem Erwachen auch nur ein einziges Wort davon zu wissen, woraus also eine selbstständige Thätigkeit des unabhängigen Geistes hervorgeht, sich selbst Verordnungen von oft ganz unbekannten, aber ungemein hülfreichen Arzneimitteln machen, deren

Wirkungen und Kräfte dem, unmittelbar das Wesen erkennenden Geiste bekannt sind, wie denn überhaupt nach Jambilich*) die Heilkunde selber durch die Anordnungen nächtlicher Erscheinungen in heiligen Träumen entstanden ist, weßhalb auch in Asklepios Tempeln die Krankheiten durch göttliche Träume geheilt wurden, wie z. B. der unter den Antoninen lebende Redner Aelius Aristides in seinen „heiligen Reden“ von sich selber erzählt, dessen durch den Tempelschlaf bewirkte Kur und Krankheitsbericht man ein hellsehendes Tagebuch nennen könnte. **) Die in solchen Träumen angegebenen und nachher als hülfreich erprobten Heilmittel wurden aufgeschrieben und als Votivtafeln aufbewahrt. Also auch die Heilkunde weist in ihrer wunderbaren Entstehung auf eine unbekannte weise Kraft im Menschen hin, die selbstständig denkt, und man muß noch mehr davon überzeugt werden, wenn man ferner in Schuberts Geschichte der Seele ***) als einen Beweis der ewig thätigen Kräfte des immer wachen Geistes die Erzählung des geheimen Kirchenraths Schwartz in Heidelberg, eines treuen Zeugen der Wahrheit, liest, wie derselbe als ein 18jähriger Jüngling, wo er die mathematischen Vorlesungen des trefflichen Böhm besuchte, im Traume schwierige Aufgaben gelöst, ja einst, aus einem solchen Traum erwacht, sich an den Tisch gesezt und einen schwierigen Lehrsatz der Dioptrik hingezeichnet und bewiesen habe, worauf er, nach einem neuen Schlafe, nach dem Erwachen mit Befremden die nächtliche Arbeit betrachtete und den vorher mit Leichtigkeit geführten Beweis nur nach neuem Durchdenken zu begreifen vermochte. Und solche Beispiele sind nicht selten; so erfuhr Franklin den Ausgang eines Tagesgeschäfts im Traume; Condillac brachte, während er seine Cours d'études schrieb, öfters einen am Abend abgebrochenen Abschnitt im Traumzustande vollends zu Ende; Mathematiker, z. B. Krieger, lösten sogar im Traume, wie oben Schwartz, schwierige Aufgaben; der berühmte Buchdrucker Oporinus fuhr im Traume in seinen Korrekturarbeiten fort; Andere, wie dies selbst von Haller bekannt ist und von jenen beiden, über welche Blancard und Heinrich ab Herr berichten, machten Gedichte. Auf alle diese paßt die Schiller-Goeth'sche Xenie, „die Sonntagskinder“:

„Jahre lang bildet der Meister und kann sich nimmer genug thun,
Dem genialen Geschlecht wird es im Traume bescheert.“

Dem Philologen Ernesti wurde im Traume mit größter Genauigkeit das Zimmer, das Behältniß und der Ort in diesem angezeigt, wo sich ein Aktenstück aufbewahrt fand, durch dessen Ermanglung seine Familie nach dem Tode des Vaters in eine sehr peinliche Verlegenheit gesezt worden war. Desault erzählt, *) daß ein Mann, nach einem Schlag auf den Kopf, Anfangs sich nur an neuere Ereignisse erinnern konnte, nicht lange darauf aber durch eine unerklärliche Veränderung sein Gedächtniß in Bezug auf neuere Ereignisse verlor, während er sich nun aller solcher erinnern konnte, die in seiner Kindheit vorgefallen waren. Die Marchese Solari zu Venedig (so erzählt Schubert **) nach einer mündlichen Mittheilung des trefflichen Geschichtsforschers Leopold Ranke), deren Mutter eine Französin gewesen und die daher in ihrer frühesten Kindheit französisch gesprochen, dies jedoch später verlernt hatte, vergaß während des Fiebers plötzlich all ihr Italienisch und sprach nur geläufig französisch, worauf nach der Genesung die frühere Fertigkeit im Italienischen wiederkehrte und sie das Französische wieder verlernte. In ihrem hohen Alter jedoch konnte sie abermals kein Italienisch mehr sprechen, sondern die Sprache ihrer früheren Kindheit, Französisch.

(Die Fortsezung folgt.)

*) Jambilich de myster. Aegypt. Oxon. 1678. sect. 5. cap. 5.

**) Aelii Aristidis Opp. omnia. Oxon. 1722.

***) Geschichte der Seele. S. 515. 519.

*) Frorieps Notizen, Band XXII. Nr. 12. S. 188.

**) Geschichte der Seele, S. 578.

Das katholische und das protestantische Irland.

Nach Inglis.

Es ist eine tausendmal wiederholte Behauptung, eine in England und auf dem Continent allgemein verbreitete Ansicht, auf den ersten Blick lassen sich die katholischen Distrikte Irlands von den protestantischen unterscheiden, indem die protestantische Bevölkerung schon im Aeußern größern Wohlstand verrathe, besser wohne und auf einer höhern Stufe der Kultur stehe. Ich gebe unbedingt zu, daß, mit wenigen Ausnahmen, sich ein katholischer Distrikt in Irland sehr merklich, oft höchst auffallend von einem protestantischen unterscheidet; ich leugne aber daß hieran die Religion einen einigermaßen bedeutenden Antheil hat. Ich räume gern ein, daß der Protestantismus geistiger Kultur förderlicher ist als der Katholizismus, und daß dies in gewissem Grade günstig auf den ganzen Zustand der Bekenner jenes Glaubens zurückwirkt; aber ich wiederhole es, die Religion ist keineswegs die Hauptursache des bemerkten Unterschieds. Man sagt, die Gemeinde, welche eine Predigt anhört, sey auf Einen Blick von der zu unterscheiden, welche

der Messe beiwohnt. Allerdings; ich frage aber, aus was für Leuten besteht in ganz Irland, Ulster ausgenommen, die Zuhörerschaft des Predigers? Aus der Gentry und einigen wohlhabenden Pächtern. Auf diese Weise ist es freilich leicht, die Katholiken von den Protestanten zu unterscheiden; denn der Unterschied fällt mit dem zwischen den höhern und den untersten Klassen zusammen. Es ist aber nicht schwer, für die Erscheinung, daß ein protestantischer Distrikt ganz anders aussieht als ein katholischer, gewichtigere Gründe aufzufinden als die Religion.

Ist es denjenigen, welche einen zufälligen Umstand als die alleinige Ursache des Faktums aufgefaßt und dargestellt haben, nie in den Sinn gekommen, daß der Arbeitslohn einigen Einfluß auf den Zustand des Volks haben dürfte? Die katholische Bauerschaft in Clare, Kerry, Galway, Mayo, im ganzen Süden, Westen und dem größten Theil des innern Landes findet in der einen Hälfte des Jahrs gar keine Arbeit, und wenn sie welche findet, was ist ihr Lohn? Acht, ja sechs Pence, ohne Kost. Die protestantische Bevölkerung in Derry, Antrim, Armagh und Dowe findet, wenn sie auch nicht durchaus und vollauf beschäftigt ist, doch viel mehr dauernde Arbeit als die katholischen Brüder im Süden, und der Arbeitslohn schwankt zwischen 10 Pence und 1 Schilling 4 Pence; der Unterschied beträgt zum wenigsten vier Pence; und sind etwa vier Pence für einen irischen Bauer von keiner Bedeutung? Doch das Hauptargument derer, welche Alles dem Glauben zuschreiben möchten, ist, daß sich in den protestantischen Landstrichen nicht nur die Protestanten, sondern selbst die Katholiken besser befinden. Die Masse der untern Stände in den Städten, so wie die große Mehrzahl der Landleute in diesen sogenannten protestantischen Landstrichen sind Katholiken; aber sie stehen nicht so tief wie ihre katholischen Landsleute in Munster und Connaught; sie gehen nicht in zerlumpten Kleidern und barfuß; und warum? weil sie im Allgemeinen Arbeit finden und höhern Lohn bekommen. Ich habe in katholischen Distrikten katholische Landbauer in guten Umständen getroffen, wenn sie das Glück hatten, vortheilhaft gestellt zu seyn, wie auf den Gütern des Mr. Stanly, Lord Palmerstons, Lord Lansdownes u. a.; ich habe Protestanten in so tiefem Elend gesehen, als ein irischer Katholik nur seyn kann, wie auf den Gütern des Lord Donoughmore und anderswo. Wenn vom verhältnißmäßigen Wohlstand des Nordens die Rede ist, darf auch eine Hauptquelle desselben nicht vergessen werden: der Bau und die Verarbeitung des Flachses; so sehr diese Manufaktur in den lezten Jahren herabgekommen ist, so trägt sie doch noch immer in gewissem Grade dazu bei, die Lage der untersten Volksklasse erträglicher zu machen.

Doch die vornehmste Ursache des befriedigenderen Zustandes des nördlichen Landes ist im Bisherigen nicht erwähnt, eine Ursache, die nicht nur die bessere Verfassung der untern Stände bedingt, sondern alle Klassen höher stellt, den Grundbesitzer, den Pächter, den Kaufmann, den Fabrikanten, den Handwerker, den Künstler. Das Volk im Norden ist schottischer Abkunft, und in jenem ganzen Striche ist nichts von dem der südlichen und westlichen Bevölkerung eigenthümlichen Leichtsinn zu bemerken, der so verderblich auf ihr Wohlseyn wirkt. Der Pächter legt etwas Geld zurück, und ist somit im Stande, Andern einige Arbeit zu geben. Weil es mehr Arbeit, mehr Hülfsmittel für die untersten Klassen gibt, reißt man sich weniger um Pachtungen, und läßt sich keinen so unsinnigen Pachtzins gefallen, wie im Süden. Der Fabrikant und Kaufmann sind keine Verschwender und Großthuer: sie verbessern ihr Geschäft, sammeln Kapitalien, verwenden sie zu nützlichen Unternehmungen und geben den Armen zu thun. Was hat der Protestantismus hiemit zu schaffen? Allerdings sind Landeigenthümer, Kaufleute, Fabrikanten protestantisch; das ist aber die große Mehrzahl der Landeigenthümer in ganz Irland, das sind die Kaufleute und viele Handwerker in Dublin, die Handelsleute in Watersord, Cork und an vielen andern Orten. Aber der Corker Kaufmann ist auf der Jagd, während der Belfaster hinter seinem Pulte sizt; und der Dubliner Handwerker fährt spazieren und gibt Gesellschaft, während seines Gleichen zu Derry, Coleraine oder Belfast seines Geschäfts wahrnimmt. Kurz, der wesentliche Unterschied zwischen dem Norden und den übrigen Theilen Irlands liegt im Nationalcharakter; dieser hauptsächlich, allerdings in Verbindung mit den besondern Begünstigungen, deren der Norden von Seiten des Staats genossen, macht denselben zu dem, was er ist. Er ist es, der Kapitalien sammelt und sie so umtreibt, daß das Volk zu arbeiten hat, daß der Arbeitslohn sich verhältnißmäßig hoch stellt und die katholische sowohl, als die protestantische Bevölkerung auf jener höhern Stufe steht, die man thörichterweise allein dem Protestantismus hat zuschreiben wollen.

Ich bin mit manchen katholischen Ländern wohl bekannt, kenne aber keine Erfahrung, die mich zum Glauben vermöchte, daß Elend und Pabstthum nothwendig Hand in Hand gehen, oder daß man Protestant seyn muß, um sparsam, fleißig und wohlhabend zu seyn. Auf dem platten Lande in Biscaya oder Katalonien und unter der Einwohnerschaft Tyrols herrscht durchaus kein Mangel an Industrie. Bayern und das nördliche Italien blühen in sichtbarem Wohlstande, und nie habe ich gehört, daß die Katholiken in Kanada irgend hinter ihren protestantischen Nachbarn zurückständen.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

(Fortsetzung.)

Jones Glasservice für Mehemed Ali.

Fast nur dem deutschen Rheinwein widerfährt die Ehre, in seiner Nationalflasche das englische Tischtuch berühren zu dürfen. Selbst der beliebte Claret, der feinste Bordeaux vertiert vor seinem Auftreten den langen Kork mit dem roth glänzenden Wachs und die langhalsige Flasche mit dem schmal zulaufenden Fuße. Der Champagner bleibt, den Gästen unsichtbar, in seiner dickgläsernen Flasche mit dem ungebührlich hoch ausgeschweiften Boden auf dem Seitentische stehen. Aller andere Wein wird aus den Flaschen, in welchen er entweder angekommen oder in welche er abgezapft worden ist, aus den schwarzen Flaschen, wie sie im Kunstausdrucke heißen, in glänzend weiße, geschliffene Caraffen übergefüllt und in diesen aufgesezt. Jenes Uebergießen heißt nun to decant the wine, und die Caraffen heißen Decanters. Wenn mehrere Sorten auf der Tafel erscheinen, so nennen gewöhnlich silberne, den Caraffen an silbernen Ketten ringe hängte Schilder die Qualität. Wo das nicht geschieht, läßt wenigstens der Claret an der Form der Caraffe sich erkennen. Diese hat stets einen Henkel und ähnelt den porzellanenen Gießkannen der deutschen Waschtische. Die Decanters also, welche die Tafel des Herrn Pascha von Egypten schmücken sollen, sind mit feinem Geschmack gearbeitet. Die dem Claret, dem Rothwein, bestimmten Kannen erscheinen in etruskischer Form. Der Rheinwein, den der Künstler zu hoch oder zu gering gering geachtet hat, um ihn auch in Egypten unter dieser eleganten Gesellschaft in seiner ursprünglichen Flasche zu lassen, soll in Caraffen von grünem Glase blinken, die genau nach den in Herkulanum gefundenen Vasen geformt sind. Die Wasserflaschen tragen ganz die Gestalt der Vase, aus welcher die griechische Hebe die Becher der Götter mit Nektar füllt, und jeder Wassertrinker, sey er es aus Nothwendigkeit oder aus freiem Willen, wird hierin den tiefen Sinn erkennen, daß Wasser der eigentliche Nektar ist. Es versteht sich von selbst, daß der Künstler die neumodischen Finger-glasses — Fingergläser — nicht vergessen hat. Wenn mir recht ist, so danken diese, auch nach Deutschland übergegangenen, reinlich-schmutzigen Waschbecken in eleganter Schalenform den Franzosen ihre Erfindung. In England haben sie erst seit einigen Jahren Aufnahme gefunden. Bekanntlich werden sie, mit lauem Wasser zur Hälfte gefüllt, am Ende der Mahlzeit ein Stück jedem Gaste vorgesezt. Der Gast hebt die Schale mit beiden Händen auf, sezt sie an den Mund, nimmt einen Schluck, wascht damit hörbar den Mund, taucht gleichzeitig alle zehn Finger in den übrigen Inhalt der Schale und läßt dann, während er die Finger an der Serviette abtrocknet, den Mundvorrath vornehm sprudelnd in das Becken fließen. Vor ungefähr sechs Jahren, wo diese Sitte neumodischer Eleganz und holländischer Reinlichkeit in England noch wenig gekannt war, glaubte ein edler, trinklustiger Britte, als er zum ersten Male einem Diner in Paris beiwohnte, die grüne, ihm vorgesezte Glasschale enthalte etwas, was er trinken solle; also leerte er sie in kräftigem Zuge. Ein vielleicht eben so boshafter, als aufmerksamer Diener — denn die französische Dienerschaft beobachtet mit wahren Luxaugen das Benehmen der Ausländer, nimmt jede Abweichung von der Landessitte für Gaucherie, und weiß namentlich von englischer Gaucherie Tausende von Anekdoten — ersezte sofort die geleerte Schale mit einer frisch gefüllten. Der Engländer aber rief unwillig: „Je crois, vous me voulez faire sick, avalez le vous même.“ Jezt gehören diese Schalen in England zum Tafelservice; indessen habe ich doch vielfach bemerkt, daß die englische Reinlichkeit Bedenken trägt, vollen Gebrauch davon zu machen. Die Fingerspitzen werden wohl ziemlich allgemein hineingetaucht; aber das Ausspülen des Mundes findet fast nur ausnahmsweise statt. Daher mögen die Schalen den Namen Fingergläser erhalten haben, und ich sollte meinen es dürfte bei dem halben Gebrauche bewenden. Obgleich es seltsam scheinen und vielleicht der einzige gegen den Künstler aufzubringende Tadel seyn mag, daß er zu einem, dem Pascha von Egypten bestimmten Tafelservice nicht, statt griechischer und neumodischer Formen, egyptische gewählt hat, so vergißt oder entschuldigt man es doch über der vollendeten Schönheit der Ausführung. Anerkannte Richter im Fache der Glasarbeit haben einstimmig entschieden, daß die von Jones dem öffentlichen Urtheil ausgestellte das Schönste, Vollkommenste und Gediegenste enthält, was brittischer Kunstfleiß je erzeugt, und daß er namentlich an Reinheit des Materials, an Reichthum der Zeichnung, an Eleganz der Form und an Keuschheit der Devisen einer ähnlichen Arbeit, die bis jezt für das Schönste dieser Gattung geachtet wurde, den Vorrang bei Weitem abgewonnen hat. Die hier gemeinte Arbeit ist ein im Jahre 1815 von Jone's Vorgänger für den Baron Bandeira in Lissabon gefertigtes und damals vielfach besprochenes und vielfach beschriebenes Tafelservice. So schreitet das Jahrhundert in jeder Beziehung vorwärts. Das Strahlende von heute wird morgen überstrahlt, die Kraft von heute wird morgen überwältigt, und wer noch heute für einen klugen Kopf galt, mag sich wahren, daß nicht die nächste Nacht ihm wenigstens einen ganz gewöhnlichen aufsezt. Man könnte daran politische Betrachtungen knüpfen, wenn man wollte, und — ich will nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 9:

Der Selterser Krug.

Räthsel.

Es ist von Purpur und ist von Gold,
Und freut viel Menschenherzen,
Doch wer zu sehr sich darein verliebt,
Dem bringt es große Schmerzen.

Es lag von dunkelm Gewölbe versteckt,
Doch siegreich ist es erstanden,
In gierigen Zügen getrunken wird
Sein Gold in allen Landen.

Es steigert mächtig die Phantasie,
Erregt zu großen Gedanken,
Versezt, wo sich's in Strömen ergießt,
Weit über der Erde Schranken.

Es machte, ich muß es nur eingestehn,
Viel mächtige Häupter drehen,
Sie können, bezwungen von seiner Macht,
Nicht grade vorwärts gehen.

„Dein Räthsel ist heute nicht allzuschwer,
Es handelt ja wieder vom Weine!“
Verzeiht, es rathet so leicht sich nicht:
Nichts Irrdisches ist, was ich meine.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 16.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 19. Januar 1835.

— Mit dem Spiele
Der heiteren Natur vergnügt,
In ihre ruhigen Gefühle
Ist ganz die Seele eingewiegt.

Uhland.

Lieder eines Autodidakten.

Zerstreuung.

Komm', mein Herz, wir wollen gehen,
Wo des Waldes Wipfel wehen,
Wo das Echo deinen Klagen
Stillung wird entgegentragen;
Ach, mein Herz, vielleicht ist dort
Deiner Qualen Endungsort!

Dort in jenen Forstrevieren
Könnt' ich meinen Gram verlieren,
Unter neubelaubten Bäumen
Mich in neues Leben träumen;
Schwanke nur, du schmaler Steg,
Mich auf den erwünschten Weg.

Auf dem bunten Wiesenraume
Nah' ich mich des Waldes Saume,
Wo auf frischen Bacheslüften
Blumen mir entgegenbüften,
Und die stille Wiesenbucht
In den Wald zu bringen sucht.

Vögel, möcht' es euch gelingen,
Meinen Sinn mir leicht zu singen!
Ach, ihr wißt vor Lust und Scherzen
Nichts von Liebesgram und Schmerzen,
Tändelt nur in Luft und Sang
Eure Frühlingszeit entlang.

Falter, die ihr mich umgaukelt,
Hier auf Blumenkelchen schaukelt,
Flattert dort von Blüth' auf Blüthe,
Ihr erweckt mir im Gemüthe
Einen Wunsch nach eurer Lust,
Eurer Freiheit unbewußt.

Tief versenkt in leises Lauschen,
Folg' ich nach des Baches Rauschen;
Schon entschwinden mir die Spuren
Heimathlicher Thalesfluren,
Und der Wald eröffnet sich,
Und umarmt mit Zweigen mich.

Hier auf vielvertrauten Wegen,
Kommt Erinn'rung mir entgegen,
Spricht aus jedem Strauch im Winde,
Und aus manches Baumes Rinde,
Und sie leitet mich gerad'
Auf den allerschönsten Pfad.

Digitized by Google

Diesem folg' ich mit Vertrauen,
Denn er läßt mich nächstens schauen
Den ersehnten Platz im Walde,
Wo auf blumenreicher Halde
Sich auf moosbewachsnem Raum
Hoch erhebt mein Lieblingsbaum.

Noch ist es derselbe Traute,
Spricht noch selbe süße Laute,
Und er säuselt fern von hinnen
Mich zu ihr in meinen Sinnen.
Lisyle, treue Buche, du,
Meine Seele hört dir zu.

Der April.

Ueber Nacht hat unversehens
Schnee die Erde weiß bepelzt,
Doch es hat ihn warmen Wehens
Schon des Morgens Hauch geschmelzt.
O April, dein Sonnenlicht
Leidet solche Kleidung nicht.

So vermummt sich oft die Lüge
In der Täuschung Nebelkleid,
Und damit sie leichter trüge
Kommt sie in der Dunkelheit;
Aber vor der Wahrheit Glanz
Schwindet alle Täuschung ganz.

Zuflucht.

Wie sich diese Winden schlingen
Um die Stämme mannichfach!
Möchten sich zur Höhe schwingen,
Aber ihre Kraft ist schwach,
Und sie müssen, um zu siegen,
Sich an Strauch und Bäume schmiegen;
Denn ihr zartes, grünes Laub
Hebt sich gern empor vom Staub.

So ergeht es oft Geringen,
Deren Geist sich höher sehnt:
Will es ihm nicht gleich gelingen,
Wenn er seine Flügel dehnt,
Naht ein stärkrer, der ihn leitet,
Ihm die Pfade vorbereitet,
Und auf der gezeigten Bahn
Wächst er muthig himmelan.

N. Müller.

Ueber den Ursprung unserer Gedanken.

(Fortsetzung.)

Hieher gehört auch die anerkannte Eigenthümlichkeit und der Takt des Genius des weiblichen Geschlechts, nicht nur bei gewöhnlichen, sondern besonders bei außerordentlichen, verwickelten Vorfällen des Lebens, Handelns und Urtheilens gleichsam nach unwillkührlichen Eindrücken, nicht durch klares, bestimmtes Denken, auf der Stelle über den Gehalt und die Beschaffenheit der Gegenstände zu entscheiden und einzusehen, wie dieselben zu nehmen seyen, und was überhaupt in gewissen Vorfällen zu thun am besten sey. Zu allen Zeiten erregten Frauenzimmer Bewunderung wegen der Feinheit, Schnelligkeit und Zuverlässigkeit dieses ihnen eigenthümlichen Taktes, dessen Entstehung, wie uns einige Beobachtungen deutlich gezeigt haben, ihnen selbst unerklärlich ist, da sie von keinen bestimmten Gedanken, sondern nur von einem dunkeln Gefühl des Zusagenden oder Abstoßenden geleitet werden. Nachheriges vielfaches Erwägen und der Erfolg zeigen dann oft überraschend, wie treffend und richtig der erste Blick, das Gefühl, oder wie man es nennen will, Alles auffaßte und die wahre Ansicht gab. Diese Fähigkeit spricht für eine unmittelbarere Vorstellung, als die gewöhnliche, durch die Vermittlung der Sinne gewonnene; auch wird jene Fähigkeit, wie alle Geistesfunktionen, im Hellsehen ungemein an Kraft erhöht. Noch mehr aber findet durch die Annahme einer unmittelbaren Vorstellung und eines selbstständigen Denkens des Geistes, welches Urdenken durch die Reflexion nur für die zeitliche Existenz geboren wird, die bisweilen, namentlich aber von le Camus in seiner Médecine de l'esprit gemachte Beobachtung hier ihre vollste Erklärung, wo nämlich ein junger, geistesschwacher, talentloser Jüngling, der trotz allem Unterricht in Sprachen und Wissenschaften dennoch vollkommen dumm und gedankenleer blieb und der Kummer seiner Familie war, nach einem Sturz von einem hohen Punkte auf den Kopf plötzlich ein ausgezeichnet kluger, gedankenreicher und tiefgebildeter Mensch wurde und nicht nur aller ihm früher fruchtlos gelehrten Sprachen und Wissenschaften vollkommen mächtig war, sondern auch sein Wissen und Denken weit über jene ihm durch seine Lehrer früher angedeuteten Grenzen ausgebreitet hatte, so daß er einer der größten Schriftsteller seines Jahrhunderts wurde. Dies ist Bouhours, den wir schon oben angeführt haben. Dieser Fall beweist treffend den höheren Ursprung der Gedanken, indem der Geist in seiner uns unbewußten Existenzform sich mächtig immer weiter ausbildet, während der Mensch in seinem wachen Zustande in einer armseligen Leerheit verharrt, bis ein plötzlich einwirkendes,

Digitized by Google

ungewöhnliches äußeres Ereigniß den ausgebildeten Geist zwingt, theilweise in die Reflexion überzuspringen.

Wir fügen hier noch die an einem Exetin gemachte Beobachtung bei, deren Körper und namentlich deren Sinnesorgane bekanntlich sehr verkrüppelt und zum Empfangen von Eindrücken der Außenwelt, als der Quelle des gewöhnlichen Denkens, fast ganz untauglich sind, weßhalb diese Geschöpfe auch ohne Vernunft und Verstand ein bloß vegetirendes Leben führen. Der in Rede stehende Exetin, den der Verfasser von Amaliens Reise zu St. Jean de Maurienne in Savoyen sah, war, wie alle seines Gleichen, thierisch-dumm und im gewöhnlichen wachen Zustande taubstumm. Er verfiel aber oft in einen hellsehenden Zustand ohne äußere Veranlassung, und in diesem sprach er sehr bestimmt, deutlich und mit Geist. — Jessen *) sagt: „das gelstige Stehenbleiben der Taubstummen bei ungeschwächter Fortdauer der Fähigkeit geistiger Entwicklung scheint darauf hinzudeuten, daß auch in dem Blödsinnigen der göttliche Odem lebendig bleiben könne, wenn er auch wegen vorhandener organischer Fehler oft lange Zeit schlummert und vielleicht während des ganzen irdischen Daseyns nicht zur Thätigkeit erwacht.“ Alle diese angeführten Beispiele sind mehr oder weniger unleugbare Beweise sowohl von der Existenz eines göttlichen Geistes in uns, als auch von dessen umfassendem Wissen, Denken und unmittelbarer Erkenntniß, welche Thätigkeit und Kraft des Geistes sich in allen freien Zuständen desselben offenbaren muß.

Wir sehen also, und werden selbst wider Willen dazu überzeugt, wie auch neuerdings Heusler **) sagt, daß unser gewöhnlicher Lebenszustand mit seinem Denken, den wir so lange als den einzig nur möglichen gekannt und dem wir Jahrhunderte lang so hohe Fähigkeiten zugetraut haben, wirklich weder der einzige Zustand auf unserer Lebensbahn, noch auch der höchste Erkenntnißzustand während derselben ist, sondern daß es für uns auch noch andere Zustände gibt, sowohl in Bezug auf geistige Erkenntniß als auch in Rücksicht auf den Ursprung unserer ganzen Gedankenfülle. Diese höheren Zustände entwickeln sich uns unbewußt täglich mehr oder weniger im Schlafe, da man nicht wähnen darf, daß die Seele nicht ebenfalls in ihr eigentliches Lichtmeer und Lebenselement des Geistes tagtäglich wolle getaucht seyn, wie unser Körper in das seinige des Schlummers; nein, die Seele strebt ebenso abwechselnd, ihrem friedlichen, heimlichen Lebensreiche des Geistes sich zuzuwenden und ihrer in diesem Zustand möglichen größeren Freiheit im Erkennen sich zu freuen und dieselbe in der Form unerklärlich entstandener Gedanken sowohl im Schlummer als im Wachen zu üben. Ja, jene höheren Zustände erscheinen auch wohl momentan in Personen, Lebenszuständen und Augenblicken, welche keineswegs dazu disponirt zu seyn und zu disponiren scheinen, unter andern bei Wahnsinnigen, welche oft mitten in ihrem Ideenchaos gesunde Blicke in eine höhere Region des Geistes thun und die Kraft des momentan durchbrechenden Geistes oft auf eine wunderbare Weise bethätigen. So führt z. B. Knight *) in seinem Werke über den Wahnsinn einen Fall an, wo ein Narr verschiedene Brettspielzüge ausgedacht hatte, mit denen er jeden schlug, der ihn besuchte. Knight sagt überhaupt in seinem Werke, daß schwierige, tiefe Combinationen und die Entdeckung neuer Ideen mit Wahnsinn vollkommen verträglich seyen. Dies kommt eben daher, weil der Wahnsinn sich bloß auf eine Abirrung der Seele und ihrer Thätigkeiten und Neigungen bezieht, während der Geist sein selbstständiges Daseyn ruhig hinter jenem Walle fortführt, und nur von Zeit zu Zeit durch die Nacht der verdunkelten Seele und durch das wild fluthende Meer der verirrten Seelenneigungen glänzend hindurchleuchtet.

Wir sehen also, daß alle Forscher im Gebiet des menschlichen Innern Facta zugestehen müssen, die von einem Geiste und von dessen selbstständigem Denken zeugen, und welche durch keine Bildung und Erziehung des Verstandes zu erklären sind, sondern allein durch einen, von den einengenden Banden eines kranken oder verkrüppelten Leibes im wachen Zustande umdämmerten, und nur im hellsehenden Zustande seiner innersten Natur nach freithätig wirkenden Geist. Denn wollte man dieses selbstständige Denken des Geistes läugnen und nur unser gewöhnliches, im Abstrahiren und Reflektiren bestehendes Denken annehmen, so müßte man auch nothwendig überall und in jedem Augenblicke von seinen Gedanken und deren Entstehung Rechenschaft geben können.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Observations on the causes, symptoms and treatment of derangement of the mind.

*) Beiträge zur Erkenntniß des psychischen Lebens im ungestunden und kranken Zustande. Bd. I. S. 516.

**) Ueber die Wirkungen des thierischen Magnetismus auf Menschen und Natur. Würzburg 1852. S. 50.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Arago's Lobrede auf Watt.

Wir halten in der letzten Zeit hier eine ziemliche Menge von öffentlichen gelehrten, und was nicht immer der Fall ist, interessanten Versammlungen. Zuerst die öffentliche jährliche Sitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften. Die Hauptsache dabei war die Lobrede auf Watt, den Vervollkommner der Dampfmaschinen, von Arago. Dieser

Akademiker steht jezt an der Spitze der populären Namen in der hiesigen Gelehrtenwelt, und ist das Widerspiel des verstorbenen Cuvier; Beide waren zugleich ausgezeichnete Gelehrte und Staatsmänner. Cuvier war wohl der ordnere Gelehrte, Arago ist wohl der freimüthigere Staatsmann. Freimüthigkeit ist bei Staatsmännern nichts so Gewöhnliches, als Schmiegsamkeit, weil man mit lezterer viel weiter zu kommen pflegt — in Aemtern und Ehrenstellen. Arago hat bei der Julirevolution eine Rolle gespielt, und die Regierung konnte nicht umhin, ihn deßhalb auszuzeichnen; aber dies dauerte nicht lange. Er sowohl, als viele andere bedeutende Männer jener Zeit konnten den Gang und die Richtung der Regierung nicht billigen, und stehen daher wieder in der Opposition, wie vor jener wichtigen Revolution. Er ist aber nichtsdestoweniger, oder vielleicht eben deßwegen wieder zum Deputirten und vor Kurzem auch zum Mitgliede des Departementalrathes der Seine von seinen Mitbürgern gewählt worden, und kommt über kurz oder lang die entschieden liberale Partei an's Staatsruder, so wartet seiner vermuthlich eine wichtige Stelle im Ministerium. Generalsekretär der einen Abtheilung der königlichen Akademie der Wissenschaften ist er schon seit einigen Jahren. Die Lobrede auf Watt dauerte beinahe zwei Stunden. Arago hatte sich durch seine Reise nach Schottland, wo er die erforderlichen Materialien sammeln und Watts Erfindungen mit eigenen Augen besichtigen konnte, würdig vorbereitet. Weßhalb diese Lobrede so spät erfolgte, da Watt schon seit fünfzehn Jahren todt ist, wurde nicht gesagt. Vielleicht hat Arago erst bei seiner Reise durch Schottland daran gedacht, daß Watt Korrespondent der Pariser Akademie gewesen war und die Ehre einer Lobrede nicht erhalten hatte, weil man damals die Wichtigkeit der Wattschen Erfindungen noch nicht im vollen Umfang einsah. Erst in dieser langen Friedenszeit erhält der Gewerbfleiß und besonders der ihn so sehr befördernde Bau der Dampfmaschinen die Bedeutung, die er im jetzigen Zeitalter verdient, und erst seitdem alle Länder Watts Dampfmaschinen eingeführt oder nachgeahmt haben, ist es möglich, den Erfindungsgeist dieses Mechanikers und seinen Einfluß auf den Nationalgewerbfleiß überhaupt, und Englands insbesondere, gehörig zu würdigen. Bei einer Stelle in dieser Lobrede setzte Arago's Freimüthigkeit ihn selbst doch in einige Verlegenheit. Als er nämlich von den Hindernissen sprach, welche dem Erfindungsgeiste Watts in den Weg gelegt worden, ließ er sich ziemlich hart über den Advokatenstand aus, da dieser, wie es scheint, sich dazu hergegeben hatte, Watts Fortschritte zu hemmen. Um nun dieses Urtheil in etwas zu mildern, da doch auch manche Advokaten sich im Akademiesaale unter den Zuhörern des Lobredners befanden, so setzte er gleichsam als Note oder per parenthesin hinzu, er spreche hier nicht vom Advokatenstande überhaupt, sondern nur vom englischen, bedachte aber nicht, daß Lord Brougham, der sich als Advokat ausgezeichnet hat, ehe er einer der größten Staatsmänner Europa's wurde, ihm zur Seite saß, und der Vorwurf, den er von den französischen Advokaten abwälzte, nun auf diesen zurückfiel. Vielleicht aber verstand Lord Brougham kaum, wovon die Rede war. Noch sollte eine zweite Lobrede vorgelesen werden, nämlich auf den berühmten Cuvier, und dieser hätte als ehemaliger Generalsekretär, als französischer Gelehrter und Staatsmann den Vorrang verdient; allein Arago hatte die zur öffentlichen Sitzung bestimmte Zeit in Anspruch genommen. Cuvier mußte nachstehen, jedoch beschloß die Akademie, ihm eine besondere Sitzung zu widmen. Unterdessen ertönt sein Lob häufig in den akademischen und zuweilen auch in den politischen Reden, und sein Verdienst ist auch bekannt genug und so sehr anerkannt, daß es keiner Lobrede auf ihn bedarf.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Januar.

(Fortsetzung.)

— Englische und deutsche Theaterbillets.

So nahe, wie in London ein Ort dem andern nur immer seyn kann, für einen unbehinderten Fußgänger ungefähr eine halbe Stunde Wegs, ist Ludgate-Hill von Covent-Garden. Wir wollen daher eilen, im dortigen Theater einen guten Platz zu bekommen. Ich weiß nicht, ob es möglich seyn wird; allerdings schreitet dort heute Abend „Manfred" zum drei-und-dreißigsten Male über die Bretter; das berechtigt jedoch keineswegs zu der Hoffnung eines guten Platzes. Ich sah die sieben-und-zwanzigste Vorstellung, und das Haus war voll zum Brechen. Hätten wir heute Morgen gewußt, daß der Abend uns auf dem Wege nach Coventgarden finden würde — wie aber ist solches Wissen in London möglich, wo die Stunden jagen mit der Schnelligkeit der mail-coaches, und die Anziehungen schneller wechseln, als Schönheit und Volksgunst! — so hätten wir uns Billette holen und Plätze besetzen lassen, besetzen im eigentlichen Sinne des Worts: eine recht einfältige und das Theater ohne Noth vertheuernde Einrichtung. Man wünscht Gewißheit, einen Frontsitz in einer Loge zu bekommen; also löst man am Morgen ein Billet mit respective sieben oder fünf Schillingen, erhält es in die Loge, die man gewünscht, und in die erste Reihe, die man bedungen, wird aber höflichst um einen achten oder sechsten Schilling ersucht — wofür? für den Mann, der bei Eröffnung des Hauses auf den bestellten Platz gesetzt wird, damit kein Unberechtigter ihn wegnehme. Ehe ich an diese Einrichtung mich gewöhnte, versuchte ich, dem Kassirer, wenn er gerade unbeschäftigt war, auf das Tristigste zu beweisen, daß dies eine Nuisance sey, die man in deutschen Theatern nicht kenne, und daß man nur die Plätze zu numeriren und die Billette mit denselben Nummern zu versehen brauche, um ihr auch hier abzuhelfen. Vergebens: der Kassirer versicherte, das gehe nicht, und unter seinen Gründen, warum es nicht gehe, stand oben an der, daß dann jeder Engländer befürchten werde, anstatt eines noch ungebrauchten Billets ein schon durch mehrere Hände gegangenes zu erhalten, was er jezt nicht befürchten dürfe, da jedes Billet den Namen des Empfängers trage und folglich nicht ein zweites Mal in Gebrauch kommen könne. „O, Sie glauben nicht," rief bei einer solchen Diskussion der Kassirer von Drurylane, „wie oft mir die schmuzigen Theaterbillette in Deutschland Ekel erregt haben!" Ich stand schweigend und verblüfft; auf einen so groben Einwand war ich nicht gefaßt. Ich erinnerte mich noch ziemlich frisch, daß ich im Vaterland mehrere Male Bedenken gefühlt — und das nicht etwa in der Zeit der Cholera-Angst, sondern früher und später — ein ohne Umschlag empfangenes Theaterbillet ohne solchen Schuz mit meiner Rocktasche in Berührung zu bringen, und die Erinnerung schmerzte mich, denn es schmerzt mich Alles, was ich in Deutschland tadelnswerth erkenne, und darum werde ich die Schmerzen gar nicht los.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 17.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 20. Januar 1835.

„Warum erklärst du's nicht und läßt sie gehn?" —
Geht's mich denn an, wenn sie mich nicht verstehn?

Goethe.

Goethe und Weimar.

Das vor Kurzem von St. Marc Girardin herausgegebene Buch: Notices politiques et littéraires sur l'Allemagne, ist ein buntes Allerlei über Deutschlands Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Einige Theile der Schrift sind schon früher im Journal des Débats erschienen und von uns in diesen Blättern ausgezogen worden. (s. Ne. 297. 298. 299. 1833.) Wir theilen aus der Sammlung noch Einiges mit: heute etwas über Goethesche Poesie, ein andermal, zum Beweis, daß der Feanzose, selbst wenn er Professor der Philesophie ist, das leichte Genre nicht verschmäht, eine im französischen Sinne humoristische Skizze vom Reisen in der Schweiz, die er zu Deutschland rechnet.

* * *

Mannichfaltigkeit ist der hervorstechende Chaeakter der deutschen Geschichte, aber auch dee deutschen Liteeatue. Wohl macht sich durch diese ganze Liteeatur eine gewisse eigenthümliche Art dee Auffassung bemerklich, nach einer herrschenden, durchgreifenden Idee sieht man sich aber vergebens darin um. In Frankreich geht die Literatur von Paeis aus; diese Stadt ist der Focus, von dem alles Licht ausströmt. Deutschland aber hat weder eine intellektuelle, noch eine politische Hauptstadt, dagegen eine Menge kleiner Städte und zahlreiche Univeesitäten. Die Folge davon ist, daß die Bildung gleicher vertheilt erscheint, abee auch keinen Mittelpunkt hat, und daraus fließt Unsicherheit und Mangel an Kraft. In Deutschland, unter einem Volke, das gebildeter ist, das mit größerem Eifer liest und studirt, als irgend ein anderes, ist der Einfluß der Literatur geringer als iegendwo; der Geist hat weniger gewirkt, als anderer Orten, ob er gleich rüheiger gewesen ist. Mit unserer Hauptstadt, mit unseem Geist der Nationaleinheit haben wir es zu einer Regierung nach unseem Sinn gebracht; in Deutschland ist bievon keine Rede.

Dee lebendige Typus des Charakters der deutschen Literatur, wie ich ihn auffasse, ist Goethe. Goethe ist der Füest der deutschen Liteeatur, in ihm hat sie sich wohl am größten und schönsten offenbart. Was will nun abee Goethe? Was ist seine Idee, oder vielmehr was für Ideen hat er nicht? Er hat alle miteinander, aber er stellt keine voran, sucht keine vorzugsweise geltend zu machen. Seine Einbildungskraft fügt sich jedem Eindruck, sein Geist ist ein Spiegel, der alle möglichen Bilder zurückwirft. Man betrachte dagegen bei uns einen Mann, dessen Geist so beugsam wae als Goethes, Voltaire. Voltaires Werke sind äußerst mannichfaltig; aber immer und überall verfolgt er eine Idee, strebt er

Digitized by Google

einem bestimmten Ziele zu. Bei Goethe nichts dergleichen: wohl sieht man überall den Dichter in seinen Werken, wo bleibt aber der Mensch? Noch einmal, was will Goethe? worauf will er hinwirken? Ich weiß es nicht zu sagen; umsonst suche ich darnach in seinen dramatischen Werken, in seinen Romanen; ich kann es nicht finden. Seine Stoffe entlehnt er bald vom griechischen Genius, bald vom Geist des Mittelalters. Auch Voltaire wechselt vielfach mit seinen Stoffen; aber aus allen spricht deutlich ein und derselbe Geist. Alzire ist eine Amerikanerin, eine Wilde, trotz dem predigt sie Philosophie; es mag dies ein Verstoß gegen die dramatische Kunst seyn, aber Voltaires herrschender Gedanke spricht sich dadurch aus.

Voltaire will vor Allem den Geist der Philosophie in Frankreich zur Herrschaft bringen; dies ist sein Ziel. Goethe aber hat keines; ja, geht man seine Werke der Reihe nach durch, so scheint es fast, als wollte er bei jedem Schritte seine eigenen Verehrer irre machen. Kaum hat er mit einem mittelalterlichen Stück ganz Deutschland für die alten Ritter begeistert, kaum sieht er eine Heerde von Nachahmern in seinen Fußstapfen, so ist er auch der Sache überdrüssig und wirft sich den Griechen in die Arme, und so springt er unaufhörlich von einem zum andern über und verwirrt sein Jahrhundert, daß es gar nicht mehr weiß, wie es daran ist. Die in Deutschland herrschende geistige Unpartheilichkeit und Indifferenz ist Goethes Werk; er hat dem deutschen Geist, gerade wie seinem Tasso und seiner Iphigenie in Tauris, die Thatkraft genommen. Die deutsche Literatur, wie sie Goethe geschaffen, wird mit ihm zu Grabe gehen. Goethe ist der letzte, der erhabenste Ausdruck jener pantheistischen Literatur, die Alles in ihren weiten Schooß aufnimmt, aber in ihrer Universalität verschwimmt und erlahmt. Ja, wenn Goethe hingeht, ist es aus mit der alten deutschen Literatur.

Ich habe Goethe zu Weimar besucht, ich habe die kleine berühmte Stadt gesehen, die eine Zeitlang das deutsche Athen war und die Goethes Gegenwart noch jetzt bevölkert. Aber das Leben, das sie ihrem großen Manne verdankt, erstirbt nachgerade, wie der große Mann selbst abstirbt. Als ich bei Goethe war, als ich die Sterne sah, die, zwar noch immer majestätisch, des Denkens satt schien, die Augen, die zu erlöschen begannen, den Mund, der weder so lebendig, noch so ausdrucksvoll war, wie einst, und als ich nun, vom erhabenen Greise weg, durch das einst so glänzende, lebendige Weimar ging, das mich jetzt mit seinen öden Straßen und schläfrigen Bewohnern trübselig anblickte, da konnte ich mich des Gedankens an einen geheimen Rapport zwischen Goethe und Weimar nicht erwehren, und wie wohl das Geschick der Stadt mit dem des Dichters innig verknüpft sey; die Stadt war blühend, war besucht gewesen, als der Dichter im Mittag seines Lebens und seines Genies stand; der Glanz des Genies erlosch allgemach, auch die Stadt fühlte eine Abnahme, und je tiefere Furchen das Alter in Goethes Stirne zieht, desto lähmender scheint sein Frost auch auf die Stadt niederzusinken. Und dies ist nicht etwa bloß ein rhetorisches Gleichniß oder aus der Luft gegriffen; was ich hier sage, fühlt man allgemein in Weimar. „O! hieß es, es sind nicht mehr Herrn v. Goethes gute Zeiten; Se. Excellenz können nicht mehr lange leben. Wenn er stirbt, ist es vollends aus mit unserm armen Ort.“

Weimar und Goethe sind Symbole der alten deutschen Literatur und Geschichte. Goethe repräsentirt die Vielgestaltigkeit des deutschen Geistes, Weimar die politische Vielgestaltigkeit. Stirbt Goethe, so ist es aus mit Weimar und zugleich mit der alten deutschen Welt.

Ueber den Ursprung unserer Gedanken.

(Fortsetzung.)

Es ist klar, der innere Mensch, dieser verhüllte Gott in der Natur, wie Jean Paul sagt *), ist nicht selber von Stein, wie diese; „in den steinernen Gliedern wachsen und reifen seine lebendigen Glieder nach einer unbekannten Lebensweise. Wenn das ganze Gehirn gleichsam paralytisch, und jede Fiber gleichsam eingerostet und verquollen ist, und der Geist Fußblöcke schleppt, so braucht er nur zu wollen, es braucht nur eine frappante Idee, so ist ohne körperliche Hülfe das Fibergehwerk und das geistige Repetirwerk wieder im Gange. Der Geist ist also eine Uhr, die sich selber aufzieht; er läuft entweder ab, oder er ist der Uhrmacher.“

Da also der höhere Gedanke an sich, die Idee, als ein Produkt des selbstthätigen Geistes, und Geist und Gedanke gewissermaßen als eine Einheit erscheinen, so folgt daraus, daß das Reich und die Fülle des Geistes durch die aus ihm entstandenen Gedanken sich offenbaren müsse.

Daher kommt es, daß die Gedanken des Menschen das ganze Universum zu umfassen vermögen, daß wir oft einzelne richtige Lichtblicke in andere uns fremde Regionen des Wissens hineinwerfen, was sich in dem niedern Denken des Verstandes und in dem Sehnen und Ringen dieses Denkens nach richtiger Anschauung und Erkenntniß widerspiegelt. „Auch würde,“ wie Schubert sehr richtig sagt, **) „der Geist des Menschen, wäre ihm

*) Kampanerthal, 506te Station, S. 48.

**) Geschichte der Seele, S. 545.

Digitized by Google

nicht der Grundriß der Welt des Gedenkbaren eingeboren, niemals, nach dem allgemein anerkannten Gesetz des richtigen Denkens der Seele, das augenfällig schöne Gebäude der Gedanken auch nur über das Schöne und Menschliche sich haben erbauen können, welches ein eben so nothwendiges Werk der mittelbar erkennenden und denkenden Seele scheint, als das Hüttenbauen ein Werk des Leibes.“ Wenn nun aber die Beziehung des höheren Gedankens auf den Geist klar und dadurch das Umfassende der Ideen durch die Universalität des Geistes begründet erscheint, so muß sich, da die gesammte Thätigkeit des Geistes in die drei Sphären des Wahren, Schönen und Guten getheilt ist, diese Triplizität auch in dem ganzen höheren Gedanken- und Ideenreichthum des Menschen abspiegeln.

Als des höheren Denkens lezter Endzweck und eigenthümliches Wesen erscheint also überhaupt: ein Erforschen des Wahren; denn das Wahre schließt nothwendig das Gute und Schöne in sich. Wäre dem nicht so, woher hätte der wißbegierige Mensch sein Streben nach Wahrheit, der Künstler seine Ideale in seinen Kunstschöpfungen und der handelnde Mensch sein höchstes Gut, wenn nicht vor aller Erfahrung und Berührung mit der Welt die Ideen der Wahrheit dem Geiste eingepflanzt wären? Unser Verdienst muß es seyn, Wahrheit zu suchen, die Schönheit in ihrem Zauber zu fesseln und der Tugend nachzustreben. Daher tragen auch alle Gedanken des unmittelbar erkennenden Geistes in freieren Zuständen des irdischen Daseyns den Stempel der Wahrheit an sich, weßhalb auch, wie wir oben gezeigt haben, das Wesen der Gedankeneinfälle und des schlagenden Witzes die Wahrheit ist, welche den Einfall treffend und überall eindringlich macht; die Gedanken werden aber unsicher, schwach und trügerisch, sobald der Geist in seine frühere Umnebelung und Umdämmerung zurücktritt, sobald also das irdische Denken der Seele beginnt, welches doch immer nur ein Ringen und Streben nach der Sicherheit des höheren Denkens ist. Goethe sagt deßhalb auch: „Alles, was wir Erfinden, Entdecken im höhern Sinne nennen, ist nichts, als die bedeutende Ausübung und Bethätigung eines originellen Wahrheitsgefühls, das, im Stillen längst ausgebildet, unversehens mit Blitzesschnelle zu einer fruchtbaren Erkenntniß führt. Es ist eine aus dem Innern, oft am Aeußern sich entwickelnde Offenbarung, die den Menschen seine Gottähnlichkeit vernehmen läßt; es ist eine Syntheſe von Welt und Geist, welche von der ewigen Harmonie des Daseyns die seligste Versicherung gibt.“

Man kann also mit Recht annehmen, daß das Wesen des höheren Denkens überhaupt aus der dem Geiste eingebornen Idee des Wahren abstamme, daß es aber, im unmittelbaren Erkennen zur vollkommensten Erscheinung gelangend, im gewöhnlichen mittelbaren Denken der Seele (des Verstandes) doch wenigstens die, oft gar nicht geahnte, Norm angebe, nach welcher die Seele zur höhern Erkenntniß aufwärts ringt. Unser gewöhnliches Denken trägt also schon durch die Art und Weise seines Mechanismus, besonders aber schon durch sein Streben und seinen Inhalt den höhern Ursprung in sich, und erscheint als das Abbild eines Urbildes, in welchem allein das Wesen wohnt, welches in das niedere, durch die Sinne vermittelte Denken des Verstandes Form und Regel bringt, mithin also auch vor der Logik ist. Diese Annahme kann schwerlich bestritten werden, mögen auch Philosophen, Logiker und Rationalisten noch so sehr sich im Beweise abmühen, daß das Verstandesdenken die höchste Funktion der Seele, daß das höchste Prinzip in ihr zu finden sey und ein sogenannter Geist gar nicht existire. Diese Rationalisten sind nun einmal von der Form begeistert, sie vergessen, daß über aller Form das Wesen steht, welches allein unwandelbar und ewig bleibt, während die Formen allaugenblicklich wechseln können; denn die Welt der gewöhnlichen Gedanken, welche aus dem reflektirenden Verstande entspringen, ist eben wegen der, dem Verstande inwohnenden Willkührlichkeit eine fluthende, höchst wandelbare, die Form wie Schalen abwerfende Welt. Der unwandelbare Gedanke an sich schließt die schlagende Wahrheit in sich, ist also eine Eingebung von höherem Geiste, ein Eigenthum desselben; aber diese Gedanken brechen sich selbst die Bahn und bedürfen keiner materiellen Macht und Unterstützung, um sich Eingang in die Gemüther zu verschaffen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

(Fortsetzung.)

Byrons Manfred, ein Schauſtück.

Das Haus war auch zum drei- und dreißigsten Male übervoll, und doch ist Manfred kein Othello. Wenige Abende vorher sah ich in demselben Theater dieses Shakespeare'sche Kunstwerk, und wären alle Anwesende auf die vordersten Logenbänke vertheilt worden, ihre Zahl hätte nicht hingereicht, die Bänke zu füllen. Das macht, Othello ist kein Manfred ist nur ein Schauſtück. Daß aber viele Anwesende bloß Manfred und nicht einmal die darauf folgende Cinderella sehen wollten, ergab sich, als das zweite Niederrollen des Vorhangs die Vorstellung von Manfred schloß. Und man rechnet es den Theater-Unternehmern zur Sünde, daß sie die klaſſische Literatur so selten in Scene setzen? Wer trägt die Schuld? Erst jene, weil sie den Geschmack des Publikums verdorben, jezt dieses, weil es seinen Geschmack hat verderben lassen. Für alle Bühnen dürfte in geflügeltem Schritte der Tag nahen, wo sie nur bestehen können bei Muſik, Gesang und Dekoration. Dann gute Nacht,

Digitized by Google

klassisches Theater! Der Abend ist bereits gekommen, die Nacht ist nahe. — Manfred ist also nichts als ein Schauerstück, obgleich es den unsterblichen Byron zum Verfasser hat. Byron schrieb dramatische Gedicht dieses Namens im Sommer 1816 während seines Aufenthaltes in der Schweiz. Später überarbeitete er zwar zum Behuf des Druckes den letzten der drei Akte, aus welchen es besteht, achtete aber das Ganze stets — ob mit Recht oder Unrecht — für eines der schwächsten seiner poetischen Erzeugnisse. Er war so weit entfernt, es für die Bühne zu bestimmen, daß er sich im Gegentheile räsonirte, die Aufführung „quite impossible“ und selbst den Gedanken daran „impracticable“ gemacht zu haben. Verantlassung des hierin ausgesprochenen Vorsatzes, seine Feder nicht der Bühne zu weihen, waren die Verdrießlichkeiten, die er mit Drurylane gehabt, und er drückt sich in Bezug auf jenen Vorsatz sehr entschieden in dem Briefe an seinen Verleger Murrey aus, wo er sagt: „I composed it“ — sc. Manfred — „actually with a horror of the stage, and with a view to render the thought of it impracticable, knowing the zeal of my friends that I should try that for which I have an invincible repugnance, viz. a representation.“ Byron hat sich geirrt. Sein Manfred ist auf der Bühne und ist nicht todt, sondern scheint auch noch lange für Covent-garden eine Fundgrube reichen Gewinns bleiben zu wollen. Offenungeachtet dürfte der Geist des Dichters, wenn er in seinem reinen Aether einigen Theil an den irdischen Nebeln nimmt, über die Täuschung, die er in seinem Vorsatz erfahren, und daß sein Manfred ein Kassenstück geworden ist, nur wenig Freude empfinden. Von allem Zulaufe, den das Stück erregt, von allen Zeichen des Beifalls, dessen Donner das Haus erschüttert, gedören neunundneunzig Prozent den Dekorationsmalern, den drei Herren Oeiter, und dem Orchesterchor, Walter Farlen. Der Dichter muß mit einem armen Eins vom Hundert sich begnügen, nicht unähnlich den deutschen Opernbichtern, aber glücklicher als sie, die für die Bühne schreiben und doch neunundneunzig Theile des Ruhms und des Ertrags dem Komponisten überlassen müssen. Aus dem vom Dichter gelieferten dreiaktigen Stoffe hat der Theaterzuschneider zwei Akte gemacht. An der Zahl der Personen hat er sich nicht vergriffen, dagegen mehrere Scenen verändert, wodurch einige Widerverständnungen nöthig geworden sind, die jedoch dem Ohre entgehen, da die Augen alle Aufmerksamkeit im Anspruch nehmen. Wer das Gedicht kennt, wird die Abweichungen als Nachstehendem erkennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Geographisches. Bouilly's Abschied.

Kurz nach dieser Sitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften hatte die halbjährliche öffentliche Versammlung der geographischen Gesellschaft statt. Graf von Montalivet, welchen die kleinern Journale, weil er Intendant des königlichen Hauses ist, spöttisch den Küchenmeister des Hofes nennen, hatte den Vorsitz. Er sprach recht gut von den Fortschritten der Erdkunde und von den Begünstigungen der Regierung. Die wichtigste von ihr unternommene oder auf ihren Befehl ausgeführte Arbeit ist die neue Landkarte von Frankreich, wovon bereits über zwanzig Blätter fertig sind. Eben so hat sie eine Karte von Morea in acht Blättern, ferner Pläne von Algier und andern dortigen Häfen stechen lassen. Preise wurden diesmal nicht zugetheilt. Der Sekretär der Gesellschaft, Dureau, las einen sehr langen Bericht über die Entdeckungen auf dem Erdball und die Arbeiten der Erdbeschreiber vor, der eine gute Uebersicht über den jetzigen Zustand der Geographie gewährte. In diesem Jahre haben die französischen Geographen nicht ungünstig die folgenden Jahre werden aber freilich reicher an neuen Reisebeschreibungen seyn. Prieur geht wieder nach Guyana zurück, und will den Orynoko oder vielmehr den Oyapock hinaufsegeln. d'Orbigny läßt auf Kosten der Regierung die wichtige Ausbeute seiner achtjährigen Reise in's Innere von Südamerika drucken. Jacquemonts Papiere aus Indien sind angekommen, und werden wahrscheinlich von einem Freunde des Verstorbenen zum Drucke besorgt werden. Auch von dem jungen Archiereten Texier, der mit Unterstützung der Regierung in Kleinasien reist, erwartet man bedeutende Entdeckungen und Beschreibungen. Interessant war ferner die öffentliche Sitzung der philotechnischen Gesellschaft, worin der bekannte Schriftsteller Bouilly gleichsam Abschied vom Publikum nahm in einem Gedichte über seinen literarischen Lebenslauf, welches mit der Bemerkung schloß, das Alter gebiete ihm jetzt, an seine Ruhe zu denken und sich auf den stürmischen Ocean der Schriftstellerwelt ferner nicht zu wagen. Er spricht sich in seinem Gedichte besonders darüber aus, daß ihm das Schicksal verhängt habe, stets ein unabhängiges Leben zu führen und nicht von der Gunst eines Regenten oder eines andern Mächtigen abzuhängen. In der That gehört Bouilly zu den wenigen Schriftstellern, welche bloß ihren Arbeiten eine günstige Stellung in der Welt, und ihre Wohlhabenheit einzig dem Beifalle des Publikums verdanken. Zwar ist er kein genialer Schriftsteller; aber er hat besser als tiefsinnigere Autoren die Kunst verstanden, Popularität zu gewinnen und besonders den Damen zu gefallen. Seine dramatischen Dichtungen, seine Erzählungen sind so faßlich und haben etwas Empfindsames, zuweilen nicht sehr Naturtreues, was jedoch die zarten Damen käuflich und ihnen den Verfasser lieb und werth macht. Diese Gunst der Damen insbesondere hat Bouilly's oben erschienenes Buch veranlaßt, welches er Adieux d'un vieux conteur betitelt. Seitdem er nämlich seinen „Rath für meine Tochter. Erzählungen für meine Tochter. Erzählungen für junge Mütter“ hat erscheinen lassen, ist er auch der mündliche Ratgeber in den Familien geworden, wie er versichert, und häufig in schwierigen Fällen von jungen Ehefrauen, auch von Männern zu Rathe gezogen worden, was ihm denn Gelegenheit an die Hand gegeben hat, sonderbare Familienbegebenheiten kennen zu lernen, die er sich gemerkt und hernach auf seine Weise, das heißt, verstellt und in poetischen Gewand gekleidet, herausgegeben hat. Solcher Familienbegebenheiten enthält nun der jüngst erschienene Band mehrere. Es scheint, Bouilly will hiemit die Reihe seiner Schriften beschließen. Er ist ja etwas Nährende in den Abschiede, den er mit seinem Gedicht in der philotechnischen Gesellschaft vom Publikum nahm, indem er auf sein graues Haupt zeigte und seine siebzig Jahre geltend machte, als Grund, nun an die Ruhe zu denken. Seit beinahe vierzig Jahren ergötzt Bouilly das Publikum. Zuerst kannte man ihn bloß als dramatischen Dichter, in der letzten Zeit aber glänzte er als moralischer Erzähler. Die geliebte Tochter, für welche er schrieb, ist jung gestorben, und vor einiger Zeit starb auch sein Eidam Roquette, den er als Sohn betrachtete. Der alte Mann steht allein; aber er besitzt eine Menge Freunde, und verdient sie wegen seines sanften, liebenswürdigen Charakters.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 18.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 21. Januar 1835.

Wo noch die Geisterstimmen derer wehen,
Die lang die Welt gesehen
Den Erdball lenken mit der Macht der Rede.

Zedlitz.

Das englische Parlament und die Mässigkeitsvereine.

Westminster liegt in Trümmern. Whigs, Tories, Radicale, alle haben aus Einem Munde den Untergang dieses Nationaldenkmals bedauert, dieses Heiligthums der Volksfreiheiten, dieser weiten Gruft, in der seit Jahrhunderten die Klagen von Millionen Bürgern fruchtlos verhallten. Das Nationalgefühl wirkte bei diesem Ereigniß auf Männer der verschiedensten politischen Ansicht im ersten Augenblick gleich mächtig; aber wahrscheinlich dürfte bei Manchen der erste Eindruck einem andern Platz machen, und der Brand von Westminster in seinen weitern Folgen von ihnen aus ganz anderm Gesichtspunkt betrachtet werden. Wenn die Gegenstände, die uns umgeben, nicht ohne Einfluß auf unsere innere Stimmung sind, wenn der alterthümliche Rittersaal ganz andere Gedanken und Gefühle in uns weckt, als der modern geschmückte Salon, wenn die heitere Colonnade des griechischen Tempels ganz anders auf das Gemüth wirkt, als die dämmernden Hallen der mittelalterlichen Kirche, so dürften auch die Repräsentanten der drei Königreiche in den schimmernden, modischen Wänden des Pallastes Bukingham sich ganz anders gestimmt fühlen, als in jenen gothischen Räumen, wo es war, als ob eine unsichtbare Hand in unauslöschlichen Zügen das gewichtige Wort: Maintenez, an die Wand geschrieben hätte.

Ich war wohl einer der letzten, die noch in jenem unförmlichen Gebäude, mit den engen, niedrigen, klostermäßigen Gängen, den geschwärzten, mit Zinnen versehenen Mauern das Parlament versammelt sahen. Ich wandelte durch die winkligten Gänge, wo Cecil und Raleigh einander begegneten, wo sich wohl oft Marlborough und Bolingbroke mit dem Blicke maaßen, und Pitt und sein Nebenbuhler vertraulich sich unterhielten, bevor sie die Donnerkeile der Beredsamkeit gegen einander schleuderten. Ich war in dem äußerlich so armseligen, geschichtlich so großen Sitzungssaal der Gemeinen und hörte O'Connels furchtbare Stimme das Haus füllen. Aber nichts zog mich in Westminster mehr an, als die Kammer der Lords. Ein längliches, rechtwinkligtes, mittelmäßig großes Gemach; am einen Ende ein Thron unter roth sammtenem Baldachin, gegenüber in der Höhe einer Galerie für das Publikum, an den Seiten Bänke, mit Scharlachtuch beschlagen, in der Mitte einige Tische für die Sekretäre, und zu Füßen des Throns der Wollsack des Kanzlers: in solchem Saale saßen noch vor wenigen Monaten die Repräsentanten der reichsten Aristokratie der Welt.

Das versammelte Haus war ein wunderliches Emblem Englands, wie es ist, ein seltsames Gemisch von Neuem

und Uraltem, ein Mosaik der Sitten und Gebräuche aller Zeitalter; einerseits die steifen, schwülstigen Formen des Mittelalters, anderseits das höchst ungenierte, familiäre Wesen der jetzigen bürgerlichen Sitten. Gegenüber den Bischöfen in langen Gewändern und weiten Chorhemden saßen Herzoge, Grafen, Barone, die Reitpeitsche in der Hand und den Hut auf dem Kopf; neben dem ersten Minister der Krone, im Morgenüberrock und dem grauen Hut, das Halstuch nachlässig umgeschlungen und mit den Händen in der Tasche halb auf der Bank liegend, gewahrte man die auffallende Figur des Kanzlers, im Richterornat und die ungeheure Perrücke auf dem Haupt; gegenüber dem Kanzler und in demselben Aufzug saßen die vier Sekretäre der Kammer. Die Beamten des Hauses müssen sich einmal dieser lästigen Tracht unterziehen, die sich im neunzehnten Jahrhundert so merkwürdig ausnimmt; sie sind Sklaven der Etikette des Mittelalters, denn die edlen Lords würden eine Verletzung ihrer Würde, wie der Gesetze Altenglands darin erblicken, wenn der Präsident seine Ermel kürzer machte oder eine Locke seines wolkigen Kopfputzes reformirte. Ihre Herrlichkeiten hängen ängstlich fest an der Form; sie bemerken nicht, daß der Geist längst aus ihnen entwichen ist und das Volk nicht mehr daran glaubt. Ihr Haus gleicht einem Tempel zu einer Zeit, wo der Glaube an den Gott, der darin verehrt wird, in den Gemüthern erlischt, aber die Priester immer noch mit gewissenhafter Treue die äußere Form des Gottesdienstes wahren. Heiligenbilder, Reliquien, festliches Gepränge, Alles ist noch da; der Weihrauch dampft, die Kerzen brennen auf dem Altare, Alles ist noch wie vor tausend Jahren, bis auf den Glauben und die Hoffnung in den Herzen der Menge.

Ich horchte den Verhandlungen; welch sonderbarer Kontrast! Derjenige, der durch seine Tracht das wahre Bild der alten Zeit war, sprach mit dem höchsten Feuer von den Fortschritten des Jahrhunderts, von den Bedürfnissen der Zeit, von den mannichfachen Veränderungen, die sich in den Sitten und Ansichten des Volks begeben. Man denke sich die ausdrucksvollen Züge des Kanzlers, jene klugen Augen voll Schalkheit, das bewegliche Gesicht, die vorspringenden Backenknochen, die Lippen, auf denen der Spott seinen Thron aufgeschlagen, und wie er jezt aufspringt von seinem Sitz, sich gegen die torystische Opposition wendet, sie harangirt, indem er mit einer Hand sein Kleid hält, mit der andern sein dreieckiges Hütchen an die Brust drückt, mit gebogenem Rücken, die rechte Schulter vor; wie er im Tone falscher Demuth der Herrn spottet und mit ihnen spielt, wie die Katze mit der Maus, wie er auf die Worte: Durchlauchtige, sehr edle Herrn u. s. w. ein ganz besonderes Gewicht legt, was in seiner Art soviel heißen will als: „Die Ohren auf, ihr Schwerhörigen! die Augen auf, ihr Blinden!“ Der Sinn all seiner Reden ist: „Vorwärts, Mylords! Sie möchten wohl gern Halt machen oder gar einen Schritt rückwärts thun; das kann nun und nimmermehr seyn! vorwärts! — Aber wir stehen ja dicht am Abgrund; nur ein Weilchen Aufschub! — Keinen Augenblick! Der Feind ist euch dicht auf den Fersen! Vorwärts! immer vorwärts!“ So trieb der Schäfer die zögernde Heerde vor sich her. Die Heerde hat jezt den Schäfer fortgejagt; zu was wird dies führen? Ich weiß es nicht, aber vorwärts muß sie, oder zu Grunde gehen. Die Luft im Oberhaus ist indessen so ansteckend, daß mit sehr wenigen Ausnahmen die Lords, welche der Reform anhängen, beim Volk nicht viel beliebter sind als die entschiedenen Conservativen. Bekanntlich hat auch Lord Broughams Popularität einen harten Stoß erlitten, und der Grund davon darf nicht allein der Ungeduld der Parteien und ihren unüberlegten Forderungen zugeschrieben werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber den Ursprung unserer Gedanken.

(Fortsetzung.)

Einer solchen Unterstützung sind nur die falschen, wandelbaren Gedanken benöthigt, welche, dem grübelnden, klügelnden Verstande entsprungen, die Wahrheit zu usurpiren und den Trug damit zu überkleiden streben. Jene großen Gedanken, die eine schlagende Wahrheit enthalten, kommen oft gerade im Tode, in den Augenblicken der ernstesten Einkehr, wo Geist und Seele sich zur Trennung von ihrem bisher bewohnten Körpergehäuse vorbereiten. So verlangte Madame Roland auf dem Blutgerüste Schreibzeug, um die ganz besondern Gedanken aufzuschreiben, die ihr auf dem lezten Wege vorgeschwebt. Schade, daß man's ihr versagte. „Denn am Ende des Lebens,“ sagt Goethe, „gehen dem gefaßten Geiste Gedanken auf, bisher undenkbare; sie sind wie selige Dämonen, die sich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlassen.“ Während also das höhere Denken des Geistes von einem Centrum ausgeht, nämlich von dem Bewußtseyn des Wahren, fängt das niedere Denken des Verstandes von der Peripherie an, d. h. von der äußern Erscheinung, und zwar mit der Tendenz nach dem Centrum, nach der Erforschung des Wahren. Schon oben haben wir gesagt, das höhere Denken sey, vermöge seiner nahen Beziehung auf den Geist, die Fülle der urbildlichen Ideen, das Urbild, das niedere Denken hingegen das Abbild des Urbilds.

Digitized by Google

Dieses untergeordnete Denken des Verstandes erscheint sonach im Gegensatz mit dem Wesen des höheren Denkens, nämlich dem Erforschen der Wahrheit, als ein Wiedererinnern. Diese Ansicht hatte auch schon das Alterthum von dem gewöhnlichen Denken des Menschen, besonders aber Plato. Nach ihm kann das Höchste und Schönste, weil es unkörperlich ist, nur durch den verständigen Geist erfaßt und nur durch verständige Rede dargestellt werden. Eben dieses durch die Rede Darstellbare: das Schöne und Gute, und alles das, welchem wir ein wahres Seyn beilegen, steht zwar in einer Beziehung zu den sinnlichen Dingen; diese aber sind weit entfernt, jenem vollkommen zu gleichen, sondern die Empfindung jener sinnlichen Dinge bewirkt in uns nur die Erinnerung an das wahrhaft Seyende, das wir schon früher erblickt hatten. Denn alle sinnlichen Empfindungen sind uns nur Erinnerungen an die ewigen Ideen, deren Aehnlichkeit sie an sich tragen und deren Nachbilder sie sind. All unser Erforschen und Lernen ist nichts Anderes, als Erinnerung an ein früher Gewußtes. Dieses angeborene Wissen ist die der Seele eingepflanzte göttliche Vernunft, welche sich uns in der Welt des Sinnlichen und Werdenden und in ihrer Verbindung mit dem Leibe als eine werdende Vernunft darstellt.

Man sieht, Plato hatte sehr deutliche Begriffe von dem Verfahren der Seele im gewöhnlichen Denken und vom Unterschied desselben von einem höheren Denken des Geistes. Die denkende Seele in ihrer Zeiterscheinung hat also getrübte, tausendfältige Reflexe, die sie während ihres Zeitlebens allmählig zur Reinheit der Ideen zurückzuführen trachtet; denn die Urbilder des Geistes stammen nicht aus der Erfahrung, noch können sie durch irgend eine Lehre oder einen Unterricht erzeugt werden; vielmehr baut die Erfahrung auf ihren Grund, und die Erziehung entwickelt sie nur zum Bewußtseyn. Das untergeordnete, mittelbare, vom Verstande ausgehende Denken ist also mit Recht aufblitzende Wiedererinnerung des unmittelbar Gedachten, Gewußten, Geschauten zu nennen, wie denn die Erinnerung überhaupt nur die Geburt des dem Menschen inwohnenden Keimes der Erkenntniß ist. Daß dieser Satz: „Denken ist ein Wiedererinneru," nicht bloße Theorie ist, geht aus der täglich gemachten Erfahrung hervor, daß viele Dichter der verschiedensten Nationen der alten und neuen Zeit, welche nie von einander hörten und etwas von ihren Werken lasen, oft ganz dieselben Gedanken hatten, ganz denselben Ideengang und ganz dasselbe Streben nach der Erforschung des Wahren, Schönen und Guten zeigten; daß ferner manche denkende Menschen, Künstler und Gelehrte, die nichts von einander wissen, oft gleichzeitig dieselben Entdeckungen und Erfindungen machen, und daß viele Schlafwache, die sich in demselben Grade geistiger Freiheit und in derselben Richtung der Geisteslhätigkeit befinden, oft ganz dasselbe über die verschiedensten Gegenstände des Wissens aussagen. Dies sind nicht zu übersehende Beweise von den dem Geiste eingebornen Ideen des Wahren, Schönen und Guten, von den Urbildern des Geistes, die in unser gewöhnliches Leben und Denken als Lichtblicke aus einer höhern Welt hereinleuchten.

Faßt man nun das Bisherige zusammen und bringt es unter einen allgemeinen Gesichtspunkt, so muß man mit Treviranus und Eschenmayer einräumen, daß des Menschen Denken doppelt sey. Das unmittelbare Denken geschieht schon vor der Entwickelung der Sinne und in freiern Momenten des Geistes im ganzen Erdenleben des Menschen, vermöge der nicht durch die Sinne vermittelten unmittelbaren Erkenntniß des unabänderlich Wahren überhaupt, des ganzen Weltalls und seines Zusammenhangs und seiner Wechselwirkung mit der ganzen übrigen lebenden Natur. Die Resultate dieses Denkens haben daher eine Sicherheit, welche das gewöhnliche Denken nicht geben kann; es ist gewissermaßen ein Vor- oder Erstdenken, ein denkendes Vorstellen, während das mittelbare Denken, welches in Abstrahiren und Reflektiren besteht, ein Nachdenken, ein vorstellendes Denken ist, mit dem Leben in der Sinnenwelt anfängt, aus der Objektivität entspringt, welche die Form gibt, indem sie die Elemente der äußern und innern Erfahrung durch Empfindungen, Vorstellungen, Begriffe, Erkenntnisse, Einsichten, Urtheile, Schlüsse, Systeme und Wissenschaften, also durch eine ununterbrochene Gliederung zum Prinzip der Vernunft hinaufführt und der Idee des Wahren anzunähern sucht. Dieses successive Fortschreiten vom Einzelnen zum Allgemeinen vermittelst bestimmter Regeln ist ein Hauptzug der Funktion des Seelendenkens, welches von Bardili sehr wahr ein Rechnen genannt und von Aristoteles als das einzige Denken betrachtet wurde, indem derselbe die Seele wie eine tabula rasa ansah, die sich allmählig aus der Erfahrung fülle und wobei uns nichts als die Bearbeitung des Stoffs zukomme.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Thiers Antrittsrede in der Akademie.

Eine merkwürdige Versammlung war die öffentliche Sitzung der Académie française zur Aufnahme des Ministers Thiers, der schon vor achtzehn Monaten zum Mitgliede der Akademie gewählt worden war, aber bisher seine Antrittsrede nicht halten können oder wollen. Weßhalb er so lange damit gezögert, wurde nicht erwähnt. Seit

Digitized by Google

langer Zeit war es nicht so voll in dem akademischen Saale, als diesmal; kaum blieb ein Plätzchen leer, und sogar die Akademiker hatten Mühe, einen Sitz zu bekommen. Da saß Brougham, das ausgezeichnete Mitglied des Whigministeriums, dort Talleyrand, der gewandteste oder schlauste aller Staatsmänner, dem man noch immer Beumol's zuschreibt, obschon die wenigsten ihm angehören mögen, denn der Mann ist sehr alt, und mag wohl in den vielen diplomatischen Schlichen, Intriguen und Unterhandlungen seine Laune verloren haben; dann erblickte man den jetzt so heftig angefeindeten Minister Guizot und noch eine Menge anderer des rühmter Männer mehr; dies allein verdiente einen Besuch in der Akademie. Die Damen sind bei solcher Gelegenheit nicht die Letzten, und sie hatten sich in großer Anzahl eingefunden, obschon die Sitzung früh begann, das heißt um ein Uhr Nachmittags. Als nun endlich der kleine Thiers, der in wenig Jahren sich einen so großen Einfluß im Staate zu erringen gewußt, aufstand, um seine Rede zu halten, ward es totenstille in dem geräumigen Saale. Er hat eine sus gendliche, etwas feine, aber doch durchdringende Stimme, und spricht so deutlich, daß man auch nicht das Geringste von seiner Rede verliert. Diese Rede ist alsbald in den meisten Tagesblättern abgedruckt worden, und sie haben dieselbe je nach ihrer politischen Farbe mit Bemerkungen begleitet; einige, z. B. die legitimistischen Blätter, behandeln den jungen Staatsmann nicht anders, als Jemand, der sich durch allerlei Mittel auf seinem glänzenden Posten zu erhalten sucht, und die Dauer seiner Macht eilig dazu benutzt, um sich zu bereichern. Er sprach hier in der Akademie, wie neulich in der Deputirtenkammer, von der Last der Minister werdrücke, von den Unannehmlichkeiten seines Postens, und ließ merken, wie sehr er sich darnach sehne, ruhig und als Privatmann zu leben, und mit den Akademikern, statt mit den Staatsmännern umzugehen. Hier war das Publikum sehr dankbarlich; die Pariser sind nicht dumm und wissen recht gut, daß, wer einmal Minister ist, herzlich gern Minister bleibt; es däucht ihnen auch, daß, wenn Thiers sich wirklich nach der akademischen Ruhe sehnte, nichts leichter für ihn sey, als die anscheinlich so schweren Ministerbürde von sich abzuwerfen und den Musen und sich selbst zu leben; denn im Grunde ist doch Niemand verdrossen darüber, daß Thiers seinen Posten behauptet. Thiers thäte also besser, von seinem Elende gar nicht zu sprechen; denn die schalkhaften Pariser haben nicht das geringste Mitleiden mit einem sich über seine Lage beklagenden Minister, und nehmen solche Klagen nur mit Lächeln auf. Eine Stelle in Thiers Rede wurde sehr beklatscht, die nämlich, wo er den Zustand der Presse unter Napoleon mit dem jetzigen vergleich, und zu zeigen suchte, warum jener Herrscher die Presse nicht frei gab und worum sie jetzt ohne Gefahr der völligen Freiheit genießen kann. Damals nämlich sey die Parteiwuth noch in voller Gährung gewesen; der Eine habe zum Andern sagen können, du hast meinen Vater verbannt, meinen Bruder auf's Blutgerüste geführt u. s. w. Napoleon habe solche Vorwürfe nicht dulden wollen und daher die Presse im Bann gehalten. Das jetzige Geschlecht habe sich aber keine Verbrechen, sondern nur Irrthümer vorzuwerfen; man könne dreist Alles sagen, sogar die Staatsmänner beschuldigen, daß sie ihr Vaterland unterdrückten, eben weil diese Beschuldigung ungegründet sey. Natürlich war dies eine Anspielung auf die dem jetzigen Ministerium von der äußersten Opposition fortwährend gemachten Vorwürfe, obschon man ihnen auch gelindere, vielleicht besser gegründete Vorwürfe macht.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Januar.

(Fortsetzung.)

Byrons Manfred in Drurylane.

Der Vorhang rollt auf. Manfred in der stattlichen Halle seiner Väter, vor sich einen gewaltigen Folioband und eine matt leuchtende Lampe: sein Selbstgespräch und seine Geisterbeschwörung. Im Hintergrunde der dunkeln gothischen Galerie geht ein Stern auf, glänzt, nachher erscheinen, einer dem andern folgend, Weiber, der Luftgeist, Ocean, der Bergegeist, Thamnuy, der Wassergeist, Basilim, der Sturmgeist, Nox, der nächtliche Schattengeist, Omoraabes, der Elementargeist, und Astaroth, der Erdgeist. Sie alle fragen, was Manfred begehre. Er verlangt, was keiner zu geben vermag: das zu vergessen, was in ihm ist. Seinem Zorne gehorsam, verwandelt sich der Erdgeist in ein weibliches Wesen. Manfred stürzt darauf zu; „ich will sich umfassen, und wiederum — mein Herz ist kalt!“ und er bricht zusammen. — Die Scene verändert sich in eine wilde Felsengegend. Heren umschwärmen Manfred und sprechen die Zauberformel über ihn. Dann erscheint er auf einem hoch überragenden Felsabhange, verzweifelnd und mit dem Entschlusse rüstend, sich hinabzustürzen. Die Bühne stellt eine der romantischesten Schweizergegenden vor, die glänzenden Gletscher und den Schneegipfel der Jungfrau. Der Mond sinkt, die aufgehende Sonne zertheilt die Nebel, und ein Rosenkranz legt sich um das Haupt der Jungfrau. Die Schönheiten der Natur gehen an Manfred vorüber, und die aus der Ferne hervorströmenden Töne einer Schäferstöte erhöhen nur seine Sehnsucht nach dem Felsengrabe. „Nimm die Atome, Erde!“ ruft er, den Fuß zum Sprunge hebend. Da hat ein Gemsjäger nach mühsamem Klettern die Klippe erreicht, erfaßt sein Gewand und seinen Arm, und Manfred folgt ihm die steile Bahn herab. Während er den Gemsenjäger nach dessen Hütte begleitet, erscheinen die Heren wieder und singen den Fluch. Dann kehren die Abgetretenen zurück und es erfolgt zwischen ihnen das Gespräch, mit welchem der Dichter seinen zweiten Akt eröffnet. Sobald die Scene sich in eine andere Alpengegend mit einem Wasserfalle verwandelt hat, über welchen die Sonnenstrahlen einen Bogen „in den vielen Himmelsfarben“ spannen, tritt Manfred auf und beschwört die Alpenhere, und geberdet sich erhebt sich diese aus dem über dem Kataraft gespannten Bogen. Sie vermag nicht zu thun, weshalb Manfred sie herausbeschworen hat. Todte zu erwecken oder ihn mit ihnen gleich zu betten. In seiner Hoffnung getäuscht, stürzt er nieder, und Nemesis, die Göttin der Vergeltung, und Clotho, Lachesis und Atropos, die drei Schwestern eines unabänderlichen Verhängnisses, umringen ihn.

Hiemit schließt der erste Aufzug. Wären nicht die Augen der Zuschauer überall beschäftigt gewesen, so würde Nemesis nicht ohne einiges Bravo für den Dichter die Worte haben sprechen können;

I was detain'd repairing shatter'd thrones,
Marrying fools, restoring dynasties,
Arranging men upon their own revenge;
And making them expert their own revenge;
Goading the wise to madness, from the dull
Shaping out oracles to rule the world
Afresh, for they were waxing out of date,
And mortals dared to ponder for themselves,
To weigh kings in the balance, and to speak
Of freedom, the forbidden fruit. — — —

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 19.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 22. Januar 1835.

Durchschauert mich, ihr Donner des wilden Elements!

Denis.

An den Rheinfall bei Schaffhausen. *)

Dich, die du zu Gottes Allmacht mich schwingst,
Mich niederbeugest zur Ohnmacht des Nichts,
O Schlacht der Wogen! dich feire mein Geist
Mit Beben der Wonn' im Gesang!

Noch war ich ein muntrer Knabe, noch flog,
Ein Spielzeug den Westen, mein Haargold, da hob
Sich glühend der Wunsch zur Sehnsucht in mir:
Dich, herrlicher Rheinfall! zu sehn.

Gekrönt ist mein Wunsch! Dies feire mein Lied
Durch's Harfenspiel tönend, dies jauchze mein Geist!
Mein gieriges Aug', mein trunkenes Ohr
Hängt, schäumender Donner, an dir.

Ich seh', wie, von hellem Silber umstäubt,
Das ohrenbetäubende Wellengebrüll
Durch kämpfende Felsen wüthend hinab
In's ewige Wassergrab stürzt.

Ich seh' mit gespanntem, schwindelndem Blick,
Wie hehr deine Stirn, von Dünsten entwölkt,
Beim röthenden Strahl des werdenden Tags
Auf stürzende Silberfluth blickt.

Ich seh' — doch ich bebe, sinke, versink'
Im Schauer der Macht, die die felsige Wand
Gen Himmel gethürmt, und, grünlicher Rhein,
Hinab dir zu donnern befahl.

Der Andacht Begeist'rung flügelt mein Herz
Voll Ehrfurcht zu dir, unermeßlicher Geist!
Zu dir, des Allmacht, im Tempel Natur,
Des Stromfalls Posaunen enthallt!

Des Unendlichen, für uns Endliche hier
Gegründetes Denkmal umschwebe mich oft
Im Traum, den der Morgen thaut, und im Ernst,
Der freundlich entschimmert dem Mond.

Dem panzerte Frost des Eismeers das Herz
In stählerner Brust, der erkennet nicht Gott,
Ein Unmensch ist er, der fühllos dich sah,
Und deiner auf immer vergaß!

*) Aus den eben in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienenen sämmtlichen Dichtungen vom Frhrn. v. Weissenberg. 4 Bände. Subscriptionspreis fl. 3.

Digitized by Google

Ueber den Ursprung unserer Gedanken.

(Beſchluß.)

Jn neueſter Zeit hat der bekannte Improviſator Langenſchwarz den obigen Satz Bardilis: „das Denken iſt eiu Rechnen,“ in ſeiner Schrift: die Arithmetik der Sprache oder der Redner durch ſich ſelbſt, durchgeführt, indem er das Denken überhaupt, welches hier freilich im Sinne des mittelbaren genommen werden muß, durch eine Reihung (Addition), Trennung (Subtraktion), Mehrung (Multiplication), Fügung (Diviſion) der Gedanken zu einer innern Klarheit des Bewußtſeyns hindurchführt und daſſelbe zu einem Reſultat der in innerer Klarheit wirkenden und thätigen Willenskraft erhebt. Wie weit man es hierin bringen könne, mit welcher bewußten Rechenkunſt man Herr ſeiner in der Außenwelt entſtandenen Empfindungen und der durch ſie bedingten (mittelbaren) Gedanken werden könne, lehrt jene Schrift, aus welcher aber auch zugleich hin und wieder, dunkel angedeutet, der Gegenſatz zwiſchen dem unmittelbaren und mittelbaren Denken hervorleuchtet, von denen jenes die Regel ſchon angedoren enthält, wogegen bei dieſem die, durch die Sinne erkennende Seele die Regel aus Erfahrung und aus Abſtraktion von der äußern Sinnenwelt ſich entwirft. Es iſt eine allgemeine Erfahrung, daß unſere Anfangs dunkeln Vorſtellungen immer lichter werden, je länger ſie in der Seele ruhen; aber ſelbſt dieſe in der Jntelligenz der Seele begründete Klarheit hat gewöhnlich einen tiefern Grund, indem bei ruhigem Nachdenken über einen dunkeln Gegenſtand uns plötzlich durch einen Blitz des Geiſtes Licht und Klarheit kommt, welche wir dann unſerer Seele und deren Nachdenken zuſchreiben. Dieſe gewöhnliche Art des mittelbaren Denkens wird auch von Heinroth*) ein gegenſtändliches genannt (in Bezug auf Goethe), indem das Denken ſich von den Gegenſtänden anſpinne und ſich von ihnen nicht trenne, ſo daß das Anſchauen ſelbſt ein Denken, das Denken ein Anſchauen ſey. Hierüber ſagt Goethe ſelbſt, dieſe Art des gegenſtändlichen Denkens habe bewirken müſſen, daß alle Gegenſtände, die er in ſeinem Leben betrachtet und unterſucht habe, gerade nur die wirklich bewirkte Vorſtellung und Ueberzeugung in ihm erregt hätten; das ganze Verfahren beruhe auf dem Ableiten, indem man nicht raſte, bis man einen prägnanten Punkt gefunden habe, von dem ſich Vieles ableiten ließe.

Wenn nun aber das menſchliche Denken in der Jdee ſo ſchroff in unmittelbares, höheres Denken des Geiſtes und in mittelbares Denken des Verſtandes (der Seele) geſondert iſt, ſo tritt doch die Vermiſchung und Verbindung beider Arten im Leben ſo oft ein, daß dieſe Sonderung nur für gewiſſe freiere Zuſtände des Geiſtes anwendbar iſt und das unmittelbare Geiſtedenken im gewöhnlichen Leben mehr als aufleuchtender Gedankenblitz, als Einfall erſcheint, was oben näher angedeutet iſt. Das Denken des Menſchen iſt alſo zugleich unmittelbar und gegenſtändlich, und die Syſtole und Diaſtole des menſchlichen Geiſtes erſcheint dort, wie ein zweiter Herzſchlag, niemals getrennt, immer pulſirend.

Dies möge hinreichen, den Urſprung unſerer höheren Gedanken auf ein höheres Reich des Geiſtes und auf deſſen unmittelbares Erkennen zurückzuführen, welches ſich in des Geiſtes univerſeller Thätigkeit, alſo ſowohl im Hellſehen als auch in der Poeſie offenbaren muß, wodurch ſomit auch ein inniger Zuſammenhang der Poeſie mit dem Hellſehen bei der Beziehung beider auf den Geiſt klar hervortritt. Und wenn ſich auch beim Nachſinnen über uns ſelbſt immer das Höchſte und Erſte unſerer geiſtigen Natur der Forſchung entzieht und wir uns ſelbſt ein ungelöſtes Räthſel bleiben, ſo muß doch die Ueberzeugung und der Glaube, daß die Welt unſerer Gedanken in einem unvergänglichern Mutterboden wurzele, als bloß in der groben, hinfälligen Gehirnmaſſe, eine ſanfte Tröſtung für die Zukunft und eine Zuſicherung unſerer Unſterblichkeit gewähren. Es gilt hier der bekannte orphiſche Spruch auf den Zeus, als dem ſymboliſchen Ausdruck für „Geiſt.“

„Zeus der erſte, der mittelſte Zeus, Zeus wirkſam in Allem!“

Darum ſagt auch der, durch ſeine ausgezeichnete Seherkraft ſo berühmte Plotin ſterbend in ſeinem 66ſten Jahre zu ſeinem Arzt und Schüler Euſtochius: „Jch ſuche jetzt den Gott in uns zu der im Weltall befindlichen Gottheit heimzuführen.“ Und damit ſtarb er freudig!

*) Lehrbuch der Anthropologie, S. 488.

Das engliſche Parlament und die Mäſſigkeitsvereine.

(Fortſetzung.)

Es iſt augenfällig, daß ſich in England, wie ſehr auch dem natürlichen Gang der Ereigniſſe von Seiten der Regierenden Hinderniſſe in den Weg gelegt werden mögen, eine neue Ordnung der Dinge vorbereitet. Vielleicht iſt ſogar die Zeit nicht gar zu fern, wo die Namen Whig und Tory ihre vielhundertjährige Bedeutung verlieren, wo die Leute, welche ſich jetzt ſelbſt damit bezeichnen, ſich über ihre lange Feindſchaft wundern werden. Jndeſſen habe ich in England durchaus kein Symptom bemerkt, das auf eine bevorſtehende gewaltſame Umwälzung deutete, und ich fühle mich von Achtung

Digitized by Google

durchdrungen vor einem Volk, das, während ihm der Aussatz der Mißbräuche am Marke zehrt, Herr seiner selbst bleibt und sich ruhig verhält, ohne darum in Erschlaffung zu verfallen zu seyn. Man denke sich ein Land, das auf achtzehn Millionen Einwohner nur siebzehn bis achtzehntausend Landeigenthümer zählt, wo es weite Strecken unbebauten Landes gibt, weil es an guten Gesetzen hinsichtlich des Grundbesitzes fehlt, wo jährlich Tausende dem Vaterland den Rücken kehren, weil es ihnen keinen Unterhalt gibt; ein Land, wo der Gewerbsfleiß auf eine beispiellose Höhe getrieben ist, und zwar durch sechs, sieben Millionen Menschen, deren Existenz schwankend und nur gar zu oft höchst armselig ist; ein Land, das vorzugsweise von Handel und Industrie lebt, und in dem doch lästige Gesetze und drückende Steuern beiden Fesseln anlegen, weil man vor Allem und um jeden Preis die Zinsen einer ungeheuren Staatsschuld beschaffen muß; ein Land, wo der Soldat nach zwanzig Dienstjahren auf kein Fähnrichspatent Anspruch hat, wo alle Offiziersstellen verkauft werden, wo man die Gerechtigkeit mit Gold aufwiegen muß, wo die Glieder der dissentirenden Gemeinden einen Theil ihrer Ernte zur Besoldung eines fremden Kultus opfern müssen; ein Land, wo Thron und Aristokratie mit dem Nimbus, der sie früher umgab, ihre Hauptstärke eingebüßt; wo eine Fluth von Zerrbildern und Flugschriften Tag für Tag der gesetzlichen Gewalt Hohn spricht, wo die periodische Presse ohne Unterlaß gegen Mißbräuche und Privilegien donnert; wo alle Gewalt in den Händen der vom Volk gewählten Männer liegt, wo das Volk seine Stärke, seine Macht kennt, aber sich begnügt, aus dem baufälligen Gebäude, das so schwer auf ihm lastet, heute einen Stein zu nehmen, morgen einen andern, und dann wieder auszuruhen: dies ist das heutige England.

Diese Mäßigung, diese Klugheit hat mehr als Eine Quelle: einmal den gesunden Verstand der Nation und die Macht, welche so altehrwürdige Institutionen trotz ihrer Gebrechen immer noch auf die Gemüther üben, sodann das Interesse, das so viele Tausende bei Aufrechthaltung der Staatsschuld haben, vor Allem aber die allgemeine Achtung vor dem Gesetz, die auf's Innigste mit den religiösen Gefühlen zusammenhängt. In Frankreich will man genießen, um jeden Preis, ohne Zeitverlust; dort beschränkt sich ja alle Hoffnung und aller Genuß auf dieses Leben; in England aber versteht man sich auf's Warten und Dulden, liegt doch nicht Alles, was man hofft, alles, worauf man sinnt, diesseits des Grabes. Dieser wichtige Punkt fällt einem freilich nicht auf, wenn man in der Reihe der Stände nur die beiden Extreme beobachtet: einerseits die tolle Eitelkeit, die unbegreifliche Frivolität und das ärgerliche Leben der sogenannten fashionable Welt, andererseits die tiefe Gesunkenheit des Pöbels, die groben Laster und Verbrechen, wie Rohheit und Elend sie erzeugen, lassen den oberflächlichen Beobachter die ganze Nation mißachten. Sieht man sich aber genauer um, beobachtet man die Mittelstände und betrachtet dann auch die andern mit geschärftem Blick, so wird der Eindruck ein ganz anderer; dann findet man, daß ein großer Theil der englischen Nation, und sicher der aufgeklärteste, sich in seiner Handlungsweise durch Gefühle höherer Natur leiten läßt, daß jene Stände, welche Gott fürchten und denen Sittlichkeit kein leerer Name ist, sich zum ganzen Lande verhalten wie der Ballast zum Schiffe, und es davor schützen, daß es nicht zum Spielzeug politischer Stürme wird. Diese achtunggebietende Masse ist es, welche Zufluchtshäuser für die Armen stiftet, Schulen und Hospitäler ausstattet, Kirchen baut, die Bibel in der Welt verbreitet; sie ist es, welche auf Abschaffung der Sklaverei dringt und Mäßigkeitsvereine stiftet.

Ich war sehr neugierig, eines der letztgenannten merkwürdigen Institute kennen zu lernen, und so stand ich denn eines Abends, nachdem ich die kleine Steuer entrichtet hatte, welche wegen der nothwendigen Kosten erhoben wird, in einem geräumigen, einfach geschmückten Saale. Ich fand vier- bis fünfhundert Personen beisammen, wovon Manche, gleich mir, die Neugierde herbeigezogen hatte. Auf den längs der Wände angebrachten Bänken unterhielten sich Frauen aller Stände, andere saßen an großen, hufeisenförmig aufgestellten Tischen und servirten Thee den Frauen und den Männern, die auf dem freien Raum umherstanden. Hinten, der Thüre gegenüber, stand, etwas erhöht, der leere Stuhl des Präsidenten. Die Stadt, wo dies vorging, war ein fester Platz und ein Seehafen ersten Rangs, und die Versammlung bestand zum Theil aus Seeleuten und Militärs aller Grade. Der Soldat und der Matrose standen hier auf völlig gleichem Fuß mit ihren Offizieren, die Diener des Evangeliums und die Beamten der Stadt mischten sich unter die Geringsten ihrer Mitbürger, und sogar die Frauen bemühten sich, möglichst die Spuren der gesellschaftlichen Hierarchie zu vermischen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

(Fortsetzung.)

Byrons Manfred.

Der Anfang des zweiten Aktes zeigt uns Manfreds Schloß, im Vordergrunde eine dasselbe umgebende Terrasse, im Hintergrunde das blaue Meer. Ueber das Ganze gießt der Mond sein silbernes Licht, und ein dunkelrother Schein

Digitized by Google

erhellt eines der Thurmfenster, ein Zeichen, daß Manfred dort wacht. Zwei seiner Diener stehen im Gespräche, bis der Abt von St. Maurice sie durch die Frage nach ihrem Herrn unterbricht. Sie deuten auf den Thurm, und da der Abt von ihren Vorstellungen sich nicht abhalten läßt, Zutritt zu fordern, gehen sie mit ihm ab. — Die Scene verwandelt sich nun in die Halle des Ariman's, des bösen Prinzips. Sein Thron ist eine Feuerzunge, alle seine Umgebungen strahlen in Feuer; vor ihm stehen seine dienstbaren Geister, hinter ihm schwer Gewappnete. Nachdem die Geister ihre Hymnen gesungen haben, tritt Manfred ein. Er begehrt, die verdammte Astarte zu sehen. Nemesis beschwört sie herbei: „Schatten oder Geist, was du immer seyst!“ und auf der Mitte erhebt sich Astarte's Schatten. Auf Manfreds stürmisches Bitten nennt sie seinen Namen, sagt ihm, daß morgen sein irdisches Leiden enden werde, und verschwindet. Manfred stürzt besinnungslos zu Boden, und in wildem Jauchzen umtanzen ihn die Geister. — Die nächste Scene ist wieder in Manfreds Schlosse, ein geräumiges Zimmer, er im Selbstgespräche. Man meldet den Abt; freundlich empfängt ihn Manfred, aber vergebens bemüht sich der heilige Vater, ihn in die verlassenen Kreise des Lebens zurückzuführen. — Die Bühne verwandelt sich in die Alpenglets scher. Manfreds letzte Stunde ist gekommen; unter Donner, Blitz und Sturm erheben die Gletscher; die riesigen Gebirge brechen zusammen, und Manfred, auftalt, wie beim Dichter, in seinem Thurmzimmer zu sterben, findet hier das früher gewünschte Felsengrab. „Noch would have been for me a fitting tomb.“

Diese Angabe des Scenenwechsels, und besonders das theatralische Ende Manfreds werden hinreichend den voranss geschicten Satz beweisen, daß Byrons Gedicht im Coventgarden-Theater zum bloßen Schaustück benutzt worden ist. Bei einem solchen ist das Spiel völlig Nebensache, und wo das der Fall, darf davon auch nur nebenbei die Rede seyn. Eine Kritik würde mehr als je Gefahr laufen, den Spielenden Unrecht zu thun. Sie wissen, daß nicht sie, sondern die Decorationsmaler und Maschinisten die eigentlich Spielenden, daß sie nur die Fäden sind, der sie in Bewegung setzt, und die Gewöhnheit, dieselben zu werden, entschuldigt wenigstens einen Mangel an Auffassung. Gleichwohl fällt dieser dem Einzigen, von dem man sagen kann, daß er zu spielen hat, Dewoll als Manfred, nicht zur Last. Er that alles Mögliche, wäre es auch nur durch gewaltiges Schreien und knochenzerbrechendes Niederwerfen, einen Theil der der Scenerie zugewendeten Aufmerksamkeit sich zu gewinnen. Doch dürfte ihm das wenniger gelingen, als der lieblichen Miß Tree, die als Ascendere wirklich bezaubernd böslich war. Alles Lob gebühret den oben genannten Herren Gehülfen für die Präcision des Scenenwechsels. Da stockt nichts, da knarrt nichts, da zaudert nichts, da zappelt nichts Lachen erregend in der Luft. Oft ist es in der That, als habe ein Zauberschlag die Bühne verändert, und die Halle des Ariman's muß Bewunderung erregen. Daher ist auch dieser Scene, unpassig dem Glanzpunkte des Ganzen, der Auftrag geworden, überall, wo öffentliche Anschläge erlaubt sind, in ungeheuerm Formate die Meuster der Vorstellungen zu wecken. Und wenn alle diejenigen, die gaffend dabei verweilen, sich nur ein Mal verlocken lassen, das Abscheuliche mit der wirklichen Vorstellung zu vergleichen, so fehlet es keinen Zweifel, daß die verschiedenen tausend Pfund, welche das in Scene Gesetzt gekostet hat, sehr gut angelegt sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Thiers Antrittsrede in der Akademie.

Sollte die von Thiers angestellte Vergleichung der Napoleonschen Politik mit der jetzigen eine Rechtfertigung der erstern seyn, so scheint sie fehl; denn nicht eigentlich um den Parteikampf zu verhüten, sondern um alle freien Stimmen, die sich gegen seinen Despotismus erheben konnten, zum Schweigen zu bringen, schlug er die Presse in Fesseln und machte die Tagesblätter zu unbedeutenden Intelligenzblättern. Freie Erörterung der Maßregeln seiner Regierung war ihm weit verhaßter, als Streitigkeiten der Parteien, die auch damals nicht aufhörten. Sogar hatte er es nicht ungern, wenn man den Jakobinern und andern Revolutionsmännern ihre Gräuel vorwarf, weil man dadurch die allgemeine Sicherheit und Ordnung unter seiner eigenen Regierung besser schätzen lernte. Wer darin hat Thiers Recht, daß er behauptet, die Uebertreibungen, die sich zuweilen die periodische Presse erlaubt, seyen eine geringe Unbequemlichkeit in Vergleich mit den überwiegenden Vortheilen der völligen Freiheit. Wäre Napoleon so klug gewesen, als man es jetzt ist, so würde er zwar nicht Alles haben thun können, was er sich erlaubt hat, aber vielleicht hätte er viel länger regiert und seinem Stamme den von ihm errichteten Thron übergeben, der nun für denselben verloren ist. — Noch eine Stelle in Thiers Rede fand Beifall, die nämlich, wo er sehr schön sagte, die Zeit, wo in er geboren, sey für ihn auch ein Vaterland, wie der Boden, worauf er geboren. Er sey den Bewegungen, den Fortschritten der Beobachtenden zugethan, welche in der jetzigen Zeit geschehen, wie dem Volke, dessen Mitglieder er sey. Natürlich ist dies der Vorbeit eines jungen Ministers, welcher sich zuvor zu den liberalen Gesinnungen seiner Zeit bekannt hat, daß er dieselben doch nicht ganz verläugnen kann, wenn er an's Staatsruder gelangt ist, und daß er nichts von den Vorurtheilen, beschränkten Ansichten und Gewohnheiten eines am Hofe oder unter privilegirten Kasten erzogenen Staates mannes mit sich bringt. Thiers hat seine Jugendzeit mit den Männern der liberalen Opposition, mit freisinnigen Journalisten, mit dem jetzigen Geschichte zugebracht. Aus Eigennung, aus Gefälligkeit oder aus andern Rücksichten kann er Manches in seinen Gesinnungen ändern, oder thun, als ob er sie änderte; aber ein Minister vom alten Hofe, oder ein orleanistischer Vezier kann er doch nie werden, er müßte denn alle Scham von sich werfen und ein Apostat werden, was sich von ihm wohl nicht erwarten läßt. Denselben Gesichtsmuskeln fallen freilich zuweilen in der Hofluft vor; indessen würden sie ihn bei der jetzigen Presfreiheit doch allzu sehr entehren, als daß ein junger Mann, der doch bald wieder vom Ministerposten abberufen werden kann, der Welt ein solches Aergernis geben möchte. Dem Gebrauche nach hatte ein Akademiker im Namen der Akademie dem Neuaufgenommenen zu antworten, oder, wie es heißt, ihn zu bewillkommentren. Man hatte dazu Bignet, den bekannten Dichter und noch bekannteren Anhänger des Ministeriums, gewählt. Dieser lobte Thiers als Geschichtsforscher der Revolution ganz entsetzlich, weshalb ein Journal spöttisch bemerkte, Bignet habe den Minister mit seinem Lobe zuvorkommend gegeißelt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 20.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 23. Januar 1835.

— Ut mihi saepe
Bilem, saepe jocum vestri movere tumultus.
Horat.
Epist.

Ein Dichterthee bei Nero.

Aus Jupiter Binder, von Karl Gutzkow. *)

Große Halle mit mehreren Seitenthüren und einer Hauptthür: im Hintergrunde. In der Mitte eine Tribüne.

Ein Hauptmann mit Soldaten tritt auf.

Hauptmann.

Marsch! Schultert das Gewehr!
Macht Eurem Hauptmann Ehr!
Die Augen links; rechtsum geschwenkt,
Und weder rück- noch vorgedrängt;
Den Fuß am Leibe nicht gehängt,
Und jeden Muskel angestrengt!
So brav! — Ja, unser Regiment,
Das nur den Stock und Schweigen kennt,
Das ist das einz'ge, das noch hält
Die Ordnung aufrecht in der Welt;
Wo Jeder thun mag, was er will,
Da steht das ganze Wesen still.
Ist wieder 'nmal ein Rebellion
Im Werk gewesen; der Lujon
Von Piso soll der Hauptwardein
Und erster Schuft dabei gewesen seyn.
Jetzt ist der ganze Mordverschwör
Im kriminalischen Verhör.
Wer Nichts gesteht, dem kömmt es bitter an,
Und wer gesteht, ist auch 'n verlorner Mann.
Doch ist zum Schwatzen jetzt kein Zeit.
Nun, merket auf, ihr tapfere Kriegesleut',
In diesen Saal hierauf der Kaiser tritt,
Heut macht er seinen Hippogryphenritt.
Was weiß ich? Mich kümmert nichts,
Wenn nur von Euch ein jeder Taugenichts
Parat ist, observiret das Signal,
Falls nöthig wird ein Ueberfall.
Wer gibt Euch Beyd? wer gibt Euch Lohn?
Wer hat von Eurem Witz die Ehr davon?
Jetzt plaudert nicht! Kreuz Million!
Rechts schwenkt das ganze Bataillon!
(Die Soldaten vertheilen sich in den Nebenzimmern.)

Die Dichter treten ein.

Chor der Dichter.

Wir sind die Aechten,
Besonders Rechten,
Die Vielgeprüften,
Vom Kaiser selbst mit Ruhm verbriefteten!
Wir sind die wahren
Poetenschnaren,

*) Siehe Morgenblatt 1834. Nr. 217.

Leute mit einer Vorlesung zu ergötzen. Dies war der durch seine Feuilletons im Journal des Débats und durch seine vielen Aufsätze in Zeitschriften und andere Werke bekannte Jules Janin. Das Athenée, de Paris, eine Privatanstalt, welche ihren Abonnenten eine Bibliothek, Zeitschriften, gelehrte Säle und Vorlesungen zum Besten gibt, hatte ihn bewogen, eine Vorlesung über die Geschichte der Journalistik zu halten. Noch nie war dieser witzige Schriftsteller öffentlich aufgetreten, weßhalb er auch etwas furchtsam ausfah, was man mit seiner Kühnheit im Angreifen mancher Schriftsteller nicht wohl reimen konnte. Dieser junge Mann ist ein furchtbarer Gegner aller Vaudevilledichter, und hat es sich in den Kopf gesetzt, das Vaudeville sey eine schlechte Gattung der Dramatik. Die Tribüne bemerkte neulich, wenn das Vaudeville in Frankreich durch etwas umstoßen könnte, müßte es längst unter J. Janins Streichen erlegen seyn. Aber nie sind mehr Vaudevilles gedruckt worden, als jetzt, und wiewohl zwei oder drei andere junge Theaterkritiker in J. Janins Ton einstimmen und auch Sturm gegen dasselbe laufen, so steht es doch noch fest auf den Füßen und wird wohl noch lange den Angriffen der jungen Theaterkritiker und den schlechten Versuchen mancher Vaudevilledichter trotzen; denn diese Schauspielgattung ist ganz dem französischen Geschmacke angemessen, und was ihr an Natürlichkeit abgeht, ersetzt sie durch Heiterkeit und Witz. So sachte Sachen Scribe in dieser beschränkten Gattung auch arbeiten, so hat er doch seine Gnade vor J. Janin und seinen Nachbetern finden können; aber noch weit schlimmer behandeln sie Ancelot, der auch wirklich das Vaudeville auf den standhaften Boden der französischen Hofnarrigen der vorigen Jahrhunderte hat ziehen wollen. Scribe haben alle diese Theaterkritiken nicht zu Grunde gerichtet, und erst neulich ließ ihm die Académie française Gerechtigkeit widerfahren, indem sie ihn zu ihrem Mitgliede ernannte, eben als er seinen „Ehrgeizigen“ auf die Bühne des Théâtre français gebracht hatte. Leider war dies neue Stück kein neues Meisterwerk, aber die Aufnahme war man seinen vielen andern vortrefflichen oder doch hübsch geistreichen Stücken schuldig. Das Vaudeville besteht also, wie gesagt, trotz aller Feuilletons des witzigen J. Janins noch immer fort; vielmehr werden noch mehr Vaudevilles gedichtet, seitdem er so bübsche Artikel gegen dieselben geschrieben hat, gerade wie in gewissen Ländern die Sachen noch viel ärger getrieben werden, wenn man sich heftig darüber beschwert. J. Janin trat vor einem zahlreichen Auditorium als Geschichtschreiber der Journalistik auf. Leider habe ich dieser Versammlung nicht beiwohnen können; ich habe dadurch zwar nicht die Geschichte der Journalistik, denn diese hat der junge Mann nicht einmal bedacht, sondern die geistreiche Bemerkungen über die Wichtigkeit und den Einfluß der Journale, besonders in Hinsicht auf Frankreich, verloren. Es gibt Länder, in welchen man die Geschichte der Journale in einer Zeile abfertigen könnte; nicht so in Frankreich. Schon vor der Revolution hatten die Journale wo nicht in politischer, doch in literarischer Hinsicht, und besonders auf die Bildung der Nation, bedeutenden Einfluß. Das Leben in der Hauptstadt schilderten sie wahr und lebendig. Lieder, Epigramme und Karrikaturbilder bissen nach, wenn es Lücken in den Zeitungen gab, oder Korrespondenten schrieben an deutsche und andere Höfe eigene Blätter zur Ergänzung der gedruckten. Des langen zwangvollen Wesens müde, brach endlich im Jahr 1789 der Strom durch, und nun kam Alles zum Vorschein, was beschränkte Staatsmänner auf ewig in die Vergessenheit glaubten begraben zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Januar.

(Fortsetzung.)

Der traveStirte Manfred.

Der goldene Regen, welchen der Gedanke, Manfred auf die Bühne zu bringen, über Coventgarden aufgegossen, hat den Unternehmer des Strand-Theaters, unstreitig eines der besten der kleinern Theater, auf den Einfall gebracht, sein Glück mit einer Travestie zu versuchen. Der Verfasser des mit vielem Beifall aufgenommenen revolt of the workhouse — die Empörung im Arbeitshause — hat ihm seine Feder geliehen; das traveStirte Drama heißt Man-Fred (Mann-Friede), Mitchell spielt die Namensrolle des Stücks, und gleich Coventgarden ist das Strand-Theater jeden Abend zum Brechen voll. Mann-Fred ist ein Schornsteinfegermeister. Die neue Parlamentsakte, welche das Steuerpfuschen verbietet, hat ihm den Geldbeutel gesegt. Er nennt sie deßhalb eine ungeheure Maßregel, a sweeping measure.“ Der Vorhang rollt auf, und einsam in seinem Keller sitzt der ruinirte Schornsteinfegermeister, nicht bei Mondschein, sondern beim blassen Schimmer eines ärmlichen Nachtlichts. Er monologisirt über das Schwindelhafte seiner Lage, über das harte Verhängniß, das sein Gewerbe getroffen, und über seinen Kleinmuth. Die Betrachtung des letztern macht ihn schamroth, die seiner verzweifelten Umstände macht ihn verwegen; er erhebt sich und citirt die Geister des Russes zu seinem Beistande. Sie weigern sich, zu erscheinen; aber er droht, ihnen kaltes Wasser über die Haut zu gießen, und sie erbocchen, seine „dienstbaren Geister,“ sämmtlich in der Gestalt und Kleidung von Schornsteinfegerjungen. Er bemerkt jedoch, an seinem armen Leibe weben, daß ihre Macht nicht ausreicht, ihm die Taschen zu füllen und die Verzweiflung aus seiner Seele zu nehmen. Alle laut er sie in höchstem Unwillen fort, stürzt aus seinem Keller und erklimmt einen Steinhaufen, den die Arbeiter beim Ausreißen des Pflasters zusammengeworfen haben, um Gebräuch zu legen. Hier steht er, gleich Manfred auf dem Felsabhange, in angemessenem Selbstgespräche bald zaghaft, bald muthvoll den Vorsatz wiederholend, seinem elenden Daseyn durch einen kühnen Sprung ein Ende zu machen. Nach dem Erforderniß der Travestie, aber nicht weiter, äußert hier die Scene der in Coventgarden, und Mitchell ahmt die Stellung des Dewolf mit so täuschender Aehnlichkeit nach, daß es umsonst seyn dürfte, dieses gesehen zu haben und bei Mitchells Anblick ernsthaft zu bleiben. Plötzlich springt er nicht herab, sondern wird im Augenblicke, wo er den Kopf weit vorstreckt, um die Tiefe der Grube zu messen, von einem Stadt-Feuerwächter beim Kragen gefaßt und nach einigem Widerstande, dessen Possierlichkeit besonders daraus entsteht, daß der Feuerwächter sich nicht schwarz machen will, in festen Gewahrsam genommen. Wie er sich dieses entzieht, bleibt unbekannt. In der nächsten Scene erscheint er auf der Bühne der italienischen Oper, wohin der Gegenstand seiner zärtlichen Gefühle, Anna Starkie, ihm gefolgt oder vielmehr vorausgeeilt ist. Anna Starkie ist weder mehr, noch weniger, als eine banterotte Obst- und Fischverkäuferin, und erscheint hiesen getleten Schornsteinfeger als Geist von Signora Grisi, deren Spiel und Gesang Miß P. Horton trefflich nachzuahmen versteht.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 21.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 24. Januar 1835.

Im Geiste strebe zu entfliehn
Den Schranken kleiner Menschenmeinung;
Dann treibt der Klarheit innern Spiegel nie
Durch Lieb' und Sorg' und Haß die rege Phantasie.
Platen.

Der Historiker.

Morgens, mit dem frühsten Lichte
Schlägt er ernste Bücher auf
Und verfolgt der Weltgeschichte
Räthselhaft verschlungnen Lauf;

In der Kammer überhört er,
Wie die Menschheit bang sich müht;
Die Vergangenheit beschwört er,
Daß sie neu lebendig glüht.

Doch am späten Abend wiegt er
Schöne Kinder auf dem Knie,
Und in künft'ge Zeiten fliegt er
Mit entbundner Phantasie.

Wenn begeistert er am Morgen
Alte Helden ließ erstehn,
Läßt er Abends trübe Sorgen
In der Zukunft Traum vergehn.

Vorwärts oder rückwärts findet
Er ein tröstliches Geschick,
Und die Gegenwart verschwindet
Seinem Janus-Seherblick.

Gustav Pfizer.

Das englische Parlament und die Mässigkeitsvereine.

(Beschluß.)

Sofort gab der Präsident das Wort denjenigen, welche etwa über die guten Früchte der Mäßigkeitsvereine etwas vorzubringen hätten. Der Kapitän eines Kauffahrers versicherte, die Assekuranzprämie für sein Fahrzeug sey bedeutend herabgesezt worden, seit er den Branntwein darauf abgeschafft, und im selben Verhältniß steige die Einnahme von der Fracht. Noch traten mehrere Personen mit ähnlichen Berichten auf, und am Ende drängte sich ein untersezter, munterer Bursche, ein Matrose von etwa dreißig Jahren, durch die Menge und rief: „Offenherzig gesagt, ehe ich Mitglied der ehrenwerthen Gesellschaft wurde, lebte ich mit meinen Obern und mit mir selbst in Unfriede; war ich nicht in der Schenke, so saß ich im Arrest; was ich im Ueberfluß hatte, waren Schulden, und woran es mir beständig fehlte, war Geld. Jezt, Gott sey Dank! stehe ich mich gut mit meinen Obern und mit meinem Gewissen auch, und mein Beutel" — hiebei klopfte er auf seine Tasche — „ist ziemlich gefüllt, und hier ist eine Krone für die Armen des Kirchspiels." Herzliches Gelächter begleitete die naiven

Herzensergießungen des Matrosen. — Der Präsident schloß die Sitzung mit einer pathetischen Anrede. Er forderte die Männer und Väter, denen eingewurzelte Gewohnheit den Eintritt in den Verein nicht gestatte, feierlich auf, wenigstens ihre Weiber und Kinder nicht davon abzuhalten. „Dies," so schloß er, „kann für euch selbst gesegnete Folgen haben; denn vielleicht mag das Beispiel derer, die euern Herzen am nächsten sind, euch dereinst auf den Pfad der Tugend zurückführen." Der alte Seemann sprach den Segen über die Versammelten und hob die Sitzung auf.

Ich nahm den tiefsten Eindruck vom Gesehenen und Gehörten mit mir fort. Ja, dachte ich, das ist Bruderliebe im Sinne des Christenthums, das ist die wahre Gleichheit, nicht jene, die man anderswo zum Panier macht und mißachtet, sobald Ehrgeiz und Habsucht ihr Ziel gefunden, nein, die Gleichheit, welche die Menschen wahrhaft erhebt, die geistig allen Unterschied zwischen ihnen aufhebt und nur die Aristokratie der Tugend bestehen läßt. Dürfen wir im Geist dieser schönen Vereine das Dämmerlicht einer neuen Kultur erblicken, der die Welt entgegengeht, einen Stern, der uns leiten will im Dunkel, das über dem künftigen Loose des Menschengeschlechts liegt? Mein Blick blieb an England haften; ich vergaß den lächerlichen Hochmuth, den verderblichen Leichtsinn seiner Aristokratie, die Rohheit, die Verworfenheit seines Pöbels; ich sah nur das große, das kräftige Volk, wo die feurigsten Vertheidiger der natürlichen Freiheit im Allgemeinen doch die Ersten sind, welche auf gebührende Beschränkung derselben dringen, wo Sittlichkeit und Menschenwürde dies verlangen. Und nicht nur auf Ausrottung eines einzigen Lasters wirken Vereine hin, welche im Namen der Mäßigkeit zusammentreten: die Tugenden sind Schwestern, so gut als die Laster, und Familienväter, welche freiwillig der Völlerei entsagen, müssen nothwendig zugleich geordneter, sparsamer, müssen bessere Männer und sorgsamere Väter werden. Ich dachte daran, wie viele durch Ruf, Aemter und Vermögen hochstehende Männer es sich zur Ehre rechnen, sich solchen Vereinen beizugesellen, und daß leztere in England schon nach wenigen Jahren zweimalhunderttausend Mitglieder zählen und ihre Grundsätze bereits auf dreihundert englischen Schiffen anerkannt sind. Da glaubte ich einzusehen, warum die Vorsicht gleichsam den Gürtel der Erde in die Hände dieser Nation gelegt und das Geschäft der Civilisation vorzugsweise ihr anvertraut hat. Und doch, dachte ich, ist dieses Volk, dem ein so hoher Beruf geworden, selbst nichts weniger als glücklich; es hat mit schrecklichen Uebeln zu kämpfen und Schaaren seiner Kinder sehen alljährlich das Vaterland mit dem Rücken an. Eine traurige Wahrheit, in der sich aber wohl eines jener unerforschlichen Gesetze der moralischen Welt offenbart. Ich gedachte großer, unglücklicher Menschen, ich dachte an Sokrates, Galilei, Descartes, Rousseau und so viele andere, und fragte mich, ob es vielleicht den Nationen ergehe wie den Individuen, ob auch sie den Ruhm, vor der Menschheit herzuschreiten und der Kultur die Wege zu bahnen, mit langem Weh und schweren Leiden erkaufen müssen.

Ein Dichterthee bei Nero.

(Fortsetzung.)

Humorist.

Aus wie wundersamen Dingen nimmt jezt diese Baukunst, welche man, wie die Biber, nicht einmal zu lernen braucht, für welche man kein Patent und keinen Gewerbeschein löst und in welcher der Ungeschickteste immer der größte Meister ist, ihr Material her? Aus den unsichtbaren Fäden einer halben Hoffnung: aus dem Blick eines angebeteten Mädchens, aus der Phrase eines Gönners, der versprochen hat, es mit uns gut zu meinen, aus einem Loose in der Lotterie, aus dem Husten eines alten Erblassers; kurz aus tausend Seidenhärchen des Schicksals, an welche wir das bleierne Gewicht unserer Hoffnungen, unseres Alpdrückens und unserer nächtlichen Träume hängen. In den Luftschlössern herrscht auch immer Musik und Tanz, die schönsten Mädchen wechseln mit den vollsten Geldsäcken, auf einen Wink gehorchen tausend Diener, und doch wird Jeder noch einen besondern Giebel, einen besondern Schnörkel haben, den er an dieser Gattung von Gebäuden nach seinem eigenen Geschmack sehen will. Die freiste Mannichfaltigkeit waltet hier, wie auch bei den böhmischen Dörfern, die Jedem anders vorkommen. Bei dem Einen sieht ein böhmisches Dorf so aus, wie das, wovon gerade die Rede gewesen ist, beim Andern wie ein Satz aus der Naturgeschichte, beim Dritten wie der pythagoräische Lehrsatz, beim Vierten wie die Theorie der Gleichungen vom vierten Grade, beim Fünften wie eine Jahreszahl aus der Geschichte, beim Sechsten wie etwas, was man schon wieder vergessen hat oder wovon man nichts versteht. Der Landschaftsmaler — böhmische Dörfer wird er nicht zeichnen können, es sey denn, daß die Malerei für ihn selbst ein böhmisches Dorf ist. Der Geograph — vergebens sucht er sie auf den Landkarten; es sey denn, daß sie da lägen, wo er gerade nicht zu Haus ist.

Buchhändler.

Unübertrefflich! Sie Edelstein! Sie Saphir und Originalmensch! Welch sprudelnde Laune! Welch hin-

Digitized by Google

und herunterreißender Witz! Sie sind ganz der Meinige, und mit Schrecken hör' ich schon, daß sich diese klassischen und belorbeerten Poeten wieder die Schnäbel wetzen, um folgendes Lied zu singen:

Chor der Dichter.

Musenketzer,
Prosaschwätzer,
Willst du uns den Myrthenhain verstören?
Nachtigallen
Zu gefallen,
Wirbelt wahre Phantasie in Chören.
Nur am Reime,
Wie am Leime,
Am Spaliere soll hinauf sich ranken,
Was in Schachten
Zu beachten
Ist an goldenglänzenden Gedanken.
Nur von Schäfern,
Bunten Käfern
Sollt ihr singen hergebrachter Weise!
Nur im Kleinen
Nett erscheinen,
Zu des Alten hundertjähr'gem Preise.
Reimt Ihr Schmerzen
Stets auf Herzen,
Findet Ihr die Wahrheit nur in Klarheit,
Dann empfangt Ihr
Fester Hand hier
Zeugniß, daß Ihr Lerche und kein Staar seyd!

Ein junger Mensch (zum Buchhändler).

Mein Herr! Ein Wort im Vertrauen! Ich bin hier heute zum ersten Male; aber ich fühle es, auch ich bin in Arkadien geboren.

Buchhändler.

Frage ich denn nach Ihrem Taufschein? Was wollen Sie mit Ihrer Zudringlichkeit sagen?

Junger Mensch.

Nichts, mein Herr, als die einfachen Worte: Ich bin auch da! Ich komme eben ganz jung aus dem Neste geflogen, kann die Flügel und das Wasser schon halten, und möchte mich gern den klassischen Sängern der Nation anschließen.

Buchhändler.

Herr, was wollen Sie denn damit sagen?

Junger Mensch.

Mein Gott, nichts, als: ich dächte! Aber Verschwiegenheit! Meine Poesie bewegt sich in ganz neuen Gegenständen, z. B. besinge ich die Sterne, und habe die wichtige Entdeckung gemacht, daß sich Himmel auf Gewimmel, Glück auf Geschick, und Demuth auf Wehmuth reimt. Untersuchen Sie meine Verse, ob ich irgendwo sorglos Berge und Störche zusammengebracht habe, ob ich finden auf hinten folgen lasse, oder mir darin gefalle, Mängel auf Fenchel zu reimen. Ich besinge nie besungene Gegenstände, z. B. meine Geliebte, Frühlingsahnung, alte Klostermauern, Ritter, Treue, Schwesterliebe — —

Buchhändler.

Freilich, freilich, mein Lieber; ich sehe ja, daß nur Sie bloß noch gefehlt haben; aber hören Sie doch, hinter der Scene gehen Thüren, und vielleicht kommt der Kaiser.

Chor der Dichter.

Er naht! Er naht!
Schlingt einen Reigen,
Ihm anzuzeigen,
Daß unser Pfad,
Daß unsre Wonne
Nur sey ein Bogen
Von ihm, der Sonne,
Ringsum gezogen!
Beugt Eure Knie!
Der Nacken ziehe
Sich krumm zusammen!
Laßt nichts zu helle
Auflodernd flammen!
Auf alle Fälle
Ruft jezt Euch heiser,
Apollo hoch! hoch unser Dichter-Kaiser!

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

J. Janin über die Geschichte der Journalistik.

Die Journalistik ward nun eine Macht, die sich stolz und kühn im Staate erhob, und die Grundlage der jetzigen politischen Journalistik wurde. Für die Parteien ward sie eine furchtbare Waffe, die sie leider oftmals brauchten, wie alle ihnen zu Gebote stehenden Waffen. Die Partei, welche die stärkste blieb, wollte ihren überwundenen Gegnern diese Waffe entreißen, und brachte sie eine Zeitlang zur Ruhe und zum Schweigen. Was half es aber? Es kamen wieder Zeiten, wo das gewaltsam Verborgene an's Tageslicht kam. Sogar Napoleon hat mit all seiner Macht die Wahrheit nur auf einige Jahre verhüllen können. Nach seinem Falle bekam die französische Journalistik allmählich ihre Kraft wieder, und auch die Bourbons vermochten nur

Digitized by Google

auf kurze Zeit ihr die errungene Wichtigkeit zu nehmen. Aber der jezige Stand der französischen Journalistik schreibt sich erst vom Juli 1830 her, aus welchem so Vieles in Frankreich sich herschreibt. Erst seit den lezten vier Jahren sind die Pariser Journale das geworden, was sie jezt sind, die Verkünder aller Begebenheiten auf dem Erdkreise, die Beobachter und strengen Beurtheiler des Ganges der Regierung, die Sprecher der verschiedenen Parteien, welche im Staate ihre Grundsäze geltend machen wollen, die Niederlage so mancher vortrefflichen Aufsäze über alle möglichen, die Menschheit betreffenden Angelegenheiten. So verächtlich gewisse Machthaber noch aus alter Gewohnheit auf sie herabzuschauen pflegen, so angenehm ist ihnen doch der Beifall der Journale so ungern sehen sie die von ihnen begangenen Mißbräuche öffentlich aufgedeckt. Seit der Julirevolution sind aus den Journalen Minister, Deputirte und Staatsräthe hervorgegangen; die Journale sind der Kampfplaz, wo sich die jungen Politiker zu ihrem Vortheile zeigen und ihre Talente üben können; sie sind der Ort, wo die, welche nicht zur Tribüne gelangen können, ihre Ansichten vor der Welt niederlegen, wo alle Klagen laut werden, alle Ungerechtigkeiten an's Tageslicht gezogen werden. Sie sind die Verkünder alles Vor- und Rückschreitens in der Welt, die Warner ihrer Zeitgenossen, die Tröster der Unterdrückten. Janin schilderte sie, laut einiger Berichte, als eine unwiderstebliche Macht, die jeden Morgen sich mit lauter Stimme vor der ganzen Welt hören lasse, die sich bis zum Größten erhebe und bis zum Kleinsten hinabsteige, eine Macht, welcher Niemand ein Hinderniß in den Weg legen sollte, wegen des vielen Guten, das sie stifte, wegen des großen Einflusses, den sie ausübe. Ueber eine Stunde hat er von dieser Materie gesprochen, und zwar in dem ihm eigenen, lebhaften, bilderreichen Style. Die französischen, oder doch wenigstens die Pariser Journale haben in der That eine eigene Stellung in der Welt. Sie werden nicht allein, wie die ungeheuren, mit Intelligenznachrichten vollgepfropften Londoner Blätter, wegen der politischen Artikel gelesen, auch das literarisch-artistische, kurz, das ganze geistige Treiben der Nation schildern sie, und zwar oft mit Meisterhand; eine Menge Aufsäze gehen daher aus ihnen in deutsche, englische und andere Blätter und Zeitschriften über, und ein fortgeseztes Lesen derselben gibt eine ziemlich genaue Uebersicht des politischen, intellektuellen und ästhetischen Standes der französischen Nation. In der Fremde beklagt man sich zuweilen darüber, daß sie über die Angelegenheiten der Nachbar- oder entfernterer Länder schlecht unterrichtet sind; aber wo sollen sie bessere Nachrichten hernehmen? doch wohl nicht aus mangelhaften, verstümmelten, nichtssagenden Zeitungen?

(Der Beschluß folgt.)

London, Januar.

(Beschluß.)

Der travestirte Manfred.

In einem meiner lezten Berichte habe ich des verwaisten Zustandes der italienischen Oper erwähnt. Noch hat sich Niemand gefunden, der unter den angesonnenen Verbindlichkeiten sich der Waise annehmen will, und das vor Kurzem verbreitete Gerücht, daß Laporte mit den Eigenthümern des Hauses, deren an Legion grenzende Zahl allerdings schwer unter Einen Hut zu bringen seyn mag, neuerdings abgeschlossen habe, ist bis jezt wenigstens voreilig. Was nun, wenn es einträte, ich meine, wenn London eine Season und keine italienische Oper haben sollte, manchen Besucher und manche Besucherin in Kummer, Aerger und Langeweile versezen würde, das ist für diejenigen, die nicht zu jener Klasse gehören, gegenwärtig ein reicher Stoff der Kurzweil, des Lachens und des Zeitvertreibs, und diesen Stoff hat der Verfasser des Man-Fred in den genannten zwei Persönlichkeiten gleichsam verkörpert. Es ist gewiß bitterer Spott, daß ein ruinirter Schornsteinfeger, um nicht zu verhungern, als erster Liebhaber, und eine bereits verhungerte Obstverkäuferin, um ihren schwarzen Galan nicht zu verlieren, als Primadonna auf dem Theater der vornehmen Welt auftreten. Noch bitterer ist es jedoch, daß selbst diese Beiden die Einzigen sind, die zu einem solchen Engagement haben vermocht werden können, und wenn ja einer oder der andere unter den Zuschauern mit dem miserabeln Zustande jenes eleganten Hauses, zu welchem nur feingekleidete Damen und Herren Zutritt erhalten, unbekannt seyn sollte, so fehlt es für diese eben so wenig an unterrichtenden Bemerkungen, als für den unterrichteten Theil der Zuschauer an einer Menge glücklicher Anspielungen. Zu leztern gehört vorzüglich die, daß Man-Fred und Anna Starkie und alle diejenigen, die durch den Bankerott des Unternehmer in Dürftigkeit und Elend gerathen sind, und deren Geister jezt das Haus durchwandeln, aus Leibeskräften, und doch vergebens, nach einem neuen Pächter schreien. Man-Fred, der Einzige, der unter diesen Larven athmet, ist natürlich der am meisten Geplagte. Er flieht und flieht, aber überall verfolgt, „findet nirgends seine Sohle Ruhe.“ Zum Tode müde, sinkt er endlich nieder; die Geister der Sänger und Sängerinnen, der Tänzer und Tänzerinnen, der Musiker, und des Balletmeisters umringen ihn; er sieht ihre Verzweiflung, sein Herz wird weich, und um sie für Alles zu entschädigen, was sie im Theater der vornehmen Welt erduldet und gelitten, engagirt er sie auf eine große Zahl von Vorstellungen für das Strand-Theater, wo er ihnen stets ein volles Haus und glänzende Bezahlung zusichert.

Auflösung des Räthsels in Nr. 15:

Die Sonne.

Räthsel.

Herstellung des Manuscripts.

— — darf sich freuen der Schönheit aller Farben,
Wie sie der Tag belebte, wie sie am Abend starben;

— — lauscht reinen Tönen, die jubeln, flöten, singen,
Und aus der Nachtigallen und Menschen Kehlen dringen;

— — schlürft mit Wonne das Meer von feinen Düften,
Maiblumen und Violen entwandt von lauen Lüften;

— — mit der Zunge verschmäht nicht süße Kost,
Mit weißer Presse preßt er aus Obst sich süßen Most;

— — mag Seide, Sammet und frisches Leben fühlen;
Der Mund auf rothen Lippen der Sehnsucht Gluthen kühlen:

— — — wurde zu frohem, reichem Leben,
Genuß der ganzen Schöpfung großmüthig hingegeben.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 22.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 26. Januar 1835.

Ich will mehr Schiffer als die Bir' erſäufen,
Mehr Waffer tödten als der Baſilisk,
Und will den Redner gut wie Neſtor ſpielen.

Shakespeare.
Richard III.

Ein Dichterthee bei Nero.

(Fortſetzung.)

Nero
(ſtürzt mit leidenſchaftlicher Gebärde durch die Flügelthüre).

Bin ich Tyrann? Ja wär' ich's nur! dann ſchliche,
So oft der Schlaf von meinem Auge wiche,
Doch ein Geſpenſt, ein böſer Schatte
Wie eine aufgeſchreckte Ratte
Von meinem Lager, und die Thüre knarrte
In ihrer Angel, daß die längſterharrte,
Sehnſüchtig angerufne Höll' ich wachen
Und mich beſchützen ſäh' in meinen Sachen.
Doch bleibt ſie aus; in dieſem Hauſe ſchreit
Nichts als der Widerhall der Einſamkeit;
Ob endlich nicht die grauſe Stille ſchwände,
Wirft ſich ein leeres Echo an die leeren Wände.
Dies Schweigen, dieſe Ruhe tödtet mich.
Komm, fürchterlichſte Furie! doch ſprich!
Sprich, daß dies heiße, überkochend Herz
Nicht ewig hört ſich ſelber ſieden,
Sprich, wie des Corybanten lärmend Erz,
Nur im Getümmel find' ich meinen Frieden.
Man nennt mich eine giftgeſchwollne Kröte,
Man ſagt, ich ließe Blut, wohin ich träte,
Der Erde Ströme wälzten rothe Wellen,
Seitdem es Gott gefiel, mich auf den Thron zu ſtellen.
Ich ſehe nichts; wo ſind die finſtern Manen,
Die racheſchnaubenden Geſpenſter,
Die mit dem blaſſen Mond mir ſäh'n in's Fenſter,
Und mir doch ja durchkreuzten meine Bahnen?
Ich weiß nicht Ruhe: lebet, ruf' ich, lebt!
Wenn Euern Rumpf mein tödtend Wort begräbt.
Damit vom Leben mir ein Schatte doch geworden,
Wußt' ich kein ander Mittel, als zu morden.

Chor der Dichter (tremulando).

O allſeitiger,
Objektivſter,
Unvermeidlicher
Muſenprieſter!

Nero.

Was gibt es wieder da für Greul?
Ich glaube gar ein Menſchenknäul
Liegt auf dem Boden hingekauert;
Auch ſie ſind ſtill; ſie ſchweigen — wie mich ſchauert!

Chor der Dichter.

Wir ſind ja die wohlbekannten
Parnaßtrabanten,
Der Lyra angeſtellte Kammermuſikanten,

Digitized by Google

O wollest in Frühlingsliedern
Du süß erwidern
Den Gruß, dir dargebracht von treuen Musenbrüdern!

Nero.

Ihr seyd's? O stehet auf, nehmt meinen Gruß!
Bringt Ihr von draußen Euern Liederkuß?
Wie singt die Nachtigall? Was spricht der Hain?
Belauschtet Ihr die Myrt' im Mondenschein?
Wie ist's? Wie waltet die Natur?
Ist sie noch stets der Liebe Spur?
O daß ich Euch jetzt sehe! Ja es flattern
Aus meiner Seele Gattern
Gedanken, frei von Kerkerduft,
Hinaus in sonnenhelle Frühlingsluft.
Wie schlagen diese Pulse, diese Flügel,
Die mich empor zum Himmel tragen!
O tretet her; nehmt an, dies sey ein Hügel,
Ein Hügel, wo wir oft im Grase lagen.
Umringt mich; lüftet Eure Brust,
Laßt Eure Locken wehn dem Wind zur Lust.
Im traulichen Vereine,
Wie einst im düstern
Akazienhaine,
Laßt uns flüstern
Von der Natur, von jedem reinen Triebe,
Von Unschuld, Freundschaft und von Liebe!

Erster Bote (tritt auf).

Die Sklaven weigern sich,
Pisonis Frevel zu bekennen.

Nero.

Und deßhalb fragt Ihr mich?
Laßt ihnen die Gelenke trennen
Durch die Tortur, die Sohlen blutig brennen!
Was fragt Ihr mich! (Bote ab.)

(Zu den Dichtern gewendet.)

So ging ich jüngst mit zwei Gesellen,
Um Lerchen auf dem Felde nachzustellen.
Wir standen hoch in einem Weingehege
Und sah'n in's Thal, in das Gekrümm der Wege.
Wie war so schön, was wir nun sahen!
Der grüne Hügel, rings umfahen
Von üppigen Terrassen, fern ein Bach,
Der in ein Wäldchen schlüpfte allgemach.
Wie das so geht: ein Jeder suchte Worte,
Um eben auszudrücken, was am Orte
Ihn so gefesselt hielt. Der Eine sprach:
Spür' ich dem Grund des Zaubers nach,
So möchte wohl das bunte Farbenspiel,
Wie Eines schattig sich in's Andre malt,
Und jedes doch im eignen Lichte strahlt,
Hier seyn der Schönheit erstes Anfangsziel.

Der Zweite schüttelte das Haupt
Und sprach: Wenn Ihr erlaubt,
So liegt der Zauber wohl in dieser Linie,
Die Ihr z. B. jetzt hier von der Pinie
Hinunter zieht, am Boden dicht gehalten,
Soweit das Auge nur mag walten.
Da findet Ihr Erhöhung und Vertiefung,
Ausbreitung, Dickung und Verschiefung.
Der mathematische Calcül, ihr Herrn,
Ist mein Compaß und Schönheitsleitestern.
Ich aber schwieg erst; denn ich wußte,
Daß Alles in der Welt nur todte Kruste,
Wenn innen nicht ein weicher Kern.
Das Echo der Natur bleibt Jedem fern,
Deß Seelenspiel nicht zart gelaitet ist.
Das Herz nur ist es, das das Schöne mißt,
Und so sprach ich, damit ich stumm nicht bliebe,
Denn nur dies Eine Wort: Wie schön ist doch die Liebe!

(Die Fortsetzung folgt.)

Betrachtungen aus der allgemeinen Naturgeschichte.

Eine der interessantesten und fruchtbarsten Betrachtungen der allgemeinen Naturgeschichte betrifft den innigen Zusammenhang, der zwischen den Gesetzen der sogenannten unorganischen Welt, zwischen den astronomischen und meteorologischen Elementen der Erde und den Gesetzen herrscht, welche die Welt der Lebendigen, welche Pflanzen und Thiere regieren. Jene Gesetze sind ihrer Natur nach unter einander sehr ungleich: manche sind periodisch; die Kraft nimmt in bestimmten, sich beständig wiederholenden Zeiträumen ab und zu; dies ist der Fall mit der Wärme an der Erdoberfläche, welche einem Cyklus von einem Jahre folgt, mit dem Licht, das im Zeitraum eines Tages eine Periode beschreibt. Andere dagegen sind constanter, unveränderlicher Natur, wie die Schwere der Erde, welche am selben Punkte sich immer gleich bleibt. Nun sehen wir überall, daß diejenigen Eigenschaften der Pflanzen und Thiere, welche sich auf jene periodischen Naturkräfte beziehen, gleichfalls Perioden beschreiben, während andere, mit den stetig wirkenden Erdkräften verbunden, sich ebenfalls jederzeit gleich bleiben. Und dies gilt nicht etwa nur im Allgemeinen, sondern die, unsern Begriffen nach beiderseits willkührlichen Größen der Perioden und Kräfte treffen auf's Genaueste zusammen. Die, nach gleichen Zeitabschnitten wiederkehrenden Verrichtungen im Haushalt der Pflanzen und Thiere, welche sich auf den Wechsel

Digitized by Google

von Hitze und Kälte und auf den von Licht und Finsterniß beziehen, fallen genau, jene mit dem Jahr, diese mit dem Tag zusammen, und bei den stetigen Kräften ist beiderseits dieselbe Uebereinstimmung zu bemerken. — Wenn das bewundernswürdige Gleichgewicht, in welchem Kräfte stehen, die unserem Verstand so verschiedenartig erscheinen, wenn die Sicherheit, mit der das ganze Räderwerk der Natur berechnet ist, uns von einer mächtigen, überall herrschenden Intelligenz überzeugen, so ist wohl die Frage sehr müßig, was in den Gedanken des Schöpfers dem andern vorausging, ob die Gesetze der für uns todten Natur nach den vorhergesehenen Bedürfnissen der Lebendigen zugerichtet, oder aber die Verfassung der belebten Welt den schon bestehenden Naturgesetzen angepaßt wurde.

Wir betrachten in den folgenden Abschnitten das Verhältniß der Organismen, besonders der Gewächse, zu den Perioden des Jahrs und des Tages, und zu der eigenthümlichen Schwere der Erde.

* * *

Vom Verhältniß der organischen Welt zum astronomischen Jahr.

Das Jahr bildet den wichtigsten und augenfälligsten Cyklus im Leben der organischen Wesen, namentlich der Pflanzen. In diesem Zeitabschnitt schließt sich der Kreis der meisten auf die Gewächse wirkenden äußern Einflüsse ab, und in ihren Lebensäußerungen bemerken wir eine Reihefolge von Erscheinungen, welche jenen äußern Ursachen genau entsprechen. Nach unsern Begriffen hätten beide Perioden länger oder kürzer seyn können, nun aber haben beide ein bestimmtes Maaß, und beide dasselbe. Das vegetabilische Uhrwerk ist so eingerichtet, daß es gerade in einem Jahr abläuft.

Die Länge der Jahreszeiten wird durch die Zeit bestimmt, welche die Erde zu einer Umwälzung um die Sonne braucht, und leicht können wir uns das Sonnensystem so eingerichtet denken, daß das Jahr länger oder kürzer wäre, als es ist. Wir können uns denken, die Erde bewege sich in größerer oder geringerer Entfernung um die Sonne, ohne daß sich die übrigen Kräfte im Geringsten änderten. Wäre die Erde dem Mittelpunkt des Systems etwa um ein Achttheil ihres Abstands näher gerückt, so verkürzte sich das Jahr um einen Monat, und andernseits würde es um einen Monat länger, sezte man die Erde um das Achttheil weiter hinaus. Die Erde könnte sich so gut 84 oder 108 Millionen von der Sonne bewegen, als 96 Millionen, wie jezt; sie könnte sich mit ihrem lebendigen Ueberzug an der Stelle des Mars oder der Venus befinden und eine Bahn beschreiben gleich der dieser ihrer Nachbarn; im ersten Fall würde unser Jahr drei-und-zwanzig, im leztern sieben unserer jetzigen Monate lang. Oder wir können uns auch bei der jetzigen Entfernung die Größe oder die Dichtigkeit des Centralkörpers, der Sonne, in irgend einem Verhältniß größer oder kleiner denken, und damit wird die Umwälzungszeit der Erde im selben Grade größer oder kleiner, weil eine Vergrößerung der Anziehungskraft im Centrum nur durch raschere Bewegung des angezogenen Körpers, also durch eine kürzere Umlaufsperiode ausgeglichen wird, und umgekehrt. In allen diesen Fällen müßte die Dauer des Erdjahrs sich verändern, und im leztern, ohne daß die Temperatur irgend eine Veränderung erlitte. Träte nun irgend ein solcher Fall ein, so geriethe die ganze Pflanzenwelt in die größte Unordnung, die Lebensverrichtungen der Gewächse kämen völlig aus dem Geleise, und das ganze Reich müßte rasch seinem Untergang entgegeneilen.

Daß dem so wäre, ist nach tausendfältiger Beobachtung augenfällig. Wären Sommer und Herbst bedeutend kürzer, so kämen z. B. die Früchte unserer Bäume nicht zur Reife; wären sie länger, so triebe der Baum neue Knospen, welche sofort der Winter zerstörte. Oder wäre das Jahr doppelt so lang als jezt, so würden ohne Zweifel die Früchte zum zweiten Mal nicht mehr reifen, unter Andern deßhalb, weil es an einer Zwischenzeit der Ruhe und Befestigung, welche der Winter vorstellt, gebräche. Auch unsere Waldbäume scheinen zu ihrem vollen Wachsthum alle unserer Jahreszeiten zu bedürfen, Frühling, Sommer und Herbst zur Entwicklung der Blätter und zur Bildung ihres eigenthümlichen Saftes, der sodann zur Holzfaser wird, den Winter aber, damit die so gebildete Substanz erhärten und erstarken könne.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Anfangs Januar.

Die Geschichte in der Poesie. Selbstmord.

Einem Berichterstatter im Freimüthigen zufolge hat der große Kurfürst lezte Neujahrsnacht auf der langen Brücke ein „kurioses Gesicht“ gemacht und den Finger an den Mund gelegt. Was er damit sagen wollen, daß er nichts gesagt, hat dem Berichterstatter nicht gefallen, mitzutheilen. Gewiß ist nur das, daß der eherne Ritter nicht geritten ist. Es war ihm vielleicht zu schlechtes Wetter, und er denkt so wenig an Politik, als wir. Möglich, ja wahrscheinlich, daß er nie einen Ritt unternommen hätte, wenn man immer so gedacht hätte, wie jezt. Es gibt nämlich Leute, die es höchst unanständig finden, daß man den todten und in Ehren ruhenden Stammherrn des erlauchten Königshauses dazu braucht, sich um die Dinge zu kümmern, wie sie sind. Diese nämlichen respektvoll Gesinnten möchten in ihrer frommen

Todtenverehrung alle historischen Personen, die wirklich einmal gelebt, der Bühne und der Dichtkunst evinciren. Nur die Heiden wollen sie uns lassen, die doch einmal verloren sind, und die Halbchristen, die so in Nibelungennebel schweben. Da das Publikum aber die Heiden nicht liebt, und gegen die Wenigen, die Einige lieben können, Bedenken anderer Art obwalten, so hebt es mit den historischen Dichtungen in der Wirklichkeit schlimm aus. Raupach hat daher auch die Dramatisirung der deutschen Reichsgeschichte mit dem Schluß der Hohenstaufen eingestellt. Bis daß wir aus der Brandenburgischen Vorzeit dramatisirte Bilder auf den Brettern sehen werden, wird noch mancher Zimmermann und Leineweber, die jezt allein die aktuelle Bühne aufbauen, das Zeitliche gesegnet.

Das alte Jahr endete mit einem recht tragischen Vorfall. Er gehört, was die That und die betreffenden Personen anlangt, nicht so ganz in die bürgerlichen Familienkreise, und hat zu viel Aufsehen erregt, als daß nicht in den auswärtigen Blättern davon gesprochen werden dürfte. Um deßwald fürchte ich nicht in den Verdacht der Klatscherei zu gerathen, wenn ich davon Notiz nehme, besonders da es an entstellenden Berichten nicht fehlen wird. Wiewohl die Zeitungsanzeige von einem Herzkrampf redet, unterliegt es doch keinem Zweifel, daß die 26jährige, blühende, geistvolle Gattin eines hiesigen jungen lyrischen Dichters sich durch einen Stich in's Herz selbst das Leben genommen hat. Das Werkzeug, der Dolch, befindet sich in den über den Selbstmord geführten Akten des Kammergerichts. Sie benuzte die Zeit, während der Mann im Konzert war, in das sie ihn angetrieben zu haben, zu der unseligen That, welche mit einer seltenen Besonnenheit ausgeführt wurde. Nachdem sie das Dienstmädchen fortgeschickt, wusch sie sich von Kopf bis zu Fuß, kleidete sich rein und weiß, legte sich auf das Bett, und mit einem anatomisch studirten Stoß bohrte sie den Dolch von unterhalb des Herzens hinauf in dessen Mitte. Ihr Schmerz kann nur von der kürzesten Dauer gewesen seyn. Auf ein tiefes Todesstöhnen, welches die Nachbarn hörten, erbrach man die Thüre und fand sie in dem oben beschriebenen Zustande auf dem Bette liegend. Erst als der Arzt kam, entdeckte man, daß es keine Kranke, sondern eine Todte war. Der Dolch, wenig blutig, lag im Bette. Ihre Wunde hielt die Todte mit der Hand und einem weißen Tuche zugedrückt, und so krampfhaft fest, daß selbst dies Tuch wenig Blutspuren enthielt. Es konnte nicht an vielfachen, entstellenden Gerüchten über die Motive der unseligen That fehlen, und die immer rührige Gemeinheit, wo Außerordentliches geschieht, that denn auch hier das Ihrige, um aus dem Schein ein Seyn zu machen. Da die jungen Ehegatten fünf Jahre in der anscheinend glücklichsten Ehe gelebt, so wurde daraus ein Bündniß des Unfriedens und beständiger Zwietracht, dem nur vor den Augen der Welt ein Mantel von entgegengesezter Farbe umgehängt worden. Und als die Frau ihn nicht mehr zu tragen vermocht, habe sie in derselben Art, wie es bei Kaspar Hauser vermuthet wird, ihr Gewissen beruhigt, indem sie ihn auf gewaltsame Art zerriß. Zu Tage liegt nur so viel, daß beide Gatten, welche die innigste Liebe verbunden, in einer dauernden Selbsttäuschung, oder, wenn man will, Betrug gelebt. Beide excentrisch, von dem Glück träumend, das in der reinen Liebe und dem Geweihtseyn durch die höchsten Ideen der Kunst und Poesie ruhe, glaubten in ihrem kühnen Fluge Herren zu werden der irdischen Wirklichkeit mit ihren jämmerlichen Anforderungen. Es blieb eine kinderlose Ehe; die Verbindung zwischen der Idee und dem Leben fehlte.

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, Januar.

(Beschluß.)

Juliens Lobrede auf Lafayette.

J. Janin ist eben nicht wegen seines Liberalismus berühmt. Gehört er zu einer politischen Partei, so ist es vielmehr die legitimistische, obschon er auch für diese nur einige wenige Aufsätze geschrieben hat. Dennoch äußerte er in seiner Vorlesung manche sehr liberale Gesinnung. Er gehört zu den jungen Männern, die mitten unter diesen Gesinnungen aufgewachsen sind, sich der Preßfreiheit bedient um ihre ersten Empfindungen laut werden zu lassen, die Vortheile dieser Freiheit schäzen gelernt haben, und daher unwillkürlich wieder Geschmack für die ehemalige Knechtschaft der Presse gewinnen können. Einige Tage nach dieser Vorlesung ward eine andere in demselben Athenäum angekündigt. Julien, vormaliger Herausgeber der Revue encyclopédique, wollte nämlich eine Lobrede auf Lafayette halten. Diese habe ich mit angehört; es war nicht sehr voll, und der größte Theil des Auditoriums bestand aus Abonnenten des Athenäums, meistens bejahrten Leuten, welche in diesem Institute ihren Abend zuzubringen pflegen. Julien hatte eine schwierige Aufgabe übernommen; denn Lafayette's Name ist so innig mit den Begebenheiten der Julirevolution und der lezten Jahre verflochten, daß man seinen Einfluß darauf nicht wohl auseinandersezen kann, ohne eine Menge von Verhältnissen zu berühren, über welche die Urtheile noch sehr verschieden sind; denn gerade wegen der Verschiedenheit der Ansichten über die Bedeutung jener Revolution ist die Oppositionspartei, oder sind die verschiedenen Oppositionsparteien mit dem jezigen Ministerium im Zwiespalt. Der Lobredner ging daher auch schnell über die lezztere Zeit weg, nachdem er sich länger bei einer frühern aufgehalten hatte, nämlich bei der Theilnahme Lafayette's am Freiheitskampfe in Amerika, bei seiner wichtigen Rolle während der Revolution, bei seinen Leiden im Kerker zu Olmütz, die man erst hat recht ermessen können, wie Julien sagte, seitdem Silvio Pellico die seinigen beschrieben hat, bei seinem Widerstande gegen Napoleons Alleinherrschaft, bei seiner Thätigkeit in der Deputirtenkammer seit der Rückkehr der Bourbonen, bei seiner glorreichen Reise durch die vereinigten Staaten Nordamerika's, eine Reise, oder vielmehr eine beständige Jubelfeier, wie sie vielleicht nie einem Privatmanne zu Theil geworden. Julien sprach über anderthalb Stunden, seine Rede war eben kein Meisterstück der Beredsamkeit, enthielt aber doch manches Gute und Wahre. Obschon er sich im Allgemeinen hütete, seine Gesinnungen allzusehr zu äußern, so herrschte doch ein unabhängiger, sehr liberaler Ton in derselben, der den ältern Abonnenten des Athenäums zu mißfallen schien; denn ich hörte beim Herausgehen Einige sagen, der Lobredner sey doch allzusehr Bousingot. Dies ist ein seit der Julirevolution in Gebrauch gekommener Ausdruck oder Spottname, um zunächst diejenigen Leute, welche sich durch Kleidung, Sprache und Gesinnung als Republikaner, und dann auch alle diejenigen zu bezeichnen, die den Liberalismus weit treiben. Dieser Ausdruck hat daher auch in dem eben erschienenen 7ten Bande der Encyclopédie des gens du monde einen Aufsaz erhalten, worin die Bousingots als durch ihren kleinen, mit Wachstuch überzogenen Matrosenhut, ihre rothe, nachlässig geknüpfte Halsbinde und ihren ganz kurzen Ueberrock kenntlich bezeichnet werden.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 23.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 27. Januar 1835.

Nero. — Des Lebens wahrer Inhalt ist für mich,
Was Wollust bringt. Das menschliche Geschlecht
Stirbt nimmermehr, stets jugendlich erneut
Durch süße Lieb', die wilde Begier zähmt.
Der Gott soll mir die Hochzeitfackel tragen.

Seneca.
Octavia. Act: 1.

Ein Dichterthee bei Nero.

(Fortsetzung.)

Zweiter Bote.

Der alte Lateranus stottert
So eben seine Schuld heraus.

Nero.

So laßt ihn, wie das Geld' im Ei dottert,
Bald auf, bald ab, so hin und her,
Nicht ganz, nicht halb, mit Dolch und Speer
Auskosten, was des Todes Graus,
So daß als Ordensband und Glanzgeschmeide
Er ziehe um die Brust sein Eingeweide!

(Bote ab. Nero spricht diese Intermezzi wie im Traume. Die Dichter erblassen und weichen zurück. Er aber fährt unbefangen und mit nativem Accent in seinen Phantasien fort:)

Meine besten Verse schrieb ich in einen Band
Von Pergament mit goldnem Schnitt und Rand,
Und bin, ein Dichter von der Zehe bis zum Scheitel,
Auch wie ein Dichter auf meine Verse eitel.
Nun hat zwar Amarillys noch bis jetzt
Sich nur an Legenden und Priestersagen ergötzt.
Doch wagt' ich's einmal, jenes Heft
Ihr anzuvertraun zum Lesegeschäft.
Sie sollte sehn, wie ich sie schon verstand,
Da mir ihr Anblick war unbekannt.
Noch waren zwar nur schüchtern unsre Blicke,
Die Hand, die ich ergriff, zog sie zurücke:
Sie wich mir aus, gewohnt, zu siegen,
Vermied sie, meiner Werbung zu erliegen.
Nun las sie das Buch: ich hatt' es wieder,
Durchflog die jetzt erst ausgesprochnen Lieder,
Und fand, gleichsam als Lesezeichen,
Im Pergament von ihren vollen Locken
Einen einzigen dünnen Seidenflocken.
Da mußte mich die Hoffnung schnell erreichen:
Hab' ich dich erst an einem Haar,
Gehörst du mir bald ganz und gar.

Dritter Bote.

So hat auch Lubrius sich nun erklärt,
Und zugestanden, daß im Lager der Legionen
Noch viele seiner Mitverschwornen wohnen.

Nero.

Nun denn, so soll der Griff an Schwert,
Womit getrennt wird jetzt sein Rumpf,
Sich oben statt des Kopfes zeigen im Triumph,
Daß jeder seiner Gunst schon eingeferrte
Soldat erblicke der Verschwörungen Standarte.

(Die Dichter stehen immer weiter zurück, ohne daß es Nero merkt.)

Digitized by Google

Ja, das ewige Lied der Liebe! Diese Wunden,
Der Welt so tief geschlagen, daß
Noch nach Jahrtausenden sie nicht gefunden,
Und Lieb' noch jedes Auge feuchtet naß!
Die Lieb' ist unergründlich wie ein Schatz im Meer.
Wer auch der Liebe größter Meister wär',
Kann oftmals das nicht wissen, was zu wissen,
Man eben wieder Schüler wird werden müssen.
O selig, wem der Liebe Sonnenstrahl
Sich mit dem ersten Brand in's Herze stahl,
Wer bei dem ersten klar empfundnen Worte
Sich angekommen fühlte an der Pforte
Von einem Paradies, wo Liebe Leben
Und Leben Most ist von der Liebe Reben!
Der Jungfrau Reiz liegt in dem Ueberraschen,
Wie Alles anders endet, als sie es begann;
Wie eine bunte Wolke, die naiv zu haschen
Sie dacht', ihr unbewußt — in Scham zerrann;
Wie sie oft überfällt ein plötzlich Sinnen,
Will sie ein altgewohntes Spiel beginnen,
In das kaum eine einzige traumerschreckte Nacht
Doch plötzlich einen ernsten Sinn gebracht!
Und selig jener Knabe, der am Bande
Der ersten Lieb' ein Mädchen zieht,
Das an des frischen Lebensbechers Rande
Nur allerwärts sein Bild sich spiegeln sieht!
Daß sie nicht weiß, ward ihr die Welt bewußt,
Durch den, der ruht an ihrer Brust,
Ward, dieses ganze üppigvolle Leben
Recht zu verstehn, durch ihn ihr erst gegeben?
Daß sie nicht weiß, wie alle diese Gaben,
Die sie doch selber nicht besaß,
Die sie aus seinen Blicken las,
Er nur von ihr erst will empfangen haben!
O gebt mir jene Welt zurück,
Dies bunte Spiel von Schöpfung und von Hoffen,
Das ich so reich an meines Mädchens Blick,
An ihr nur so unendlich angetroffen!

Vierter Bote.

Jetzt ist's gewiß, auch Euer Lehrer,
Der alte Seneca, war ein Verschwörer.

Nero.

Wer ist hier dieser ewige Ruhestörer?
Schickt diesem afterweisen Geistbethörer
Ein Messer in das Haus, er soll sich setzen
Als Negation in eine Badewanne
Vom Holze einer guten jungen Tanne,
Und sich die Adern selber dann zerfetzen!
(Schon steht Nero ganz allein. Die Dichter sind, ohne daß er es merkt, fern von ihm schüchtern zusammengerronnen.)
Was ich befürcht', ist nur der eine Schmerz,
Daß alles in der Welt, nicht gradeswärts,
Nein! zu des Greisen müdem Tritte schreitet;
Daß diese Brust, von Liebe noch erweitet,
Sich einst nicht schmücken soll mit frischen Rosen
Und Pfändern, die wir jetzt im Spiel verlosen.
Wenn auch ein frisches Mädchen meine Tochter ist,
Die sich mit Kinderliebe an mich schmiegt:
Wer ist es, den sie küssend in mir küßt?
Der sie erzeugte? oder der ihr Herz besiegt?
Mit meinem grauen Haar zu spielen,
Versagt ihr der, der geizig auf der Liebe Zoll,
Nur will, daß sie in seinem wühlen,
An ihm die Kunst zu küssen lernen soll.
Wie könnt' ich eine Scene tragen,
Wie ich sie jüngst erlebt! Es war in Tagen,
Wo von dem Winterherde Alles flieht,
Und hinaus vor's Thor in's Freie zieht,
Wo sich beim neuen Frühlingssonnenbroden
Die Schöpfung regt im lockern Boden.
Da sah ich an der Krücke einen Greis,
Hinfällig, lächelnd, leis
Sich lehnen an ein todtes Postament.
Rings um ihn her, da tobt und rennt
Ein muntrer Schwarm von jugendstrahlenden Knaben.
Und wie sie hin und her sich jagen, haben
Sie dicht am Greise
Gezogen ihres Spieles regellose Kreise.
Da greift ein kecker Bursch die Krücke,
Und nimmt, als ritt' er seinem Glücke
Entgegen, sie als Steckenpferd —
Ein fahler Knochen hier ein Schwert!
Ein Wundeneinband hier der Hoffnung Schleife!
Ein Jugendkuß auf Kirchhofreife!
Ein Widerspruch, daß an den todten Steinen
Der Greis die Stirn verdeckt' und mußte weinen!
Wie trug' ich dies? O ewige Mächte,
Daß ein Entzücken mir den Tod einst brächte,
Daß ich, indeß ich Liebe würbe,
Noch in dem Arm der Liebe stürbe!
Das Haupt umkränzt, im lachenden Genießen,
Bei Küssen, die mein brechend Auge schließen!
(Der Beschluß folgt.)

Vom Verhältnis der organischen Welt zum astronomischen Jahr.

(Beschluß.)

Bei den meisten Gewächsen ist jede Periode des Jahres mit einer bestimmten Lebensäußerung bezeichnet. In zwei Jahreszeiten steigt im Allgemeinen der Saft

Digitized by Google

in ungewöhnlicher Fülle auf, im Frühling und Herbst, am stärksten in jenem. Das Entwickeln der Blätter und das Erschließen der Blüthen hält sich bei einer und derselben Pflanze an so feste Zeitpunkte, daß sich daran unschwer die Jahreszeit abnehmen läßt, und eine gewählte Reihe botanischer Phänomene bildet auf diese Weise einen sogenannten Kalender der Flora. Blätter treibt das Geisblatt bereits im Januar, Stachelbeere, Johannisbeere und Hollunder zu Ende Februars oder Anfang März, Weide, Ulme und Linde im April, Eiche und Esche, die immer die spätesten Bäume sind, Anfangs oder in der Mitte Mais. Ebenso ist es mit den Blüthen: der Seidelbast und das Schneeglöckchen blühen im Februar, die Primel im März, die Aurikel im April, die große Masse der Pflanzen im Mai und Juni, viele im Juli, August, September, manche im Oktober, wie der Wiesensafran, und einige erst mit Eintritt des Winters, wie der wilde Lorbeer und der Erdbeerbaum.

Die genannten und andern Stufen in der Entwicklung der Gewächse treten also ganz oder fast ganz genau nach Intervallen von je zwölf Monaten ein. Allerdings ist dies zum Theil Folge äußerer, auf die Pflanzen wirkender Einflüsse, namentlich der Wärme, und der Wiederkehr derselben in ihren höchsten Graden. Daher beobachtet man in der Zeit des Eintritts der verschiedenen Phänomene des Pflanzenlebens leichte Abweichungen, je nachdem die Jahrszeiten ungewöhnlich früh oder spät eintreten, oder der Jahrgang überhaupt gut oder schlecht ist. Die Gärtner verstehen es, die Entwicklung einer Pflanze bis auf einen gewissen Grad zu beschleunigen oder zu verzögern. Aber eine Menge Thatsachen beweisen, daß diese Wiederkehr derselben Erscheinungen zu derselben Zeit keineswegs bloß von äußern Einwirkungen herrührt, sondern mit dem innern Bau der Gewächse selbst zusammenhängt. Die Alpenpflanzen warten nicht auf den Reiz der Sonnenwärme; in ihnen ist ein solcher Trieb, daß sie noch mitten im Schnee ihre Blüthen entfalten. Noch auffallender zeigt sich dies bei Verpflanzung von Gewächsen aus einer Hemisphäre in die andere. Bringen wir unsere Fruchtbäume in die gemäßigten Landstriche südlich vom Aequator, so blühen sie noch mehrere Jahre in der unserem Frühling entsprechenden Jahrszeit; umgekehrt ist es mit südlichen Bäumen bei uns; Gewächse vom Cap oder aus Australien, Länder, deren Sommer in unsern Winter fällt, entfalten bei uns ihre Blüthen in der kältesten Jahrszeit. — Die größten Botaniker sind dieser Ansicht, daß die Periodicität ein den Gewächsen eingebornes Element sey; so sagt Decandolle, nachdem man alle meteorologischen Einflüsse, welche die Blüthezeit eines Gewächses bestimmen, abgewogen, bleibe immer noch die eigenthümliche Natur jeder Spezies in Rechnung zu nehmen.

Wir haben gesehen, daß der Lebenscyklus der Pflanze gerade ein Jahr füllt, und so muß denn ihre ganze Organisation auf die Länge dieser Periode berechnet seyn. Wärme und Licht, die verschiedenen Arten des Bodens, die verschiedenen Grade der Feuchtigkeit vermögen in gewissem Grade die Abschnitte dieser Periode zu verrücken, sie zu beschleunigen oder zu verzögern; hört aber der ungewöhnliche Einfluß, der Zwang auf, alsbald tritt der natürliche Zeitlauf wieder ein. Die genannten Reize sind keineswegs Ursachen der Periodicität, sie erzeugen nicht die verschiedenen Lebensthätigkeiten der Pflanze, sie können nimmermehr den Wiedereintritt derselben zu bestimmten Zeiten bewirken, und was sie am Cyklus der Vegetation zu ändern vermögen, ist in sehr enge Grenzen eingeschlossen. Das Aufsteigen des Saftes, die Bildung der dem Gewächs eigenthümlichen Flüssigkeiten, das Treiben der Blätter, das Aufgehen der Blüthen, die Befruchtung, das Reifen des Samens, das Ausstreuen desselben — alle diese Verrichtungen brauchen jede eine bestimmte Zeit und lassen sich zusammen in keine kürzere Periode als ein Jahr drängen, oder wenigstens nicht merklich abkürzen. Wäre andernseits der Winter bedeutend länger als jezt, so gingen viele Samen im wiederkehrenden Frühling nicht auf; denn Samen, welche zu lange gelegen haben, müssen durch ungewöhnliche Reizmittel zum Aufgehen gebracht werden. Erlitten somit die Jahreszeiten in ihrer Dauer eine wesentliche Veränderung, so müßten die Lebensprozesse der Pflanzen gestört, völlig verwirrt werden. Was würde aus unserm Blumenkalender, verlängerte oder verkürzte sich das Jahr um mehrere Monate? Nicht nur Verwirrung wäre die Folge, sondern, wenn es andauerte, unvermeidlich der Untergang des ganzen Reiches der Gewächse.

So aber, wie jezt die Sachen auf Erden stehen, sind die Umwälzung um die Sonne und der Ablauf der Lebensäußerungen der allermeisten Pflanzen der Zeit nach vollkommen gleich, sie sind auf einander berechnet, und so stehen denn zwei für unsern Blick so verschiedenartige Elemente des Universums, die Dimensionen des Sonnensystems und die der Pflanze eingebornen Kräfte, im genauesten Zusammenhang, in einem Verhältniß, das so augenfällig ist, als das der künstlichen Uhr zur Sonnenuhr. Vergleicht Jemand den Gang der Pendeluhr mit dem des Sonnenzeigers Tag für Tag und Stunde für Stunde, so muß er nothwendig die Ueberzeugung gewinnen, daß das Kunstwerk auf die Länge des Sonnentags berechnet ist. Wir haben viele tausend Pflanzenuhren von den mannichfaltigsten Formen, die sämmtlich nach dem Sonnenjahr gerichtet sind, und Absicht ist im einen Fall wohl so wenig zu verkennen, als im andern.

Digitized by Google

Zu ganz ähnlichen Schlüssen führt die Betrachtung der innern Verfassung des Thierreichs. So nehmen bei den Vögeln die verschiedenen Geschäfte der Paarung, des Nestbaus, des Brütens, Aetzens u. s. w. jedes seine bestimmte Zeit im Jahre ein, und füllen nebst der Ruhezeit gerade die zwölf Monate. In demselben Bezug zu den Jahreszeiten und ihrer Dauer stehen bekanntlich die Verwandlungen der meisten Insecten. Doch es ist nicht unsere Absicht, hierüber in Details einzugehen; wir wollten nur zeigen, wie genau das große Gesetz der regelmäßigen Wiederkehr der Lebensfunktionen organischer Wesen mit den astronomischen Verhältnissen verknüpft ist, und daß die Cykeln in der Existenz von Pflanzen und Thieren nach den, für unsere Begriffe willkührlichen Elementen des Sonnensystems berechnet sind.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Anfangs Januar.

(Fortsetzung.)

Selbstmord. Langbein. Lüpow.

Beide empfanden das Ungenügende ihres Daseyns. Wie sich diese Unzufriedenheit, von der jeder Sterbliche eine Portion in sich hat, geäußert, bleibt ungewiß. Aber in der Armen erwuchs die unsellgste Idee, zu der eine verirrte Liebe sich steigern kann: sie wollte sterben für ihren Garten. Ein hinterlassener Brief an ihn, in den zärtlichsten Ausdrücken geschrieben, haucht die ganze Verirrung, in der sie befangen war, glühend aus. Sie, gewiß dessen, daß sie selbst nie glücklich werde, sey doch überzeugt, daß er, als Mann und Dichter, es noch könne; aber das Leben müsse sich ihm wieder frei öffnen, die Schranken, die ihn hemmten, müßten fallen, und er sich frei darin „summumnen;“ deßhalb breche sie selbst die Fesseln und schreibe von ihm in der Ueberzeugung, daß der ungeheure Schmerz, den sie ihm, dem Menschen, dadurch bereite, dem Dichter förderlich seyn und ihn vom Mißmuth über die tausend Jämmerlichkeiten, mit denen sein Geist sich da getümmelt, von Grund aus heilen werde. — Es geschieht in der Welt so viel Schlechtes aus gemeinem Sinne, und wir müssen es gestatten lassen, weil es so allgemein ist; warum sollen wir nicht auch eine entsetzliche Verirrung blicken, die anständigerweise aus einem so unangemeinen Sinne hervorging? Billigen die That, oder gar rühmen, wie einige junge Freunde des verzweifelnden Mittwoch es im ersten Augenblick gethan haben sollen, wird kein Verständiger, und um deßhalb es auch dem Geistlichen nicht verdenken, der in Bezug auf jene Aeußerungen einige hart klingende Worte, die aber seine Pflicht waren, am Sarge sprach. Die Todte tat in den letzten Tagen ihres Lebens nichts als die gesammelten Briefe der Frau von Varnhagen (Rahel), die auch noch unfertig hier auf ihrem Tische gefunden wurden. Es wird nicht an solchen fehlen, die nun in dem geistvollen Buche eine Apologie des Selbstmords finden und wünschen werden, daß man es verbiete. Nun haben sich seit Kurzem auch zwei andere junge Frauen aus dem gebildeten Stande das Leben genommen, ohne daß die selige Rahel deßhalb in Verdacht kam. — Wie ich eben höre, arbeiten Freunde des unglücklichen Gatten an der Herausgabe der Briefe der von ihm Geschiedenen. Das mag eine interessante Lektüre werden; wenn man aber nur nicht schon tout mit einer Verirrung, für die man nicht mehr thun kann, als den Mantel der Liebe und der Vergessenheit darüber breiten. Wir sind nicht Richter und sollen es nicht seyn.

Ein sanfter Tod hat am zweiten Tage dieses Jahres einen alten ehrenwerthen Dichter, einst der Liebling eines großen Theils des Publikums, Langbein, von dieser Welt abberufen. Er wurde seiner Zeit gefeyert, wie nur ein Modeschriftsteller; seine Bücher fanden weit mehr Käufer in jener ärmern Zeit, als jetzt in der reichern die besten, und doch war sein Lebenslauf ein gedrückter und er starb arm. Er war remedweg unproduktiv, auch kein Verschwender, hatte auch keine Kinder, die ihn viel kosteten, und starb doch arm. Ein trauriges Symbol deutschen Dichterlebens! Eine kleine Pension als Censor, ein Amt, dem er mit vieler Milde oblag, fristete seine letzten Jahre. In drei Jahren hätte er das achtzigste erreicht. Wie ich höre, werden seine gesammelten Schriften, in einem von ihm selbst bestimmten Umfange, zum Besten der hinterbliebenen Witwe erscheinen. Man erinnere sich, daß einst jeder Schulknabe wenigstens eines seiner Gedichte auswendig wußte.

Und da ich bei den Todten bin und meine Liste noch nicht zu Ende ist, gewahre ich mit Schreck, daß ich einen Namen übersah, der eigentlich vornan gehörte. Aber unsere Zeit übersah ihn auch, und erst als er todt war und die Satze über seinem Grabe und aufschreckte, erinnerten wir uns, daß er noch unter uns lebe; ein Mann, dessen Name einst herrlich klang in der ersten Zeit der deutschen Auferstehung, und den das Lied des Dichters noch länger der wahren wird, als die Geschichte. Es ist der General Lützow, dem seine Bescheidenheit die Achtung derer, die ihn kannten, seine Bescheidenheit die Liebe Aller, mit denen er umging, und seine Tapferkeit die dankbare Anerkennung des Staates verschafft haben, dem aber Körners Lied: „das ist Lützows wilde verwegene Jagd!“ allein die Unsterblichkeit sichert. Es war ein stiller, acht deutscher Charakter, ohne tiefere Bildung, aber mit der sinnigen Achtung für dieselbe, welche vielleicht mehr ehrt, als die Bildung selbst. Mit kindlicher Gutmüthigkeit verband er eine Tapferkeit und einen kühnen Geist, der an's Verwegene streifte, wo er glaubte, daß es galt. In der Zeit des Befreiungskrieges war er einer der Männer, deren es bedurfte, um die Gemüther aufzureizen, aber nicht der Mann, um große Unternehmungen zu leiten. Man schob ihn vor, wo es einen begeisterten Mann der That galt; aber dadurch über seine eigenen Fähigkeiten getäuscht, reichte er nicht aus, wo er allein stand. Seine Freunde suchten darüber jetzt einig, daß er das Feldherrntalent nicht besaß, um einem selbstständigen Korps vorzustehen. Männlich und würdig war er sich aber immer, besonders auch im Unglück, als sein Freiwerb überfallen und auseinander wurde, bewiesen. Bald darauf gefangen, wurde er schwer verwundet vor Napoleon gestellt, der unmöglich gut auf ihn zu sprechen seyn konnte, doch aber, gewonnen durch die freie Art seines Benehmens, und wie er alle Aufstellungen über die alliirte Armee, um die der Kaiser ihn anging, verweigerte, ihn bald gnädig mit dem kaiserlichen: „qu'on le traite bien!“ entließ.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 24.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 28. Januar 1835.

— Ihr,
In England großgewachsen, zeigt uns hier
Die Kraft genoßner Nahrung; laßt uns schwören,
Ihr seyd der Pflege werth, was ich nicht zweifle.

Shakespeare.
Heinrich V.

Weihnachtsfreuden in London.

Unmittelbar vor und unmittelbar nach Weihnachten bietet London jedes Jahr zwei Eigenthümlichkeiten, welche von wenigen Eingebornen unbemerkt und ungesehen bleiben und allen Ausländern sich von selbst aufdrängen. Die erste nennt sich sehr prosaisch fettes Fleisch, die andere etwas poetischer Pantomime. Weil indessen auch dem Dichter das prosaische Fleisch des Lebens noth thut, so möge die Zusammenstellung freundlichst entschuldigt werden. In Paris klagen zu Weihnachten die jungen und alten Stutzer über die enormen Summen, welche die obligaten Geschenke ihnen aus den Taschen nehmen. Man berechnet den bloßen Aufwand für Bonbons zu fünf Millionen Franken. In London — wären sie nicht gebunden, die da bluten, ihr Geschrei würde das Wagengerassel übertäuben, ihre Fußtritte würden ein Menschengeschlecht zermalmen — die Tausende von Schöpsen und Ochsen, die das nahende Fest der Christen als Leichen begrüßen. Smithfield, der nie leere Viehmarkt für London, hat kurz vor Weihnachten nicht Raum für Londons Bedarf. Der Lord Mayor, der König der City, muß die Schranken öffnen und die anstoßenden Felder räumen lassen, damit sie einziehen, und wenn auch sich nicht bewegen, doch wenigstens stehen und liegen können, die ungezählten Hekatomben, welche das glänzende Gesicht des Schlächters mit Wohlgefallen und das eingesunkene Auge des Straßenkehrers mit Wehmuth betrachtet. Das Kolossale, dieses Charakterzeichen Englands, ist selbst den Schlachtopfern des menschlichen Gaumens aufgedrückt. Wo wäre sonst die Richtigkeit des Verhältnisses? — Eine kolossale Nationalschuld fordert kolossale Abgaben; eine kolossale Hauptstadt fordert kolossale Zufuhr, und wo die Rüben so kolossal wachsen, daß ohnlängst ein Freund der Agrikultur einen Kollegen mit einer Rübe beschenkte, die bei näherem Beschauen mit einem Hasen, einem Kaninchen und einem Rebhuhn ausgefüttert war, da muß es kolossale Ochsen geben, die kolossalen Rüben zu verzehren. Es sind also ungeschlachte, vierschrötige Massen, die Ochsen sowohl als die Schöpse, welche kurz vor Weihnachten in gesteigerter Zahl dem verhängnißvollen Smithfield zugetrieben werden, und ist ihnen dann einige Tage später das süße Leben abgezapft, hängen sie bald ganz, bald halb, bald in Vierteln vor und in den Läden der Schlächter, da stehen Tausende von Menschen, die Fußpfade versperrend, und begaffen das — fette Fleisch. Eigentlich sollte ich sagen, das fleischige Fett, denn es sind in der That vorzugsweise Fettklumpen, welche die allgemeine Aufmerksamkeit fesseln. Eine Gesellschaft von Landwirthen sezt jährlich Preise für das fetteste Schlachtvieh aus. Das reizt die Fütterer, das stopft die Gefütterten, und wer nicht den

Digitized by Google

Preis gewinnt, dem wird wenigstens die aufgewendete Mühe in blankem Gelde oder gutem Papier für die Zöglinge bezahlt, denn derselbe Ehrgeiz, der die Landwirthe beherrscht, beseelt auch die Schlächter. Beide sind stolz darauf, dem Publikum die stärksten Fettmassen zu liefern. Und wahrhaftig, es könnte manches hoffärtige Gemüth sich versucht fühlen, die gefallenen Opfer dieses Ehrgeizes zu beneiden. Nicht genug, daß Tausende in stiller und lauter Bewunderung sie umstehen, aufgeklebte, deutlich geschriebene Zettel geben Kunde von der Grafschaft, in welcher sie gelebt, und von der Pflege, die sie genossen. Mancher ehrenwerthe Baronet und mancher edle Lord findet hier seinen kriegerischen oder parlamentarischen Namen auf dem weißgewaschenen Rücken eines Ochsen, eines Schöpses, eines Schweins, und der Ruhm einer glänzenden Viehzucht ruft den bald vergessenen Ruhm seiner früheren Thaten dem Volke in's Gedächtniß. Der Reipelt, der den Schlächter für die aristokratische Notabilität durchdringt, veranlaßt seine Feder, den Namen des vornehmen Herrn mit ungeheuren, und die vorangehende Meldung: „dieser Schöps, dieser Stier wurde gezogen und gemästet von“ mit ganz kleinen Buchstaben zu schreiben. Das hat die Wirkung, daß oft aus der Ferne der Zusammenhang des edlen Lords mit seinem Pfleglinge nicht gelesen werden kann, und daß daher diejenigen, die nicht wissen, was ein solcher Name auf einem solchen Rücken zu schaffen hat, je nach Maßgabe ihrer individuellen Gesinnungen, den Zettel bald belächeln, bald abreißen möchten. Zu letzteren gehörte ein deutscher Herr, ein Mann von Gewicht, mit welchem ich vor wenigen Tagen in Gesellschaft zusammentraf. Der schneidende Grimm, mit welchem er die zügellose Ungezogenheit der niedern englischen Volksklassen abhandelte, begründete in einem der Anwesenden die Vermuthung, irgend ein Lastträger möchte, unwissend, wen er vor sich habe, ihn auf den Fuß getreten haben. Allein die zur Frage gewordene Vermuthung erwies sich als ungegründet. „Nein, auf Ehre!“ rief der Landsmann, „im Gewühle von London kann und darf so was Niemand geniren, er sey, wer er wolle; aber es gibt doch wohl keinen stärkern Beweis einer, die Knute verdienenden Ungeschiffenheit, als was ich heute mit meinen eigenen Augen in Bond-Street gesehen. Wie ich diesen Nachmittag von Pall-Mall heraufkomme, erblicke ich auf der linken Seite Haufen Volks vor einem Hause versammelt. Ich denke, es ist ein Unglück geschehen, und was war es? es ist kaum zu glauben. Vor einem Schlächterladen hingen drei abgeschochene Schweine und eben so viele Schöpse, jeder mit einem Zettel beklebt. Ich sehe über die Menge weg und lese, auf Ehre! es ist zu arg, lese die Namen der edelsten Pairs von England, eines Lords u. s. w. Also das müssen solche Männer sich gefallen lassen, wahrscheinlich, weil der Herr Schlächter ein Radikaler ist. Auf Ehre! da könnte man wünschen — “ — „Daß die über dem Namen geschriebene Zeile Ihnen nicht entgangen wäre,“ fiel ein näherer Bekannter des alten Herrn ein, und die übrige Gesellschaft lachte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Dichterthee bei Nero.

(Beschluß.)

Fünfter Bote.

Jetzt ist zum Sprunge Alles reif;
Sie scheiterten an ihren Lügen,
Ihr Thun liegt in den letzten Zügen.

Nero.

Zum Tode Piso! todt sein ganzer Schweif!
Mord und Entsetzen über Alle,
Die sich verwickelten in seinem Falle!
Spült die Kloaken aus, eröffnet die Kanäle,
Daß es dem Blut an Durchzug nirgends fehle!
Ihr könnt die ganze Welt heut an die Tiber laden:
Die Sonne drückt, ich will in Blut und Schaum und Lymphe baden!

(Bote ab. Die Dichter, den Sprung des Tigers erwartend, drücken sich an die Wände, vor Entsetzen bleicher als diese.)

Nero.

(Stimmend sich über die Stirn fahrend und das Haar wegschleudernd.)

Was ist? Sprach ich vom Tode nicht?
Von meinem? von Blut? von Rosen?
Hört' ich die Parze nicht, die spricht?
Den Gott, deß Helm erklingt von Todeslosen?
Bin ich allein? Es ist als wenn dort ständen
Verblaßte Schatten an den blassen Wänden.
Ich fühl's, von meinen Sinnen
Will Nebel, der sie drückte, rinnen.
Ich kam hieher — so — nein so —
Ich seh hier Männer, die viel leeres Stroh
Gedroschen, aberwitzige Reime
Von Blumen, Käfern, Honigseime.
Die Furcht, die hier gewisse Kehlen packte,
Bracht' meine Phantasien aus dem Takte.
Ich fühlte wohl, wie was von Bosheit sich
Herum um meine abgelauschten Worte schlich;
Jetzt bin ich wieder im Zusammenhang,
Und sehe, wie ich meinen Sang

Digitized by Google

Nicht besser krône, daß auch nichts ihm fehle,
Als wenn ich Menschen, halb von Leid und Seele,
Die Objektives gern vermeiden,
Nun zwing', einmal recht objektiv zu leiden.
Man führ' sie ab, die tugendhaften Schelme,
Und zieh' aus einem schwarzen Todeshelme
Je fünf und fünf zu Charons Nachen
Ein Ueberfahrtsbillet; doch sollen sie wachen
Noch bis zum andern Morgen und verzweifelnd zählen,
Wen wohl des Hahnen Schrei als Fünften möchte wählen.

(Schleicht ab.)

(Die inzwischen eingedrungenen Soldaten führen die wehklagenden Dichter hinweg.)

Julius Binder tritt auf.

Julius Binder.

Ist denn kein Grund, mich zu verhehlen
In dieses Hauses dumpfen Sälen?
Warum sind meine Schritte frei?
Sagt denn mein Auge nicht, was an mir sey?
Ist diese Stirn so glatt gezogen?
Und meiner Augenbrauen Bogen,
So sanft, daß der Trabant
Die Hellebard nicht faßt mit stärkrer Hand,
Wenn er mich sieht durch diese Thore schreiten?
Wann sah die Welt so schwarze Zeiten,
Daß man sich schämt, nicht unglücklich zu seyn,
Und sich an die, die fallen, anzureihn!
Nun ist der Vater todt, der Freund erschlagen,
Ich sah, wie blutig Alle unterlagen,
Die mich bedeckt mit ihren Küssen —
Und mich — mich kann die Tyrannei nicht missen?
Mich schickt sie nicht zu ihrer Opfer Leichentroß?
So sträube deine Mähne, junges Roß,
Und bäume deine starken Glieder!
Die Seele hebt ein mächtiges Gefieder,
Der Augenblick ist da: ich lechz', auf den zu zielen,
Der Luft und Erde, Meer und Sonne mir entrissen.
So lebt denn wohl, ihr glatten Marmordielen,
Ihr Wände, Nero's blaß und übertüncht Gewissen,
Ihr Echo's, solcher Frevel stumm Vertraute,
Daß ihr erschreckt bei jedem lauten Laute!
Ich steig hinauf in Eis- und Alpenzonen,
Wo auf dem Schnee noch warme Herzen wohnen,
Und suche, wo in Deutschlands dunkeln Forsten
Der Legionen goldne Adler horsten.
Schon blinket wie ein Sonnenstrahl
Durch Wald und Finsterniß der Rache Stahl.
Rührt mich nicht an, werd' ich den Brüdern rufen,
Eh' nicht von eurer Rosse Hufen
Italien zerstampft, von meiner Hand
Zum Tod der Kaiser durchgerannt!
So lang von seines goldnen Hauses Brand
Sich noch am Himmel malt der letzte Feuerschein,
Bin ich von Aussatz, Schimpf und Pest nicht rein!
Und zu der Krieger Ruf, dem lebensfrischen,
Wird sich des Bären Stimme mischen.
Der Ur, der an Erbarmen im Vergleich
Mit dem gekrönten Thier ist überreich,
Wird seine wilden Hörner beugen,
Und uns von selbst das Opfer zeigen,
Das uns der Rückkehr Thor verriegle
Und bis zum Tode unsern Bund besiegle.
Die Fahne weht: ich seh' von Sonnenstrahlen
Sich rosig schon die Alpenzinken malen;
Fort in die Schlacht! Vor Roma werd' ich treten
Nicht anders, als mit racheschmetternden Drommeten!

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Januar.

Das Museum.

Das Morgenblatt, ein literarisches Handlungshaus mit alter, guter Firma, wird auch in Frankfurt respektirt. Nur Einen Vorwurf hat ihm seit längerer Zeit der Frankfurter zu machen, nämlich den, daß es ihm gar nichts mehr von der lieben eigenen Stadt erzählt. Diesen Vorwurf zu beseitigen, sezt sich jezt eine Feder in Bewegung.

Wenn der Winter die schönen Mainufer ihres grünenden und blühenden Schmuckes beraubt hat, so müssen wir in Zimmern und Sälen uns zu entschädigen suchen. Wir haben zwei Museen, eines für den Sommer und ein anderes für den Winter. Jenes ist das größte und beste. Es ruft den Naturfreund hinaus in die lustigen Auen, in den kühlen Wald, nach dem ragenden Taunus und auf die fröhlichen Kirchweihfeste; er lebt dort blühende Idyllen, humoristische Dramen und Pessische Tage auf dem Lande; er hat mit der Wahrheit zugleich die Dichtung, mit der Schönheit die Liebe und mit dem Ernste den Scherz. Die Frankfurter sind ein lebensfrohes Volk, und auch ein freies, wofern sie dem Ideale einer Platonischen oder Wirthschen Republik nicht zu sehr nachhängen. Geld ist der Hebel der Lust, und Geld hat man hier wenigstens eben so viel, als Geist. Von der Reichsstadt ist uns wenigstens der Reichthum übrig geblieben, wenn auch in Frankfurt nicht viel große Handlungen geschehen, so gibt es doch deren viele hier, und wenn auch nur Wenige sich mit metaphysischen Spekulationen beschäftigen, so doch deren Viele mit papiernen und Metalliques. Das Wintermuseum, von Dalberg gegründet, hat sich seit seiner Entstehung durch manche Wechselfälle durcharbeiten müssen und siegreich erhalten, obwohl gänzlich umgestaltet. Im Anfang und in den ersten Jahren war es ein eigentliches Museum, ein den Musen

Digitized by Google

geweihter Tempel, eine Pflegerin der Wissenschaft. Damals waltete noch ein ernster Geist in seinen Räumen, ward noch manche tüchtige Idee zur Sprache gebracht, manche Frage der Wissenschaft und wahren Kunst erörtert, manches Treffliche gepflegt; damals zählte es noch Mitglieder, wie Jean Paul, dessen hier vorgelesene Beiträge einen Theil seines Museums und der Herbstblumine füllen. Eines Tages kam ein Freund des schönen Geschlechts auf den galanten Einfall, eine von ihm verehrte Schöne doch auch einmal in das seither den Damen verschlossene Museum einzuführen. Man stemmte sich dagegen, sprach viel von Entweihung des Orts, von den Statuten, von der Unverträglichkeit philosophischer Abhandlungen und blonder Lockenköpfe, von den nachtheiligen Wirkungen der Schleier auf die Wahrheit, und von allerlei dergleichen. Zwei Parteien bildeten sich, die Rigoristen und die Galanten. Liebe und Galanterie siegten; man rüttelte an den Grundpfeilern der Konstitution und setzte an die Stellen der eingerissenen einige andere mit den Devisen: „Honneur aux Dames!“ „il faut s'amuser!“ u. dgl. Wer aber dem schönen Geschlechte einen Finger gibt, von dem verlangt es bald die ganze Hand; so ging es auch hier. Die Frauen-Emanzipation gab dem Musentempel bald eine ganz andere Bestimmung, und für das Museum begann eine neue Aera. Es verstummte die ernste Rede, und die Wissenschaft legte den Doktormantel ab. Man kam bald dahin überein, daß man sich amüsiren, nicht daß man sich belehren wolle. Musik ertönte, man sang Arien und Arietten, spielte Klavierkonzerte und Flötenduo's, und recitirte Sonette auf schöne Damenfüße. Dazwischen erschien manchmal ein ernstes Gelehrtengesicht und predigte von den Schornsteinen der Lacedämonier, und ward für sehr langweilig verschrien. Im englischen Hofe, dem frühern Sitzungslokale, begann diese Metamorphose, und gelanate endlich zu ihrer Reife im rothen Hause, in welches das Museum übersiedelte. Seit zwei Wintern lebt es nun im Weidenbusche, und ist aus einem Museum eine musikalisch-deklamatorische Abendunterhaltung geworden, deren gegenwärtigen Zustand wir in dieser Beziehung einen blühenden nennen können. Da die Konzerte eine langweilige Erfindung geworden und von der Oper gänzlich unterdrückt worden sind, so müssen die Virtuosen, wenn sie anders noch gehört werden wollen, sich an unser Museum wenden, dessen Konzertleistungen noch einigen Kredit haben; auch Deklamatoren bedürfen dieser Sanktion. Diese musikalisch-deklamatorischen Abendunterhaltungen nun finden sehr zahlreichen Besuch und sind in der Mode. Beethovens und Haydns herrliche Symphonien werden zur Aufführung gebracht; mancher tüchtige Virtuose läßt sich hören, manches werthvolle Gedicht wird gut vorgelesen; mitunter schleicht sich auch ein ernstes Wort ein, das jedoch unbeachtet bleibt. Gemälde-Ausstellungen aller Art ziehen die Aufmerksamkeit des Kunstfreundes an. Wenn man nun bei der Beurtheilung des gegenwärtigen Zustandes unsers Museums auch den Maßstab strengerer Anforderungen nicht anlegen und von wissenschaftlichen Bestrebungen nicht reden darf, wenn auch die Idee seiner Begründer gänzlich verloren gegangen ist und die Damenherrschaft sich immer mehr ausdehnt, so wollen wir dennoch der jetzigen Einrichtung ihre Annehmlichkeiten und Vorzüge nicht abstreiten und uns nicht ärgern wegen des Namens Museum. Wie viel tausend andere Dinge in der Welt werden nicht bei ihrem rechten Namen genannt, und was liegt also daran, wenn man hier eine Reihe musikalisch-deklamatorischer Abendunterhaltungen, zu denen der Abonnementspreis 11 fl. für Gelehrte und Künstler und 22 fl. für Kaufleute beträgt, ein Museum nennt. Es ist klug, die Dinge zu nehmen, wie sie sind.

Berlin, Anfangs Januar.

(Beschluß.)

Lüpow. Tombolini. Dietmar.

Lüpows Familienverhältnisse gestalteten sich nicht glücklich. Auch das häusliche Talent ging ihm ab. Er hat sich aber auch hier, bei jedem Unfall, der ihn traf, durchaus würdig und edel benommen, und mit männlicher Milde die Verhältnisse berücksichtigt. Zerhauen und zerschossen, fast durchlöchert, lebte er in ländlicher Zurückgezogenheit einigen wenigen Freunden; aber auch hier noch war sein lebendiger Geist thätig. Der Führer des Freikorps soll in dem alten General wieder gespukt, und Lüpow allen Ernstes, so wird versichert, daran gedacht haben, nach Griechenland zu gehen und sich an die Spitze der griechischen Armee zu stellen. Er schlief abgesondert von seinem Hausstande. Man fand ihn unerwartet eines Morgens todt im Bette. Sein militärisches Leichenbegängniß war ernst und feierlich. Fast alle Prinzen des königlichen Hauses folgten zu Fuß dem Helden auf dem weiten Wege bis zu seiner letzten Ruhestätte. Auch viele angesehene Männer vom Civil, die einst unter seinem Freikorps dienten, schlossen sich an.

Nach diesem Toten klingt es fast parodisch, wenn ich des Hingangs eines Castraten, des seiner Zeit sehr berühmten Sängers Tombolini, erwähne. Er hatte wenigstens das Aehnliche mit Lüpow, daß auch er lange, lange Jahre nach seinem Ruhme vergessen lebte, und die Leute sich wunderten, als die Todesnachricht verlautbarte, daß er noch gelebt habe. Zur goldenen Zeit der italienischen Oper unter Friedrich dem Großen wurde er, in Betten und Baumwolle eingehüllt, aus Rom nach Berlin gebracht, und war hier lange Zeit der vergötterte Liebling des Hofes und des Publikums. Er soll in seiner Jugend von wunderbarer Schönheit gewesen seyn. In seinem Alter soll der italienische Castrat sich mit Behaglichkeit im deutschen Philisterthum zurecht gebettet haben. Er hinterläßt den Ruf eines rechtlichen Mannes. — Auch ein merkwürdiger Mann starb in der Person des Professor Dietmar, eines Gelehrten, der seine Wissenschaft auf das allerunzuverlässigste Element, nämlich auf das Wetter, gebaut hatte. Er starb im guten Glauben, daß er es ergründet habe, erntete aber, so viel bekannt, keine andern Früchte, als den Berliner Spott, der ihn bei Schnee- und Hagelwetter in seidenen Strümpfen, und, wenn es drückend heiß war, im Mantel ausgehen ließ, um aus seiner Subjektivität heraus den Beweis für die Nichtigkeit seiner Prophezeihungen zu führen. Auch sollen die Hausfrauen immer große Wäsche angesetzt haben, wenn er schlechtes Wetter verkündete. Indessen ging es ihm im Leben nicht so schlecht, als mit seiner Wissenschaft. Er war kein Dichter, wie der arme Langbein, und lebte von einer recht anständigen Pension, die auf einer solidern Basis, als das Wetter, nämlich auf dem Staatskredit, beruhte. — Ein junger, talentvoller Virtuos, Hauck, starb plötzlich in der Blüthe seiner Jahre und künstlerischer Entwicklung, ein Opfer des mörderischen Klima's, das uns noch jetzt seinen eigentlichen Winter bringen will.

Ich bin so in eine Todtenliste gerathen, daß für diesmal der Raum für das Lebendige fehlt, und behalte mir, was davon zu berichten, für eine nächste Mittheilung vor.

Beilage: Literaturblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 25.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 29. Januar 1835.

Wenn die unbekannte Hand den lezten Pfeil an das Haupt des Menschen sendet, so bückt er vorher das Haupt, und der Pfeil hebt bloß die Dornenkrone von seinen Wunden.

Jean Paul.

Elisa Mercoeur.

Nimm' eine Blum' auf deinen Sarg,
— Mein Winter ist an Blumen karg —
Du, die ich blühend noch gesehn!
Du warst so lieb, du warst so schön!
Dein rosensanftes Lippenpaar,
Dein dunkles Auge, sonnenklar,
Dein tiefer Ernst, dein milder Sinn,
Tritt Alles lebend vor mich hin.
Geflügelt war dein süßes Herz,
Drum mußt' es bald auch himmelwärts.
O Blume, so der Tod gepflückt,
O Seele, so die Welt entzückt,
Du warst dein Lied, dein Lied war Du,
Kurz war dein Lenz, süß sey die Ruh.
O Siegerin, schwer war dein Kampf!
Im engen, feuchten Raum voll Dampf
Rangst du mit Noth und Qualen bang,
Dein Leid noch wurde zum Gesang;
Kein Schwanenlied auf Erden war
Wie deines groß und wunderbar.
Du Kind, wie eine Mutter treu,
Sangst es in Klängen, süß und neu —
Hin quoll dein Blut in Liedesglut,
Todtwunden Herzens Lebensblut!
Nicht deine Leiden sonder Zahl,
Du fühltest nur der Mutter Qual,
Der Mutter Armuth war dein Schmerz,
An Mutterthränen brach dein Herz!
Du, für ein Lied zu groß und reich,
In Muth und Demuth Heil'gen gleich,
Holdselige! Du schwebst um mich,
Mit deiner Palme seh' ich dich;
Dein Leben war ein Sphärenklang,
Der tönt nun fort Aeonenlang.
Vor Gottes Thron trittst froh du hin,
Opfer zugleich, und Priesterin
Der heil'gen Kunst, die du geübt,
Des Schönen, das du rein geliebt.
Im Glanz der Unschuld still verklärt,
Wer nennt dein Loos nicht neidenswerth?
Rein strahlt dein schneeweiß Flügelpaar,
Du, die nur Klang und Klarheit war;
Nie hast du solchen Schmerz gekannt,
Als dieses müde Herz durchbrannt.
Bald ruh auch ich, nach Kämpfen schwer,
Wann Erde deckt, drückt sie nicht mehr.

Paris, 18ten Januar 1835.

Helmina v. Chézy.

Anmerk. Der unglücklichen Sängerin Schwanenlied war an den Minister Guizot gerichtet; er schickte Hülfe. Ein Blutsturz

erschöpfte ihre letzte Kraft, als sie es kaum vollendet. — Sie schmachtete in einem nassen, räucherigen Zimmer; die jammernde Mutter war ihre einzige Wärterin. In ihrem langen Todeskampf flehte sie: evanouissez moi! Nur kurze Rast von unaussprechlichen Qualen ersetzte sie. Sie starb mit Ergebung; die Julirevolution hatte ihr die 1200 Franken Jahrgehalt geraubt, mit welchen Karl X. die Zierde der gallischen Sängerinnen vor Noth schützte. Verarmt erkrankte sie und mußte hinaus durch Sturm und Kälte, durch die nassen, verpesteten Gassen entfernter Vorstädte, Stunden um Stunden Labung zu geben, und sie war gefeierte Sängerin, Mitglied gelehrter Akademien, am Hof gnädig aufgenommen, in Salons wohlgelitten, ihre Büste war in Erz gegossen, und sie mußte darben und frieren.

Die Herzogin von Abrantes nahm sich mit Liebe der jungen Sängerin an, nach Rückkehr mit ihr hatte Victor Hugo Schritte gethan, daß eine von ihm ausgeschlagene Pension auf Elisa Mercoeur übertragen würde; es gelang den Edlen nicht. Casimir de la Vigne ermittelte endlich, endlich eine Pension; aber Mangel, Erschöpfung, Sorge hatten das blühende Leben schon in der Wurzel zermagt. Chateaubriand, Ballanche, Madame Juliette Récamier u. a. begleiteten die entseelte Hülle zu ihrer letzten Ruhestätte.

Weihnachtsfreuden in London.

(Fortsetzung.)

Da es nicht vorauszusetzen ist, daß die Londoner Fleischhauer für einen Ehrgeiz, der blankes Geld kostet, eine unvernünftige, d. h. eine nichts einbringende Leidenschaft hegen sollten, so liegt es auf der Hand, daß sie die ausgehängten Prachtstücke zu eben so vielen Anlockungen für ein kauflustiges und kaufsfähiges Publikum zu machen wünschen. Wer wird jedoch solche Fettklumpen zu seinem Feiertagsbraten wählen? Höchstens ein Lichtzieher, aber gewiß keine gute Hausfrau, die den Talg nicht nutzen kann; denn hört es und freut euch eurer bessern Wirthlichkeit, ihr deutschen Hausfrauen, in einer englischen Haushaltung, die eine Köchin hält, gehört aller Abfall an Fett der Köchin, die es in der Regel um vier Pence das Pfund verkauft. Wer indessen einen Mangel an Käufern erwartet — laßt ihn sich umsehen in den Kreisen, welche die Fleischhauerläden umgürten, und er wird sein Unrecht auf den Gesichtern der Umstehenden lesen. Der Träger mit der Centnerlast auf seinem Kopfe vergißt, daß er Eile und daß er schwer geladen hat. Einige Minuten muß er dem gaumenkitzelnden Anblicke gönnen. Der Taglöhner berechnet sichtbar, ob nach dem gebührenden Abzuge für Branntwein der Wochenlohn zum Ankauf einer ganz fetten Schöpsenkeule ausreichen werde, und der zerlumpte Straßenkehrer hat nicht etwa den Besen im Arme und die Hände in den Taschen seiner zweideutig schillernden inexpressibles, um auszuruhen oder die Hände zu wärmen, sondern um die empfangenen Kupferstücke in einiges Verhältniß mit seiner nach Fett lüsternen Zunge zu bringen. Und während Alle, die da wissen, daß sie von den ausgehängten Leckerbissen sich keinen zu erschwingen vermögen, den Gaumen bei den Augen zu Gaste laden und diese desto länger sich vollsaugen lassen, während alle diese Leidenschaften vor dem Schlächterladen gähren, wandeln in demselben elegant gekleidete Herren und Damen von einem Stück zum andern, sich ja ein recht fettes auszusuchen. Kurz, es ist für den Engländer nicht Weihnachtsfeiertag ohne einen fetten Braten. Ein Roastbeef — das darf nicht fehlen, ein Truthahn muß eigentlich auch seyn, und der Aermste, der keines von beiden sich erringen kann, besteht mindestens auf einem derben Plumpudding. Ist nun der Braten verzehrt und somit Weihnachten sein Recht geschehen, was macht da die Straßen in der Nähe der Theater beim Oeffnen und Schließen derselben lebhafter als gewöhnlich? Nichts anderes als die Pantomime.

Es überrascht und erscheint als eine sonderbare Anomalie des englischen Charakters, daß der ernste, in sich gekehrte Britte ein fast leidenschaftlicher Freund der Posse, daß daher sein Theater stets voll, wenn ein drolliges Stück über die Bretter geht, und daß er dort der lachlustigste, der heiterste, der ausgelassenste Mensch ist, der je vor einer Bühne gesessen hat. Der Franzose badet sich dort im Blut, der Engländer wischt sich die Lachthränen aus dem Auge. Dabei möchte ich nicht behaupten, daß seine Possen stets von der zartesten Art sind; es geht darin oft ziemlich derb her. Ein Deutscher darf sich jedoch in dieser Beziehung kein Urtheil anmaßen; ich meine, er darf eine Posse, die dem Engländer das Zwerchfell erschüttert, nicht deßhalb tadelnswerth finden, weil sie wegen Mangels an gebührender Delikatesse in Deutschland mit gerümpfter Nase aufgenommen würde. Die deutsche Sprache, die deutsche Literatur, die gesellschaftliche Unterhaltung in Deutschland, alles das ist oder klingt wenigstens keuscher als in England, und dennoch möchte daraus in der Allgemeinheit nicht gefolgert werden können, daß Deutschland an Reinheit und Keuschheit des Gemüths reicher sey als England. Trotz aller Verfeinerungen des Luxus, trotz aller Ueberbildung und Verderbtheit der höhern, und trotz aller Rohheit der niedern Stände, lebt doch in der großen englischen Volksmasse ein höherer Grad von Natürlichkeit als jenseits des Kanals. Das englische Volk läßt sich in seinen Gefühlen mehr geben; die Freiheit seiner staatsbürgerlichen Verfassung ist mit seinem ganzen Thun und Seyn so eng, so knorpelfest verwachsen, daß es ihm entweder unmöglich ist, oder unnöthig scheint, oder gar nicht einfällt, seinen innern Menschen in eine Schnürbrust zu zwängen. Er lacht, wenn der Gegenstand, den er vor sich hat, ihm die Lachmuskeln verzieht, und er weint, wenn ihm das Wasser in die Augen tritt, und

Digitized by Google

er fragt weder bei dem Einen, noch bei dem Andern — ich wiederhole, daß ich von der Masse des englischen Volks spreche — ob es dort anständiger wäre, sich auf die Lippen zu beißen, hier, die Thränen zu verschlucken. Muß das in Deutschland nicht anders seyn?

Seit Jahren hat die englische Bühne unmittelbar nach Weihnachten, zur Belustigung der Kinder — denn Weihnachten ist ja in der christlichen Welt das Kinderfest — die Pantomime und in ihr den Harlekin über die Bretter geführt. Beides ist daher dem Engländer, groß und klein, so gut Weihnachts-Bedürfniß, wie der fette Rindsbraten und der mit Rosinen gestopfte Plumpudding. Der Erwachsene vergegenwärtigt sich die Stunden einer glücklichen Kindheit, wo er hier saß und schaute, und seine kleine Brust kaum Raum hatte für die überwallende Lust, wenn Clown und Pantalon recht tolles Zeug trieben. Die Kinder freuen sich Monate lang auf die Erfüllung des elterlichen Versprechens, mit den Artigen und Fleißigen einen Abend in die Pantomime zu gehen, und die Vorsteher der Theater, die das Alles recht gut aus eigener Erfahrung wissen, überlegen schon am ersten Januar, was ihnen einen goldenen December bringen möchte. Des Besuchs der Kinder sind sie jedenfalls gewiß, und da die Kinder nicht allein kommen, auch des Besuchs der Eltern. Es gibt aber eine Menge Menschen, die weder Kinder sind, noch Kinder haben, die in der Pantomime etwas mehr sehen wollen, als einen Pantalon, der seine Columbine verliert, oder einen Clown, der erst stiehlt und dann geprügelt wird, und deren Geld die Theater-Unternehmer in ihre Kasse wünschen. Für diese verwöhnten Gaumen muß auf gewürztere Schüsseln gedacht werden, und so geschieht es, daß der Inhalt der Pantomime Studium, das in die Scene Setzen ein Kapital und die Vorstellung Künstler erfordert, das Ganze aber somit auch denen Unterhaltung bietet, die über die Jahre der Kindheit hinaus sind, und in die Pantomime gehen, unbegleitet von Rückerinnerungen und unbegleitet von Kindern.

Mit dem Tage, der wohl durch ganz Deutschland der zweite Feiertag heißt und ist und als solcher begangen wird, von dessen Feiertagsattributen man aber in England nichts weiß, verkünden große Anschlagezettel, welche Augenleckereien die verschiedenen Theater zugerüstet haben. Bald tauscht sich im Gespräche gegenseitig Gesehenes aus; die öffentlichen Blätter erzählen, berichten, loben, tadeln, und ehe das alte Jahr seine Rechnung an ein neues abgibt, weiß in der Regel jeder schon, wo er seinem Geschmack Entsprechendes gefunden, oder zu suchen hat. Während daher jezt der Eine nach Drury-Lane geht, um sich an König Arthur und den Rittern seiner Tafelrunde zu vergnügen, eilt ein Anderer nach dem Adelphitheater, wo Orangen und Citronen, oder Harlekin und die Glocken von St. Clements ihr Wesen treiben. Ein Dritter ergözt sich im Olympictheater an Telemach oder der Insel der Kalypso; ein Vierter im Surreytheater an Harlekin und dem kleinen König Pipin; ein Fünfter im Pavilliontheater an frisch gekochten Bohnen und ganz frischer Butter. Der Vorrang aber, den die Künstler am Conventgardentheater seit vielen Weihnachten im Fache der pantomimischen Erzeugnisse behauptet haben, gebührt ihnen auch diesmal ungeschmälert und der Beifall des Publikums ist gerechter, wohlverdienter Lohn.

Die Pantomime führt hier den Titel: „Harlekin und Königin Mab oder die drei gläsernen Spindeln.“ Dieser Titel und die Bezeichnung: Pantomime, können drei Irrthümer veranlassen, denen zuvörderst begegnet werden muß. Obgleich das Stück Pantomime heißt, so wird doch darin gesprochen, obgleich Mab eine schmuzige, liederliche Weibsperson, etwa unsere deutsche Schlumpe bedeutet, so ist sie doch eine Feenkönigin, und obgleich ein zusammenhängendes Feenmährchen zu vermuthen wäre, so ist doch das Ganze, im Ganzen genommen, ohne Zusammenhang. Eine Intrigue hat das Stück allerdings; der Knoten ist jedoch so locker geschürzt, als hätte ihn ein Operndichter geknüpft, und da der Zweck des Stücks in Unsinn besteht, so kann der Mangel an Sinn kein Vorwurf seyn. Der Gedanke ist dem bekannten Mährchen von einem Könige und seinen drei Töchtern entlehnt, die er zum Behuf größerer Sicherheit in einen einsamen Thurm sperrt und deren jeder die Fee eine gläserne Spindel verleiht. Verlezt eine ihre Pflicht, soll die Spindel zerbrechen. Wie gut, daß solche Verrath drohende Geschenke aus der Mode gekommen sind! Königin Mab ist also die Fee, König Crusado der Vater und seine drei Töchter heißen Pratilla, die Plaudertasche, Drona, die Faule, und Finetta, die Lustige. Finetta als die Jüngste ist nach Mährchengebrauch die Hübscheste und unter König Crusado soll der Zuschauer nach Anleitung des Zettels sich „einen der winzig kleinen Fürsten Deutschlands denken, addicted to Knight-errantry,“ mithin eine Art Don Quixote. Was doch die Engländer von unseren deutschen Fürsten für Begriffe haben! — Finetta hat natürlich zwei Liebhaber, Hermann und Prinz Richecraft. Ersterer steht im Schutze der Königin Mab, lezteeer hat den Feind der Königin, den bösen Furibore zum Verbündeten und Patron. Damaria, die Oberhofmeisterin der Prinzessinnen, stimmt für Hermann, und so kann es dem guten Hermann nicht fehlen. Finetta läuft mit ihm davon, Furibore verfolgt sie, Königin Mab verwandelt die Liebenden in Harlekin und Columbine, den König Crusado, der lieber einen Prinzen als einen bloßen Mann zum Schwiegersohne haben will, in Pantalon und alle Uebrigen nach Verdienst. Das ist die Intrigue

des Stücks, keinesweges aber der ausschließende, oft auch nur der vorzügliche Inhalt der Pantomime. Der ist mit so wenigen Worten nicht abgethan.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Der Krebsentzeger.

Den Naturforschern geht es zuweilen wie Archimedes, welcher bei der Einnahme von Syrakus noch immer seine mathematischen Berechnungen fortsetzte, und sich um den Wirrwarr gar nicht bekümmerte, der in der Stadt herrschte. So haben es die hiesigen Naturforscher jetzt fast mit den Fröschen und Krebsen zu thun, indeß Wellington, und die Tories die Hoffnung der französischen Legitimisten neu belebten und diese Leute aus ihrer Einsamkeit hervorlockten. Es hatte nämlich ein Mann in der Provinz, welcher glaubte, die von ihm beobachtete Erscheinung müsse sogleich weltkund dig werden, an die Akademie der Wissenschaften geschrieben, er habe kleine Krebsen vergnen sehen. So etwas ist früher schon oft beobachtet, aber, wie ich glaube, noch nicht auf offizielle Art der königlichen Akademie zu wissen gethan worden. Diesmal war es ein Zeugniß ex visu. Der Mann hatte die Krebschen fallen sehen, sie betastet, und wären es Frösche gewesen, so hätte er sie vielleicht auch gekostet; denn bekanntlich werden Frösche in Frankreich gegessen; sie kosten wen hier zu Markte und werden vortrefflich zugerichtet. Den Engländern ist dies ein gewaltiger Gräuel, und ein Stock-Engländer glaubt sich nicht stärker ausdrücken zu können, als wenn er den Franzosen einen Froschfresser nennt; beinahe dünkt ihn dies so schrecklich, als wenn der Franzose rohe Schlangen und Eidechsen verschlänge. Die gefallenen Thiere waren, wie gesagt, kleine Krebsen. Die Thatsache schien unläugbar, und schon war die Akademie gesonnen, dieselbe ad acta zu legen und den Ehrenmitschreibern das Veranlagen zu lassen, anzumerken: Nous n'en savons pas davantage. Krebsen gerungen, als ein Akademiker das Wort verlangte und seinen Kollegen vordemonstrirte, der Mann in der Provinz habe sich geirrt, die Krebschen kommen ja nicht vom Himmel, sondern aus der Erde, sie seyen nicht herabgefallen, sondern emporgekommen, und der Regen, statt sie herunterzubringen, habe sie heraufgelockt. Der Mann in der Provinz, als er hörte, daß man sein Zeugniß berichtigen wollte, wurde böse. „Ja habe ja die Krebsen fallen sehen," erwiderte er; „ich kann es auf meine Ehre bezeugen." Nun kamen der Briefe und Zeugnisse eine Menge; der Eine hatte Krebsen und Frösche auf seinem Hute, und seinen Kleidern gesammelt, der Andere hatte sie deutlich mit dem Regen fallen sehen. Einige Akademiker entgegneten aber beständig: „es ist nicht möglich," und gingen zu einer andern Materie über, weil es ihnen unter ihrer Würde dünkte, sich so lange mit Krebsen abzugeben. Die Gesellschaft der Naturforscher aber, welche nicht so vornehm thut, als die königliche Akademie, nahm die Sache wieder auf und suchte sie zu beleuchten. Herr Pettier im Sommedepartement bestand steif und fest darauf, die Krebsen seyen zu Hom und der Luft gefallen, Dächer und Straßenpflaster seyen mit den häßlichen Thieren bedeckt gewesen; tausend Menschen könnten es bezeugen, und seyen auch bereit, ein Attestat darüber auszufertigen und zu unterschreiben. „Aber, meine Herren," warf Herr Rozet ein, „bei solch einem gewaltigen Sturze müßten ja die Thiere Arm und Bein brechen. Bedenken Sie doch den zarten Bau der Krebsen; werfen Sie einmal einige davon von den Thürmen der Notre-Dame-Kirche herab, und bemerken Sie, wie sie unten auf dem Straßenpflaster aussehen. In welchem Zustande befanden sich denn Ihre vom Himmel gerogneten Krebsen?" — „Sie waren so munter und lebhaft," erwiderte Pettier, „als es eine Krebe nur seyn kann." — „So sind sie nicht aus den Wolken gefallen," entgegneten Kollegen einige Mitglieder der Gesellschaft. Einer aber versicherte, er habe Krebsen mit weißschwarzen sehen, ohne daß ihnen deßhalb irgend ein Glied beschädigt worden wäre. Dies war aber nun eine einzelne, nicht beweisene Thatsache. Was nun vollends Herrn Pettier verwirren mußte, war, daß einer der Naturforscher behauptete, die bei dem Regen erscheinenden kriechenden Thiere seyen keine Krebsen, sondern Frösche; er habe genaue Beobachtungen darüber angestellt, und alle Merkmale legterer Thierart erkannt. Nun war es also klar, daß die Leute, welche eßlich den Krebsenfall bezeugen wollten, nicht einmal die Thiere kannten, deren Fall sie beobachtet haben wollten. Indessen waren sie jedenfalls bereit, das Regnen der Frösche oder Krebsen, gleichviel, zu bezeugen; hierauf kam es auch hauptsächlich an. Einige Mitglieder der naturforschenden Gesellschaft suchten die Ehre dieser Bürger durch die Bemerkung zu retten, daß die Winde und Wasserwirbel kleine Fische, Schlangen, Insekten mit sich reißen und weit weg durch die Lüfte führen; demnach scheine es ja auch einer Windhose gar nicht schwer zu fallen, eine Legion Krebsen dem Wasser zu entführen und hernach auf die Erde niederfallen zu lassen. Diese Partei fand noch andere Mitglieder der Gesellschaft, ein Beweis, wenn je solcher der man wird, desto mehr Ruhm hat man in Bereitschaft. „Aber," sagten diese Herren, „bei stürmischem Wetter verkriechen sich ja die Fröschchen und Krebsen unter das Wasser, wo keine Winde und Windhose sie erreichen kann." Das war ein gewaltiger Einwurf, und man verstummte eine Weile. „Ah! nun haben wir's!" riefen nach einigem Nachdenken mehrere gute Köpfe in der Gesellschaft. „Die Winde und Windhosen entführen den auf dem Ufer liegenden Laich der Krebsen und Frösche; und dieser Laich wird durch die Luft, vielleicht durch Einwirkung einer besondern Kraft." Hier stehen wiederum mehrere Aber ein. Aus dem Laich werden zuerst nicht Frösche oder Amphibien, sondern schwimmende Tetards, die nur im Wasser, nicht in der Luft leben können. „Zweitens," sagte Einer, „geschieht die Umwandlung dieser Tetards in Frösche, oder der Frösche in Amphibien sehr langsam. Ein Herr, Marcant, welcher diese Umwandlung schneller bewirken wollte, nahm die Elektrizität zu Hülfe; aber all seine Elektrisirens ungeachtet brauchte er doch sechs volle Tage, um einen Tetard zu einem Frosche zu machen." Hier stellten die Gegnerpartei ein: wenn die Elektrizität die Naturgesetze, als der selige Herr Marcant, und bringt einen Frosch in eben so vielen Minuten zu Stande, als Marcant Tage dazu brauchte. Darauf war nun wieder nichts zu sagen, wenigstens erfolgte diesmal kein Aber. Dennoch ist es jetzt zweifelhafter als zuvor, wohin Fröschee und Krebsengezeug kommen. Vielleicht mag ungehindert in den Bächern oder Abhandlungen über Naturwunder behaupten; sie fallen aus den Wolken, oder sie steigen auf der Erde und den Sümpfen hervor! Jetzt aber sagt sich so etwas nicht mehr mit derselben Zuversicht aus; sagen; die Einwendungen der Gelehrten haben die Sache sehr zweifelhaft gemacht. Dg.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 26.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 30. Januar 1835.

Jede Pflanze verkündiget dir die ew'gen Gesetze,
Jede Blume, sie spricht lauter und lauter mit dir.

Goethe.

Betrachtungen aus der allgemeinen Naturgeschichte.

Vom Verhältniß der organischen Welt zu Tag und Nacht.

Wir betrachten jezt ein anderes astronomisches Element, die Zeit der Umwälzung der Erde um ihre Achse; wir werden finden, daß der Bau der Organismen auch nach diesem Element eingerichtet, daß auch hier die kosmischen und die physiologischen Gesetze auf einander berechnet sind.

Wir können uns ganz gut denken, daß sich die Erde schneller oder langsamer um ihre Achse bewegte, daß somit die Tage länger oder kürzer wären, ohne daß sich sonst etwas im System veränderte. Für unsern Verstand ist kein Grund vorhanden, warum sich der Erdball in der Zeit seines Umlaufs um die Sonne gerade dreihundert und fünf- und sechzigmal um sich selbst wälzen soll. Es findet, so viel wir wissen, zwischen den Achsenumdrehungen der Planeten, zwischen ihren Tagen, und ihren Abständen von der Sonne durchaus kein bestimmtes Verhältniß statt. Die Tage des Merkurs, der Venus und des Mars sind nahezu so lang als der unsrige; Jupiter und Saturn dagegen drehen sich in etwa zehn Stunden um ihre Achse. Der irdische Tag ist nun aber einmal vier-und-zwanzig Stunden lang, und wir beobachten im Haushalt von Thieren und Pflanzen manche Erscheinungen, welche nicht nur im Allgemeinen dem täglichen Wechsel von Licht und Finsterniß entsprechen, sondern deren Cyklus mit der Länge des natürlichen Tags genau zusammenfällt. Allerdings sind die nach Tag und Nacht wechselnden Lebensprozesse der Gewächse weder so auffallend, noch so nothwendig für ihre Existenz, als die Jahreserscheinungen; daß aber die Pflanzen einen solchen täglichen Cyklus wirklich haben, geht aus den vielfältigsten Beobachtungen hervor.

Dem Blumenkalender Linnés entspricht in dieser Sphäre eine Blumenuhr, wobei eine Reihe von Pflanzen durch das Oeffnen und Schließen ihrer Blüthen gewisse Tagesstunden anzeigt. So öffnet die hemerocallis fulva ihre Blüthen um fünf Uhr Morgens, der Löwenzahn um fünf bis sechs, die Wegwarte (hieracium latifolium) um sieben, das hieracium pilosella um acht, die Dotterblume (calendula arvensis) um neun, das mesembryanthemum neapolitanum um zehn oder eilf, und gleicherweise werden die Abendstunden durch das Schließen dieser und anderer Blumen bezeichnet. Manche Blüthen öffnen sich allerdings durch den Reiz des Tageslichts und der Wärme, was daraus hervorgeht, daß sich die Zeit des Aufgehens mit dem frühern oder spätern Eintreten jener Momente verändert; andere aber scheinen sich an eine bestimmte Stunde zu halten und dabei von

Digitized by Google

äußern Einflüssen unabhängig zu seyn. Einige Blumen verkünden durch ihr Auf- oder Zugehen das Wetter; diese nennt Linné meteorische Blumen, atmosphärischen Einflüssen gehorchend. Solche, bei denen sich die Stunden des Aufgehens und Schließens mit der Tageslänge verrücken, nennt er tropische, und bemerkt, daß ihre Stunden, gleich denen der Monate, zu verschiedenen Jahreszeiten verschieden lang sind. Manche andere Pflanzen sind äquinoktiale; bei ihnen ist der vegetabilische Tag, wie unter dem Aequator, immer gleich lang, und sie öffnen und schließen ihre Blüthen stets zu einer und derselben Stunde des Tags. Dergleichen Gewächse weisen deutlich darauf hin, daß wohl alle angeführten periodischen Bewegungen durchaus nicht allein äußern Umständen zugeschrieben werden dürfen.

Decandolle hat über diesen Gegenstand manche interessante Versuche angestellt. Er brachte verschiedene Pflanzen in zwei Keller, deren einer geheizt und finster, der andere durch Lampen erleuchtet war. Auf manche Pflanzen schien das künstliche Licht keinen Einfluß zu äußern, und sie hielten im Oeffnen und Schließen ihrer Blüthen die Stunden nach wie vor. Die bei Nacht blühenden Gewächse schien beständiges Licht, wie beständige Finsterniß in ihrer Oekonomie zu stören: in beiden Fällen gingen sie, so zu sagen, so schnell vor, daß sie in drei Tagen um einen halben voraus waren und somit bei Tag, statt bei Nacht aufgingen. Andere Blumen, wie convolvulus purpureus, gingen in künstlichem Licht langsamer. Ebenso wurden Pflanzen, welche periodisch ihre Blätter zusammenfalten und ausbreiten, durch diese Behandlung verschieden afficirt. Mehrere Arten von Sauerklee (oxalis) blieben, ohne Rücksicht auf künstliche Hitze oder Licht, ihrer Gewohnheit getreu; die Sensitive (mimosa pudica) hatte sich, da sie bei Tag im Dunkel gehalten, bei Nacht beleuchtet wurde, in drei Tagen in den künstlichen Zustand gefügt und ging nun Abends auf, Morgens zu; der freien Luft ausgesetzt, kehrte sie sogleich zum natürlichen Lebensgang zurück. Tropische Pflanzen leiden, nach der Beobachtung der Gärtner, häufig durch die Länge unserer Sommertage, und man muß sie einen Theil des Tages in den Schatten bringen.

Aus diesen Beobachtungen ergibt sich klar, daß in der Konstitution der Gewächse ein täglicher Cyklus herrscht; die Auseinanderfolge von Lebensäußerungen hängt zwar zum Theil von äußern Reizen, von Licht und Wärme ab, aber die Periodicität an sich ist wesentlich im Bau der Pflanze begründet, und sie ist so gebaut, daß die Länge der Periode unter der Herrschaft der allen Gewächsen gemeinschaftlichen Einflüsse mit dem astronomischen Tag zusammenfällt. Ihre Schmiegsamkeit in dieser Hinsicht ist keineswegs so groß, daß sie uns an der Existenz dieses beständigen täglichen Wechsels zweifeln oder annehmen ließe, der Tag könnte bedeutend verlängert oder verkürzt werden, ohne daß die ganze Konstitution des Gewächsreichs zerstört würde. Wollte man zu Erklärung dieses Zusammenhangs zwischen astronomischen und physiologischen Erscheinungen sagen, der Bau der Gewächse, wie er jetzt ist, sey erst durch äußere Einflüsse bestimmt worden, oder diejenigen, welche sich in die Oekonomie des jetzigen Tages nicht fügen konnten, seyen untergegangen, so ist dies nicht nur eine völlig willkürliche, alles Grundes ermangelnde Behauptung, sondern sie erklärt auch nichts; denn woher käme überhaupt den Pflanzen die Periodicität in Verrichtungen, welche sich auf den Wechsel von Tag und Nacht beziehen?

(Der Beschluß folgt.)

Weihnachtsfreuden in London.

(Beschluß.)

Zuerst das Zelt der Königin Mab. Alles liegt in Schlaf und Traum; jetzt berührt sie die Nase eines Advokaten, und gleich träumt er von einem fetten Prozesse; dann kitzelt sie mit dem Schwänzchen eines Zehntschweins die dicken Lippen eines Pfarrers, und gleich träumt er von Schweinebraten und einer noch bessern Pfarre; dann fährt sie über das Haupt eines Kriegers, und gleich träumt er von Sieg und Lorbeern. — Der Traum verschwindet, Crusado erscheint, ein kleiner, dicker Knirps, gepanzert vom Scheitel bis zur Zeh, bewaffnet mit einer ungeheuern Lanze, gefolgt von seinem Schwertträger Addlepato, angekündigt von einem kleinen Trompeter und begleitet von riesenhaften Gardisten. Königin Mab gibt ihm auf sein Begehren die Spindeln. — Die Scene verwandelt sich in das Aeußere eines einsamen Thurmes. Crusado behändigt seinen Töchtern das Geschenk der Fee, und sehr wider ihren Willen werden sie eingesperrt. Furibore führt seinen Günstling ein; aber Prinz Richcraft wirbt auf eine sonderbare Art: er hält Finetta sein Taschentuch vor mit der Inschrift: Tod oder Heirath. Finetta ist in Verzweiflung, doch die Duenna verspricht, sie zu retten. Auf dem offenen Gange, der das Innere des Thurms umläuft, bereitet sie das hochzeitliche Lager. Prinz Richcraft versucht, ob es lang genug, bricht durch und stürzt in eine tiefe Grube. Gewaltiger Lärm im Hofe des Thurms, die Königin Mab erscheint und die angedeuteten Verwandlungen bewirkt. Nun beginnt der übliche Scenenwechsel; man kann sich dabei die ganze Gesellschaft auf Reisen denken. Eine italienische Bergstraße mit italienischem Wirthshause und italienischen Banditen; das Gerümmel

Digitized by Google

des Carnevals auf dem Marktplatze in Venedig, wobei Blackmore auf dem Seile tanzt und Lawrence Beweise körperlicher Gewandtheit gibt; Dover mit seinen Kreidefelsen und dem bunten Getreide der Ein- und Ausschiffenden; eine Kanonengießerei in voller Thätigkeit, Tullos reicher Bazar, die general annual office auf 1835, die neue Weihnachtsausstellung, und alles das in vollem Leben. Hierauf Diorama's: Helgoland, Neuwerk, Curhaven, Bremen, Altona, Hamburgs Börse und Stadthaus, das Brandenburger-Thor in Berlin, die Linden, das Opernhaus, der königliche Pallast, das Universitätsgebäude, weiter das nie alternde Schloß und die großartige Terrasse von Sanssouci, Dresdens Brücke und Neustadt, Leipzigs Marktplatz und Rathhaus und der einfache Denkstein des gefallenen Poniatowski, sodann Frankfurt mit seinen Mainschiffen und Rotterdam mit seinen Seeschiffen, endlich Rückkehr nach England auf Sir Eduard Banks Dampfboot; hier die berühmte Höhle von Castleton in Derbyshire, und zuletzt die blendend schöne Zaubergrotte in den Gärten vor Königin Mabs Pallaste. Damit schließt das Ganze, und ich denke, der Zuschauer hat für sein Geld, wie für seine ermüdeten Augen vollkommen genug. Das Interessanteste der ganzen Pantomime sind unstreitig die erwähnten Diorama's. Sie sind klug ausgewählt, sind an Ort und Stelle gezeichnet, und nicht bloß — mit wenigen Ausnahmen — sehr richtig, sondern auch auf Effekt berechnet. In England, wo Alles reist, wer hat da nicht wenigstens einige der Orte gesehen, welche die Diorama's darstellen? Und wem macht es nicht Freude, vor sich auf der Leinwand zu erblicken, was sein Auge in lebendiger Natur geschaut hat? Diese gehen also nach Coventgarden um der Lust der Erinnerung willen, und diejenigen, deren Wünsche die Kräfte ihrer Kasse übersteigen, oder die von der eisernen Schranke der Verhältnisse in die Klasse der home-keeping folks eingepreßt werden, die gehen nach Coventgarden, um sich das Herz lüstern oder ruhig zu machen. So sichert das Eine wie das Andere den Erfolg der Spekulation. Darf ich aber wohl bei allem Lobe, welches die Unternehmer verdienen, einer Sünde vergessen, deren der Verfasser des Theaterzettels sich gegen Deutschland schuldig gemacht hat? Die Diorama's, heißt es, seyen nach Skizzen gemalt, welche die Herren Grieve entworfen „auf ihrer letzten Reise durch Preußen, Sachsen, Deutschland und Holland.“ Es ist eine Schande für den Zettelfabrikanten und eine schlechte Entschuldigung für ihn, daß er Wahrheit geschrieben hat.

Wer da weiß, daß man in den englischen Theatern unter fünf bis sechs Stunden nicht loskommt, wird kaum vermuthen, daß die Pantomime den Abend füllt. Und das ist auch nicht der Fall: sie währt nur die Hälfte, ungefähr drittehalb Stunden. Die andere, und zwar die erste Hälfte, nimmt eine Oper, ein Lustspiel oder eine Tragödie ein. An dem Abend, der mich nach Coventgarden führte, wurde Aubers historische Oper: „Gustav der Dritte,“ gegeben. Daß sie hier nicht neu ist, geht schon daraus hervor, daß sie zum hundertsechs-und-dreißigsten Male durch das Orchester wanderte. Man bemerkte dies, wenn an nichts Anderm, am abgeschabten Kostüm. Was wird aber die kriegerische deutsche Nation sagen, wenn sie hört, daß nicht ein einziger der zwanzig oder dreißig Offiziere aller Waffengattungen an den steifen Stiefeln, die sie trugen, Sporen hatte? Wie wenig militärischen Geist muß dieses Volk besitzen! Als ich in einer großen Gesellschaft des Frevels des Sporen-Mangels erwähnte, bemerkte ich zu meiner nicht geringen Verwunderung, daß Niemand darin etwas Auffälliges fand.

Lieder eines Autodidakten.

Spätlingsgedanken.

Mich in Frühlingslust zu baden,
Ging ich einst auf Blumenpfaden
In dem Garten der Natur;
Doch die Blumen schwanden,
Schneees Flocken fanden
Mich in kahler Reisigbüschung nur.

Blauen Himmels Augenwonne
Und den Glanz der goldnen Sonne
Hat ein Nebel überdeckt,
Und der kalte Winter
Lauert schon dahinter,
In den grauen Wolkenpelz versteckt.

Auf die Hügel, wo die schlanken
Traubenreichen Weinesranken
Blickten in den grünen See,
Und das Herz erfreuten
Milden Strahles, streuten
Wolle Wolken kalten Reif und Schnee.

Thales grünen Bäumen allen
Sind die Blätter gelb entfallen;
Durch die Laube, wo gelind
Laue Lüfte labend
Säuselten am Abend,
Sauset wehmuthsvoll ein kalter Wind.

Vögel können in den Hecken
Sich nicht mehr im Laub verstecken,
Und der junge Buchenforst,
Wo die Bächlein sprangen
Und die Vöglein sangen,
Ist des grauen Nebels trüber Horst.

Digitized by Google

Auch die Quellen müssen wintern,
Die des Grases Rest durchsintern
An dem abgewelkten Rain,
Wellen murmeln leise
Unter hartem Eise,
Schweigend horcht, betrübt, der kahle Hain.

Selbst der Menschen Freuden schwinden,
Vor des Winters Frostempfinden
Fliehend in das enge Haus,
Froher Hirten Lieder
Hallen nicht mehr wider
Von den Bergen in das Thal hinaus.

Und betrübt blickt das Gemüthe
Auf die hingesunkne Blüthe
Und die grünentlaubte Flur,
Fühlt ein leis Bedauern
Mit dem stillen Trauern
Und dem stummen Schmerze der Natur.

Angenehme Gefahr.

Ach, an den Korallenklippen
Deiner Perlenmuschellippen,
An den Hügeln deiner Wangen
Hat mein Schifflein sich verfangen,
Und in deiner Augen Brand
Lechz' ich auf dem Felsenstrand.

Wilde Stürme, kommt gezogen,
Schwellet brausend auf, ihr Wogen;
Dennoch werd' ich mit Verlangen
An den rothen Klippen hangen,
Bis am stillen Busen dort
Mir erscheint der Ruheport.

N. Müller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

Weihnachten. Vereine.

Wer da meint, daß im Norden die alten Sitten und Gebräuche ersterben, darf das wenigstens nicht auf unser Weihnachtsfest anwenden. Das grünt, blüht und bildet sich mehr und mehr zu einer Faschingskunst aus, die sonst bei uns weder Vereine, Verordnungen, noch Vorsätze einführen mögen. Der Weihnachtsmarkt wächst von Jahr zu Jahr. Alles aus dem Reich des Lebens wird in Spielzeug umgesetzt, die Ausstellungen, die freilich alles Heilige, worauf sie sonst beschränkt waren, weglassen, ziehen dafür alles Profane in ihren Kreis, und die Jugend und die Kaufleute sind zufrieden. Wenn die letztern dies eingestehen, muß der Erfolg bedeutend seyn. Nur mit dem Wetter war man unzufrieden, denn Weihnachten grünt nur in Brie. Schnee gehört dazu, wie Gras für den Frühling, Blumen für den Sommer und Früchte für den Herbst. Weihnachten modernisirt sich; das hat seine Richtigkeit. Die Industrie übernimmt es, fertig und wohlfeil das zu liefern, was geschickte Hände in der Familie, und die Kinder zum Theil selbst sich verfertigten und darin das Hauptvergnügen fanden. Wo sind jene lustigen Ausstellungen, jene Landschaften von Sand, Moos, Birkenrinde und Glas, die Tage und Wochen lang die Hände und die Phantasie beschäftigten? Das fertig Gekaufte hat vielleicht mehr für den Augenblick Reiz, verliert ihn jedoch desto schneller. Aber wer kämpft gegen die Zeit, deren Gesetze sich eben so im großen Weltlauf, als im Kinderspielzeug dokumentiren! Wenn man für sechs Pfennige einen bunten, hölzernen Gliederaffen kauft, der auf eine Stange klettert, überpurzelt, balancirt, steht, springt, was man will, was will gegen diese Industrie der redlichste Wille? Im Heer der hölzernen Soldaten bleibt man allein, wie mich dünkt, zurück. Noch sieht man keine spanischen Insurgenten, keine Gaucho's und was sonst in Amerika regulirt und irregulirt ist; auch fehlen Griechen und Polen. Mit Schmerzen wird dagegen die Aufklärung von allen Freunden des Alterthums bei den Pfefferküchlern wahrgenommen. Diese ächten Conservativen bewahrten bekanntlich in ihren Pfefferkuchenfiguren die ältesten Gestalten des deutschen Volkswiges und die ältesten Trachten, solche Mützen, Hauben, Mäntel, deren selbst unsere Urgroßmütter aus ihrer Kinderzeit sich nicht entsinnen mögen. Jezt wird nur noch der gröbste Teig in diesen alten Formen undeutlich ausgeprägt, und moderne Kuirassiere und Lanciers verdrängen bei unsern Kindern das ehrenwerthe Gedächtniß.

Die Kunstvereine breiten sich aus. In unserer Nähe hat sich jezt auch einer für die Herzogthümer Vor- und Hinterpommern gebildet, der seinen Sitz in Stettin nehmen wird. Jeder neugebildete Verein hat Vorzüge vor den ältern: er kann ihre zu Tage gekommenen Fehler vermeiden. Gegen den hiesigen, den ältesten unter allen, erheben sich, nämlich gegen seine Verfassung, täglich mehr Stimmen. Zu einer Reform dürfte es indeß schwerlich kommen; man hat gar zu große Angst davor, und fürchtet, wenn man etwa eine andere Art des Zettelzerreißens (beim Ballonement) einführte, einen Riß unter sich, in dem man mit Haut und Haar, wie Curtius in Rom, untergehen könnte. Nur die musikalischen und Singvereine floriren und bilden sich aus, und widerstehen mit tödtlichem Eifer den unholdlichen italienischen Neuerungen. Die literarischen Gesellschaften, die aus der Mittwochsgesellschaft entsprungenen, haben sich zur Feier ihrer zehnjährigen Dauer friedlich wieder zusammengegeben, um ihre Todten gemeinschaftlich zu bedauern. — Für Ihren Schillerverein würde auch hier die regste Theilnahme sich gezeigt haben, wenn man sich nur früher und speziell an Einzelne gewandt, auch vielleicht eine andere Art der Aufforderung an's Publikum beliebt hätte. Die Sache ließ sich aus der Ferne nicht sogleich würdigen; auch muß man bei dergleichen Angelegenheiten nicht allein die menschliche Eitelkeit, sondern auch die Bequemlichkeit berücksichtigen, und durch dokumentirte Listen, eingesandte Stammbuchblätter u. dgl. der Apathie in's Haus rücken. Wer gern gibt jede Berlinerin sechs gute Groschen für Schillers Denkmal, aber sie sieht zu, bis eine Liste an sie kommt, und jede Dame, die sammeln könnte, wartet wieder auf spezielle Aufforderung und eine Art Dokumentirung dazu.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 27.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 31. Januar 1835.

So wissen wir, gewitzigt, helles Volk,
Mit Krümmungen und mit versteckterm Angriff
Durch einen Umweg auf den Weg zu kommen.

Shakespeare.
Hamlet.

Aus der Schule der Höflichkeit.

Vom Freiherrn v. Rumohr.

Von Beobachtung der Höflichkeit in den Gesprächen.

Nach ihren Veranlassungen und Zwecken sind die Gespräche entweder zufällige oder absichtliche, ergötzliche oder ernstliche. Allein, ob nun in gegenseitiger Anregung man frei sich ergehen, oder im andern Falle über irgend etwas Bestimmtes Ueberzeugungen und Vereinbarungen herbeiführen wolle, so bleibt es immer doch gleich erforderlich, daß man einander an- und aushöre, und nicht eher zu reden beginne, als nachdem von dem Widerpart sein Diskurs völlig zu Ende gebracht worden ist.

Der frohen Erledigung dieser Pflicht steht in Praxi das eigentliche Prinzip des Redens entgegen; das ist, die Begier, selbst zu sprechen, auch bei Andern Gehör zu erlangen. Es wird daher ein Jeder zwar einräumen, daß es unhöflich sey, ihn selbst nicht anzuhören, nun gar im Reden ihn zu unterbrechen, hingegen Personen, welche an seine eigene Vernunft und Mäßigung gleichen Anspruch machen, bisweilen für anmaßend schwatzhaft und weitschichtig halten wollen. Das Sprechen ist allerdings eine angenehme Thätigkeit. Denn wer selbst spricht, befindet sich im Stande, bei den Gegenständen zu verweilen, welche bereits ihm bekannt, beliebt, geläufig, also wenig beschwerlich sind. Und verfolgt er Plane und Absichten, darf er in seinem Vortrage solche einer künftigen Erfüllung anzunähern hoffen. Im Gegentheil muß, wer aus Artigkeit Andern ein längeres Gehör schenkt, nicht selten dunkle und schwer aufzufassende Sachen sich vortragen lassen, von ihm widrigen Dingen hören, oder Ansichten und Grundsätze vernehmen, welche sein Urtheil mißbilligt. Auch wird ein geduldiger Zuhörer von seinen Zwecken nicht selten ganz abgelenkt und genöthigt, deren Verfolgung für gelegenere Zeiten aufzubehalten.

Nicht anders demnach, als weiland Herkules am Scheidewege, steht in diesem Falle der Mensch: hier das Lockende des Wortbehaltens, Schwatzens, sich in sich selbst Bespiegelns, dort das Abschreckende des Eingehens in die Gedanken und Vorstellungen Anderer, welches häufig einige Geduld und bisweilen sogar viel Anstrengung des Geistes begehrt. Indeß wird man unter allen Umständen in den herben Apfel einbeißen sollen, weil nur durch klugen Wechsel des Anhörens und Erwiderns, durch wahren Austausch von Gedanken, Gründen und Vorschlägen der Mensch, sey's über Sachen, Verhältnisse und Interessen, oder auch über Einsichten und allgemeine Begriffe, Uebereinstimmungen herbeizuführen im Stande

Digitized by Google

ist. Und selbst bei gänzlicher Verschiedenheit des Standpunktes erlangt man doch nur auf diesem Wege die Gewißheit, daß Verständigung hier unmöglich sey, welche nach der Hand viel unnöthiger Bemühung und überhebt. Besonders aber wird eine weise Austheilung der Handlungen des Hörens und Erwiderns durch den merkwürdigen Umstand anempfohlen, daß im Gespräche Gedanken erzeugt, mindestens geweckt werden — ein Thema, worüber noch sehr viel zu sagen übrig bleibt. Die härtesten Steine entlocken dem Stahle die schönsten Funken. Da nun solchergestalt das Gespräch auf alle Weise eine gar ernsthafte Sache ist, dürfte es allerdings wohl der Mühe werth seyn, dessen Kunst mit Gründlichkeit aufzufassen und bis zur Geläufigkeit sie einzulernen.

Wie bemerkt, ist die Grundlage dieser Kunst: Geduld und Aufmerksamkeit im Anhören des Gegentheils. Allein bei jeglicher Kunstart soll man zwar der Grundlagen sich wohl versichern, doch nicht dabei stehen bleiben. Und so gibt's denn auch bei jedem mündlichen Vortrag Momente und Punkte, in und an denen man Unterbrechungen wünscht, liebt und begehrt. Bald erwartet man Beifall und Zustimmung, in welchem Falle der Mitredende auf Interjektionen sich beschränken muß. Bald wiederum droht in dem Vortragenden das Feuer des Geistes zu erlöschen, begehrt daher eines die Flamme nährenden Stoffes oder Windes. Zu diesem Falle sind theils von dem Redenden übersehene Gründe, Thatsachen und bekräftigende Beispiele, theils auch höflich vorgebrachte Zweifel und artige Gegengründe in Anwendung zu bringen.

Die bekräftigenden Beispiele und übereinstimmenden Thatsachen kommen stets erwünscht; doch gibt es edlere und auch geringere Formeln, sie einzuführen. Zu den geringeren zähle ich: „Sie übersehen; Sie haben vergessen.“ Zu den edleren hingegen: „mit dem, was Sie bemerken, steht in Verbindung; vortrefflich vereinigt sich mit Ihren Gedanken, was; damit trifft überein,“ und Anderes mehr. Zweifel aber und Gegengründe äußere man stets mit Bescheidenheit und begleitet von sehr freundlichen Mienen. Ihrem unsichern Wesen nach fallen den Menschen die Zweifel viel lästiger als die Gegengründe. Es gibt daher viel Anstoß, nach Art wenig gesitteter Menschen geradheraus zu sagen: „daran zweifle ich; das überzeugt mich nicht“ und so fort. Man sehe dafür: „diese Behauptung, Angabe u. s. w. ist mir nicht völlig klar geworden; ich sehe nicht ein, was Sie, oder wie Sie —; haben Sie die Gefälligkeit, in dieser Sache mir zu völliger Klarheit zu helfen; das, was Sie sagen, bemerken, setzen, annehmen, steht meinen bisherigen Kunden, Ansichten, Meinungen völlig entgegen, weßhalb es mir schwer fällt, Ihnen unbedingt beizupflichten,“ und so mehr. Weniger, als die Zweifel, bedürfen die Gegengründe begütigender Einleitungen. Gegengründe sind stets auf einen bestimmten Punkt gerichtet, können nach den Umständen bald angenommen, bald auch widerlegt werden. Sie erscheinen daher nicht, gleich den Zweifeln, als ein Mangel von allgemeinem Glauben an die Wahrhaftigkeit oder Gründlichkeit des Vortragenden, der nothwendig stets als ein Angriff auf dessen Persönlichkeit herauskommt, also verletzt und kränkt. Vielmehr scheinen sie einzig die Sache, den Gegenstand des Gesprächs anzugehen. Man begleite seine Gegengründe durch eine leichte Vorneigung des Hauptes oder auch mit den Worten: „gestatten Sie, daß ich Ihnen einwende, entgegensetze.“ Im Italienischen pflegt man sogar direkte Widersprüche durch ganz übertriebene Euphemismen einzuleiten, zu sagen: „Sie belehren mich, daß —“ (L.ei m'insegna, chè) mit nachfolgender Verleugnung und Wegwerfung alles dessen, was der Andere Augenblicks gemeldet oder behauptet hatte.

Ueberhaupt unterscheidet sich das ernstliche Gespräch vom leichtern. Bei jenem soll man den Redner niemals unterbrechen, vielmehr ihn mit Aufmerksamkeit anhören und nicht früher einfallen, als nachdem der Augenblick eingetreten ist, in welchem ohne Störung die schon erwähnten Zustimmungen, oder Zweifel und Gegengründe recht paßlich anzubringen sind. Und nicht genug; man soll auch den Schluß seines Widerparts wohl beachten und im Gedächtniß behalten, auf daß, wenn noch mehr ihm zu sagen bliebe, man das Wort mit Artigkeit ihm wiederum in den Mund legen könne. Ein solches Zurückreichen des Wortes, welches mit Annehmlichkeit sich bemerkstelligen läßt, pflegt bei den Mitredenden viel Gunst zu erwecken. Bei leichtem Gerede hingegen soll man überall und schnell einfallen, sogar, wo's die Umstände gebieten, dem eben Sprechenden einbeißen. Denn es haben Einige in Gewohnheit, sich festzusprechen, und sehen es in solchen Fällen nicht ungern, daß man ihnen helfe, den Karren aus dem Schlamme zu ziehen. Auch werden Andere auf halbem Wege zu einer Dummheit deren sich bewußt und erfreuen sich, wenn in solchen Augenblicken irgend Jemand ihnen unversehens in die Rede fällt und diebisch der Unwesenden Aufmerksamkeit von ihnen abzieht. Noch Andere, besonders die geistreichen Frauen, besitzen eben im Repliciren ihre größte Stärke, lieben daher, daß man sie aufstöre und beunruhige. Auf so verschiedene Umstände hat man sein Acht zu geben und nicht ein Jegliches auf dieselbe Weise zu behandeln.

Es ist im Gespräch eine Grundregel, daß Niemand seine Ueberzeugung, wie fest begründet sie sey, ganz grell und dergestalt aussprechе, als gehöre sie nur ihm selbst ganz eigenthümlich an. Im Gegentheil bemühe man sich selbst, den paradoren Behauptungen den Anstrich zu

Digitized by Google

geben, als wolle man gerade nur etwas längst Bekanntes, allgemein Angenommenes in Erinnerung bringen. Bei solchem Verfahren wird das gesellige Behagen gesichert, zugleich den Meinungen, Ansichten und Ueberzeugungen, welche man ausspricht, mehr Eingang verschafft. Man lege überhaupt keinen besondern Nachdruck auf das Ich der Person, noch beginne man stets mit „ich bin der Meinung, ich sage, ich denke ꝛc.“ Vielmehr wähle man die dritte Person, oder lasse die Sache für sich selbst sprechen.

Betrachtungen aus der allgemeinen Naturgeschichte.

(Beschluß.)

Auch die Thiere haben eine solche Periode in ihren Verrichtungen und Gewohnheiten, wie im Wachen und im Schlafe, in der Nahrung u. s. w., und ihr Wohlseyn scheint davon abzuhängen, daß diese Periode mit der Länge des natürlichen Tages zusammenfällt. Wir sehen, daß alle Thiere während der vier-und-zwanzig Stunden des Tages ihre bestimmten Zeiten zur Nahrung und zur Ruhe haben, wobei sie sich gesund und kräftig erhalten. Viele Thiere fressen bei Tag, wie namentlich fast alle Wiederkäuer und Landvögel, manche nur im Zwielicht, wie Fledermäuse und Eulen, wogegen andere, namentlich die eigentlichen Raubthiere und die Wasservögel, fast nur Nachts Nahrung zu sich nehmen. Die Nachtschläfer sind insgemein Tagfresser, während die Thiere der Dämmerung theils bei Nacht, theils bei Tag schlafen; bei allen aber beträgt der volle Cyklus dieser Verrichtungen gerade vier-und-zwanzig Stunden. Gleicherweise überläßt sich der Mensch, in jedem Alter, welchem Volke oder Stande er angehöre, einmal in vier-und-zwanzig Stunden einer längern Ruhe, und Regelmäßigkeit hierin scheint seiner Gesundheit höchst zuträglich, so verschieden auch in verschiedenen Fällen die Dauer dieser Ruhe seyn mag. So viel wir beurtheilen können, erscheint der Tagescyklus, just wie er ist, für den menschlichen Körper wohlthätig, und zwar ganz unabhängig von äußern Einflüssen, wie Wärme und Licht. Bei den jüngsten Expeditionen in hohe nördliche Breiten, wo die Sonne drei Monate lang gar nicht aufgeht, wurde die Schiffsmannschaft mit der größten Pünktlichkeit dazu angehalten, daß Jedermann sich um neun Uhr schlafen legte und ein Viertel vor sechs aufstand, und sie genossen, unter scheinbar so höchst ungünstigen Umständen, des vortrefflichsten Gesundheitszustandes. Es beweist dies, daß die vier-und-zwanzig-stündige Periode der gemeinsamen Konstitution dieser Menschen höchst angemessen, obgleich keineswegs durch äußere Umstände bedingt war.

Die Stunden der Nahrung und der Ruhe unterliegen aber bei den Thieren, und vollends bei dem Menschen, durch den Einfluß äußerer Reize und innerer Bewegungen, so bedeutenden Modifikationen, daß es schwer wird, zu unterscheiden, in wie weit die Neigung zu solch regelmäßiger Abwechslung aus der Quelle ursprünglicher Konstitution fließt. Indessen ist es Jedem augenfällig, daß der Trieb zu Nahrung und Schlaf periodischer Natur ist, und Niemand wird behaupten wollen, die Periode könnte willkührlich verlängert oder verkürzt werden. Wir haben ein sicheres Gefühl, daß es uns bei unsern jetzigen Fähigkeiten unmöglich wäre, fortwährend in acht-und-vierzig Stunden nur einmal zu schlafen und die übrige Zeit zu arbeiten, und Jeder, der an Körper und Geist halbwegs gesund ist, wird den Ausspruch thun, daß, abgesehen von Angewöhnung, ein beständiger Wechsel von acht Stunden auf den Beinen und vier zu Bette die menschlichen Kräfte bei Weitem nicht so gut und nicht so angenehm in Thätigkeit erhalten würde, als der Wechsel von sechzehn und acht Stunden. Ein Geschöpf, das ununterbrochen neun Monate lang mit Körper und Geist arbeiten und dann drei Monate an einem fort schlafen könnte, wäre kein Mensch.

Wenn wir demnach von dem täglichen Cyklus der Verrichtungen des Menschen und der Thiere Alles abziehen, was auf Rechnung der Angewöhnung kommt und was von fremdartigen Ursachen herrührt, so zeigt sich uns ein sehr deutlich ausgesprochener Charakter regelmäßiger Wiederkehr, eine Periode von einer gewissen Länge, welche mit der Dauer der Umwälzung der Erde um sich selbst zusammenfällt, oder doch bald wieder in dieselbe einlenkt. Auf die physiologische Entwicklung dieser Eigenthümlichkeit des thierischen Körpers lassen wir uns hier nicht ein, und bemerken nur, daß der Wechsel von Thätigkeit und Ruhe im Muskelsystem, von reger und schlummernder Sensibilität in den Nerven eine ursprüngliche, wesentliche Eigenschaft der Muskel- und Nervenkraft ist, welcher Natur und welchen Ursprungs nun auch diese Kräfte seyn mögen. Wir können uns, ohne daß sich das Wesen des Menschen völlig änderte, gar nicht denken, daß die Intervalle von Ruhe, welche sie durchaus zu fortgesetzter Lebensthätigkeit erfordern, sich bedeutend anders gestalteten. Die größten Physiologen theilen auch diese Ansicht; schon Cabanis macht auf den periodischen und isochronischen Charakter der Neigung zum Schlaf wie der andern Appetite aufmerksam; er behauptet auch, der Schlaf sey desto ruhiger und gesünder, je regelmäßiger wir jeden Tag zu derselben Zeit zu Bette gehen und aufstehen, und bemerkt, diese Regelmäßigkeit scheine in genauer Beziehung zu den Bewegungen des Sonnensystems zu stehen.

Digitized by Google

Die Rose.

An Justinus Kerner.

Ich stand in deinem Garten
In stiller Lust bei dir,
Da brachst du eine Rose,
Gabst sie zum Gruße mir.

Und aus der schönen Blume
Ein süßes Düften drang,
So wie aus Dichterseelen
Tiefsinniger Gesang.

Im goldnen Abendstrahle
Lag um uns her die Welt,
Zum lezten Male wurde
Die Rose hier erhellt.

Doch sollten Duft und Schimmer
Ihr nicht verloren seyn:
Ich legte sie, verwelket,
In deine Lieder ein.

Da werden um sie säuseln
Der Lieder Geister schon,
Da wird um sie erklingen,
Wie draußen, frischer Ton.

Und sonderbar! beim Sehen
Ein leichter Schimmer weht
Um die Verwelkte wieder,
Wie Schein durch Nächte geht.

Das machen deine Lieder
Mit ihrem vollen Hauch.
Was mehr noch, Frühling bringen
In's Menschenherz sie auch.

Wilhelm Kilzer.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

(Beschluß.)

Literatur. Theater.

Literarisch ist in lezter Zeit wenig hier erschienen, aber vieles angekündigt. Die meisten Schriften hiesiger Autoren werden übrigens aus begreiflichen Rücksichten im Auslande publizirt. So erschien von Streckfuß Gedichten eine neue Sammlung; Goethe's und Zelters Briefwechsel ist vollendet; Adalbert von Chamisso arbeitet an seinen Reisememoiren, denen sich seine an Abentheuern und merkwürdigem Wandel reiche Lebensgeschichte anschließen wird; W. Alexis hat einen neuen Roman: das Haus Düsterweg, beendet, von dem der Freimüthige einige Bruchstücke mittheilte. Daselbst stand auch eine erste Mittheilung aus dem zweiten Theile des Lebens Friedrich Wilhelms I. von Fr. Förster, ein Brief Friedrichs des Großen aus seinem Küstriner Gefängniß, der merkwürdige Aufschlüsse über des königlichen Jünglings kühne Ideen zu Tage bringt. Auch wird aus neu aufgefundenen Dokumenten, die in diesem Förster'schen Werke Platz finden, sich die merkwürdige Thatsache hervorthun, daß die Mächte schon zu Anfang vorigen Jahrhunderts mit einem Plane zur Theilung Polens umgingen. — Das Leben des alten Doktor Heim wird, von seinem Schwiegersohn geschrieben, in drei Bänden erscheinen; ebenso die gesammelten Schriften Wilhelm Neumanns, von Varnhagen mit einer Biographie des Dahingegangenen edirt. — Von neuen Zeitschriften ist nur eine hier an's Licht getreten, eine Wochenschrift: „Berlin," von Ludwig Rellstab herausgegeben und von ihm allein geschrieben. Sie dürfte sich, wenn der Autor die ungeheure Arbeit aushält, als ein Berliner Tageblatt ihren Wirkungskreis verschaffen. Dr. Mundt, der hier domicilirt ist, gibt eine periodische Schrift ästhetisch-kritischen Inhalts, in Leipzig freilich, aber von hier aus, unter dem Titel „Zodiacus" heraus, deren Probenummer sehr interessante Mittheilungen verstorbener Autoren enthält.

Das Theater wurde wenig beachtet. Das ungeheure Ereigniß, daß die Tochter der Madame Ernst beim Königsstädtischen Theater mit der berühmten Mutter debütirten, wurde mit der Zeit zu einem gewöhnlichen, da dies Debütiren sich in die Länge zog, und der erste Partei- und andere Enthusiasmus durch diplomatische Unterhandlungen, welche hinter den Koulissen gepflogen wurden, sich abkühlte. Jezt verlautet es, daß die beiden jungen talentvollen Mädchen doch bei der Hofbühne engagirt werden sollen. Eine angehende berühmte Sängerin Mlle. Stephan, Spontini's Zögling, verläßt diese, angeblich von einem unwiderstehlichen Hange, sich dem Kloster zu widmen, getrieben. Dergleichen gehört jezt nicht zu den Seltenheiten, obgleich es bei Katholiken seltener ist, als bei Protestanten. Holtei gastirt mit großem Erfolge in Wien; ob ihn das aber hieher zurückführt, steht sehr dahin. Eine neue Oper von dem allerneuesten italienischen Komponisten Ricci, die drei Figaro, ist selbst an der Langmuth des Königsstädtischen Publikums gescheitert, und auch die eifrigsten Partisane der neuen Klingelmusik müssen gestehen: das geht nicht. Wenn es für jezt nicht geht, wird er doch einmal gehen; die Gewohnheit thut Alles. Nur nichts Gutes gebracht, oder wenn es geschieht, recht schlecht ausgestattet, so gewöhnt man das Publikum auch an das Allerschlechteste. An Methode fehlt es nicht.

Auflösung des Räthsels in Nr. 21:
Das Auge. Das Ohr. Die Nase. Der Gaumen. Die Hand.
In allen Sinnen.

Charade.

Reinheit ist des Ersten Tugend,
Und beim Mahl, muß ich gestehn,
Mag ich gern des schwer Entbehrten
Weißes Schmelzwerk schimmern sehn.

Scharf ist seiner Flächen Kante,
Scharf durchdringend seine Kraft,
Und mit Dank erkennt der Magen,
Was es lösend für ihn schafft.

Siechthum wendet sich zum Zweiten;
Heilen ist sein Aushängschild.
Daß doch die gepries'nen Kräfte
Oft versagen, wo es gilt!

Heilung suchen bei dem Ganzen,
Heißt ja wohl zum — Zahnarzt gehn?
Nein! da käme doch die Lösung
Gar zu wohlfeil euch zu stehn. B.

Beilage: Monatsregister Januar.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Neun und zwanzigster Jahrgang.

1835.

Februar.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1835.

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte, Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satirische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur bessern Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Bedürfniß zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwei, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beiträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck sorgfältig ausgestatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unparteilichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dies wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beitragen, unser Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bei der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Trennung, von Müller. 30.
Stumme Liebe. 31.
Lieder von Karl Mayer. 32.
Gleicher Wunsch, von Müller. 35.
Der Fährmann von St. Goar, von Matthäy. 37.
Reiseblätter von K. Mayer. 47.
Aus Schillers Nachlaß. 50.
Charade: Rosmann. 53.
Räthsel: Das Meer. 39. — Der Korallenbaum. 45. — Der Gürtel. 51.

Erzählungen.

Die Brautnacht in Hamburg. 28—33.
Bilder aus dem Seeleben. — Die rothe Perle. 45—51.

Dramatisches.

Das Landhaus zu Simonetta, vom Freiherrn von Sternberg. 38—44.

Länder- und Völkerkunde.

Sultan Mahmud und der Divan. 29. 30.
Bilder aus der Türkei. 33. 34. 35.

Naturgeschichtliches.

Betrachtungen aus der allgemeinen Naturgeschichte. 31. 32.
Die Himmelsbegebenheiten des Jahrs 1835, von Dr. Nürnberger. 34. 35. 36.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Aus der Schule der Höflichkeit, von v. Rumohr. 28.
Die Schule der Grobheit, von v. Rumohr. 36—39.
Die merikanischen Alterthümer und die alte Welt. 40. 41.
Die Römer im südwestlichen Deutschland. 42. 43. — 49. 50. 51.
Alte Wunderhöfe und neue Gauneriudustrie in Paris. 44—48.

Korrespondenz.

Paris. 28. 29. 31. — 33. 34. 36. 37. 38. — 42. 43. — 47. 48. 49. — Aus dem Meinarschen. 32. — Dresden 34. 35. 36. — Chambéry. 37. 38. 39. — 43. 46. 47. Berlin. 40. 41. — London. 43. 44. — Rom. 46. — Turin. 50. 51.

Kunst-Blatt.

Nro. 10.

Ueber die altgriechische Bronze des Tur'schen Kabinets in Tübingen, von C. Grüneisen. (Forts.) — Pariser Kunst-Arabesken. — Architektur.

Nro. 11.

Allgemeiner Ueberblick des Standes der bildenden Künste in München im Jahr 1834. Ueber die altgriechische Bronze des Tur'schen Kabinets in Tübingen. (Forts.)

Digitized by Google

Nro. 12.

Ueber die altgriechische Bronze des Tur'schen Kabinets in Tübingen. (Schluß.) — Bemerkungen über Kunst. — Nekrolog. — Persönliches. — Architektur.

Nro. 13.

Allgemeiner Ueberblick des Standes der bildenden Künste in München im Jahr 1834. (Forts.) — Ausgrabungen und Alterthümer. — Architektur.

Nro. 14.

Das historische Museum in Versailles. — Archäologische Notizen. — Pariser Kunst-Arabesken. — Biographisches. — Lithographie.

Nro. 15.

Kunstverein in München. — Sammlungen. Coleccion litografica de Cuadros del Rey de España el Señor Don Fernando VII, que se conservan en Sus Reales Palacios, Museo y Academia de San Fernando, con inclusion de los del Real Monasterio del Escorial etc. — Zur Kunstgeschichte. — Ausgrabungen und Alterthümer. — Monumente. — Nekrolog. — Sammlungen.

Nro. 16.

Ueber atmosphärisches Licht und über atmosphärische Farben. — Sammlungen. Coleccion litografica etc. — Neuere Denkmäler.

Nro. 17.

Ueber atmosphärisches Licht und über atmosphärische Farben. (Forts.) — Bauwerke. — Alterthümer.

Literatur-Blatt.

Nro. 12.

Werk über Spanien. Capitän Coots Skizzen aus Spanien während der Jahre 1829 bis 1832. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. P. Frisch. (Schluß.) — Allgemeine Geschichte. 15) Tabellen der Geschichte. Die Hauptmomente des äußern politischen und des innern geistigen Entwicklungsganges der Völker und Staaten in chronologischer und ethnographischer Ordnung, von Dr. Behse. — Werk für Auswanderer. Das Kaiserreich Brasilien. Beobachtungen und praktische Bemerkungen für deutsche Auswanderer, von Dr. Ackermann.

Nro. 13.

Schriften über Amerika. 1) Bericht über eine Reise nach den westlichen Staaten Nordamerika's und einen mehrjährigen Aufenthalt am Missoury, oder das Leben im Innern der Vereinigten Staaten, von G. Duden. — 2) Die Menschen und die Sitten in den Vereinigten Staaten, von dem Obersten Hamilton. Nach der dritten englischen Auflage übersetzt von L. Hout.

Nro. 14.

Schriften über Amerika. 2) Die Menschen und die Sitten in den Vereinigten Staaten, von dem Obersten Hamilton. (Schluß.)

Nro. 15.

Schriften über Amerika. 3) Bereisung der Vereinigten Staaten von Nordamerika, mit besonderer Hinsicht auf den Erikanal, von A. Duttenhofer. — 4) Beschreibung der Vereinigten Staaten in Nordamerika. Den deutschen Auswanderern gewidmet von Eggerling.

Nro. 16.

Schriften über Amerika. 4) Beschreibung der V. Staaten von Nordamerika. Den deutschen Auswanderern gewidmet von Eggerling. (Schluß.) — 5) Die Freistaaten von Nordamerika. Beobachtungen und praktische Bemerkungen für auswandernde Deutsche, von Gustav Edwig. — 6) Sichere Anleitung für Auswanderer und Reisende nach den Vereinigten Staaten, von Collins. — 7) Kurze Schilderung der Vereinigten Staaten, von A. Witte. — 8) Denis guter Rath für Einwanderer nach Nordamerika. Herausgegeben von Riedlen.

Nro. 17.

Schriften über Amerika. 9) Atlantische Erinnerungen. Reisebilder aus Kanada und den Vereinigten Staaten, von Th. Parie. — 10) Darstellung der bürgerlichen Verhältnisse in den Freistaaten von Nordamerika, nebst einer merkwürdigen Reise dahin, von Jagt. — 11) Amerika und die Auswanderung dahin. Zum Bedenken des Selmanns Reise zwischen Süd- und Nordamerika. Ein Skizzenbuch auf der See. Aus dem Schwedischen übersetzt von K. Lappe.

Nro. 18.

Schriften über Amerika. 13) Merito in den ereignißvollen Jahren 1832 und 1833 und die Reise hin und zurück, aus vertraulichen Briefen, mit einem Anhang über die neuesten Ereignisse daselbst nebst merkantilischen und statistischen Notizen, von C. C. Becher. — 14) Reisescenen aus Amerika, herausgegeben von Dr. Adrian. — Gefängniß-Literatur. Die Gefängnisse und die Gefangenen. Ein Wort zur Beförderung der Humanität, von W. Sauerländer.

Nro. 19.

Schriften über Amerika. 15) Iver Bere's Beschreibung von Grönland, mit einer Karte und Vorrede von Arent Aschlund. Aus dem Dänischen. — Geschichte. Histoire universelle du XIX. siecle, par le Baron de Chapuys-Montlaville. — Vermischte Schriften. Die letzten zwanzig Jahre am Rhein, von Zeiler.

Nro. 20.

Musik-Literatur. 1) Geschichte der europäisch-abendländischen oder unserer heutigen Musik. Darstellung ihres Ursprungs, ihres Wachsthums und ihrer stufenweisen Entwicklung, von dem ersten Jahrhundert des Christenthums bis auf unsere Zeit. Für jeden Freund der Tonkunst vom k. k. Hofrath Kiesewetter.

Nro. 21.

Musik-Literatur. 1) Geschichte der europäisch-abendländischen oder unserer heutigen Musik. (Schluß.) — 2) Versuch einer rationellen Konstruktion des modernen Tonsystems, von Dr. Wöstje.

Nro. 22.

Musik-Literatur. 3) Johannes Pierluigi von Palestrina. Seine Werke und deren Bedeutung für die Geschichte der Tonkunst. Mit Bezug auf Baini's neueste Forschungen dargestellt von C. von Winterfeld.

Digitized by Google

№ 28.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 2. Februar 1835.

Mir (ist's ganz) augenblicklich dabei.

Goethe.
Faust.

Die Brautnacht in Hamburg.

Es sind nun über zehn Jahre her, sagte der Graf, seit ich in Hamburg war. Ein verdrießliches Geschäft verzögerte meinen Aufenthalt über meine Absicht und Wünsche. Was zu sehen war, hatte ich gesehen; der Reiz der Neuheit war vorüber. Die wunderbare Mischung der Elemente, die zur Hälfte großartig freie Wasser- und zugleich winkelreiche Landstadt, der altreichsstädtische Charakter, vermischt mit dem holländischen, das glänzende Straßenleben, die üppige Behaglichkeit, Luxus mit Solidität verbunden, der Weltbandel mit dem deutschen Typus, der derbe niedersächsische Schlag der Leute, die schönen Frauenbildungen, die zierlichen Vierländerinnen, im Gegensatz mit den Seeleuten, gebräunt von der Sonne der vier Welttheile, Malayen, Perser, Araber, Neger, alles das hatte seinen Eindruck auf mich nicht verfehlt, aber nun war er vorüber, ich war gesättigt. Ich zog mich aus den freiern, getümmelvollen Gegenden der Stadt mehr in das dunkle Centrum derselben zurück, wo zwar, wie überall in Hamburg, Zerstreuung genug war, die aber mehr den Geschäftscharakter trug, dem ich ja auch zu leben genöthigt war.

Die Börse mit ihrer unübertrefflichen Halleneinrichtung, der Hafen und die Buch- und Kunstläden gewährten mir in meinen Mußestunden eine nahrungsreichere Unterhaltung, als die endlosen Mittagsfesten, die zwar von der Gastlichkeit und dem soliden Fonds der Hamburger zeugten, aber räuberisch in meiner Zeit wühlten. Nachdem daher dem freundlichen Ansinnen Genüge geschehen, ich die Einladungen in der Reihenfolge angenommen, abgethan und meine Abschiedsbesuche gemacht hatte, betrachtete ich mich als einen wirklich Abgereisten und verschloß mich, meine Wohnung in einem der Hotels am Jungfernstiege aufgebend, in einem minder frequenten Wirthshause.

Aber eben die Einsamkeit und Abgeschlossenheit mitten in dieser üppigen, vollauf genießenden Stadt gab Vorstellungen Nahrung, welche ich entfernt von mir halten wollte. Wenn die Akten und Rechnungen beiseite gelegt waren, griff ich zu meinen Lieblingsbüchern. Aber weder die Dichter noch die Philosophen wollten mich hier ganz so ansprechen, wie es sonst der Fall gewesen. Ihnen fehlte der Saft, die Fülle, die strotzende Gesundheit, welche mich umgab. Wie lachten die blühenden Gestalten, die rothen Wangen im Hause über die idealen Wesen, denen der Dichter Lebenswahrheit zu leihen bemüht gewesen. Ihre Tritte, wenn sie in häuslicher Beschäftigung die Treppen herauf und hinunter flogen, an den Thüren klinkten, oder in den Zimmern neben mir wirthschafteten, störten meine Phantasie, ohne daß sie mich verführten, die Thüre aufzumachen.

Digitized by Google

Die Lebensluft im Hause war sehr erklärlich. Die Wirthin, obgleich Mutter von ganz artigen Töchtern, war selbst noch in den besten Jahren und hübsch, und suchte zuvörderst unter den vielen Freiern, die entweder die Wirthschaft oder ihre Person als annehmliche Zugabe zur guten Partie anzog, für sich zu wählen, ehe sie sich entschloß, für ihre Töchter dasselbe zu thun. So gab es denn viel Kurzweil und Neckereien, die zwar nicht bis zu mir im zweiten Stocke heraufdrangen, von denen ich aber täglich etwas kostete, wenn ich zu Hause kam; denn die Scene dieser häuslichen Vergnügungen war gewöhnlich nach alter Art auf dem geräumigen Flur, durch den ich meinen Weg nehmen mußte. Noch in meiner Stube angelangt, klang mir das Kichern der muntern Geschöpfe in die Ohren, die sich vermuthlich über den scheuen, sauertöpfischen Fremden lustig machten. Indeß hätte keine von diesen rothbackigen, lebensfrohen Wesen, nicht Mutter, nicht Töchter, für sich allein mich in Versuchung geführt. Es war mehr der Complerus von Gesundheit, Fülle, Frische, Schelmerei und Uebermuth, der auf die Sinne wirkte.

Eine etwas blassere Schönheit war die Cousine aus Lübeck, die nur zum Besuche hier war und in der Wirthschaft mithalf. Ich hatte sie nur einmal gesehen, und eigentlich läßt sich dies kaum sagen, denn als ich in die Flur trat, wurde sie gerade in die Küche abgerufen, und ich gewann von ihr nur einen halben Blick, indem sie sich sogleich abwandte, während ihre volle, doch elastische Gestalt und der schwebende Tritt mir deutlicher wurde. Doch darnach hätte ich sie kaum anderwärts wieder erkannt. Aber ihre Schlafstube war über meiner, und ich erkannte sie jedesmal an ihrem Tritt, wenn sie, gewöhnlich die Letzte von Allen, Abends hinauf ging. Dies geschah so regelmäßig, daß es für mich ein Zeitabschnitt wurde, wo ich etwa den Plato zumachte, oder das Licht auslöschte, und ich war mit mir selbst unzufrieden, wenn ich es einmal verschlief. Ihren Tritt hörte ich, wenn auch schwächer, nachher über mir wieder; ich hätte ihn wollen unter hundert Tritten heraus erkennen, und daraus bildete sich eine Bekanntschaft, welche, lediglich von der Phantasie unterhalten, doch von den Füßen aus mir die ganze Gestalt konstruirte, und die Cousine war nun meine nächste, liebste Bekannte, mit der ich mich in Gedanken unterhielt, ihr Fragen stellte und sie beantwortet erhielt.

Es gab dazumal in Hamburg unangenehme Streitigkeiten zwischen den Rationalisten und Supernaturalisten. Treffliche Männer von beiden Seiten waren im Eifer für ihre Sache zu weit gegangen. Der Zwist hatte sich in jener friedlichen Zeit aus den Schreibstuben der Gelehrten bis in die Kinderstuben der Bürger verpflanzt, und an der Börse und im Theater stritt man sich über Gegenstände oder vielmehr über deren Anhänger — denn der Kampf war schon persönlich geworden — welche, aus dem Heiligthum des Gemüths entspringend, immer in der erhabenen Arena der Wissenschaft hätten bleiben sollen. Mit dem Mimen Lebrun, einem Manne von lebendigem Geiste und reger Theilnahme für alles, was selbst lebendig ist — er hatte damals noch nicht die Direktion der Bühne übernommen — hatte ich zuweilen über den Gegenstand gesprochen. Die neueste Schrift des Senators Hudtwalker erregte gerade eben so viel Aufsehen als Widerspruch. Ich nahm das Wort für ihn, ich suchte zu beweisen, daß aus dieser Polemik dieselbe geistige Tiefe und ächte Humanität durchschimmere, welche uns beide in seinem Halbroman: Bertholds Tagebuch, erfreut und erwärmt. — „Aber, Herr Graf," sagte Lebrun, „er ist doch ein Geisterseher." Ich fragte ihn, ob er nicht auch Geister sehe, wenn er in Momenten der künstlerischen Begeisterung sich in historische Personen verwandle, die er so täuschend wiedergebe, daß uns der Schauer der Wirklichkeit überkomme; und er habe die Personen doch nie gesehen, die Hunderte von Jahren in ihren Grüften schlummern. Das Gespräch wurde auf einem einsamen abendlichen Spaziergange über den Wall geführt, und durch die Kastanienwipfel blickte der Mond, der abwechselnd ein grelles Licht auf unsere Gesichter warf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus der Schule der Höflichkeit.

Vom Belehren und Warnen.

Jegliches Belehren und Warnen ist, weil's auf der Voraussetzung eines Mangels an Wissenschaft und Kenntniß, an Erfahrung und Urtheil beruht, an sich selbst unverbindlich. Nur den Eltern und Aufsehern gegen Kinder, den Obern gegen Untergebene mag es allgemeinhin gestattet seyn; obwohl es sogar in diesem Verhältniß durch häufige Widerholung oder durch besondere Herbigkeit und Einkleidung nicht selten Groll und Widerseitlichkeit erweckt. Als Regel läßt sich hier aufstellen, daß über Belehrungen die Frauen, über Warnungen die Greise unwilliger zu werden pflegen, als die übrigen Geschlechter und Lebensstufen. Die Frauen, weil noch vollendetem sechzehnten Jahre sie Studia absolvirt und überhaupt nichts mehr zu lernen haben; die Greise hingegen, weil sie völlig so viel Erfahrung, Takt und Lebensweisheit zu besitzen glauben, als ihnen ersprießlich ist, auch wohl noch einiges darüber; auch weil sie die Abnahme des Scharfblickes und Gedächtnisses, welche

Digitized by Google

bei hohem Alter einzutreten pflegt, nun gar der Gesundheit und Spannkraft des Körpers auf keine Weise zugeben und anerkennen wollen.

Gefällige Ehemänner pflegen etwaige Belehrungen ihrer Gattinnen in Fragen einzukleiden. „Meinst Du nicht," sagen sie, „meine Liebe, daß N. N. ein Schurke sey, und daß wir füglich ihm die Thüre werden verschließen können? Meinst Du nicht, daß hier mich für mir zu sagen sey?" Bei allgemeinerem Verhältniß aber verstecke man die Belehrungen, welche man glaubt, den Damen nicht vorenthalten zu dürfen, in Scherz, oder Schmeichelei, oder in eine artige Mischung aus beiden Bestandtheilen. Z. B. sage man bei Sprachfehlern: „Welche Anmuth ertheilt nicht den Worten und Reden des schönen Geschlechtes jene reizende Verwechslung des Dich und Dir; wie viel gröber ist nicht jene andere des Mein und Dein, zu welcher die Männer so aufgelegt sind!" Wenn so gute Worte ihnen zu Ohren kommen, werden die Damen, schon halb begütigt und nur zur Hälfte noch gereizt und ärgerlich, die Frage aufwerfen: wie sie denn zu reden und zu sagen haben? Worauf man so klar und bündig, als man es vermag, die Regel ihnen einzuprägen versuchen soll, obwohl sie vergeblich sind.

Auf diese und andere Weise mag es bisweilen gelingen können, bei den Frauen ohne wesentliche Verletzung ihres Selbstgefühls Belehrungen einzuführen. Allein Greise mit einigem guten Erfolge zu warnen, ist nicht so leicht, schon weil sie argwöhnischer sind, als jene. Bei materiellen Gefahren, als Unebenheiten des Weges, Gräben, Thürschwellen und Aehnlichem, kann bisweilen durch ein schnelles Hinzutreten, als wie aus lebhaftem Mittheilungs- und Herzensdrang, verhindert werden, daß sie vorangehen, oder bewirkt, daß sie stehen bleiben; worauf man, als sey es von ungefähr, auf die Gefahr hindeuten, sie bemerklich zu machen versuchen darf. Stelle man sich in solchem Falle, als habe man selbst Beschwerde, über den Anstoß hinauszukommen; denn in Aussicht, daß auch die Jüngern nicht so gar leicht über die bedenkliche Stelle hinauszugelangen scheinen, wird in den meisten Fällen der Greis ihm dargebotene Hülfe nicht länger schamhaft verschmähen wollen. Einen größern Aufwand von Kunst erfordert die tägliche Aufgabe, Greise von verderblichen Planen und Handlungsweisen zurückzudringen, oder von gefährlichen Persönlichkeiten ihre Gunst abzulenken. Hinsichtlich der Unternehmungen hat man freilich Alles gewonnen, wenn es gelingt, deren Ausführung in die Länge zu ziehen. Auch sind die Greise nur ausnahmsweise zu Aenderungen geneigt, bringen sie viel gewöhnlicher durch hartnäckiges beim Alten Stehenbleiben, oder auch durch Versäumniß und Vernachlässigung sich in Schaden, und möchte es nicht so leicht seyn, sie in Bewegung zu setzen, wo es gilt, Gebäude und Wege auszubessern, oder ganz neue anzulegen, und so fort. Wende man daher seine Aufmerksamkeit ganz auf deren gröbste Gefahr, den Favoritismus. Diesem sind Greise deßhalb besonders ausgesetzt, weil sie in dem Maße, als die lebende Welt mehr und mehr ihnen den Rücken zuwendet, sie leichter Personen geneigt werden, welche ganz ihnen sich hinzugeben scheinen, dabei jedoch selbstsüchtige Zwecke zu verfolgen in Gewohnheit haben, Geld und Gut, Vermächtnisse, Verwendungen und Aehnliches zu erlangen streben. Nothwendig erregen solche Günstlinge bei den Angehörigen des Greises und sonstigen Betheiligten viel Nachdenken, Besorgen und Fürchten, und es geschieht nicht selten, daß solche ihre Bedenklichkeiten in rauhen, harten Worten an den Tag legen, auf den guten Alten einstürmen, wohl selbst ihn behandeln, als sey derselbe ein Kind ohne Scharfblick, Urtheil und Erfahrung. Indem man auf diese Weise dessen Selbstgefühl empört, fügt man zu dem Uebergewichte, welches der Schmeichler bereits durch eigene Klugheit sich erworben, nun auch das Zugewicht der Hartnäckigkeit des Greises in der Behauptung eigener Wahl und Neigung. Vielmehr soll demnach der Warner denselben Weg einschlagen, wodurch abschätzvolle Menschen die Herzen der Greise zu beschleichen pflegen. Eine unausgesetzte Aufmerksamkeit auf deren Bedürfnisse, Wünsche und schwache Seiten wird dann freilich noch mehr dienen können, dem Uebel vorzubeugen, als dasselbe hinwegzuschaffen, wenn es schon eingetreten ist, doch selbst in diesem Falle noch immer anwendbar seyn. Dabei vermeide man, offenbar gegen die Person, welche man verdrängen will, zu arbeiten, mache derselben ein freundlich Gesicht, und überlasse es dem Mißtrauen, welches die Natur dem Greisenalter zugesellt, die bösen und verdächtigen Seiten des Günstlings auszuspähen, was nicht ausbleiben wird, sobald man sich nur enthält, mit Plumpheit vorzugreifen.

Im Allgemeinen als vermeide man, Andere zu belehren und zu warnen. Wo jedoch der Sache gar nicht auszuweichen ist, schicke man sich, nach Maßgabe obiger Beispiele, in Zeit und Verhältnisse, suche man seine Belehrungen und Warnungen den Umständen wohl anzupassen. Unter Freunden z. B. gebe man ihnen Ton und Farbe derselben, tief empfundenen Antheils; denn in diesem Verhältniß erweckt ein kluges um den Brei Herumgehen nothwendig Mißtrauen und Zweifel über die Gesinnungen und Absichten des Freundes. Hingegen mögen sie gegen Obere und Höhergestellte die Form der respektvoll bewoten Erinnerung an vorauszusetzlich nur Uebersehenes und Vergessenes annehmen können. Gegen Kinder und selbst Jünglinge und halberwachsene Mädchen soll man sie ganz unbefangen für dasjenige ausgeben,

Digitized by Google

was sie sind; diese Creaturen pflegen so ziemlich an Zurechtweisungen gewöhnt zu seyn und zu überhören, was ohne den nöthigen Nachdruck ausgesprochen wird; obwohl eine sehr verbesserte Erziehungsmethode seit einiger Zeit auch bei der Jugend die Entwicklung einer löblichen Selbstständigkeit begünstigt hat, weßhalb man heutzutage nicht selten Knaben antrifft, welche nur ungern den Zaum fühlen und die, welche denselben fest anziehen möchten, mit schöner Entschlossenheit aus dem Sattel werfen.

In geschichtliche Meldungen und Darstellungen pflegen unbedachte Menschen wohl auch das Unwahrscheinliche aufzunehmen, dem man doch ebensowohl ausgewichen hat, als dem Lügenhaften und erweislich Unwahren. In solchen Fällen hüte sich der Zuhörer, seine Zweifel laut auszusprechen, welches stets für den Erzähler kränkend ist, bisweilen aber auch die Unkunde des Zweifelers unvortheilhaft in's Licht setzt. In einigen Provinzen, Reichen und Städten werden sämmtliche Menschen lehrbegierig und warnsam geboren; man pflegt daselbst Sprachfehler, häusliche und anderweitige verfehlte Einrichtungen auf der Stelle vor allen Leuten und in fast grämelnder Manier zu rügen. Den allgemeinen Ton muß man dann freilich wohl annehmen und die Gewohnheiten des Landes mitmachen, aber nicht über die Grenze hinaus sie verpflanzen wollen. Denn was hier, wenn auch nicht eben gefällt, doch mindestens nicht auffällt, wird da, wo's nicht in Gebrauch, den übelsten Eindruck machen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Gastronomischer Wegweiser.

Wenn sich in Deutschland Jemand entschließt, einige Wochen seinen Geschäften oder seiner Alltagsgewohnheit abzubrechen, so kommen in der Regel vor dem sauern Spruchkollegium solgende Fragen zur Debatte: soll er sich überzeugen, ob die Pomeranzenbäume in ihrer Heimath gerade so aussehen, wie im Hofgarten? soll er sich auf das Dampfboot setzen und sich eine Zeitlang in das Gewühl der Londoner Welt stürzen, oder aber an der Seine die Orte besichtigen, wo größtentheils die neuere Geschichte gemacht worden ist? Sehr häufig, vielleicht in den meisten Fällen, fällt die Entscheidung für Letzteres aus, und zahllos sind die Scharen unserer Landsleute, welche die Neugierde nach Paris treibt, abgesehen von denen, welche hier etwas lernen wollen. Für alle diese möchten Winke über äußeres Verhalten, welche sonen die Bewegung in dieser Stadt erleichtern und den Aufenthalt angenehmer machen könnten, willkommen und in diesen Blättern an ihrem Orte seyn. — Wir beginnen mit der Hauptsache und geben im Folgenden einen gastronomischen Wegweiser.

Man braucht keine fünfzigtausend Franken Renten, um in Paris zu leben; denn man kann für 16 Sous zu Mittag speisen, und der Wirth, der für dieses Geld eine Suppe, zwei Teller mit Fleisch und Gemüse und einen Carafon Wein liefert, nennt sich Restaurateur; beim Gargottier aber hat man die Schüssel für vier Sous. Der Gargottier setzt gewöhnlich über seine Thüre die Inschrift: ici on donne à manger à tout prix. Hier restaurirt sich der Maurer, und Steinhauergeselle, der Handlanger u. s. w. Das Aeußere dieser Etablissements ist so wohlfeil, daß der Fremde nicht leicht versucht wird, hineinzutreten; hinwegen läßt er sich wohl durch die Aufschrift: Cuisine bourgeoise, verführen; er denkt da eine gesunde Hausmannskost zu finden, und kann hat er das Mahl genossen, so sinnt er auf Mittel, es so schnell als möglich wieder los zu werden. Die Pensions bourgeoises sind dagegen sehr gute und wohlfeile Anstalten. Man trifft sie in der Nähe der Arznei- oder Rechtsschule und ähnlicher Institute; sie sind für die Studenten berechnet. Die Kost ist einfach und nahrhaft; Gemüse kommen selten vor, da die Studenten sich meist auf Eine Mahlzeit beschränken, und Brod können sie essen, so viel sie wollen (sie haben pain à discrétion); die Wirthin ist aber oft genöthigt, die jungen Herren, die mit etwas zu gesundem Appetit gesegnet sind, zu ersuchen, sich anderswo zu abonniren. Sehr oft steht mit den Pensions bourgeoises ein Hôtel garni in Verbindung; für ein Zimmer bezahlt der Student 16 — 24 Franken monatlich, für den Mittagstisch 57 Fr.; der Wein wird besonders bezahlt. Eine Stufe höher stehen die Tables d'hôtes; der Preis ist von 26 Sous bis zu 4 und 5 Franken. Da wo es am theuersten ist, findet sich oft die verdächtigste Gesellschaft. In den eleganten Tables d'hôtes trifft man häufig zweideutige Damen, entweder geradezu, was man hier Femmes entretenues nennt, oder Frauen, die ihren Männern davongelaufen. Vor diesen Gesellschaften muß sich der Fremde besonders hüten; wenn sie sich auch unreigenmäßig benehmen, so stürzen sie ihn doch in allerlei Ausgaben, und zuletzt bekommt er Händel mit dem Ehebrecher oder einem Rivalen. In einigen Häusern dieser Art wird auch Tisch gespielt, Anfangs niedrig, dann gibt Einer oder der Andere Champagner oder Punsch zum Besten, die Köpfe erhitzen sich, und der unvorsichtige Neuling und den Champagner theurer bezahlen. Selbst Etrangers besuchen die Tables d'hôtes; sie sind meistens sehr gut gekleidet und zeichnen sich durch feine Wäsche und schöne, reiche Foulards aus, die sie meist Andern aus der Tasche gehobt haben.

Die Gastgeber heißen im Allgemeinen Traiteurs; man unterscheidet aber Traiteurs restaurateurs und Traiteurs marchands de vin. Unter Ersterm gibt es viele à prix fixe; Richard, Richefeu im Palais-royal sind die Notabilitäten unter ihnen. Sie haben ein sehr großes Lokal, reich mit Spiegeln, rothseidenen Vorhängen, Uhren und Candelabern geschmückt; das Mittagessen kostet mit dem Weine 40 Sous; drei Schüsseln und Dessert nebst Suppe. Hier ist der größte Zuspruch von Fremden, welche sich noch nicht einzurichten wissen. Auf der Karte sind zwar eine Menge Gerichte angezeigt, und mitunter die feinsten; aber diese sind entweder gar nicht zu haben, oder schlecht. Im Ganzen genommen kann man nicht wohl theurer und schlechter zu Mittag essen, als im Palais-royal für vierzig Sous. Die gesundeste Kost trifft man in der Regel bei den Marchands de vin troiteurs; allein hier ist sehr gemischte Gesellschaft, denn der Marchand de vin hat seine besten Kunden unter den gemeinen Volksklassen; nichtsdestoweniger sind die Mahlzeiten da nicht wohlfeil.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 29.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 3. Februar 1835.

Vois l'homme en Mahomet!

Voltaire.
Mahomet.

Sultan Mahmud und der Divan.

Der ehemalige französische Generalkonsul in Trapezunt, Fontanier, gehört zu den verdienstvollsten Reisenden der neuesten Zeit. Seine frühern Berichte erschienen 1829 und haben die Ethnographie, Geographie und Alterthumskunde ansehnlich bereichert; die vor Kurzem erschienene Fortsetzung enthält die Früchte seiner im Jahr 1830 unternommenen zweiten Reise in den Orient. Er befand sich in Konstantinopel wie in Trapezunt in einer sehr günstigen Stellung, um den Gang der türkischen Verwaltung im Kleinsten beobachten zu können, und das vorliegende Buch gibt vornehmlich die Resultate dieser seiner zweijährigen Beobachtungen. Der durch das Ganze herrschende Ton ist sehr unbefangen und leidenschaftslos und erweckt Vertrauen. Desto mehr Aufmerksamkeit verdienen die zahlreichen Punkte, in denen er von den Ansichten früherer Reisenden mehr oder weniger abweicht. Hieher gehört namentlich die Art, wie er die Reformen des Sultans darstellt; er behauptet, man habe von denselben im Allgemeinen ganz falsche Begriffe, und wenn die folgende Schilderung ganz naturgetreu ist, so möchte allerdings Mancher an seinen Vorstellungen Einiges zu berichtigen finden.

* * *

Um die Mitte des Jahres 1830 schiffte sich Fontanier auf der Goelette „la Surprise“ ein, welche der griechischen Regierung die letzten 500,000 Franken überbrachte, die man ihr zum Geschenk machte. Die Abreise wurde durch die Nachricht von der Einnahme Algiers beschleunigt, und an demselben Tage, wo sie nach Paris gelangte, ging die Goelette unter Segel. Die Ueberfahrt bietet nichts Erhebliches dar. Wir bemerken bloß, daß überall, wo die Goelette beilegte, Fontanier die mohametanische Bevölkerung durch die Nachricht von dem Sturze Algiers sehr aufgeregt fand. Diese Waffenthat gab ihnen einen hohen Begriff von der französischen Kriegsmacht, und sie schien ihnen weit wichtiger, als alle Vortheile, welche Rußland bis dahin errungen hatte. Furcht allein vermag ihren Verhandlungen mit den Christen einigen Anstrich von Freundschaft zu geben, und so blieb denn allerdings der glückliche Ausgang der Expedition gegen Algier nicht ohne Einfluß auf den Beschluß des Divans, als ihm die Julirevolution notifizirt wurde. Die Kunde von dem großen Ereigniß kam nach Smyrna am Tage vor der Abreise Fontaniers nach Konstantinopel.

Seit seiner Abwesenheit waren wenige Veränderungen in der Hauptstadt des türkischen Reichs eingetreten. Die von dem Großherrn eingeführten Reformen hatten bloß die Tracht seiner Unterthanen zum Ziele gehabt,

Digitized by Google

und diese waren dadurch zum grotesksten Volke der Erde umgeschaffen worden. Die koldare Bekleidung, die weiten Röcke, die ansehnliche Kopfbedeckung gaben ehemals den Türken ein ernstes Ansehen und verhüllten ihre körperlichen Gebrechen, so daß sie sogar für einen schönen Menschenschlag galten. Kaum waren aber an die Stelle der alten Tracht die kurzen Jacken und die Kosakenhosen getreten, nebst der rothen Mütze und den schwarzen Pantoffeln, so war aller Zauber verschwunden; wenn man Fontanier glauben soll, so würde sich der Ausschuß der abendländischen Völker neben den heutigen Türken vortheilhaft ausnehmen. Bei der jetzigen Tracht können sie nicht mehr ihre krummen Beine, ihre Flechten und die Magerkeit ihrer stupiden Gesichter verstecken. Diese so vortheilhafte Metamorphose verdanken sie ihrem Souverän; der Sultan hat sich übrigens mit solcher Resignation selbst in seine Reformen gefügt, daß seine Unterthanen in der That keinen Anlaß haben, zu klagen. Fontanier begegnete ihm eines Tages, als er eben aus der Moschee von Therapia kam. Er war zu Pferd und trug einen apfelgrünen Rock, der über und über mit Goldborten besetzt war, ohngefähr wie eine Livree bei uns; sein Bart, der sonst lang und sorgfältig gekämmt war, hatte kaum einen Zoll Länge und sah ohngefähr aus wie der eines Galeerensträflings, der sich nicht rasiren kann; sein Kopf war mit der obligaten rothen Mütze bedeckt, von welcher eine goldene Eichel herabhing. So ritt er, von zwei Miniftern begleitet, durch eine doppelte Reihe Soldaten, welche die Kaisergarde vorstellten und in Einem fort hou! hou! schrien, während sie das Gewehr präsentirten. Seine Hoheit schien nichts von der Selbstzufriedenheit verloren zu haben, die den Mohametaner auszeichnet, wenn er gebadet, gefrühstückt, seine Waschungen gemacht und seine Andacht verrichtet hat; er warf rechts und links einen ziemlich stumpfen Blick umher, und in den niederge, schlagenen Zügen waren Spuren von Unruhe und Ausschweifungen zu bemerken.

Die Berichte über Sultan Mahmud sind so widersprechend, daß Fontanier sein Urtheil mit einiger Vorsicht ausspricht. So leid es uns thut, unsere frühere Ansichten über diesen Mann, den wir mit Vielen hoch schätzten, widerlegt zu finden, so wenig nehmen wir Anstand, dem Urtheile Fontaniers Glauben zu schenken, das, bei aller Strenge, von Unparteilichkeit zeugt. Den Ruhm eines Reformators zu erwerben, ist es nicht genug, daß ein Souverän das Kostüm seiner Unterthanen abändere, daß er sie nach diesem oder jenem Systeme manövriren lasse; er muß vor Allem darnach trachten, in den verschiedenen Zweigen der Verwaltung, der Justiz Verbesserungen einzuführen. In dieser Beziehung ist man in den sieben Jahren, seit die Janitscharen ausgerottet worden sind, eher zurück, als voran gekommen. Man hat von zahlreichen Hindernissen gesprochen, von dem Geist der Routine, von den religiösen Vorurtheilen, die sich ihm in den Weg stellen sollen; allein die Einwohner sind gar nicht in der Lage, der Regierung den geringsten Widerstand leisten zu können, und es hing bloß von des Sultans Willen ab, jede beliebige nützliche Institution in's Leben zu rufen. Von den Janitscharen allein hatte er eine Opposition zu befürchten, und diese Opposition ist niedergeschlagen; nie waren die Firmans der Pforte pünktlicher vollzogen worden, aber diese Firmans hatten nie einen andern Zweck, als Geld zu erpressen, irgend ein Monopol zu sichern, irgend eine Korporation oder Individuen zu beeinträchtigen. Hätten sie Verbesserungen bezweckt, so würden sie die Zustimmung der ganzen Bevölkerung erhalten haben. Zwar, um sich in Allem nach europäischer Weise zu richten, hat Se. Hoheit einen Ritterorden gestiftet, den man die Ehrendekoration nennt; aber das Wort Ehre und der Begriff, den wir damit verbinden, sind den Türken völlig fremd und haben bei ihnen durchaus kein Synonym.

Das Privatleben Mahmuds ist noch weit minder lobenswerth als sein öffentliches Wirken. Als Moslim kehrt er sich alles dessen enthalten, was die Sitten und den religiösen Glauben seiner Unterthanen verletzt. Der Coran verbietet die Völlerei, und es ist allgemein bekannt, daß Se. Hoheit nur selten lichte Augenblicke hat; der Coran hält zu häuslichen Tugenden, zu patriarchalischen Sitten an: seit drei Jahren lebt der Sultan nicht mehr mit seinen Frauen und ist von öffentlichen Mädchen umgeben. Der allzuvertraute Umgang mit den Ungläubigen ist verboten, der Sultan läßt sie jeden Tag vor sich. Gibt er den fremden Gesandten ein Fest, so erscheint er bloß incognito; kaum aber ist er seine Gäste los, so läßt er griechische Tänzerinnen kommen und überläßt sich den schändlichsten Ausschweifungen. Endlich, und das ist in den Augen der orthodoxen Unterthanen sicher nicht sein geringstes Verbrechen, die meiste Zeit bringt er mit Fischen zu, an der Bai von Therapia, wo er mitten unter Griechen, Armeniern und Franken seine Angel auswirft. Unter den Türken herrscht allgemein der Wahn, den Christen seyen besonders drei Dinge eigenthümlich: sich betrinken, Schweinefleisch essen und die Weiber in Gemeinschaft besitzen. Daraus läßt sich die Verachtung erklären, die sie gegen die Christen hegen, und diese Verachtung fällt natürlicherweise auf ihr Oberhaupt zurück, das es den Christen in Allem möglichst nachthut.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Die Brautnacht in Hamburg.

(Fortsetzung.)

„Unsere Kunst,“ sagte Lebrun, „schlängelt sich hindurch, sie weiß selbst nicht wie, zwischen dem Koth der Materie und den ätherischen Funken einer übersinnlichen Welt. Zuweilen glaube ich es zu seyn, der alte Todte, mein eigener Körper fällt zurück, und elastisch werde ich von der Idee gehoben, daß die große historische Person in mir wirklich wiedergeboren ist. In andern Momenten schlottert hingegen mein Ich um mich her, ich werde mich dessen bewußt, ich fühle es im Finger, in der Zehe, und der Angstschweiß des Gedankens plagt mich, daß die ideelle Gestalt die bleierne irdische nicht mit sich fortreißen kann. In jenen Momenten spiele ich, nach meinem Urtheil, gut, in diesen unerträglich. Das Publikum urtheilt oft anders. Wenn ich so ganz übergegangen bin in einen fremden Geist, dann werden es auch die Andern um mich, ihr Spiel hebt sich für mich, die Bretter, die Lampen, die Zuschauer sind vergessen, ich lache aus wirklicher Freude, und die Haare sträuben sich mir wie dem Garrick, wo er als Richard sein Königreich um ein Pferd bietet und die Bretter unter ihm zum wirklichen Schlachtfelde von Bothworth wurden. Solche Momente der Magie sind indeß selten, und sie sollten immer aufgespart bleiben für das Höchste. Ich begreife zum Exempel nicht, wie Leser selbe Garrick sich dazu verstehen konnte, das Gespenst eines verstorbenen Aldermans zu spielen, damit der erschreckte Hogarth nach der Vision das Porträt desselben malen konnte. Vermöge Mimik, Schminke, Bart würde es mir wohl gelingen, unsern verdienstvollen Gerhard von Hostrupp oder meinen trefflichen Freund, den Buchhändler Campe, so zu copiren, daß seine Hausgenossen sich vielleicht von dem blassen freundlichen Gesichte, den klugen Augen, dem suchenden Blicke, der gesenkten Haltung des Hauptes täuschen ließen; aber ich würde mich selbst nicht täuschen können, eine innere Angst würde mich jeden Augenblick drängen, aus der Rolle zu fallen und den Leuten zu sagen: glaubt nicht, daß ich Campe bin, ich bin nur Karl Lebrun.“

In dem Augenblick waren zwei Männer vorübergegangen, vom Monde hell angestrahlt, um sogleich wieder im Dunkel zu verschwinden. Als sie, selbst, wie es schien, in eifrigem Gespräch, die Hüte gelüftet, erkannten wir auf der Stelle die beiden eben genannten geachteten Buchhändler. Lebrun fuhr unwillkührlich zusammen und ergriff dann meinen Arm, um mich fortzuziehen. „Sie sehen, Herr Graf, wie gefährlich es ist, auch nur mit der Phantasie Geister zu citiren. Indem ich das sprach, hatte ich mich unwillkührlich in die Person jener beiden Ehrenmänner versetzt, ich war sie selbst geworden, in Miene, Stellung, Schritt, Blick, und ich erschrack, als sie plötzlich vor mir standen, ihr Eigenthum, nämlich sich selbst, von mir zu vindiciren. Es ist mir dies übrigens nichts Neues. Von französischer lebendigem Binte, versetzte ich mich, ohne es zu wollen, von jeher schnell in fremde Persönlichkeiten, z. B. beim Lesen, Recitiren von Gedichten, und wurde dann nicht selten von der Person, deren Brief oder Schrift in meinen Händen war, überrascht und erschreckt. So bin ich einst, als ich noch in Mainz war, in dem kleinen Lustspiel: „Ich bin mein Bruder,“ beschäftigt. Es war ein Spiel des Zufalls, daß ich dabei an meinen hundert Meilen in Frankreich entfernten Bruder dachte; ich spielte mich in ihn hinein. „Lebrun, wie spielst du heute? wie siehst du aus?“ fragen mich die Mitspieler; es war nämlich in der Probe, und gar kein Grund da, daß ich in der modernen Liebhaberrolle eine Maske annahm. Plötzlich höre ich einen Schrei hinter den Koulissen, eine Schauspielerin sieht mich entsetzt, geisterbleich an: „Sind Sie's oder nicht?“ — „Er ist doppelt!“ rust es, und ich, mit meiner Scene fertig, stürze aus der Leinwandthüre, um meinen wirklichen Bruder vor mir zu sehen. Als wir uns in den Armen lagen, war zwar für die Schauspieler aus dem Schreckdrama ein gewöhnliches Lustspiel von Irrungen und Zwillingen geworden, da wir uns ähnlich sehen, und meines Bruders Anwesenheit hatte auch einen natürlichen Grund, indem er eben mit einem Transport heimziehender Freiwilligen zurückgelehrt war; aber für mich blieb es ein Melodram mit glücklichem Ende, und hatte die Wirkung eines Lehrgedichtes. Ich machte es mir zum unverbrüchlichen Gesetz, nie eine lebende Person zu kopiren, und, was an mir, meiner Phantasie keinen Spielraum zu geben, um Freunde und Verwandte zu citiren. Freilich läßt sich das nicht immer so thun, aber ich habe die traurige Erfahrung, daß ich nicht immer mit dem bloßen Schreck davon komme, daß gerade den Personen, in die ich mich hineindenke und sie für mich spiele oder bin, wie Sie es nennen wollen, in dem Augenblicke gerade etwas Unangenehmes begegnet, oder daß mir durch sie etwas widerfährt. Ich glaube nicht effektuell an Geisterercheinungen, noch an Beschwörungen, aber daß die Macht des menschlichen Geistes noch andere Kräfte und Einflüsse auf Anderer Geister hat, als deren Motiven und Organen wir logisch nachgehen können, liegt mir außer Zweifel. Deßhalb war mir die mystische Richtung in unserer Literatur von Anfang an zuwider; ich habe mich bemüht, durch Uebersetzungen aus dem Französischen ihr entgegen zu arbeiten, und mir graut auch jetzt, und zwar nicht aus Mangel an Religion, vor den pietistisch-mystischen Bestrebungen in der Theologie. Hätte

Digitized by Google

sie es nicht meist mit abgeschiedenen Geistern zu thun, die bei uns kein Recht mehr auf ihre Existenz haben, so graute mir vor meiner eigenen Kunst. Aber da sie außer jenen jetzt fast nur mit wesenlosen Wesen zu schaffen hat, mit Charaktergebilden, die, wenn sie auch in der ganzen Fülle der dichterischen Idee wirklich würden, doch nicht die Kraft hätten, ein Kartenhaus umzublasen, so versöhnt mich das wieder."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Gastronomischer Wegweiser.

Ein Marchand de vin traiteur in Montmartre, nicht weit von der Barrière des Martyrs, macht treffliches Sauerkraut zurecht, ferner Nudeln und andere vaterländische Gerichte; ich empfehle diese Anstalt den Landsleuten, welche mit dem gastronomischen Heimweh geplagt sind. Unter dieses Marchands de vin haben viele großes Verdienst erworben. Die Vendanges de Bourgogne waren noch vor nicht gar langer Zeit ein Cabaret, welches nur durch seine trefflichen Hammelfüße bekannt war; demungeachtet ist es das größte Restaurant von Paris, mit einer eleganten Façade, welche die Aufsicht auf den Kanal St. Martin hat; hier werden Hochzeiten, Repas de Corps und politische Bankette gehalten; hier hat Lafayette manches Glas Champagner zu Gunsten der Freiheit ausgetrunken, und hier ist schon manches Poulet à la Marengo zu Ehren des Kaisers verzehrt worden.

Die Aristokratie unter den Restaurateurs bilden Leinier, Véfour, Véry, die Frères Provençaux, das Café de Paris, Café Hardy, Café anglais. Der Saal von Véry sind selt ganz von Gold, Spiegeln und Krystallampen. Kaum dürfte sich im königlichen Schlosse ein Saal mit reicheren Dekorationen finden. Die Preise sind hier aber auch enorm. Der ordinäre Wein kostet 40 Sous, die geringste Schüssel 20 – 30 S. Zu Zweien kann man sich mit einiger Oekonomie indessen so einrichten, daß man mit 15 Franken wegkommt. Le Cadran bleu, le Veau qui tette, und besonders le Rocher de Cancale dürfen nicht übergangen werden. Zur Zeit, wo man mehr Wein hier trank als Kaffee und sich um die Politik wenig bekümmerte, war der Rocher de Cancale berühmt. Die Lieder, welche hier gesungen wurden, machten einen wichtigen Theil der Tagesliteratur aus, und die heutzutage fast vergessenen Namen, die im Caveau moderne figurirten, gehörten zu den geschicktesten jener Zeit.

Für den Deutschen, der zum ersten Male in ein französisches Restaurant tritt, ist es schwer, sich zu orientiren, daher hier einige Bemerkungen Manchem willkommen sein werden, der vor Tisch nach Paris zu machen. Für's Erste muß der Fremde hier, wie überall, thun, als wäre er zu Hause; er muß nicht schüchtern, aber auch nicht zu keck auftreten, niemals zu lange betrachten, über nichts erstaunen. Uebrigens glaube man ja nicht, daß der Fremde in Paris mit Zurücksetzung behandelt werde; im Gegentheil, der Pariser weiß zu gut, daß die Fremden ihm Vortheil bringen; er stellt den Engländer als Karrikatur auf's Theater, aber in den Restaurants, im Kaufladen, kurz, wo der Engländer Geld ausgibt, wird er höflich zuvorkommend aufgenommen, und so durchweg alle Fremde. Sobald man Platz genommen, verlangt man die Karte; wer nun nicht mit der kulinarischen Terminologie der Pariser bekannt ist, thut wohl, bloß die Gerichte zu bestellen, die er kennt. Die Garçons haben übrigens eine ganz eigene Art, die Namen der Gerichte abzukürzen; Beefsteaks pommes heißt ein Beefsteak mit Kartoffeln; Vol-au-vent – was ist das? hier zeigt sich wieder ganz die französische Windbeutelei; Vol-au-vent ist eine Pastete; der Teig ist dabei so leicht, daß ihn der Wind wegbläsen kann. Die Auswahl der Speisen ist auch für den Einheimischen oft schwierig; indessen sind die Karten seit einiger Zeit bequemer eingerichtet. Sonst hatte man mächtig lange Zettel, die man nur mit Mühe in den Händen hielt und überlas; jetzt findet man auf jedem Tische ein elegant gebundenes Carnet; die Speisen sind darin fast wie in einem Diktionnair angegeben und unter verschiedene Rubriken gebracht. Die letzern, meistens süßen Gerichte findet man unter der Rubrik Entremets angezeigt u. s. w. So streng übrigens die Ordnung im Auftragen der Speisen bei regelmäßigen Diners eingehalten wird, so unordentlich sind die Franzosen beim Restauranter. Ich habe oft Mahlzeiten beigewohnt, die mit Süßen anfingen und mit Bratwürsten endigten. Eine ganz eigene Einrichtung ist, daß man aus einer ganzen Flasche, die Einem vorgestellt wird, die Hälfte oder auch nur den vierten Theil trinken kann, und dann nur bezahlt, was man getrunken hat. Der vierte Theil der Bouteille heißt Carafon. Ist man zu Zweien, so hat man den Vortheil, daß bei den besseren Restaurateurs ein Gericht pour un, d. h. eine Portion, für zwei hinreicht; die Portion ist so stark, daß sie ein Einzelner, auch mit dem kräftigsten Appetite, nicht wohl zwingen kann. So thut man auch besser, zu Vieren, zu Sechsen in ein Restaurant zu gehen; man kommt wohlfeiler zur Mahlzeit, als bei ungeraden Zahlen.

Im Ganzen genommen sind die Restaurants von Paris nett und elegant; Spiegel machen die Hauptdekoration aus; sie gewähren den Vortheil, daß die Dame am Comptoir Alles sieht, was vorgeht, und mehrere Zimmer zugleich überschaut. Dies ist seine unnöthige Vorsicht: die silbernen Löffeln und Gabeln werden ihnen häufig gestohlen. Eine Lust, durch welche die Gauner neuerdings viele Wirthe getäuscht, besteht darin, daß sie an die Stelle des silbernen Bestecks bekende ein Couvert von Metal d'Alger legen, welches dem silbernen sehr ähnlich ist. Die Garçons sind höflich und flink; wenn sie im Gedränge der Bestellenden den einen oder andern übersehen, so wissen sie ihn mit der charmantesten Art von der Welt zu beschwichtigen. Ihre Artigkeit hat aber seine guten Gründe, indem der Garçon vom Hausherrn keine Bezahlung erhält, und in dieser Hinsicht lediglich auf den Verzehrenden angewiesen ist. In einem geringen Restaurant bekommt der Garçon einen Sou; diese sehr lästige Kontribution steigt mit dem Preise der Mahlzeit, und es gibt Anstalten, wo der Garçon 10, ja 20 Sous erhält. – Dem Deutschen schmeckt im Ganzen die französische Küche nicht; sie ist in den geringen Speisenanstalten fade und mager, in den vornehmern überfett und zu stark gewürzt. Besser behagen uns Deutschen in der Regel die englischen Tables d'hôtes, wo man kräftiges Fleisch und uns gewöhnliche, aber derbe Speisen erhält. Wir empfehlen in dieser Hinsicht den englischen Restaurateur auf der Place des Italiens; eine andere Anstalt, die aber weit theurer ist, befindet sich in der Rue de Rivoli.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 30.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 4. Februar 1835.

H. — Was diese Liebenden erzählen,
Ist wundervoll.
T. — Mehr wundervoll als wahr.
H. — Doch diese ganze Nachtbegebenheit,
Und ihrer aller Sinn, zusammt verwandelt,
Bezeugen mehr als Spiel der Einbildung.

Shakespeare.
Sommernachtstraum.

Die Brautnacht in Hamburg.

(Fortsetzung.)

Ich dachte, zu Hause angekommen, diesen Grillen des Künstlers nach. Ich fragte mich, ob ich ein Recht habe, die Person der Cousine in die Salons meiner Phantasie zu citiren, ob ich ihr dadurch Schaden bringe oder nicht, und vertiefte mich in ein Meer von müßigen Fragen, die durch die That immer dahin entschieden wurden, daß die elastische blasse Gestalt vor mir stand, auf den Tisch sich lehnte, auf dem Sopha saß und im Zimmer auf und ab ging. Endlich nahm ich mich zusammen und suchte durch Lektüre das gaukelnde Bild zu verscheuchen.

Ich war im Phädrus gerade zu der Stelle gekommen, wo Sokrates von den auftauchenden Erinnerungen an eine frühere Existenz spricht. Ich legte das Buch nieder und übersann alle mir bekannten Erklärungen dieser eben so undeutlichen als berühmten Stelle. Wie oft im Leben, ehe ich in der Schule den Plato las, war es mir begegnet, daß mich ein ungewöhnlicher Vorfall, ein Anblick, der mir überraschend seyn mußte, weil er mir noch nie begegnet seyn konnte, doch nicht überraschte, daß mir ein dunkles Bild dämmerte, einmal in ähnlicher Situation gewesen zu seyn, diesen wilden Menschen, dieses lächelnde Mädchen schon gesehen zu haben. Auch nachher, im wild bewegten Leben, bei wie manchem großen Unglücke, das mich zerschmettern sollen wegen des gewaltsam Unerwarteten, hatte ich ein lindes Trostweben in der dunkeln Ahnung gefunden, daß ich gerade dasselbe ja schon einmal überstanden. Auch jetzt in diesem Augenblick überkam es mich, ich müsse schon vor Urahters so auf dem Sopha, gerade in solcher Stube gesessen haben, etwas erwartend, die linke Hand auf's Buch gelegt, mit der Rechten die Putzscheere in der Hand. Wenn ich das Licht putze, werde es ausgehen und ich im Dunkel sitzen.

Ich wußte das Alles vorher, ich wollte es nicht, aber es geschah doch gerade so. Ich saß im Finstern, die Sterne schienen über die Kanalstraße, auf die meine Fenster ausgingen, es schlug Mitternacht; es mußte aber noch etwas kommen — was, wußte ich nicht, aber damit war die Erinnerung nicht aus. Jetzt schlug unten die Thür der Speisekammer zu. Der Tritt der Cousine kam herauf, diesmal nur nicht ganz so elastisch wie sonst, ich hörte sie gähnen. Plötzlich vor meiner Thür hält sie still. Das Schloß klinkt auf, sie tritt ein, den Messingleuchter in der Hand, blaß, schön, nur die glänzenden schwarzen Augen von Schläfrigkeit umflort. Sie sieht mich nicht, als sie den Leuchter auf den Tisch stellt, das Tuch von ihrem Busen wegwirft und wie erschöpft von

Digitized by Google

der Arbeit des Tages sich neben mir auf's Sopha wirft. Erst als ich jetzt ihre Hand fasse, schrickt sie auf, sieht mich mit einem unbeschreiblichen Blick des Erstaunens, Schreckens und eines Gefühls an, das über beide Empfindungen hinaus ist, will schreien und kann nicht, will die Hand wegziehen und thut es nicht, obgleich mein Druck nur sanft ist. „Wie kommen Sie in mein Zimmer?“ fragte endlich die süßeste Stimme. „Es ist meines,“ antwortete ich lächelnd. Sie sieht sich um, erröthet, spricht: „Ich habe die Treppen verzählt!“ will nach dem Leuchter greifen und aufstehen, aber ich halte sie zurück und ihr Widerstand ist schwach.

Meinen Sie nun, daß mich und sie ein erstes Begegnen, ein erstes Anschtigwerden mit der Magie der Liebe umsponnen habe? Nein; wir kannten uns Beide längst. So Hand in Hand, so Arm von Arm umschlossen, so Aug' in Auge hatten wir schon oft gesessen, dort rechts die Fenster, links die Thüre, das Buch, die Lichter vor uns auf dem Tisch, ein brennendes Talglicht, zwei ausgelöschte Wachskerzen — wir wußten nur nicht, wo es gewesen, und wie lange es her war. — Sie rieb sich die Stirn, und alle Schläfrigkeit und alle Traurigkeit war vorüber. „Es ist mir unbegreiflich,“ sagte sie, „ich kann's nicht überschlagen, wo es war, daß ich Sie zum ersten, wo zum letzten Mal sah; aber ich weiß doch Alles jetzt so deutlich, so deutlich — ach, es muß aber unendlich lange seyn, über das Leben hinaus.“ — „U=d nun so lange zusammen,“ sagte ich, „in einem Hause, nur durch eine dünne Balkenschicht und etwas Lehm und Kalk getrennt, und wir fanden uns nicht zusammen, lange Tage und Wochen.“ — „Und einmal tanzten wir im Grünen,“ fiel sie rasch ein, „ob ich mich doch nicht entsinnen kann, wo ich je im Leben auf einer Wiese getanzt, und dann scherzten wir unter einem Brombeerstrauch; ja da war es, wo ich das rothe Kreuz auf Deiner linken Brust sah.“ — Es war, wie sie sagte, und doch konnte Niemand, nicht in Hamburg, nicht in Lübeck, von dem Muttermale, das ich trage, wissen.

Sie würden dem lieben Mädchen, welches mir in einer Stunde so unendlich theuer wurde, daß es mir Jahrelang nicht zu nennende Schmerzen verursachte, eben so unrecht thun, wenn sie dieselbe für eine überspannte Schwärmerin erklärten, als wenn sie wegen des seltsamen Benehmens sie in eine Reihe mit den leichten Töchtern des Hauses stellten. Eine prüde Dame nach norddeutschen Sittlichkeitsgesetzen war die Cousine freilich nicht, denn die Liebe war ihr das Höchste, und sie hielt kein Opfer für dieselbe zu groß. Aber wäre ich nicht der gewesen, dessen Bild aus dämmernder Ferne in ihr gegenwärtig war, und sie nicht die, welche ich auf den ersten Blick erkannte, so wäre ihr Mund nicht verstummt, sie hätte aufgeschrien, sich losgerissen von meiner Hand und wäre zürnend fortgeeilt. Eine solche Kraft lag in ihrem Wesen; sie war ganz schöne weibliche Natur in Hingebung, Frohsinn, Glut der Leidenschaft und neckischer Schalkheit. Es bedurfte nicht der Worte zwischen uns. Der Bund der Seelen war in dem Augenblick für die Ewigkeit wieder geschlossen, und nicht durch sentimentale Reden und Versicherungen, die uns wie ein Frevel an der Stunde gedünkt hätten. Sie war unendlich liebenswürdig, so heiter, schalkhaft, als wären wir schon Monate lang glückliche Brautleute. Die Welt umher ging uns nichts an; der Geisterstunde wurde durch Lachen und Scherzen ein Schnippchen geschlagen. Sie saß neben mir und blätterte in dem Buche, worin es stehe, wie ich ihr sagte, daß Liebende sich schon vor dieser Welt gesehen haben könnten. Darüber lachte sie; denn in einem so häßlichen, schwarzen Buche, mit den langen, fremden Büchstaben, hie man kaum lesen könne, dürfe nichts so Hübsches stehen. Sie buchstabirte mit Willen unrichtig, wollte dann schnell lesen, und blieb in den langen Perioden stecken, von denen sie sagte, daß es gar nicht Deutsch wäre. Dann machte sie Striche mit ihren Nägeln und kniff Ohrchen in das Reimersche Papier, das bekanntlich nicht zu dem stärksten gehört, und daher unter ihrer muthwilligen Hand riß. Sie fragte, ob Plato der Kosackenbettmann gewesen, und ob Schleiermacher, der Uebersetzer, ein Leineweber von anderer Art sey?

(Die Fortsetzung folgt.)

Sultan Mahmud und der Divan.

(Beschluß.)

Das Betragen der Minister, welche Se. Hoheit umgeben, kann nicht dazu beitragen, der Regierung Achtung zu verschaffen. Man irrt sich, wenn man glaubt, das ottomanische Reich werde von Ministern regiert, deren Wirkungskreis genau bestimmt sey und die ihre Departements nach ihren Ansichten leiten können. Das Ministerium ist weiter nichts als die Familienverfassung in ihrer Anwendung auf den Staat. Der Agha eines Dorfes, der Bey eines Distrikts, der Pascha einer Provinz haben ihr Haus auf demselben Fuß eingerichtet wie der Großherr, und sind mit Beamten umgeben, welchen dieselben Verrichtungen obliegen wie den Ministern. Sie haben, wie der Sultan, ihren Kiaja, ihren Cadi, ihren Casnadar u. s. w., die sie unter ihren Verwandten und Freunden auswählen; ganz auf dieselbe Weise ist der Divan zusammengesetzt. Demnach liegt es am Tage, daß die Minister eigentlich bloß Bedienten ohne alle Selbstständigkeit sind, deren Macht

Digitized by Google

keine andere Stütze hat, als die Gunst ihres Herrn. Nun ist Opposition gegen den Willen des Herrn allerdings ein schlechtes Mittel, sich seine Gunst zu erwerben, und so bieten sie Allem auf, seinen Wünschen zuvorzukommen, daher sich denn auch die Rajahs und Vezire wenig um die Vorurtheile der Völker kümmern, sondern um die Wette Truppen ausheben, die europäische Tracht annehmen und es nicht unter ihrer Würde halten, mit den fremden Gesandten umzugehen; dadurch ziehen sie sich das Wohlwollen ihres Souveräns und den Haß ihres Landsleute zu.

Die auswärtigen Diplomaten suchten die freundschaftlichen Gesinnungen, mit denen man ihnen entgegenkam, zum Vortheile der Civilisation zu benutzen. Jeder von ihnen wollte dazu mitwirken und sich dadurch Einfluß verschaffen; alle beeilten sich, ihre Dienste anzubieten. Die Italiener lieferten Musik, die Franzosen erboten sich zum Unterrichte der Jugend, die Engländer kamen mit ihren Dampfbooten; Jeder bestrebte sich, seine Schützlinge vorzuschieben; es waren Offiziere von allen Waffen, aus allen Ländern, Spekulanten jeder Art. Am freigebigsten war man mit Memoiren über allerlei Gegenstände, mit Projekten für alle mögliche Institute. Die Türken hörten diese Vorschläge an, die zu Zeiten bis zum Sultan selbst gelangten, hinterdrein lachten sie unter sich darüber und führten keinen einzigen aus. Erst nach vielen vergeblichen Versuchen entsagten die unbefugten Rathgeber ihrer Gesetzgeberrolle. Zu den sinnreichen Mitteln, die man anwandte, um diese Barbaren zu zähmen, gehören auch die Feste, die man ihnen gab. Der englische Gesandte war der erste, der auf diese Idee verfiel; er lud die Herren zu sich ein auf eine englische Fregatte. Seinem Beispiel folgte später General Guilleminot, und wäre bei dieser Gelegenheit beinahe mit dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten zerfallen. Dieser war ein kleiner, buckliger Mann mit sechs Fingern an jeder Hand. Gezwungen, einem öffentlichen Feste, welches Ungläubige gaben, beizuwohnen, was er unter seiner Würde hielt, ging er zuerst zu seinem Apotheker, wo er zu Mittag aß, bei Einbruch der Nacht kaufte er sich eine kleine Fackel, und suchte nun, von keinem Bedienten begleitet, sich in's Hotel der französischen Gesandtschaft zu schleichen. Das heißt man in der Türkei quisli, d. h. in's Geheim gehen, wie man allenfalls eine Weinschenke oder ein schlechtes Haus besucht. Unglücklicherweise hielt ein Bedienter Se. Excellenz für einen Bettler und jagte ihn zur Thüre hinaus; der General erfuhr es noch zur rechten Zeit, eilte dem Minister nach und brachte das erhabene verkrüppelte Männlein gleichsam in seinen Armen zurück.

Man mußte endlich einsehen, daß mit einem solchen Monarchen und solchen Unterthanen nichts anzufangen sey. Man mußte sich überzeugen, daß alle Beweise von Achtung, die sie den Vertretern der europäischen Mächte zu geben sich herabließen, keinen andern Zweck hatten, als Geschenke zu erschleichen und denjenigen, die sie fürchteten, zu schmeicheln. Der einzige Vortheil, den die fremden Gesandten aus dem Allem zogen, war, daß sie ihre Leute kennen lernten.

Unter diesen Umständen traf die Nachricht von der Julirevolution ein, und man schickte sich an, die Pforte davon in Kenntniß zu setzen. Es war dies indeß keine so leichte Sache. Irgend ein starker Geist hatte einmal dem Sultan ein Kompliment darüber gemacht, daß seine Regierung die letzte gewesen, welche Napoleon als Kaiser anerkannt. Später hatte der englische Gesandte, Lord Strangford, sich nicht gescheut, vom Sultan Vollmacht anzunehmen und ihn bei einem europäischen Kongresse zu repräsentiren, um den er sich wohl im Grunde wenig bekümmerte. Dies gereichte ihm eben nicht zu großer Ehre; aber diese seltsame Intervention und frechere Schmeicheleien hatten Seine Hoheit überzeugt, sie haben wirklich Einfluß auf die Verhältnisse der Reiche, und diese Meinung stimmte zu gut zu den Vorurtheilen der Moslem, um nicht Eingang zu finden. Andernseits hatte der russische Gesandte Ribeaupierre erfahren, seine Regierung habe die Erlaubniß, die dreifarbige Fahne in ihren Häfen aufzustecken, noch nicht ertheilt, und glaubte daher seinem Souverän wohlgefällig zu seyn, wenn er heimlich die Pforte antrieb, diesem Beispiele zu folgen. Der General Guilleminot schickte durch seinen Dragoman dem Reis-effendi eine Note, und hiebei degab sich ein ächt türkischer Auftritt. Als sich der Minister nach dem Inhalte des diplomatischen Aktenstücks erkundigt, erklärte er, es nicht annehmen zu wollen; der Dolmetscher aber legte die Note auf seinen Teppich, indem er bemerkte, er habe Befehl, sie zu überreichen, und es sey wider alle herkömmliche Sitte, sie abzuweisen, ohne sie zu lesen; der erhabenen Pforte bleibe es ja unbenommen, jede beliebige Antwort zu ertheilen. Hierauf entfernte sich der Dragoman. Kaum aber war er in seiner Wohnung angelangt, als ein Diener des Reis-effendi, welcher ihm nachgeeilt war, an der Thüre klopfte, die Note in den Haufgang warf und Hals über Kopf davon lief. Hierauf erklärte der Gesandte, daß er, ohne fernere Schritte zu thun, die Nationalfarben aufstecken, und, wenn man sie nicht anerkenne, abreisen werde. Die erhabene Pforte entschuldigte sich, indem sie vorgab, sie habe den Dragoman nicht verstanden. Es ist dies eine sehr gewöhnliche Antwort, womit man sich nur zu häufig begnügen muß. Was die türkischen Unterthanen betrifft, so erklärte man ihnen die Nachgiebigkeit des Großherrn, um seine Würde in ihren Augen zu retten, folgendermaßen: „Der französische

Digitized by Google

Gesandte hat gebeten, man möge ihm erlauben, seine Flagge zu ändern, und es möge dem Sultan, unserm Herrn, gefallen, dem neuerwählten Könige von Frankreich einen Thron zu senden; darauf hat unser Herr die Sache lange überlegt, und sodann zum Elchi gesprochen: „Meine Seele, du hattest eine dreifarbige Fahne, und du hast sie mit einer weißen vertauscht; jezt willst du die weiße mit einer dreifarbigen vertauschen, und machst aus einer so einfachen Sache eine Staatsangelegenheit. Wähle die dreifarbige, wenn dir's so gefällt, nimm die weiße wieder, wenn du willst, ersinne sogar eine neue, und mache mir den Kopf nicht toll.“ Dies sind die Fortschritte, welche die Türken in ihren Verhandlungen mit den auswärtigen Mächten gemacht haben.

Trennung.

Ein fest umschlungen Baumespaar
Ward auf dem Feld ich einst gewahr:
Die Aeste waren miteinander
So eng verwoben, daß selbander
Die Bäume selbst sich unterstüzt,
Und jedes Kraft dem andern nüzt';
Ein zweifach ganz vereinigt Leben
Hatt' ihnen die Natur gegeben.

Jüngst kam ich wieder an den Ort,
Da stand der eine Baum verdorrt,
Der andre war nicht mehr zu schauen,
Den hatt' ein Bauer umgehauen,
Und des Gefährten so beraubt,
Neigt' sterbend dieser auch das Haupt.
Nun wachten auf in meinem Herzen
Nicht ganz verharschter Trennung Schmerzen.

Nic. Müller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Gastronomischer Wegweiser.

Fünf Uhr ist die gewöhnliche Zeit, wo man in Paris zu Mittag ißt; die Fremden speisen etwas früher, sehr beschäftigte Leute später, und oft viel später. Nach dem Mittagessen wird Kaffee getrunken und jezt sehr allgemein dazu geraucht. Die Cigarre hat so sehr um sich gegriffen, daß dieses Jahr im Garten des Palais-royal, an der sogenannten Rotunde, die Hälfte der Tische den Rauchenden eingeräumt war; die andere Hälfte blieb frei für die Damen. In den Kaffeehäusern ist das Rauchen untersagt. Die Sammelplätze der Raucher sind die Estaminets; einen widrigern, schmuzigern, ekelhaftern Aufenthalt kann man sich nicht denken; Plafond und Wände sind grauschwarz, Tabaksdampf zieht in schweren, grauen Massen durch die Säle, und welche Gesellschaft trifft man da! Viele der Habitués wissen nicht, wo sie etwas zu essen bekommen sollen, und ihr Kostüm entspricht ganz ihrer finanziellen Lage. Des Morgens sieht man sie in aller Frühe erscheinen; eine kleine holländische Tabakspfeife macht ihre ganze Habe aus, jeden Eintretenden sprechen sie um Tabak an. Wird irgendwo Domino oder Billard gespielt, so bilden sie die Galerie; bald erhebt sich ein Streit, man nimmt sie zu Schiedsrichtern, und so erwischen sie ein Glas Bier oder Punsch mit einigen Schaubés oder sonstigem Backwerk; dies wiederholt sich fünf bis sechs Mal des Tages, und davon leben diese Herren. Diese verdächtigen Physiognomien, diese ausgehungerten Gesichter mit langen Bärten, diese abgeschabten Röcke und schmierigen Hüte, diese rohen, lärmenden Manieren bilden einen empörenden Kontrast mit der Eleganz und dem anständigen Tone, die man sonst in Paris zu finden pflegt. Auch stellen sich hier Mouchards in Menge ein. Es gibt natürlich unter den Besuchern der Estaminets Ausnahmen, wie unter den Estaminets selbst; kämen lauter arme Teufel da zusammen, so könnte der Wirth nicht leben; jene bilden indeß die Mehrzahl und geben der Anstalt ihre eigenthümliche Physiognomie. Das beste Estaminet ist seit langer Zeit das Estaminet hollandais in Palais-royal; hier ist mit wenigen Ausnahmen ein Publikum wie in den ersten Kaffeehäusern, hier wurden unter der Restauration oft politische Fragen von Männern diskutirt, welche zum Theil die Presse leiteten; besonders wird es von Fremden besucht. In Rußland und Italien gibt man sich Rendezvous im Estaminet hollandais; ja, man sieht oft Leute da zusammentreffen, die sich ein halbes Jahr vorher in Ost- oder Westindien getrennt und am bestimmten Tage, zur bestimmten Stunde sich hier wiederfinden. Der Mann, der diese Anstalt so sehr in die Höhe gebracht, war ein armer Garçon aus der Provinz; er kam hieher mit 10 Fr. in der Tasche, und jezt besizt er 40,000 Franken Renten.

Die Zahl der Kaffeehäuser vermehrt sich außerordentlich; vor fünfzig Jahren waren kaum 700 Kaffeehäuser in Paris, jezt gibt es deren über 1000. Wohl hat die Bevölkerung seitdem zugenommen, indessen ist zwischen dieser Zunahme und der Vermehrung der Kaffeehäuser durchaus kein Verhältniß. Zum Theil muß diese der steigenden Lesewuth zugeschrieben werden. Die Journale sind in der That ein Gift der Geselligkeit. Mann und Frau, ja zwei Liebende sind kaum im Kaffeehause angelangt, so greift der Herr nach dem Courrier français oder dem Temps, Madame begehrt das Charivari oder das Cabinet de lecture, und da sizen sie einander gegenüber stumm und regungslos, und studiren die Kunst, zu regieren, statt sich über ihre Angelegenheiten zu besprechen. Ein Hauptgrund der außerordentlichen Zunahme der Kaffeehäuser ist wohl das Glück, das einige gemacht haben. Es ist überhaupt kaum glaublich, in welchem Flore die industriellen Etablissements hier stehen. Schneider, die ihre Landhäuser haben, die jährlich hunderttausend Franken reinen Profit machen, sind hier etwas Gewöhnliches. Zehn Jahre reichen hin, um einen Kaffeewirth zu bereichern; Staatsdiener, Gelehrte, Schriftsteller sind arme Teufel gegen Schuster und Schneider. Aber freilich machen nicht alle ihr Glück; manche legen ein Kaffeehaus auf Gerathewohl an; sie miethen ein Lokal, kaufen Kaffee, Zucker und Liqueur auf Kredit; für fünfhundert Franken hat man ein Service en plaqué, welches denselben Effekt macht, als wäre es von Silber; Madame thront auf dem Comptoir und wartet auf Gäste; die Gäste bleiben aus, dafür erscheint der Bankerott; man wandert über Nacht aus, richtet sich anderswo ein, und so fort, bis entweder Alles drauf geht, oder man in irgend einem Stadtviertel festen Fuß faßt.

(Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 31.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 5. Februar 1835.

Krank seyn, es nicht dürfen klagen,
Ist wohl eine schwere Pein;
Lieben, es nicht dürfen sagen,
Muß ein härtes Lieben seyn!

Justinus Kerner.

Stumme Liebe.

Wenn ich dir nah bin,
Wenn ich dich sehe,
Bin ich so glücklich
In deiner Nähe.

Wenn du mir fern bist,
Oder nicht freundlich,
Bin ich mir selber
Lieblos und feindlich.

Wenn wir getrennt sind
Muß ich beklagen,
Daß meine Lieb' ich
Dir nicht kann sagen.

Wenn wir vereint sind
Kann ich nur schweigen,
Schauen und denken:
Ich bin dein eigen!

Einst wirst du wissen,
Was mich bewegte,
Was mir im Herzen
Liebend sich regte.

Wenn mich der Engel
Hinweggetragen,
Dann wirst du's wissen
Und mich beklagen.

Pflanz' eine Rose
Lilienweiß,
Dann über'm Herzen,
Das einst so heiß.

Wenn sie wird blühen
Glänzend und rein,
Sitz' auf dem Hügel
Und denke mein.

Wenn sie wird welken
Farblos und blaß,
Werd' um mein Leiden
Dein Auge naß.

Wenn sie entblättert
Liegt auf dem Boden,
Wünsche du Ruhe,
Ruhe der Todten.

Digitized by Google

Betrachtungen aus der allgemeinen Naturgeschichte.

Vom Verhältniß der Organismen zur Masse der Erde.

Nachdem wir den innigen Zusammenhang des Baus und der Lebensthätigkeit der organischen Wesen mit den cyklischen astronomischen Gesetzen dargethan, bleibt uns, nach dem in Nr. 22. Vorangeschickten, noch übrig, das Verhältniß der Lebendigen zu der beständigen Kraft der Schwere, zum spezifischen Gewicht der Erde zu betrachten.

Das Leben der Pflanzen und Thiere setzt eine beständige Bewegung der Flüssigkeiten in ihrem Innern voraus, und diese Bewegung ist das Resultat eigenthümlicher Kräfte. Die Stellung der einzelnen Pflanzentheile wird durch die Bizgsamkeit und Elastizität ihrer Substanz bedingt, und die willkührlichen Bewegungen und Stellungen der Thiere sind Folgen der den Muskeln inwohnenden Kraft der Zusammenziehung. In allen diesen Fällen hängt aber das endliche Resultat auch von der Schwerkraft ab, und wenn die Bewegungen und Stellungen ihrem Zweck entsprechen sollen, müssen die sie bedingenden Kräfte im richtigen Verhältniß zu der allgemeinen Schwere stehen. Wenn wir eine Flüssigkeit auf eine gewisse Höhe zu heben oder eine Last zu bewegen haben, so müssen wir die in Anwendung zu bringende Kraft berechnen; wir haben ein mechanisches Problem zu lösen, um Kraft und Widerstand auszugleichen. Im Verhältniß der Lebensthätigkeiten der organischen Welt zu der Schwere der Erde ist nun dieses Problem aufs Vollkommenste und Durchgreifendste gelöst.

So viel wir wissen können, hätte die Schwerkraft immerhin eine ganz andere seyn können als sie ist. Sie hängt von der Masse der Erde ab, und diese Masse ist ein Element des Sonnensystems, das durchaus auf keiner kosmischen Nothwendigkeit beruht. Die Planeten sind hinsichtlich ihrer Dichtigkeit unter einander sehr verschieden, und richten sich darin nach keinem bestimmten Gesetz; das Einzige, was man sagen kann, ist, daß die der Sonne nähern kleiner und dichter, die entferntern ungleich größer, aber spezifisch leichter erscheinen. Unser Verstand sieht keinen Grund ein, warum der Umfang oder die Dichtigkeit der Erde nicht bedeutend größer oder kleiner seyn könnten als sie sind. Nun springt es aber in die Augen, daß, wenn die Schwerkraft bedeutend zu- oder abnähme, wenn jeder Gegenstand zweimal so schwer oder nur zur Hälfte so schwer würde als jetzt, alle sowohl willkührlichen als unwillkührlichen Bewegungen gänzlich aus dem Gleichgewicht kämen; daß die sie bedingenden Kräfte bald zu rasche, bald zu langsame Bewegungen hervorbringen müßten, daß an die Stelle der Stetigkeit und Ordnung schiefe Stellungen und Hemmnisse aller Art träten. Das Universum gliche einer aus der Ordnung gekommenen Maschine, Alles ginge falsch, und rasch müßte Alles der Auflösung entgegengehen. Wir weisen dies an einigen Kräften der organischen Welt nach.

Das erste Beispiel, das wir wählen, ist die Kraft, welche sich in den Gewächsen durch das Aufsteigen des Saftes äußert. Aus einer Menge von Versuchen ergibt sich die Thatsache, daß alle Pflanzen durch die Wurzeln Feuchtigkeit einsaugen, und daß diese durch eine eigenthümliche innere Thätigkeit in alle Organe bis in die Blätter hinaus getrieben wird. Man sieht leicht ein, daß es hiezu eines sehr bedeutenden Kraftaufwands bedarf, denn die Flüssigkeit muß getragen werden, als ob sie eine einzige, von der Wurzel zum Gipfel des Baumes reichende Säule wäre. Es kommt dabei nicht in Betracht, daß die Flüssigkeit in eine Menge feiner Gefäße vertheilt ist. Ist z. B. der Baum drei-undvreißig Fuß hoch, so halten die Gefäße am Boden, nur um den Saft zu tragen, ein Gewicht von fünfzehn Pfund auf den Quadratzoll aus. Nun wird er aber nicht allein getragen, sondern mit bedeutender Kraft aufwärts getrieben, so daß er beständig durch die Blätter wieder verdunstet. Die Saugkraft des Baums muß also sehr bedeutend seyn, und viele interessante Versuche geben uns einen genauern Begriff vom Umfang derselben. So fand Hales, daß eine Rebe zur Zeit, wo der Saft einschießt, denselben in einer Glasröhre ein-und-zwanzig Fuß über den abgeschnittenen Zweig emportrieb.

Diese Kraft ist ein eigenthümliches Element der Oekonomie des Pflanzenreichs, offenbar aber muß sie genau nach der allgemeinen Schwerkraft abgewogen seyn. Das Gewicht der Flüssigkeit muß ein Gegengewicht haben, und ein Ueberschuß von Kraft muß vorhanden seyn, um den Trieb aufwärts zu bewerkstelligen. Im Leben des Gewächses richtet sich das Verhältniß, in dem der Saft aufsteigt, einerseits nach dem Maße der vegetabilischen Triebkraft, andernseits nach der Schwere der Flüssigkeit und dem Widerstand, den sie zu überwinden hat. Denken wir uns nun, die Schwerkraft nehme zu, so müßte die Cirkulation im Innern des Gewächses langsamer werden, und der Prozeß des Aufsteigens des Saftes würde fürder weder dem Lauf der Jahreszeiten, noch den andern Lebensprozessen, zu welchen er mitzuwirken hat, entsprechen. Wir können uns die Schwerkraft so sehr vergrößert denken, daß in kurzer Zeit alle lebendige Bewegung in den Pflanzen aufhörte. Würde andernseits die Schwere der vegetabilischen Säfte geringer, so müßte der Saft verhältnißmäßig rascher aufsteigen, die Blätter und andere Organe überfüllen, und jedenfalls den ganzen Lebensprozeß beeinträchtigen. So sind denn also in den feinsten Theilen der Gewächse die Kräfte auf die Größe und Masse der Erde, in der

Digitized by Google

sie wurzeln, berechnet. Es besteht kein sichtbarer Zusammenhang zwischen der Masse unseres Planeten und der Saugkraft in den Wurzeln der Rebe, oder der Triebkraft in den Gefäßen ihrer Zweige; beide aber haben just das Verhältniß zu einander, das zum Gedeihen der Rebe erforderlich ist. Man sieht leicht ein, daß unser Raisonnement dasselbe bleibt, ob jene Triebkraft der Gewächse rein mechanischer Natur ist oder nicht, eine Frage, über welche die Gelehrten noch verschiedener Meinung sind.

(Der Beschluß folgt.)

Die Brautnacht in Hamburg.

(Fortsetzung.)

Wenn ich Ihnen sagte, daß die Cousine nichts weniger als spröde gegen mich war, wie sie denn auch nur gelacht, als ich die Thür zuriegelte, so hatte ihr entschiedenes Wesen meine Zärtlichkeit doch bisher in gewisse Grenzen zurückgewiesen. Sie hatte zum Beispiel alle drei Lichter angezündet, weil es zwischen Liebenden hell seyn müsse, und manche Freiheiten mir untersagt. Aber der Mensch bleibt Mensch, auch wenn Plato und Schleiermacher auf dem Tische liegen, und ich glaube, selbst der strengste Moralist verargt es mir unter diesen Umständen nicht, wenn mit den dunkler herabglimmenden Kerzen ungestüme Wünsche und kühnere Forderungen emporwuchsen. Sie raffte sich auf und wollte fort, es sey Schlafenszeit; aber meine Worte wurden Beschwörungen, und die glühenden Lippen flehten, an das pochende Herz geschmiegt, Hymens glühende Fackel nicht zu verlöschen. Sie hatte die Stirne mit beiden Händen bedeckt gehalten, als jezt der schönste Blick in verschämter Lust Gewährung strahlte.

Indessen hielt sie schalkhaft und doch noch mit Würde den Ungestümen zurück und ergriff aufstehend eine der beiden Kerzen. „Drinnen, drinnen!“ flüsterte sie. Sie nahm mir das feste Versprechen ab, ihr erst zu folgen, wenn ich den Schein ihres Lichtes erlöschen sähe. Fast an der Thür schon kehrte sie noch einmal, von meinem Blick gerufen, zurück, und es dauerte Minuten, ehe sich die Arme aus den Armen, und Lippen von Lippen lösten. Es schluchzte in ihr auf von unendlicher Wehmuth und Lust, ihr Auge sah verklärt, und es hätte jezt nur einen Entschluß von meiner Seite gekostet, um den lezten Wunsch der Schamhaftigkeit zu übertäuben. Der Moment ist kostbarer als Perlen und Gold, gingen sie verloren, kann man sie wiederfinden, den Moment aber bringt Niemand zurück.

Ich muß hier anführen, daß mein Schlafkabinet, wohin die Cousine entschlüpfte, außer dem mit dichten Eisengittern verwahrten Fenster nach dem Alsterkanal, keinen andern Zugang hatte, als von meiner Stube aus. In diesem Closet war jezt mein köstlichstes Kleinod, es konnte mir nicht mehr entgehen, nicht mehr entwandt werden, und meine Augen bewachten die offengelassene Thürspalte mit der Gier eines Geizhalses oder eines Tigers, der auf der Lauer liegt. Nie in meinem Leben ist mir eine Viertelstunde länger geworden. Ich hielt meinen Athem an, ich zählte meine Pulsschläge, ich lauschte auf ihre Athemzüge und zürnte auf meine Taschenuhr, daß sie so laut tickte und so langsam ging. Ich hörte kniend am Stuhle, wo sie zulezt saß, alle ihre Bewegungen. Jezt fiel die Schnalle, die ihren Gürtel hielt, auf die Diele, jezt zählte ich das Durchziehen der Schnüre am Corset, jezt zog sie die Schuhe aus; die Lichtscheere wurde vom Messingleuchter aufgenommen — ein Knapsen, und der Schein erlosch, der aus der Thürspalte drang. Ich glaubte die Federkissen aufrauschen zu hören unter der holden Last, die sich in ihnen wiegte. Es klang mir, wie mit Engelstimmen zugehaucht: „Nun!“ und länger hielt ich mich nicht. Ich sprang auf, den Stuhl umreißend, blies die Lichter aus und stürzte in das Kabinet.

Und meine Küsse fanden keine süßen Lippen, meine Arme umfaßten nur Polster und Pfühle; das Bett war leer. „Böses, böses Mädchen, wo hast Du Dich versteckt?“ Keine Antwort, kein Kichern, kein verhaltener Athemzug. Ich tappte umher — nirgends die Cousine, Alles in der vorigen Ordnung. Kein Winkel blieb ununtersucht; sie mochte, während ich die Lichter ausblies, sich in meine Stube geschlichen haben, um mich zu necken. Hier war ein weiterer Spielraum, um mir auszuweichen, aber die Sterne blickten so klar in's Zimmer, und nirgends Geräusch. Ich ertrug das Blindekuhspiel nicht länger, ich griff nach dem Feuerzeuge, aber wie viele Phosphorhölzchen verdarben unter meiner zitternden Hand, und wie viele ließ ich unbenuzt verglimmen, um beim ersten aufschlagenden Strahl der Schwefelflamme mein Liebstes zu entdecken. Nun brannten die zwei Kerzen, aber wenn ich hundert angezündet hätte, die Cousine aus Lübeck war nicht da. Die Thür war von innen verschlossen und verriegelt, die Fenster gingen schroff ab in den Alsterkanal, und auch sie waren von innen fest verriegelt. Ich lief wie ein Unsinniger umher aus der Stube in die Kammer, aus der Kammer in die Stube; unter dem Bett, Sopha, Kommode, wo nur ein Versteck war für eine junge Katze, wurde gesucht. Ich krazte an den Wänden, um eine verborgene Thür zu entdecken, ich bohrte in den Dielenritzen, um einer Fallthür auf die Spur zu kommen. Vergebens; nachdem ich mehrmals in Gefahr gewesen, die Gardinen anzuzünden, warf ich mich erschöpft, vor mir selbst grauend, unfähig zu denken, stumpf, todt auf das öde Bette.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris. Januar.

(Beschluß.)

Gastronomischer Wegweiser.

Unter dem Kaiserreiche boten die Kaffeehäuser einen ganz andern Anblick dar, als heutzutage. Sie waren meist ausschließlich von Militärs besetzt; sie hielt die friedliebenden Bürger ab, sie zu besuchen, indem sie sich ungern unter den lärmenden Haufen von Offizieren mischten, die von nichts als Schlachten, Generalen und Pferden sprachen. Auch war damals die Anzahl der Mäßigkänger weit beschränkter; kaum ließ die Konscription dem Handel und der Industrie Arme genug übrig. Dadurch sich die Kaffeewirthe meist, ich weiß nicht warum, Limonadiers nennen, so war doch damals die Limonade sehr in Mißkredit; Zuckerwasser konnte Niemand begehren, ohne ausgelacht zu werden, und es ist auch eigentlich kein anständiges Getränke für einen Offizier. Dagegen trank man viel Punsch und starke Liqueurs. Heutzutage geben alle Klassen in's Kaffeehaus; ich habe im Café Lemblin mehr als einmal neben Dupont de l'Eure den Kaffee getrunken, und zwar zur Zeit, wo er Siegelbewahrer war. Die meisten Redakteurs des National und Courrier français finden sich alle Abend im Café Lemblin ein; hier werden nicht selten die Artikel vorberetitet, welche des andern Tages die Hauptstadt in Bewegung setzen. Unter der Restauration war dieses Café oft der Schauplatz blutiger Auftritte; die Royalisten und Liberalen duellirten sich hier an allen Tage. Eine Reflexion, welche die Limonadiers unter dem Kaiserreiche nicht hatten, sind die Fremden. Der Krieg erlaubte damals den benachbarten europäischen Völkern nicht, Paris zu besuchen, während jetzt die Kaffeehäuser, Restaurants und Hotels garnis mit Reisenden überfüllt sind. Vor Kurzem war es schlechter Ton, an Tage in's Kaffeehaus zu gehen, so wie es noch unanständig wäre, ein Cabaret zu besuchen. Die Sitten lassen aber in dieser Hinsicht sehr von ihrer Strenge nach, und man kann jetzt, ohne aufzufallen, den Tag im Kaffeehause zubringen. Dazu trägt denn auch wohl der Umstand bei, daß die meisten Kaffeehäuser zugleich Restaurants sind; für das Frühstück versorgen sie ein eigentlichen Restaurants sogar vorgezogen; sie sind eleganter, man wird prompter bedient, und hat dabei den Vortheil, die meisten Journale lesen zu können.

Literarische Kaffeehäuser, wie im vorigen Jahrhundert das berühmte Café Procope, sind hier nicht mehr; indessen besteht letzteres noch, und obgleich im Quartier latin gelegen, ist es eines der besuchtesten und besten von Paris. Auch trifft man nicht selten Künstler und Schriftsteller von Ruf daselbst. Eine Merkwürdigkeit wird im Café Procope gezeigt: es ist der Tisch, an welchen Voltaire sich zu setzen pflegte, und der noch heutzutage la Table de Voltaire heißt. Das Café de la Régence wird von Domino- und besonders von Schachspielern besucht. Da findet man Jahr aus Jahr ein an fünf bis sechs Tischen im Hintergrunde des Salons einige zwanzig Individuen, die entweder selbst spielen, oder mit ängstlicher Neugierde den berühmten Spielern zusehen. Der Matador unter ihnen ist de la Bourdonnais, der auch kürzlich ein Werk über seine Kunst herausgegeben hat; seine Bewunderer erklären ihn für den größten Schachspieler in Europa. Das Café Manoury auf dem Quai du Louvre ist für die Billardspieler, was das Café de la Régence für die Schachspieler ist. Torteni ist weltberühmt; des Morgens ziehen seine köstlichen Déjeuners froids die Wechselagenten, die Banquiers und Fashionables der Chaussée d'Antin dahin; um vier Uhr versammeln sich auf den Boulevards, vor seiner Façade, die Börsenspekulanten und setzen ihre Geschäfte fort, welche durch den Schluß der Börse unterbrochen wurden.

Obgleich die Kaffeehäuser sich meist alle ähnlich sehen, so verdienen doch einige eine besondere Erwähnung; bisher fährt man die Fremden, denen man die Honneurs der Hauptstadt macht. Zuerst müssen hier die vier großen Kaffeehäuser des Palais-royal angeführt werden, nämlich das schon erwähnte Café Lemblin, das Café de Foi, Café de la Rotonde und Café Corazza. Hier findet man wenig Menschen, der Saal ist ziemlich eng und alltäglich dekorirt; das Café Lemblin mit seinen schwarzen Marmortischen und dürftern Tapeten bietet dem Auge nichts Erquickendes dar; indessen wird es durch seinen vierjährigen Ruf getragen, auch ist der Kaffee daselbst vortrefflich. In dieselbe Kategorie gehören das Café Procope und das Café Allex. Eine ganz eigene Anstalt ist das Café Gobillard, wo man die comfortablen Sitten der Régence findet; hier wird kein pirt, was sonst nicht mehr gewöhnlich ist. Das Café Véron, am Passage des Panoramas, übertrabt alle übrigen durch seine reiche Dekoration; im Café Turc findet man im Sommer ganz leidliche Konzerte, aber erst seit diesem Jahr. Das Orchester befindet sich in einem hohen, offenen Kiosk; schöne Bäume, von verschiedenen Höhen und Gestalten, gruppiren sich darum; köstliche wohlriechende Sträucher aus den Sträuchern und Blumenparterren, und im Sommer wäßte ich keinen angenehmern Erholungsplatz. Die Erfrischungen sind indessen schlecht.

Die Restaurants sowohl als die Kaffeehäuser stehen unter dem Vorsitze einer Dame de Comptoir. Das Comptoir ist in der Regel so nahe als möglich von dem Eingange angebracht, doch so, daß die Dame das Ganze leicht übersehen kann. An der Wahl einer solchen Person ist viel gelegen, denn von ihr hängt das Wohl der Anstalt großentheils ab; sie muß das Auge überall haben und nirgends, auf die leichtfertigen Reden der jungen Herren darf sie nicht achten, dagegen muß sie die Komplimente, die ihr gemacht werden, mit Artigkeit aufnehmen. Sie muß hübsch sein und sich durch eine sorgfältige, elegante Toilette auszeichnen, und Jedem freundlich zulächeln, demjenigen, der seine vier Sous für ein bescheidenes petit verre entrichtet, sowohl, als dem Reichen, der eine Karte von 20 Fr. bezahlt. Ein Limonadier muß nicht allein höflich, zuvorkommend sein, er muß auch wissen, zur rechten Zeit Kredit zu geben. Der ehrliche Mann von der Welt kann zuweilen seinen Geldbeutel vergessen. Ein Habitué des Café de Foy, der sehr gut gekleidet war, börte plötzlich auf zu bezahlen; jeden Tag trank er seine Tasse Kaffee, als sein Pain de gruau nebst Butter, welches zusammen 24 Sous kostet, und entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen. Ein ganzes Jahr lang kam der Mann und bezahlte nicht einen Sou. Nach Verlauf eines Jahres blieb er weg. Der Herr des Kaffehauses hatte dieses starke Individuum bereits verspeist, als er auf einmal zwölf Kisten Kaffee und zwölf Kisten Zucker vorbeifahren sah, und erfuhr, daß sein Schuldner von seinem alten Kunden; es war ein reicher Pflanzer von Martinique, der plötzlich ohne Nachricht von seinem Korrespondenten geblieben und dadurch in große Noth geratben war; er schickte dieses sehr dem trächtige Geschenk dem braven Limonadier, der ihm so lange sich seinen angenehmen Erholungsplatz hatte zukommen lassen, um ihm seine Erkenntlichkeit zu beweisen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 32.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 6. Februar 1835.

— Dies Bild, das bloße Hirngespinnst,
Durchschüttert meine Menschheit so, daß alle
Spannkraft sich löst in Ahndung, und nichts ist,
Als was nicht ist.

Shakespeare.

Die Brautnacht in Hamburg.

(Fortsetzung.)

Meine Träume waren Höllenqualen. Nach einer Stunde sprang ich auf, nicht gestärkt, zerrissen, es siedete in meinem Kopfe. Die vorige Untersuchung begann von Neuem. Ganz das vorige Resultat. Ich fragte, mich wieder auf's Sopha werfend, die Vernunft; was hatte die Vernunft mit diesem Zustande zu thun! — Es konnte ja Alles Traum gewesen seyn. Entsetzlich, daß man so träumen kann! Aber nein, wo war der andere Leuchter geblieben, den sie vom Tische nahm? Ich stürzte in's Kabinet. Dort stand er mit der Putzscheere. Ich eilte zurück; Plato, Schleiermacher sollten als unverwerfliche Zeugen sprechen; sie sprachen nur zu deutlich. Jeder Kniff, jede Falte, jedes Oehrchen, das die muthwillige Hand des Mädchens hinein gemacht, war noch zu sehen. Hier ein Riß, dort hatte sie über Worte, die ihr zu lang waren, mit dem Finger gewischt, daß die Buchdruckerschwärze ausgegangen war. Beweise genug; aber wem genügen Beweise für das Unbegreifliche! — Sollte sie so ganz spurlos, ohne etwas zurückgelassen zu haben, verschwunden seyn? Der Fuchs, der Iltis, der sich durch eine Mauerspalte zwängt, läßt Haare zurück, der Dieb erbrochene Schlösser. — Ja, das Schloß an ihrem Gürtel oder etwas der Art war auf die Diele gefallen; das war keine Täuschung gewesen. Wieder flog ich in's Kabinet, suchte und fand am Bettpfosten die verrätherische Schnalle. Ich küßte tausendmal die Insignie der Wahrheit, rief ihren Namen, Vergebung ihr zu. Umsonst; nur der Biß, den sie vorhin herzhaft in meine Hand gethan, als ich zu frei war, blieb von ihr zurück. Der Eindruck war noch deutlich zu sehen.

Ich war todtwund; ich lag auf der Erde und wünschte zu vergehen. War sie gestorben? Der Gedanke an den Verbrennungsprozeß, an die Verflüchtigung des Diamants in der Glut kam mir in den Sinn. Wie paßte das hierher! Ich hätte so vergehen können, nicht sie, ein Leib voll Frische, Fülle und Gesundheit. Ich konnte mich ja überzeugen, ob sie lebte. Stählern schoß der Entschluß durch meine gebrochenen Glieder. Vielleicht stand die Böse vor der Thür und lauschte durch's Schlüsselloch und amüsirte sich über meine Verzweiflung. O wenn es doch so wäre! — Ich riegelte und schloß die Thür auf, aber es war todtenstill auf dem Flur. Die Lampe brannte düster, nur ein alter Kater schoß mit leuchtenden Augen die Treppe herunter. Ich schlich hinauf vor ihre Zimmerthür. Zu sehen war nichts, ich horchte am Schlüsselloch und glaubte den Athem einer Schlafenden zu hören; doch von nun an traute ich nicht mehr meinen Wahrnehmungen. Ich hätte mich niederlegen können vor ihre

Digitized by Google

Schwelle und schlafend sie bewachen, aber was hätte mir das gesichert? Sie verschwand durch massive Mauern.

Das Klingeln eines verspäteten Gastes an der Hausthür schreckte mich zurück, und ich fand mich in das Unvermeidliche. Zwischen Schlaf, Wachen, Starrsucht wurde die übrige Nacht verbracht. Doch wollte zuletzt die Natur ihr Recht. Die Sonne war schon hoch am grauen Tageshimmel, als ich, völlig angekleidet, auf dem Sopha erwachte. Was geschehen, stand mir so klar vor der Seele, als geschähe es eben erst; es war nichts Traum gewesen. Bis auf's Kleinste fand ich Alles wirklich, Plato, Schleiermacher und die Schnalle. Ich klingelte nach dem Kellner, der mir den Kaffee brachte, und fragte ihn, ob die Mamsell aus Lübeck schon zu sprechen wäre, für welchen Fall ich mich bei ihr anzumelden bat. Der Mensch antwortete aber, daß sie schon, ehe der Tag graute, mit der ganzen Familie auf eine Lustpartie nach den Vierlanden ausgefahren sey und vor spät Abends nicht zurückkehren dürfte.

Einen fürchterlichen Tag des Zweifels, Stunden, jede von sechzig qualvollen Minuten, hätte ich zu durchleben gehabt, wäre es nicht von der Vorsehung anders bestimmt gewesen. Als ich am Bassin der Alster auf und ab ging, um frische Luft zu schöpfen, bemerkte ich, daß alle Vorübergehenden mich mit forschenden Blicken betrachteten. Eine innere Glut und ein innerer Frost durchrieselten mich; ich forderte in einem der Kaffeehäuser eine Erfrischung, konnte aber schon nicht ohne Hülfe mich vom Stuhl aufrichten und mußte in einem Fiaker nach Hause geführt werden. Schon am Nachmittage lag ich in einem hitzigen Nervenfieber, und der berühmte Doktor Gerson, welcher die Güte hatte, mich zu behandeln, mußte auch am folgenden Tage noch nicht die Krisis meiner Krankheit vorherzusagen. Ich will Sie nicht mit den verworrenen, entsetzlichen, lächerlichen Phantasien, die mich quälten, und von denen auch ich nur durch die spätern Mittheilungen meines Arztes und meiner Wächter Kenntniß habe, belästigen. Das Einzige, dessen ich mich selbst entsinne, ist, daß ich in Augenblicken ruhigern Deliriums die Ursache desselben an meinem Bette sitzen sah. Sie hielt meine Hand und kühlte meine glühende Stirne durch Aufhegen der übrigen; ein Zug der Wehmuth schwebte um ihre Lippen und trübte das schöne Auge. Einmal im Schlafe war es mir auch, als beuge sie sich über mein Lager und hauche einen Kuß auf die heißen, geborstenen Lippen. „Auf Wiedersehen!“ so klang es mir, das Auge füllte sich mit Thränen und das Gesicht wurde plötzlich leichenblaß, aber ein Myrthenkranz strahlte aus ihrem Haar. Nach sechs schweren Wochen konnte ich das Bett verlassen, Doktor Gerson untersagte mir aber aus gerechter Furcht vor einem Rückfall jede Beschäftigung. Ich durfte selbst wenig sprechen und nach nichts mich erkundigen. Auch war es mir in dem Augenblicke gleichgültig, ich war so matt, daß Erden- und Geisterwelt mir völlig indifferent waren. Von dieser Krankheit schreibt sich mein blasses Aussehen her; meine blühende Gesundheit von sonst ist nie zurückgekehrt.

(Der Beschluß folgt.)

Vom Verhältnis der Organismen zur Masse der Erde.

(Beschluß.)

Als ein ferneres Beispiel, wie die allgemeine Schwere und die Kräfte der Pflanzenwelt auf einander berechnet sind, heben wir die Stellung der Blüthen hervor. Einige stehen bekanntlich aufgerichtet, mit der Oeffnung nach oben, andere „hängen die Köpfe“ und kehren die Oeffnung der Erde zu. Bei diesen nickenden Blumen nun, wie Linné sie nennt, ist das Pistill länger als die Staubfäden, und so kann, bei der Richtung der Blüthe, der Staub von den Antheren auf die Narbe am Ende des Pistills fallen, was zur Befruchtung durchaus nothwendig ist. Nun hängt aber die Richtung der Blüthen von der Länge und Biegsamkeit des sie tragenden Stiels ab, und eine Veränderung in der Schwerkraft und damit in der Steifigkeit des Stiels müßte der Blumenkrone eine andere Richtung geben und damit die Fortpflanzung der Gattung unmöglich machen. Wir haben hier also einen kleinen Mechanismus vor uns, wobei die Intensität der Schwerkraft nothwendig in Rechnung genommen werden mußte. Auf einem Planeten, der größer oder kleiner, dichter oder minder dicht wäre, als unsere Erde jetzt ist, müßten die Stengel all der Blüthen, welche auf Wiesen und an Hecken die Köpfe hängen, ganz anders gebaut seyn. — Es wäre leicht, noch an vielen Pflanzentheilen nachzuweisen, wie ihre Funktion an ein bestimmtes Maaß der Schwerkraft gebunden ist, so namentlich an der Lage der Blätter und Zweige, und besonders an denjenigen Verrichtungen der Pflanzenorgane, welche mit dem Druck der Luft zusammenhängen; denn veränderter Luftdruck äußert sehr bedeutenden Einfluß auf die Gewächse, und eine anderes Maaß desselben würde auch einen ganz andern Bau der Pflanzenwelt voraussetzen. Das geringste Nachdenken darüber, wie Alles in der Natur einander hält und trägt, überzeugt einen, daß dieser Gegenstand unerschöpflich wäre.

Noch betrachten wir in dieser Beziehung die willkührlichen Bewegungen der Thiere. Wenn die Schwerkraft

Digitized by Google

an der Oberfläche der Erde einigermaßen bedeutend zunähme, so wäre es im Thierreich mit der Raschheit, Kraft und Behendigkeit der Bewegungen auf einmal aus. Wäre z. B. die Erde so groß wie Jupiter, und damit die Schwere eilfmal größer, so wäre das flüchtige Reh, der flinke Hase, der gewandte Tiger mit ihrer jetzigen Muskelkraft an den Boden gefesselt, und der Mensch würde sich mit größerer Beschwerde aufrichten und vorwärts bewegen als das Faulthier. Gleicherweise nähme der Druck der Luft in unerträglichem Grade zu, und das Athmen würde äußerst beschwerlich, ja wohl unmöglich. Verminderte sich andernseits die Schwerkraft bedeutend, so träten Uebelstände entgegengesetzter Natur ein. Die Luft wäre zu dünn zum athmen; das Gewicht unsers Körpers und aller uns umgebenden Substanzen würde zu leicht, als daß sie irgend einem Druck oder Stoß Widerstand leisten könnten, und wir würden bei allen unsern Bewegungen gleichsam den Ballast vermissen.

Es gab phantastische Theoretiker, welche sich die Erde als eine hohle Kugel dachten. Bekanntlich weist aber Alles darauf hin, daß sie ein solider Körper und im Ganzen dichter ist als irgend eine bekannte Felsart. Ist dem so, und denken wir uns, sie würde einmal ausgehöhlt, so daß nur die Schaale übrig bliebe, wie sie jene Philosophen construirten, so würden wir dies bald gewahr werden, wenn sich auch auf der Oberfläche lediglich nichts veränderte, und vor Allem daran, daß nichts mehr fest stände auf dem Erdboden. Legten wir etwas nieder, so rollte es beim leichtesten Anstoße fort, wir selbst hätten beim Gehen und Stehen ungefähr die Empfindung, als ob wir uns auf dem stark geneigten Verdeck eines Schiffs befänden, und in einer Luft, dünner als die, welche dem Reisenden auf den höchsten Bergen die Brust drengt, könnten wir nicht lange unser Daseyn fristen.

Wir sehen also, daß jene finstern, unbekannten Tiefen der Erde, zu denen kein Bergmann dringt, und von denen der Mensch wohl schwerlich je unmittelbare Kunde erhalten wird, uns keineswegs so wenig angehen, als man glauben könnte. Bei jedem Schritt, bei jedem Athemzug äußern sie ihren Einfluß auf uns, und alle unsere Kräfte lägen brach, wären sie nicht mit der ganzen Masse der Erde so gut, als mit den an ihrer Oberfläche waltenden Verhältnissen in Einklang gebracht. Und so glauben wir denn anschaulich gemacht zu haben, daß die nach unsern Begriffen zufällige und willkührliche Masse der Erde und die daraus folgende Schwerkraft im Bau der Pflanzen und Thiere und bei der ganzen Oekonomie ihres Lebens in Rechnung genommen worden ist.

Lieder von Karl Mayer.

Das Münster.

(Ulm.)

Wie folg' ich dieser Größe Spur?
Die Krähen selbst um's Felsgebäude
Des Münsters leben [illegible] der Freude,
Als sey dies Menschenwerk Natur.

Das Kaiserbild.

Drei Säulen und ein spitzes Dach
Sind manch Jahrhundert dein Gemach,
Aus dem du von des Münsters Wand
Herablickst auf der Menschen Tand.

O Kaiser mit dem Ringelbart,
Mit Kron' und Blicken milder Art,
Dein Rücken lehnt an bess're Zeit,
Als die sich deinem Blicke beut!

Burg und Wallfahrt.

(Auf dem Bussen.)

Beisammen wohnten oben hier
Asceten sinn und Rittergier,
Mir beide fremd; doch beide theuer
Sind Kirche mir und Schloßgemäuer.

Die Wallfahrt hier auf Berges Plan,
Der Kirchhof spricht um Buße an;
Doch beide mögen mir verzeihen,
Sie will mir hier nicht recht gedeihen.

Ob dieser Landschaft weit und breit
Wird mir das ganze Herz so weit.
Will dieses großen Glücks Begründer,
Will Gott hier wohl zerknirschte Sünder?

Ha, nur verstärkten Höhensinn
Trag' ich von hier als Tagsgewinn.
Gott will mit Menschenmaaß nicht messen
Und mich kein Leid hier oben pressen.

Die Knaben und das Echo.

Du jodelst hier, er jodelt dort
Bei kleiner Heerd' an hohem Ort,
Das Tannenwiesenthal entlang.
Ihr jungen Schelme, wann am Hang
Der Berg' und an der Waldburg Zinnen
Laßt ihr das Echo Ruh' gewinnen?

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus dem Weimarschen, Januar.

Die Wallfahrt zu Goethen.

Seit die Franzosen unsere geistigen Produkte nicht nur beachten, sondern bewundern, hat sich uns in ihren bald ernsten, bald spöttischen Betrachtungen über deutsche Kunst und Wissenschaft, über deutsche Männer und Zustände eine ganz neue Quelle literarischer Kurzweil eröffnet. In der Oede unserer Tagesliteratur, welche wenig Aussicht hat, je von einem Volke bewundert zu werden, ist eine solche Aushülfe desto willkommener. So stand vor Kurzem in der Revue de Paris ein Aufsatz über Goethe, der vielleicht uns, die wir das Glück hatten, in der Nähe jener grande existence zu leben, besonders frappirt hat, der aber Jedermann, wenn er auch am Hofe des Königs der Literatur niemals weder die große, noch die kleine Entrée gehabt hat, Vergnügen machen wird. Die Revue gibt Auszüge aus einem neuen deutschen Produkt über Goethe, dem petit livre de Goethe, wie sie es nennt, und bevorwortet dieselben mit folgenden Betrachtungen.

Ueber Goethe ist gewaltig viel geschrieben worden; schon zu seinen Lebzeiten wurden seine Werke tebhaft besprochen, seine Poesien vielfach analysirt, seine Lanzhahn commentirt, und der lobpreisenden Epistetn, wie der Satiren schossen in ganz Deutschland unzählige auf. Er war der mächtige König der Literatur, ein König, wie wir heutzutage unter uns weiche haben, die sich auf der freien Stimmgebung gar zu wenig machen, und ihr Regiment Leuten anhängen möchten, die durchaus nicht in der Laune sind, ihnen das Sammetkissen oder den Schild zu halten; nein, er war ein König, auf den alle neuen Versuche zurückwiesen und von dem alle Theorien ausgingen; ein König, an dem alle poetischen Pygmäen, unbisch auf seine Größe, ihre Lanzen zerbrachen. Von seinem Hofe zu Weimar aus, von dem auf sein Genie gegründeten Throne herab beherrschte er ganz Deutschland. Weimar, die kleine Stadt eines kleinen Fürstenthums, war ein Mekka geworden, wo jeder wahre Gläubige wenigstens einmal im Leben zum Propheten treten mußte. Nach einander sah man da Schlegel, den Orientalisten, Tieck, den Jögling der Minnesänger, Novalis, den erhabenen Träumer, Frau von Staël, welche Goethe's Genie in der Ueberschrift eines Briefs erkannte, Werner, den Dichter des Attila, den gelehrten Humboldt, den großen Bücherwurm Böttiger; von allen Seiten kamen Philosophen, Poeten, Naturforscher herbei, und die Reise nach Weimar war eine Wallfahrt. Und da saß Goethe, mitten unter den Lorbeern, die das seinige umflochten, ohne seinen Glanz zu verdunkeln, neben Schiller, dem Dichter des idealen Menschen, neben Herder, Wieland; er empfing die Gäste mit seinem majestätischen Anstand, birtt offene Tafel, sprach über Kunst, Wissenschaft, Literatur; über alle Punkte sprach er sich fest, concis aus, und nicht selten rief er mit einer Reflexion, einem Gedanken, einem einzigen Wort eine ganze neue Welt von Ideen in's Leben. Ja, das war ein herrlicher Genuß für Jeden, der an der Tafel des Patriarchen Platz nahm; welche Fust für die guten Deutschen, diese geborenen Enthusiasten, einmal im Leben ihren Bildergott an Goethe's Lippe zu sehen, sich in seinem Arbeitszimmer, in seinen Heiligthume niederzulassen, ihn von Angesicht zu Angesicht zu schauen, ihn sprechen zu hören, den großen Mann, der auf seiner Bahn so mächtige Furchen hinter sich gezogen und immer neue Saaten der Poesie zum Aufgehen gebracht, den Dichter des Faust, den Schöpfer Werthers; wahrlich, es war ein hoher Genuß! Und nun denke man sich einen armen Jungen, recht schen, aber in Allem, was Literatur heißt, seyen es Verse oder nicht, Tragödie, Roman, recht sterblich verliebt; einen Jungen, erzogen auf dem Naumburger Gymnasium oder auf der Universität Jena, der, als er zum Bewußtseyn erwacht, von Goethe sprechen gehört, der großgewachsen mit diesem Namen, dem er überall begegnet, in seinen Büchern, in den Heften seiner Kameraden, in der Bibliothek seines Professors, in den Lesekabinetten, in den Kaffeehäusern, allüberall; man denke sich den armen Jungen, wie er, dem seit zehn Jahren von nichts als einem Besuch bei Goethe geträumt, mit seiner ersten Ode und einem Empfehlungsbrief in der Tasche, das weite Weimarer Land durchzieht, den Namen Goethe auf den Lippen, und wie ihn Goethe vorläßt, ihm die Hand reicht, sich von ihm, dem armen, namenlosen Studenten, die Ode vorlesen läßt, gütig lächelt und ihn aufmunternd. War das nicht eine poetische Taufe, eine Weihung zu einem neuen Leben, der Segen, den das Genie einem dreieinfältigen Könige der Poesie ertheilt?

Um solch hoher Ehre theilhaftig zu werden, nun zu Goethe zu gelangen, sich an seinem Tische niederlassen und sodann Freunden und Verwandten den merkwürdigen Besuch beschreiben zu können, wurden aber auch so viele Kabalen und Ränke gespielt, fehlte es so wenig an Bittschriften und unterthänigen Vorstellungen, als wenn es sich bei uns darum handelt, sich die Gunst eines Departementschefs zu erwerben und sich als Pensionär in das Budget zu bringen. Da kenne einen jungen deutschen Wissenschaftsmann, der, da er sonst keinen Rath wußte, wie er sich die gemeinen und politen entrées bei Goethe verschaffen sollte, sich am Ende an die Köchin machte und dieselbe mit schweren Gelde bestach. So oft ihr uns Goethe zu wissen thut, daß er Gäste erwarte, sprach sie, wenn sie den Speisezettel vorlegte: „Und der gute Herr H.“ er ist doch schon lange nicht mehr eingeladen worden, und er hält gar viel auf Sie.“ Und Goethe zog regelmäßig zwei, dreimal in der Woche Herrn H. zur Tafel; diesen aber kamen diese bezahlten Einladungen am Ende so theuer zu stehen, daß er Weimar zwei Monate früher verlassen mußte. Dieses Intriguenspiel von Pretern, Höflingen, Kammerdienern und Köchinnen führte gewöhnlich zum Ziel, wenn Goethe gegen den Empfohlenen nicht zum Voraus eingenommen war. Aber wehe dem Besucher, von dem er eine ungünstige Meinung gefaßt hatte! Goethe, von Natur ernst und zurückhaltend, wurde dann noch finsterer, nicht lange, so fiel eine harte Aeußerung, und verschlechtert trat der Arme seinen Rückzug an.

Seit Goethe's Tod sind Schriftsteller und Buchhändler noch viel eifriger darüber her, seinen Namen in allen ihren Schriften und Unternehmungen figuriren zu lassen. Um die Weise versucht man neue Interpretationen des Faust, demonstrirt eine neue Tendenz aus seinen Werken heraus, oder berichtet noch nicht bekannt gewordene Züge, hier eine Anekdote, dort ein Witzwort. Nach Schubarts gelehrten Abhandlungen, nach Wagners und Webers ernsten Untersuchungen, werfen sich jetzt die Schriftsteller in ihrer Sucht, über Goethe zu schreiben, auf Sammlungen von Kleinigkeiten. Klatschereien, Antichambregeschwätz. Und der deutsche Buchhandel nimmt all dies an, denn der deutsche Buchhandel ist der unschuldigste, naivste, leichtgläubigste Buchhandel auf der Welt. Ich wüßte kein nichts, was man ihm bieten dürfte, und das er nicht mit Heißhunger annähme, der brave Buchhandel, um es sofort in seine ungeheuren Magazine zu schieben, und es im Leipziger Meßkatalog verzeichnen zu lassen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 33.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 7. Februar 1835.

In diesem Falle, glaubet mir,
Ist jeder Türk' so klug wie wir.
Wieland.

Bilder aus der Türkei.

Wir begleiten den Franzosen Fontanier, dessen Ansichten über Sultan Mahmud wir vor Kurzem mitgetheilt haben, in das Paschalik Trapezunt, und erzählen ihm Einiges über die Verfassung der türkischen Provinzen und die Sitten der Bevölkerung nach.

* * *

Hinsichtlich des Elementarunterrichts stellt Fontanier die Türken über seine eigenen Landsleute: es gibt in der Türkei keinen Weiler, wo die Kinder nicht türkisch lesen und schreiben lernen. Der Unterricht im Arabischen beschränkt sich aber auf das Auswendiglernen einiger Verse des Coran. Die Cadi treiben es etwas weiter und besuchen die Vorlesungen in den Medresse zu Konstantinopel, wo sie graduirt werden; übrigens ist es sehr leicht, die Grade zu erhalten, und die meisten werden angestellt, ohne eben große Herenmeister zu seyn. Die sich am meisten auszeichnen, wohnen in der Hauptstadt in der Nähe der großen Moscheen; ihre Anzahl mag sich auf dreißig bis vierzig belaufen; die andern halten sich in den Provinzen auf und sind nicht viel unterrichteter als das Volk. Fontanier glaubt nicht an die Nomenklatur der Wissenschaften, welche angeblich Gegenstände ihrer Studien sind; er hat die wichtigsten Städte Asiens besucht und nach unterrichteten Männern geforscht, um von ihnen Manuscripte zu erlangen; er hat keinen auftreiben können, dessen Wissen sich über die Theologie hinaus erstreckte. Nur in Persien traf er Dichter und Astrologen, in der Türkei befassen sich bloß die Rajahs und das Volk mit Dichten und Improvisiren. Zu Trapezunt, dem Hauptorte einer der wichtigsten Provinzen, befanden sich höchstens drei Personen, welche im Stande waren, das seit einiger Zeit in türkischer Sprache erscheinende Journal zu verstehen; sie hatten mehrere Tage nöthig, um es zu studiren, und die einfachsten Nachrichten verstand Jeder auf seine Weise. Der Redakteur zu Konstantinopel suchte, so viel möglich, sich bloß der gewöhnlichen Umgangssprache zu bedienen und stets klar und faßlich zu bleiben; allein ein paar arabische Ausdrücke, die ihm hie und da entschlüpften, reichten hin, das Ganze für sie unverständlich zu machen. In ganz Trapezunt war nur Ein Mann im Stande, die Noten aufzusetzen, die dem Pascha eingereicht wurden, und oft mußte er sich selbst zu diesem verfügen, um sie ihm zu erklären. Sylvester de Sacy versteht das Persische und Arabische besser als die Araber und Perser, und in der türkischen Sprachlehre, in den türkischen Dialekten ist Jaubert bewanderter als die Türken. Unter allen Dolmetschern, deren sich die verschiedenen Legationen in Konstantinopel bedienen, ist nur einer, Dantan, im

Digitized by Google

Stande, aus dem Stegreife zu überſetzen und eine Note auf Türkiſch abzufaſſen.

Aus den ſehr umſtändlichen Nachrichten, die Fontanier über die Juſtizpflege mittheilt, heben wir Einiges über die Ehe aus. Bei den Moslim wird die Ehe durch eine Erklärung vor dem Cadi oder vielmehr im Mekemé geſchloſſen. Die Verwandten und Zeugen des Gatten und ſeiner Zukünftigen kommen hier zuſammen, geben ihre Erklärung ab und ſetzen die Summe feſt, welche der Mann ſeiner Frau auszuzahlen hat, im Falle er ſie verſtoßen ſollte. Dieſer Akt heißt Nikie. Erſt nach dem Nikie findet die religiöſe Ceremonie ſtatt; mehrere Tage werden unter Beluſtigungen und allerlei Feſtlichkeiten zugebracht, ſodann holen die Verwandten des Mannes die Braut ab, welche dicht verſchleiert in die eheliche Behauſung geführt wird. Eine anmuthige Sitte will, daß das junge Mädchen ſich geberde, als ſtehe man ihr Gewalt an; ſie geht tief zur Erde gebückt und ſcheint ſich eben ſo ſehr ihrer Hände zu bedienen, als ihrer Füße. Sobald ſie in das Gemach getreten iſt, lieſt der Imam der Moſchee einige Stellen aus dem Coran vor, ſegnet die Gatten und entfernt ſich, worauf die Anweſenden weggeſchickt werden. Iſt die Braut von hohem Range, oder hat ſie einen weiten Weg zu machen, um zu ihrem Manne zu gelangen, ſo ſteigt ſie zu Pferde; voran gehen die Muſikanten, man ſchießt mit Flinten und Piſtolen, die Männer tanzen und beluſtigen ſich vor dem Hauſe der Braut, die Frauen im Innern. Nach Fontanier kommt es übrigens nicht oft vor, daß ſich, wie Viele allgemein behaupten, die Verlobten vor der Heirath nicht ſehen. *) Nur wenige Tage vor der Hochzeit verſtecken ſich die Frauen, und die Männer halten es für ſchicklich, ſich zu ſtellen, als kennten ſie ſie nicht. Sie wiſſen recht gut die Mittel zu finden, mit einander zu korreſpondiren, bevor der Kontrakt geſchloſſen wird, und liebesintriguen ſind eben ſo häufig wie bei uns. Der Aufſeher Fontaniers, ein angeſehener Mann, denn er kleidete ſich ganz in Roth und war öffentlicher Schreiber, gerieth eines Tags in Streit mit ſeiner Frau, einer ſehr jungen und hübſchen Perſon. Er drohte ihr mit ſeiner Piſtole, ſie ſpie ihm in's Geſicht; als ſie zum Hauſe hinaus gehen wollte, faßte er ſie an den Haaren; zulezt ſtieß ſie die Thüre ein und flüchtete ſich zu ihrer Mutter. Der arme Schreiber war untröſtlich und erwies Fontanier die Ehre, ſich bei ihm über die Mittel zu befragen, ſeine Frau wieder zu bekommen. Bei dieſer Gelegenheit brachte er ein mächtiges Paket Briefe herbei, die ſie vor ihrer Verbindung mit einander gewechſelt, und Fontanier überzeugte ſich, daß die beiden jungen Leute ſich Verſprechungen und Schwüre gethan, ganz wie es bei uns in ſolchen Fällen der Brauch iſt. Seine Schwägerin beſtätigte dieſes Verhältniß, deſſen Zeuge ſie geweſen war; ſie ſelbſt hatte auf demſelben Fuß Umgang mit ihrem Manne gehabt, ihre Geſpielinnen hatten es alle ebenſo gemacht, die etwa nicht ſchreiben konnten, fanden leicht einen Briefſteller, und ſo erlangte Fontanier den vollkommenſten Beweis, daß die Menſchheit überall dieſelbe iſt. Einige Tage vor ſeiner Abreiſe entwich ein junges Mädchen von fünfzehn Jahren, die Tochter eines der angeſehenſten Großen im Lande, aus dem väterlichen Hauſe, weil man ſie gegen ihren Willen verheirathen wollte. Sie hatte einen Geliebten und war auf dem Punkte, deſſen Wohnung zu erreichen, als ihr Vater ſie zufällig traf, nach Hauſe zurückführte und, nachdem er den Grund ihrer Flucht erfahren, ihr die Baſtonnade geben ließ; der Geliebte wurde eingekerkert. Dergleichen würde ſich nicht ereignen, wenn ſich beide Geſchlechter einander ſo fremd blieben, als man behauptet. Es iſt überflüſſig, mehrere Beiſpiele anzuführen. Das Geſagte genügt, um darzuthun, daß in dieſem Punkt die Sitten in der Türkei gerade ſo ſind, wie anderswo. Die Europäer können indeſſen darüber nicht wohl aus eigener Erfahrung urtheilen, weil es ihnen faſt unmöglich iſt, weiblichen Umgang zu bekommen; man betrachtet ſie als eine gar zu ſeltſame Nation, ihre Kleidung erregt Widerwillen und Verachtung, und zudem wiſſen ſich die wenigſten in der Landesſprache auszudrücken.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) In Egypten ſehen ſie ſich nie vor der Heirath.
D. Red.

Die Brautnacht in Hamburg.

(Beſchluß.)

Als die Erinnerungen ſich endlich ſammelten, wurde ihnen durch furchtbare Nachrichten aus der Gegenwart das Gleichgewicht gehalten. Meine Mutter lag in der Schweiz im Sterben. Wäre es auch nicht heilige Sohnespflicht geweſen, ſo hing doch auch meine künftige Exiſtenz davon ab, daß ich noch gewiſſe Familienmittheilungen aus ihrem Munde vernahm. Sobald ich nur die freie Luft ertragen konnte, mußte ich mich in den Reiſewagen ſetzen und mit Kourierpferden nach Lauſanne eilen. Dennoch, mögen Sie denken, hatte ich es nicht verſäumt, mich nach ihr, der Urſache aller meiner Leiden, zu erkundigen. Sie war während meiner Krankheit nach Lübeck zurückgereiſt; denn auch ihre Mutter war krank, und ſie ſollte ſie pflegen. Niemand wußte davon, daß ſie an meinem Krankenbette geſeſſen, oder nur zur Thür eingetreten war; ja man meinte, daß ſie kaum um meine

Digitized by Google

Krankheit gewußt, und ich hörte, daß sie immer heiter gewesen.

Brauche ich Ihnen zu sagen, mit welchen Doppelschmerzen ich abfuhr? Eine Tagereise von ihr, von der Lösung eines schauerlichen Räthsels, und ich mußte mich in den Wagen setzen, um an's andere Ende der germanischen Welt einem neuen Schmerze entgegen zu reisen. Ich fand meine Mutter noch am Leben, aber in einem Zustande, der es mir zur Pflicht machte, ihren Tod zu wünschen. Gewissensbisse, im Rückblick auf ihre Jugendzeit, vermehrten ihre körperlichen Leiden, und ich fand sie ganz in den Händen fanatischer Geistlichen. Ich hatte Familiengeheimnisse zu empfangen und Geständnisse, gegen welche das Wunder jener Nacht zur Bedeutungslosigkeit zu sammenschrumpft; aber was man mir heute in der Stunde der Schwäche vertrauen wollte, zog man morgen, wenn ein neuer Lebensfunke sich zeigte, wieder zurück. Ich mußte auf der einen Seite mit der theuersten Person, der ich das Leben verdankte, ringen, um Bekenntnisse heraus zu locken, die ihr doch äußerst schmerzlich waren, während ich von der andern die jelotischen Priester abzuhalten hatte, daß sie ihnen nicht freiwillig vertraute, was mir allein zu wissen zukam. Und ich mußte so handeln, denn es war nicht allein mein Vortheil, sondern die Ehre meiner ganzen Familie im Spiel. Und unter diesen, den Verstand angreifenden und das Herz verwundenden Kämpfen erlosch doch keinen Augenblick die Erinnerung an jene Nacht. Sie war meine Gattin vor den Augen des Himmels, und ich hatte es mir geschworen, sie solle es auch vor den Augen der Welt werden.

Mehrmals hatte ich an sie geschrieben, ohne Antwort zu erhalten. So sehr war in mir die Ueberzeugung von der Wirklichkeit jener Nacht, und von allem, was darin vorgegangen, daß es mir keinen Augenblick einfiel, wie ich vielleicht an ein fremdes Wesen Briefe richtete und mich dem Ridicule aussetzte, indem ich ihr meine Hand anbot. Daß keine Antwort ankam, minderte nicht im Geringsten meine Liebe und meinen Entschluß. Ich wollte gleich nach dem Tode meiner Mutter, und wenn meine Geschäfte geordnet, nach Lübeck eilen. Da endlich kam ein Brief, kurz und undeutlich, da die Schreiberin mit der Orthographie und dem deutschen Schriftstyl etwas brouillirt war. Ein anderer hätte vielleicht nur dummes Zeug herausgelesen, mir aber strahlte hell und deutlich die süßeste Botschaft der Liebe entgegen. Sie erwarte mich zur Feier unsers ewigen Bundes an dem und dem Tage. Der Termin war etwas weit hinausgerückt, aber es war derselbe Tag der Täuschung, dem die selige Nacht der Hoffnung vorranging. Meine Mutter hatte ausgelitten, aber eine Last von Geschäften hatte ich abzuwälzen; dringende Reisen führten mich von den Pyrenäenbädern bis Ungarn, und die Zeit verstrich dermaßen unter dem Nothwendigsten, daß ich erst an dem bestimmten Tage in das Thor von Lübeck einfuhr.

Ich will kurz seyn. Das Häuschen der Mutter fand ich leicht. Es war sauber gescheuert, Sand war gestreut, und Blumen und Reisig steckten festlich über den Thüren. Das Mütterchen empfing mich wie einen längst Erwarteten, und führte mich auf meine Bitte ohne Weiteres in die Kammer ihrer Tochter. Sie lag, so schön wie damals, nur um Vieles blasser, auf einer weißen, mit Blumen geschmückten Bahre. Auf ihrem Kopfe blühte ein wunderschöner Myrthenkranz. „So hat sie's gewollt," sagte das Mütterchen, und wischte sich eine Thräne aus dem Auge; „sie sagte, sie sey Braut, und heute werde Hochzeittag seyn. Und fragte ich das liebe Kind, wo denn der Bräutigam sey, so antwortete sie lächelnd: der wird schon kommen, wenn es Zeit ist; er kann's schon kaum erwarten." — Sie war gestern gestorben. Die Sonntagsglocken von allen Kirchen läuteten ihren Segen, derweil ich die Hand meiner Braut hielt, und vergebens auf den schönen Mund, der noch immer zu lächeln schien, um Antwort blickte. Die Mutter war nie ihre Vertraute gewesen; aber sie gab mir ein Kästchen, welches ihre Tochter für mich bestimmt. Drinnen lagen alle meine Briefe, nur die Dinte verbleicht, von Thränen vielleicht. Auch hatte sie in letzter Zeit viel in einem Buche gelesen, sagte die Mutter, aus dem kein Mensch klug werde, und das liebe Kind habe doch sonst überall nicht viel vom Lesen gehalten. Sie holte es aus dem Schrank; es war ein Exemplar von Schleiermachers Ueberfetzung des Phädrus. Sie mußte es viel in der Hand gehabt haben, es war abgelesen und viele Kniffe und Zeichen darin, und mit dem Finger hatte sie Worte unterstrichen und ausgestrichen.

Mehr habe ich nie erfahren. Der Schlüssel des Unbegreiflichen wurde in ihr Grab versenkt. Ich stand dabei, als sie Erde darüber schaufelten. Ich mußte doch dabei seyn, als sie meine Braut bestatteten.

W. Alexis.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Arago über artesische Brunnen.

Ein wahrhaft verdienstliches Unternehmen, eine Fundgrube nützlicher Kenntnisse ist das jährlich von Arago herausgegebene Annuaire du bureau des longitudes, und man muß sich wundern, daß es in Deutschland, wohin von hier aus so vieles minder Preiswürdige den Weg findet, noch nicht nachgeahmt worden ist, in einem Lande, wo der statistische Theil des Werks und die Redaktionstafeln allerdings schwieriger, aber auch nothwendiger wären. Wir haben

Digitized by Google

schon öfters aus diesem Almanach Abhandlungen mitgetheilt, und auch dieses Jahr wird ein Auszug aus dem darin enthaltenen Aufsatz Arago's über artesische Brunnen willkommen seyn.

Olympiodor, der um die Mitte des sechsten Jahrhunderts zu Alexandria lebte, berichtet, daß, wenn man in der Oase 200, 500, ja 500 Ellen tiefe Brunnen grabe, häufig Ströme Wassers darin aufsteigen und sich über die Oberfläche erheben, deren sich die Landleute zur Bewässerung der Felder bedienen. In Frankreich können wir die Geschichte dieser Springquellen lange nicht so weit rückwärts verfolgen; der älteste bekannte Brunnen der Art ist einer aus dem Jahr 1126, zu Lillers in Artois, im alten Karthäuserkloster. Der Name der artesischen Brunnen schreibt sich auch bekanntlich von der alten Grafschaft Artois her. — Da man im Publikum häufig von der Natur der Quellen, welche jene Brunnen unterhalten, unrichtige Begriffe hat, so ist die Meinung sehr verbreitet, daß sie sammt und sonders über kurz oder lang ausbleiben dürften. Wer aber weiß, wie ungeheuer groß die Masse des Regens und überhaupt des atmosphärischen Wassers ist, die durch die Spalten und Klüfte des Erdreichs abwärts dringt, bis das Wasser auf eine feste, undurchdringliche Schichte stößt, wird dieser Besorgniß nicht Raum geben. Die Menge des Wassers, welches täglich auf der Erdoberfläche verdunstet und wieder darauf niederfällt, ist unglaublich groß, und man muß den Kalkul vor Augen haben, um sich davon zu überzeugen. Das Becken der Seine z. B. hat vier Millionen und 527,000 Hektaren Oberfläche. Wenn nun das Wasser, das in dieses Becken fällt, nicht verdunstete, wenn es nicht in den Boden dränge und dieser durchaus horizontal wäre, so würde es nach Verfluß eines Jahres eine 53 Centimeter oder 1½ Par. F. hohe Schichte bilden. Durch leichte Rechnung ergibt sich, daß eine solche Schichte 22,953 Millionen Kubikmeter Wasser halten würde. Nun laufen unter der Revolutionsbrücke zu Paris im Durchschnitt in der Sekunde 255 Kubikmeter Wasser durch; dies macht 22 Millionen täglich und 8042 Millionen jährlich. Leztere Zahl aber verhält sich zu den 22,953 Millionen Kubikmetern, welche jährlich als Regen in das Bassin der Seine fallen, ungefähr wie eins zu drei. Somit ist die Wassermasse, welche jährlich unter den Pariser Brücken durchläuft, nicht viel mehr als ein Drittheil derjenigen, welche sich in das Bassin niederschlägt; die andern zwei Drittheile geben entweder mittelst der Ausdünstung wieder in die Luft, oder dienen zum Unterhalt des vegetabilischen und animalischen Lebens, oder finden den Weg in's Meer durch unterirdische Kanäle.

In den geschichteten Gebirgsarten gibt es große leere Räume, Höhlen, wo sich häufig unterirdisch Wasser sammelt. Als Beispiel führen wir die Adelsberger Höhle in Krain an, in die sich ein Fluß stürzt, der zu verschiedenen Malen verschwindet und wieder zum Vorschein kommt; man ist über eine Meile weit in derselben vorgedrungen, aber ein großer See, über den man nur zu Schiff kommen könnte, hat bis jezt fernern Untersuchungen ein Ziel gesezt. Manche der Gemächer, aus denen diese Höhle besteht, sind nach alten Dimensionen größer, als die größten Kathedralkirchen. Einen besonders auffallenden Beweis von der gewaltigen vertikalen Zerklüftung mancher Gebirgsarten gibt das Erdloch in der Nähe von Friedrichshall in Norwegen; ein Stein, den man hineinwirft, fällt über zwei Minuten, bevor er auf dem Boden anlangt; daraus ergibt sich eine Tiefe von mehr als 4000 Meter oder 12,000 Par. F., 800 Meter mehr, als die höchsten Gipfel der Pyrenäen. — In den geschichteten Gebirgsarten gibt es ausgedehnte unterirdische Wasserspiegel. Einen der augenfälligsten Belege für eine solche unterirdische Wassermasse mit veränderlichem Niveau liefert der Zirknitzer See in Krain. Er ist etwa eine Meile lang und halb so breit; um die Mitte des Sommers, bei trockener Witterung, fällt er rasch, und nach wenigen Wochen ist er völlig trocken gelegt. Man bemerkt dann deutlich die Oeffnungen, durch die sich das Wasser in die Tiefe gezogen hat; einige stürzen senkrecht ab, andere laufen in schiefer Richtung in die Höhlen, deren die Gebirge ringsum voll sind. Kaum ist das Wasser weg, so wird der ganze Boden bebaut, und nach wenigen Monaten machen die Bauern Heu oder schneiden Hirse am selben Fleck, wo sie noch nicht lange Schleien und Hechte gefangen. Gegen das Ende des Herbstes, nach der gewöhnlichen Regenzeit, strömt das Wasser durch dieselben natürlichen Kanäle wieder ein; diese Oeffnungen unterscheiden sich aber von einander auf merkwürdige Weise: einige geben bloß Wasser, aus andern kommen mit dem Wasser Fische, aus noch andern aber auch Enten vom unterirdischen See. Diese Enten schwimmen, wenn sie die Fluth, so zu sagen, an die Erdoberfläche wirft, ganz gut, sie sind aber völlig blind und fast ganz nackt. Das Gesicht bekommen sie in kurzer Zeit, aber erst nach mehreren Wochen ist ihr mit Ausnahme des Kopfes ganz schwarzes Gefieder so weit gewachsen, daß sie fliegen können.

Im Schooße des festen Gesteins gibt es hin und wieder wahre unterirdische, rasch fließende Ströme. Ein Beispiel davon wurde unter dem Boden von Paris selbst beobachtet. Man trieb an der Barrière von Fontainebleau ein Bohrloch nieder; die Arbeit ging, wie gewöhnlich, sehr langsam vor sich, aber auf einmal fiel der Bohrer hinunter, sieben einen halben Meter tief, und als man ihn wieder heraufziehen wollte, bemerkte man, daß eine starke Strömung ihn hin und her rüttelte. Das Wasser des unterirdischen Stromes sprang plötzlich auf, und so konnte man die Beobachtung nicht weiter fortsetzen.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 37:

Salzbad.

Charade.

Das Erste ist ein edel, nutzbar Thier,
Der Stolz des Menschen, seines Haushalts Zier,
Und Buffon hat — „Vom Pferde viel gepredigt;
Zum Zweiten denn! dies wäre schon erledigt.“

Zu Zucht und Ordnung schuf's des Menschen Hand.
Der tyler'sche Abfall häuft sich längs der Wand,
Wo in der Reih', in gleichen Intervallen —
„Die Pferde stehn, und wir auf Pferdstall fallen!“

Verzeiht! für's Ganze bitte ich um's Wort.
Ihr seht es selber hoch zu Rosse dort:
Gewalt'ger Fabler, unfehlbarer Späher,
Ob schmierig oder nicht, ob Junker, ob Hebräer.

V.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 34.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 9. Februar 1835.

Was für gesellige Thiere sind die Planeten!

Pfaff.
Astrologie.

Die Himmelsbegebenheiten des Jahrs 1835.

Dargestellt

von

Dr. Nürnberger.

Schon seit längerer Zeit sind wir bestrebt gewesen, den Lesern alljährlich eine Voraussagung der bevorstehenden wichtigsten Himmelsbegebenheiten zu geben, und wir hoffen diesmal um so mehr Ehre einzulegen, als in diesem Jahre der berühmte Halley'sche Komet, aus fernen Himmelsräumen zu unserer Nähe und daher zur Sichtbarkeit für uns rückkehrend, erwartet wird. *) Dieser Himmelskörper vollendet seinen Umlauf um die Sonne in 74 bis 76 Jahren, und ist bereits in den Jahren 1305, 1380, 1456, 1531, 1607, 1682, und zuletzt 1759 beobachtet worden. Die Bahn, in welcher er sich bewegt, ist eine sehr gestreckte Ellipse, in deren einem Brennpunkte sich die Sonne befindet; der diesem Brennpunkte nächste Punkt der Bahn (das Perihelium) ist, nach Halley's Berechnung, nur 12 Millionen Meilen, der gegenüberliegende fernste Punkt (das Aphelium) aber gegen 800 Millionen Meilen von der Sonne entfernt, d. h. also, der Komet steht von der Sonne, in seiner größten Nähe, nur noch 12 Millionen Meilen, in seiner größten Entfernung aber gegen 800 Millionen Meilen ab. Der Erde dagegen kommt er diesmal noch viel näher: seine Entfernung von uns wird Anfangs Oktobers, wo sie am kleinsten ist, nur noch 5 Millionen Meilen betragen, nimmt aber dann schnell wieder bis auf einige zwanzig Millionen Meilen zu. Zu dieser Zeit also, wie gesagt, Anfangs Oktobers, dürfte sich uns der Komet am schönsten zeigen. Die übrigen Erscheinungen desselben werden Sie in der Reihe der andern Himmelserscheinungen nach der Zeitfolge hierunten angegeben finden.

Vom Januar ist zuerst zu bemerken, daß sich unsere Erde zu Anfang desselben, nämlich 10 Tage nach dem, bekanntlich den 21sten December einfallenden Wintersolstitium, in ihrer Bahn der Sonne am nächsten befindet und daher die schnellste Bewegung hat. Sie durchläuft nämlich die eine Hälfte ihrer Bahn vom 29sten März bis 1ten Oktober in 186 Tagen 13 Stunden, und die andere Hälfte vom 1sten Oktober bis zum 29sten März in 178 Tagen 17 Stunden. Diesem besondern Umstande, daß die Erde nur 10 Tage nach dem Eintritte

*) Zwar geht am 25sten August d. J. auch der bekannte Encke'sche Komet durch seine Sonnennähe; da er aber für uns kaum sichtbar werden wird, so erwähne ich seiner nicht weiter. N.

Digitized by Google

der Sonne in das Zeichen des Krebſes, womit bei uns Europäern der Sommer anfängt, gerade ihre größte, und 10 Tage nach dem Eintritt der Sonne in den Steinbock, womit unſer Winter anfängt, ihre kleinſte Entfernung von der Sonne hat, und ſich folglich in unſerem Sommer langſamer als in unſerem Winter bewegt, haben wir es zu verdanken, daß unſer aſtronomiſcher Frühling und Sommer 8 Tage länger dauert, als unſer Herbſt und Winter. Auf die Temperatur hat übrigens dieſe geringe Entfernungsverſchiedenheit der Erde von der Sonne keinen weſentlichen Einfluß; dieſe hängt vielmehr beſonders vom Zenithabſtande der Sonne ab. Wohl aber könnte der Umſtand, daß Frühling und Sommer hiedurch für die nördliche Halbkugel 8 Tage länger als für die ſüdliche währen, dazu beitragen, daß die ſüdliche Polarregion der Erde kälter gefunden wird, als die nördliche. Wir heben dieſen Umſtand, deſſen nicht alle aſtronomiſchen Lehrbücher erwähnen, deßhalb hier hervor. Am 2ten Januar ſteht Mars in Oppoſition mit der Sonne, d. h. unſere Erde befindet ſich gerade zwiſchen ihm und letzterer; man ſieht ihn daher ſchon Abends am Oſthimmel, er geht um Mitternacht durch den Meridian und iſt in ſeinem feuerrothen Glanze die ganze Nacht hindurch ſichtbar. Schon im verfloſſenen December kam er bald nach 5 Uhr Abends über unſern nordöſtlichen Horizont und ſchien die ganze Nacht, zuweilen mit einem ſolchen Glanz, daß er wohl mehreren der Leſer aufgefallen iſt. Den 10ten Januar, Abends gegen 8 Uhr, zeigt er ſich in den Zwillingen; zugleich ſteht Jupiter nicht weit vom nördlichen Mondrande und ſüdlich unter dem Monde der ſchöne Doppelſtern Aldebaran. Zu Ende dieſes Monats oder Anfangs Februars hat ſich der Halley'ſche Komet der Erde bis auf 70 Millionen Meilen genähert, und kann vielleicht durch ſehr lichtſtarke Inſtrumente bereits geſehen werden. Venus erhält im Februar ihren größten Glanz und ſteht vor Sonnenaufgang bei Südoſt, aber der flachen Lage des Thierkreiſes wegen niedrig. Am 17ten Februar Abends ſteht Saturn nicht weit vom Monde, gibt aber dem Firmament keine große Zier, ſondern erſcheint nur als ein ziemlich kenntlicher Stern in einem bleichröthlichen Lichte. Mars glänzt zugleich an den Füßen der Zwillinge. Der Monat März bietet nur eine Sternbedeckung durch den Mond dar, deren wir aber hier nicht näher erwähnen, da ſie mehr den Aſtronomen von Profeſſion, als ein größeres Publikum intereſſirt; man verſteht übrigens darunter ein Vorbeigehen des Mondes in ſeinem Laufe vor einem Fixſtern, während deſſen letzterer unſern Blicken auf ſo lange hinter der Mondſcheibe verborgen bleibt. Am 31ſten April wird ſich Venus, der zweite Planet in der Reihe unſeres Syſtems, unſern des Uranus zeigen, welcher, ſo weit unſere heutige Kenntniß reicht, der letzte deſſelben iſt; dieſe Erſcheinung hat kurz vor Sonnenaufgang in Oſtſüdoſt ſtatt, und kann dazu dienen, den ſonſt nicht leicht aufzufindenden Uranus auch ungeübteren Blicken bemerklich zu machen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bilder aus der Türkei.

(Fortſetzung.)

Auch über die Munizipalverwaltung wird viel Neues und Wiſſenswerthes berichtet; wir gehen nicht darauf ein und bemerken bloß im Allgemeinen, daß die türkiſchen Munizipalbeamten mit den europäiſchen nicht im Mindeſten zu vergleichen ſind, daß eine Gemeinde in unſerem Sinn in der Türkei gar nicht beſteht. Die Stellung der Beamten iſt ſehr mißlich. Iſt ein Paſcha ſtreng, treibt er durch Bedrückungen das Volk zur Empörung, gelangen Klagen über ſeine Verwaltung in die Hauptſtadt, ſo findet die Pforte darin einen Vorwand, ihn zu tadeln und Geld von ihm zu erpreſſen. Iſt hingegen ſeine Verwaltung milde, ſo beſchwert ſich die Pforte, ihre Befehle werden nicht vollzogen, und er muß wieder zahlen. Mag er es, ſeine Entlaſſung einzugeben, ſo weiß er nicht mehr, wo er ſein Haupt niederlegen ſoll. Man ſetzt dann voraus, daß er große Schätze beſitzen müſſe, und verfolgt ihn auf alle mögliche Weiſe. Die Unterbeamten befinden ſich in derſelben Lage.

Fontanier lebte auf ziemlich vertrautem Fuße mit dem Agha ſeines Stadtviertels, deſſen Vater ein großer Herr geweſen war. Er ſelbſt ritt in ſeiner Jugend nie anders aus, als von einem zahlreichen Gefolge umgeben. Nachdem aber die Janitſcharen waren vernichtet worden, ſah er ſich genöthigt, dieſen ariſtokratiſchen Manieren zu entſagen, und ging durch die Straßen in Begleitung eines einzigen Bedienten, welcher, eine Spindel in der Hand, gleich ſeinem Herrn Wolle ſpann oder Strümpfe ſtrickte; dies iſt, mit Ausnahme des Paſchas allenfalls, der gewöhnlichſte Zeitvertreib. Dieſer Agha erzählte Fontanier oft von ſeiner frühern Herrlichkeit und ſeinen jetzigen Nöthen. Er war dem Trunke ſehr ergeben und wohnte im Stadtviertel der Chriſten. Um ſich ungeſtört ſeinen Genüſſen überlaſſen zu können, hatte er in ſeinem Garten ein Kiosk erbauen laſſen; dahin begab er ſich mit ſeinen Freunden und trank mit ihnen den Wein, den er, gleich den meiſten ſeiner Religionsgenoſſen, jährlich für ſeinen Bedarf ankaufen ließ. Zuweilen, um einige Abwechslung in ſeine Beluſtigungen zu bringen, ließ er irgend einem Rajah ſagen, er werde ihn beſuchen und bei ihm zu Nacht ſpeiſen. Dieſes hieß ſoviel, als der Rajah ſolle ſeine Hühner ſchlachten und ſeinen Keller

Digitized by Google

öffnen, und er mußte sich noch sehr glücklich schätzen, wenn sich der Agha nicht die Ehre bezahlen ließ, die er ihm angethan, und den Tribut von ihm begehrte, den man dich-parassi nennt, d. h. Geld, um die Zähne zu putzen. Die Aufseher der Janitscharen waren nicht immer so mäßig in ihren Forderungen; sie beschränkten sich nicht auf den dich-parassi, sondern hielten ihr leeres Taschentuch hin und verlangten, daß man es voll mache; zuweilen bezeichneten sie ein Mädchen des Hauses, das sie bedienen solle, und wenn die Eltern sie beschworen, von ihrem Begehren abzustehen, so mußte neuerdings Geld herbeigeschafft werden. Unser Agha mußte jetzt nach wie vor den Steuerpflichtigen nachlaufen, ihnen die zu entrichtende Abgabe mit Gewalt abnehmen oder an ihrer Stelle zahlen; er mußte Rekruten auftreiben, wodurch er sich natürlicherweise Feinde zuzog. Allein nicht nur getraute er sich nicht mehr so viel zu trinken, er speiste auch nicht mehr bei seinen Untergebenen, als wenn er zu Gaste gebeten wurde. Die Wachen des Pascha unterließen indessen nicht, ihm jeden Freitag einen Besuch abzustatten, um das Badegeld bei ihm zu erheben. Er besaß einige Dörfer in der Nachbarschaft, allein er würde sich wohl gehütet haben, sich dahin zu verfügen, ohne die Erlaubniß des Pascha eingeholt zu haben. Es blieb ihm mit Einem Worte kein anderer Genuß mehr, als von Zeit zu Zeit heimlich eine Flasche Wein zu trinken oder das Weißbrod zu speisen, das sich seine Mutter in der Nachbarschaft zu verschaffen wußte. In solchen Verhältnissen lebte einer der vornehmsten Beamten des Landes; auch fühlte er sich höchst unglücklich und rief oft im Beisein seiner Freunde: „wie fange ich es nur an, um meines Amtes los zu werden! Ja, ich will zum Pascha gehen, ich will ihm sagen, daß ich mein Aghalik aufgebe, und sollte es mich den Kopf kosten!“ Hätte er diese letzte Drohung in's Werk gesetzt, so würde ihn sehr wahrscheinlich dieses Schicksal getroffen haben; auch ließ er sie bloß Abends vernehmen, wenn er betrunken war, und in solchen Augenblicken hätte man ihm nimmermehr gestattet, sich zu Sr. Excellenz zu verfügen.

Auch die christliche Geistlichkeit ist mannichfaltigen Bedrückungen ausgesetzt, daher sich die Bischöfe unter den Großen des Reichs nach Gönnern und Beschützern umsehen müssen. Der katholischen Bischöfe sind nur wenige, und sie werden vom Pabste ernannt. Zu Trapezunt war ein griechischer Erzbischof, ein armenischer Bischof und ein katholischer Pfarrer. Der Erzbischof war Bedienter bei seinem Vorgänger gewesen; der Bischof, seinem Gewerbe nach ein Goldschmied, hatte Anfangs in der Kirche gesungen und später schreiben und lesen gelernt. Sein Gesicht war regelmäßig gezeichnet und von seltener Schönheit; er machte viel Glück bei den Damen, war der geselligste unter allen seinen Landsleuten und rühmte sich, der beste Wein- und Branntweinfabrikant der ganzen Gegend zu seyn. Er hatte viele Bekanntschaften unter den Europäern; aus der Unterhaltung mit ihnen waren ihm die Namen verschiedener Wissenschaften im Gedächtnisse geblieben, und so oft er von seinem seiner Schreiber oder Unterbeamten sprach, ermangelte er nicht zu sagen: „er versteht Rhetorik, Chemie, Mathematik, Philosophie.“ All dieses Wissen beschränkte sich leider auf das Herleiern einiger Kirchengesänge nach den wunderlichsten Melodien, mit so falscher Intonation, daß die unempfindlichsten Ohren dadurch beleidigt wurden. Dieser Bischof ließ sich, wie der Erzbischof, Se. Heiligkeit nennen. Fontanier, welcher die meisten armenischen Prälaten und eine Menge griechischer und russischer Priester hat kennen lernen, versichert, daß er unter ihnen Keinen gefunden, der die griechischen Behörden von Trapezunt an Gelehrsamkeit übertroffen. Der katholische Pfarrer dieser Stadt war zwar bei Weitem nicht so unterrichtet, als seine Kollegen in Europa, indessen zeichnete er sich durch eine, in dieser Heimath der Unwissenheit seltene Bescheidenheit aus, galt für einen gründlichen Kenner seiner Muttersprache, und war auch in der Kirchengeschichte nicht unbewandert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Januar.

Rät's Tod.

Die hiesige Kunstakademie, ja die Kunst selbst hat in dem kaum begonnenen Jahre schon einen höchst empfindlichen Verlust zu beweinen. Am 10ten dieses Monats verschied der Geschichtsmaler, Professor Heinrich Rät, im neun-und-vierzigsten Lebensjahre. Er gehörte zu denjenigen ausgezeichneten Künstlern, die, obwachtet des in ihnen wohnenden, wahrhaft schöpferischen Geistes, es auch bei längerer Lebensdauer nie zu einem damit in Verhältniß stehenden Reichthume an Schöpfungen bringen können, und dies eins zig darum, weil ihre hohe Idee von der Kunst und das ihnen vollkommen aufgeschlossene Verständniß über die bereits seit Jahrhunderten vorhandenen unsterblichen Werke der Malerei ihnen erst bei jedem Plane und dann auch wieder bei Ausführung desselben fortdauernde die Frage an das Herz legen: wird auch deine Leistung jenen Werken würdig zur Seite stehen? — Zu seinen vorzüglichern Gemälden gehört unter andern die heilige Elisabeth, mit Dienerinnen und Dienern aus dem landgräflichen Schlosse treibend, um welches so eben ein Heer Armer und Kranker versammelt steht, Heil oder Heilung von ihr zu empfangen, ein köstliches, besonders auch durch höchst charakteristische Individualisirung der mannichfachen Gestalten und Gruppen. bei einem hinreißenden Farbenschmelz und vorzüglicher Harmonie des Ganzen empfehlenes Bild der ausgewählten Gemäldesammlung des für Kunst und Künstler in so vieler

Digitized by Google

Hinsicht wohlthätig wirkenden Kenners Quandt. Eine andere zur Celebrität gelangte, einfachere Darstellung Nate's aus früherer Zeit, welche durch ihre Wahrheit und Schönheit, so wie durch die Vollendung in der Ausführung sich theils auf hiesiger Ausstellung, theils in mehreren Privatsammlungen den größten Beifall erwarb, war die Scene aus Goethe's Faust, wo Gretchen beim Zerpflücken der Sternblume die Worte spricht: Er liebt mich! und Faust ihr dazu über die Schulter blickt. Die Darstellung beider Gestalten und der ganzen Situation war so entzückend, wie die Idee. Das Bild soll zuletzt im Besitz des unsterblichen Dichters gewesen seyn. Mit gleicher Liebe pflegte Nate schon vor einer Reihe von Jahren ein Seitenstück zu diesem Gemälde. Es stellte den Moment dar, wo Gretchen, aus der Kirche kommend, auf Faustens Anrede:

Mein schönes Fräulein, darf ich wagen,
Meinen Arm und Geleit Ihr anzutragen?

ihm die Antwort gibt:

Bin weder Fräulein, weder schön,
Kann ungeleitet nach Hause gehn.

Dieses Tableau, in Rücksicht des Auffassens des glücklichen Gedanken und der sorgfältigen Ausarbeitung ein des ersteren vollkommen würdiger Pendant, und dabei durch einen größern Reichthum verschiedenartiger Nebengestalten ausgezeichnet, war bereits fertig zur Ablieferung an den damaligen Besitzer des Seitenstücks, dem es ebenfalls zugesagt war, als es durch einen unglücklichen Zufall mit der Staffelei, worauf es stand, umgerissen wurde, und ein Riß mitten durch die Leinwand, und zwar gerade durch die Gesichter der meisten Figuren ging. Der Schrecken über die gräßliche Verunstaltung eines Werkes, an dem des Künstlers Geist und Hand lange Zeit gearbeitet hatte, und das nun endlich den äußerst strengen Forderungen, die er bei allen seinen Kunstleistungen sich machte, zu genügen schien, warf ihn auf's Krankenbett, aus er mehrere Tage nicht verlassen konnte. In der Folge vermied Nate mit größter Aengstlichkeit die Rede von diesem Bilde, und nur Wenige gelangten dazu, daß er es ihnen vorzeigte. Einer seiner treuesten Freunde, selbst ein besonders ausgezeichneter Künstler, stellte ihm die Möglichkeit vor, die zerrissene Leinwand wieder zu verbinden und dann dem Fehler vollends durch den Pinsel abzuhelfen, so daß kein Mensch die Spur der Verletzung wahrnehmen werde; allein Nate war um keinen Preis zu diesem Versuche zu bewegen, und rührte das Bild nie wieder an. Ohne Zweifel wird es sich in seinem Nachlasse vorfinden und von Kunstkennern gewiß als ein theurers Vermächtniß bewahrt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Januar.

(Beschluß.)

Frage über artesische Brunnen.

Worauf beruht nun aber das Phänomen, daß die unterirdischen Wasser, wenn sie erbohrt werden, über die Oberfläche der Erde emporsteigen? Giebt man Wasser in eine wie ein U gekrümmte Röhre, so bleibt es in beiden Schenkeln genau in derselben Höhe stehen. Man denke sich nun, der linke Schenkel der Röhre stehe oben mit einem Behälter in Verbindung, aus dem er beständig voll erhalten wird, und der rechte Schenkel werde tief unten abgenommen und mit einem Hahn verschlossen; öffnet man in diesem Zustande den Hahn, so wird das Wasser zu derselben Höhe in die Luft springen, zu der es sich erheben hätte, wenn der Schenkel noch ganz wäre. Auf diesen Principien nun gründen sich auch die artesischen Brunnen; der in den Tuilerien z. B. erhält sein Wasser aus einem auf den Höhip von Chaillot gelegenen Reservoir. Beim artesischen Brunnen steht, wie bei der gekrümmten Röhre ein Schenkel oder Zweig mit einem höher gelegenen, durch die atmosphärischen Wasser sich beständig füllenden Behälter in Verbindung, und das niedergetriebene Bohrloch stellt den zweiten Schenkel vor. Die Entfernung des Behälters kommt dabei nur wenig in Betracht; er kann acht, fünfzehn, dreißig Meilen, ja noch weiter weg liegen. Die folgende Beobachtung scheint für die vorliegende Frage wirklich entscheidend. Es gibt auf dem Meeresboden Quellen süßen Wassers, welche senkrecht bis an die Oberfläche emporspringen. Das Wasser dieser Quellen kommt offenbar aus der Erde, aus natürlichen, unter dem Meeresboden gelegenen Kanälen. Vor wenigen Jahren nun entdeckte ein englischer Convoi bei Windstille im indischen Ocean eine reiche Quelle süßen Wassers mehr als achtzehn deutsche Meilen von der zunächst gelegenen Küste. . .

Es gibt negative artesische Brunnen, wie man sie nennen könnte, das heißt Bohrlöcher, welche, statt Wasser zu geben, hineingegossenes Wasser verschlucken, und sie haben schon hin und wieder den Gewerben ersprießliche Dienste geleistet. So entledigte sich im vorigen Winter ein Fabrikant von Kartoffelstärke bei St. Denis mittelst eines bis auf gewisse poröse Erdschichten niedergebrochten Loches täglich einer Masse von 80,000 Litres schmutzigen Wassers, dessen Gestank zu Klagen Anlaß gegeben hatte und ihn wahrscheinlich genöthigt haben würde, seine Anstalt weg zu verlegen. Nachdem das Loch drei Monate lang täglich die erwähnte Wassermenge aufgenommen, fand man mit dem Bohrer unten nur Sand.

Man hört häufig fragen, ob sich die artesischen Brunnen in der Länge nicht erschöpfen werden; die folgenden zwei Beispiele sind wohl geeignet, das Publikum hierüber zu beruhigen. Der schon oben angeführte Brunnen zu Lillers im Departement Pas de Calais, der seit dem Jahr 1126 läuft, ist seitdem beständig gleich hoch gesprungen, und die Wassermenge, die er in 24 Stunden liefert, ist sich vorstwährend gleich geblieben. Ein artesischer Brunnen im Kloster St. André zeigt sich jetzt noch ganz so, wie ihn Belidor vor mehr als hundert Jahren beschrieb.

Indem man mit dem Erdbohrer in den Eingeweiden der Erde nach Wasser sucht, stößt man hie und da, statt auf Wasser, auf große Ansammlungen von Gas, das rasch ausströmt. Dieses Gas ist gewöhnlich brennbar; in einigen Fällen ist es reiner Wasserstoff, häufiger aber gekohltes Wasserstoffgas, das Gas, das sich von selbst in Steinkohlenlagern entwickelt und in den Minen so schreckliche Unglücksfälle verursacht, und dasselbe, das in neuerer Zeit zur Beleuchtung dient. Die Chinesen haben zahlreiche Gasbrunnen der Art. Bei denjenigen, welche der Abbé Imbert vor wenigen Jahren besuchte, wurde das Gas in langen Röhren unter mehr als dreihundert Salzpfannen geleitet und dasselbst angezündet. Man bediente sich zum Abdampfen gar keines andern Mittels. Straßen, Magazine, Werkstätten wurden gleichfalls mittelst desselben, in Bambusröhren überall umhergeleiteten Gases beleuchtet. Auch in den Vereinigten Staaten von Amerika sind es einige Orte, wo man das Gas, das nun schon seit einer langen Reihe von Jahren aus Bohrlöchern strömt, die man angelegt, um Wasser zu gewinnen, zur Beleuchtung von Häusern und Straßen benützt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 35.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 10. Februar 1835.

Es will mir scheinen,
Als ob der Orient, bei aller Sklaverei,
Doch nicht geradezu die Höll' auf Erden sey.

Voltaire.

Bilder aus der Türkei.

(Fortsetzung.)

Die Christen in Trapezunt, die seit Jahrhunderten unter den Türken leben, haben alle ihre Gebräuche angenommen und unterscheiden sich von ihnen bloß durch den Glauben. In gewöhnlichen Zeiten werden sie ziemlich glimpflich behandelt, da Jeder unter den angesehenern Türken seinen Gönner hat. Sie müssen den Carrech entrichten, und jedes Jahr werden sie einer allgemeinen Gelderpressung unterworfen, unter dem Vorwande, sie müssen gezwungen werden, eine demüthige, ihrer traurigen Lage als Rajahs angemessene Kleidung anzulegen; hierauf läßt man sie in Ruhe, abgesehen davon, daß man ihnen zuweilen einige Stockprügel austheilt und ihr Vermögen auszukundschaften sucht, um sie zu brandschatzen; indeß sind sie in dieser Beziehung nicht übler daran, als die Mahometaner selbst. Sie verstehen sich aber trefflich darauf, alle Gelegenheiten zu vermeiden, wo sie sich kompromittiren könnten, und ihre Reichthümer unter dem Scheine des höchsten Elends zu verbergen. Seit den neuesten Reformen werden sie von den Paschas gefürchtet, weil sie sich vermittelst ihrer Patriarchen an die hohe Pforte wenden können; dagegen bringt es ihnen großen Schaden, daß die Moslim heutzutage gehalten sind, durch Arbeit ihr Brod zu verdienen. Früher blieben die Großen von einigem Ansehen müßig und wußten stets Mittel zu finden, so viel Geld zu erpressen, als sie zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse brauchten. Der Handel befand sich ausschließlich in den Händen der Christen, die sich dadurch oft bedeutendes Vermögen erwarben. Heutzutage hingegen befassen sich die großen Herrn selbst mit Handelsgeschäften. Alle Beamten, vom Pascha an, gehören zu irgend einer Handelsgesellschaft; sie sind nicht minder habsüchtig, nicht minder gewandt als die Christen, und da sie nachdrücklicher beschützt werden, so kommen sie ihnen in allen Spekulationen vor. — Die männlichen Rajahs sind äußerst bescheiden in ihrer Kleidung; sie tragen gewöhnlich ihre Jacke so lange, bis sie in Lumpen zerfällt; ein langes Gewand gilt schon für Luxus; die Weiber hingegen tragen sich wie die Türkinnen, von denen sie sich bloß durch den Haarputz unterscheiden: sie flechten alle ihre Haare in Zöpfe, während die türkischen Frauen dies bloß mit einem Theil thun und die übrigen frei auf den Busen fallen lassen. Die einen wie die andern verwenden die größte Sorgfalt auf Füße und Hände, welche sie mit Hennah roth färben. Sie tragen ein weites Hemde aus Leinwand, die im Lande verfertigt wird. Dieses Hemd fällt über leinene Beinkleider, deren sichtbarer Theil aus Brokat besteht; darüber ziehen sie einen Rock, gleichfalls aus

Digitized by Google

Brokat, und umgürten sich mit einem Shawl. Den Kopf bedecken sie mit einem rothen Käppchen, um welches ein Schnupftuch gewunden wird; Brust und Stirne werden mit Zechinen geschmückt, und in den Haaren stecken Amulette, Talismane und Zierrathen aus Gold, Silber oder Glas; die Handgelenke sind mit Armspangen geziert. An Feiertagen legen sie Mäntel von sehr lebhafter Farbe an, die mehr oder weniger mit Gold gestickt sind. Häufig wählen die Geistlichen den Kleiderluxus der Weiber zum Text ihrer Predigten, und die Behörden bedienen sich desselben, um darnach das Vermögen der Männer zu schätzen. Indeß hat er so feste Wurzeln geschlagen, daß er nicht wohl abgeschafft werden kann. Die Putzsucht der Weiber geht so weit, daß sie, um in Gesellschaft zu gehen, das zu ihrem Anzug Fehlende zu schweren Zinsen leihen. Nichts lächerlicher übrigens, als in den schwarzen, schmutzigen, zerfallenen Häusern die von Gold und Edelsteinen funkelnden Weiber auf schmutzigen Teppichen, unter ekelhaften Lumpen, ihre häuslichen Arbeiten verrichten zu sehen.

Dupré, ein Vorgänger Fontaniers, hatte eine Frau aus Trapezunt geheirathet und einen hübschen Garten angelegt, der häufig von Weibern besucht wurde. Diesem Umstande hatte es Fontanier zu verdanken, daß er deren mehrere zu sehen bekam. Er glaubt bemerkt zu haben, daß die Christenweiber sowohl, als die Türkinnen sich bloß aus Höflichkeit das Gesicht verhüllen. Je mehr Respekt sie vor den Personen haben, vor denen sie erscheinen, desto sorgfältiger verbergen sie ihre Züge; begegnet man ihnen auf den Straßen, so wenden sie den Kopf flugs gegen die Mauer, stehen sie am Eingange ihres Hauses, so schlagen sie die Thüre zu, wenn ein Mann vorbeigeht; aber dies Alles geschieht bloß aus Rücksicht für das Dekorum und das Publikum; befinden sie sich in engerem Kreise, besonders im Beisein ihrer Männer, so sind sie nicht so zurückhaltend, und legen gern den Schleier ab, der sie ganz einhüllt. Daher kennen sich auch sämmtliche Einwohner einer Stadt unter einander, obgleich es bei den Männern zum guten Tone gehört, daß sie keine andern Weiber zu kennen scheinen, als ihre Anverwandten. Fontanier hatte mehrmals Gelegenheit, einigen Weibern, deren Männer abwesend waren, Gefälligkeiten zu erweisen; sie nahmen nicht den mindesten Anstand, ihm persönlich ihren Dank abzustatten, nur gebrauchten sie die Vorsicht, nicht allein zu erscheinen. Seine Bedienten kannten sie alle und unterhielten sich ganz offen mit ihnen; bei dem ersten Besuche blieben sie verschleiert, später legten sie den Schleier ab, ohne daß man sie darum ersuchte. Man sezte voraus, die Männer wissen nichts davon, und es wäre unschicklich gewesen, ihrer zu erwähnen. Wenn die Mohametaner oder die Christen einen Festtag hatten, so schickte Fontaniers Janitschar jedesmal seine beiden Weiber nebst seiner Mutter zu ihm, um das gewöhnliche Geschenk zu holen, während er vor der Thüre stehen blieb. Diese Damen waren unverschleiert und blieben es, auch wenn Fontanier den Janitscharen hereinrief.

Die Himmelsbegebenheiten des Jahrs 1835.

(Fortsezung.)

In der Mittagsstunde des 6ten April wird der Mond den Planeten Mars auf längere Zeit bedecken, ein Umstand, dessen wir indeß nur der Vollständigkeit wegen erwähnen, da die Beobachtung, wenn sie auch mit bloßem Auge möglich wäre, doch für den Dilettanten kein Interesse hat. Dagegen wird die Bedeckung des Saturn durch den Mond am 15ten April Morgens um 3 Uhr 16 Minuten auffallender seyn, indem der Mond gerade voll ist. Der Mai ist durch eine ringförmige Sonnenfinsterniß ausgezeichnet, welche am 27sten dieses Monats statt hat, aber nur in einem kleinen Theile vom südlichen Europa, Afrika, Asien, sichtbar wird. Dagegen findet am 10ten Juni, gleich nach 11 Uhr Abends, eine in ganz Europa sichtbare, aber bloß partiale Mondfinsterniß statt, während welcher der Mond seinerseits einen kleinen Stern im Sternbilde des Ophiuchus bedeckt. Tags darauf tritt Ceres, einer der vier kleinen Planeten, welche sich in der unermeßlichen Himmelskluft zwischen Mars und Jupiter befinden, mit der Sonne in Opposition, und kulminirt also um Mitternacht. Diese vier kleinen Planeten, Ceres, Juno, Pallas, Vesta, sind darum so merkwürdig, weil ihr Daseyn lange vor ihrer wirklichen Entdeckung auf den Grund eines für unser Planetensystem gültigen Entfernungsgesetzes vorausgesagt worden ist. Kant, in seiner Naturgeschichte und Theorie des Himmels (erschienen 1755), sagt nämlich: „Wenn der Abstand des Saturn von der Sonne auf 100 Theile gesezt wird, so ist Merkur 4 solcher Theile von der Sonne entfernt; Venus 4 und 3, gleich 7; Erde 4 und 6, gleich 10; Mars 4 und 12, gleich 16; Jupiter 4 und 48, gleich 52; Saturn 4 und 96, gleich 100. Zugleich erhellt hieraus eine ordentliche Progression der Entfernungsweiten, welche aber zwischen Mars und Jupiter durch eine Lücke (von 4 und 24, gleich 28) unterbrochen ist, daher man an diesem Orte einen noch unentdeckten Planeten vermuthen kann, der seinen Umlauf in 4½ Jahren vollenden müßte.“ Und wirklich wurden ein halbes Jahrhundert nachher, nämlich von 1801 bis 1807, an der vom Königsberger Weltweisen

Digitized by Google

50 Jahre früher bezeichneten Stelle zwar nicht der eine von ihm angekündigte, aber dafür allmählig die vier neuen Planetchen entdeckt, die ihren Umlauf um die Sonne nahe in der ebenfalls von ihm bestimmten Zeit vollenden; eine Rechtfertigung einer kühnen Himmelshypothese durch die Wirklichkeit, welche Bewunderung verdient. — Am 15ten Juni gelangt Jupiter zu seiner Opposition mit der Sonne. Die Leser werden mich auf diese Veranlassung vielleicht fragen, warum gerade diese Stellung der Planeten zu Sonne und Erde immer mit so besonderer Sorgfalt erwähnt wird. Da die Bewegung der Planeten um die Sonne geschieht, so kommt es, um das wahre Gesetz ihres Laufes zu haben, wovon unsere astronomischen Tafeln abhängen, wesentlich darauf an, Längen der Planeten zu bestimmen, wie sie von der Sonne aus gesehen werden würden. Dazu bieten aber die Oppositionen der sogenannten oberen, und die Conjunctionen der untern Planeten die Gelegenheit dar, da in die Augen springt, daß von Sonne und Erde aus ein Planet auf den nämlichen Punkt der Ekliptik bezogen werden wird, wenn sich die Erde gerade zwischen ihm und der Sonne, oder beiden gerade gegenüber befindet. Sieht also der irdische Beobachter, wie im eben hier erwähnten Falle, den obern Planeten Jupiter in Opposition, so ist dies so gut, als sähe er ihn von der Sonne, dem Lenkpunkte aller planetarischen Bewegung, selbst aus; und die Beobachtung mehrerer solcher Oppositionen gibt demnach das ganze Gesetz der wahren Bewegung eines Planeten, woraus die von der Erde zu sehenden scheinbaren übrigen Orte desselben durch etwas Rechnung leicht abgeleitet werden können.

In der Mitte Juli's befinden sich die beiden schönsten Planeten unsers Systems, Venus und Jupiter, nahe bei einander. Sie gehen dann bald nach zwei Uhr Morgens auf, und zeigen sich in Ostnordost. Nicht weit davon, niedrig am Horizont, steht der Halley'sche Komet; aber die Morgendämmerung wird ihn wohl noch nicht sichtbar werden lassen. Wahrscheinlich wird derselbe erst um den 8ten August deutlicher gesehen werden können, indem er alsdann gleich nach Mitternacht ziemlich genau in Nordost aufgeht. Sein Schweif geht ihm voraus, liegt aber schief aufwärts nach Osten. So wird er wenigstens dem irdischen Beobachter erscheinen; für einen Beobachter in der Sonne würde der Anblick ein anderer seyn, da, nach dem allgemeinen Gesetze, der Schweif immer von der Sonne abgekehrt ist, und dem Kopfe des Kometen also nachfolgt, wenn er zur Sonne geht, und daggen voran geht, wenn er von ihr zurückkommt. Zu bedauern ist übrigens, daß uns der Komet diesmal vor seinem, wie wir gleich sehen werden, Anfangs Novembers erfolgenden Durchgang durch das Perihel am nächsten kommt, und sich bald nachher wieder so beträchtlich von uns entfernt, da die Kometenschweife meistens erst nach dem Durchgange durch das Perihel ihr prächtigstes Ansehen erhalten, und wir also ein doppelt schönes Schauspiel zu erwarten gehabt hätten, wenn die größte Erdnähe erst nach jenem Durchgange eingetreten wäre. Ueber das diesmalige Aussehen des Kometen läßt sich vielleicht aus der Art seiner Erscheinung im Jahre 1607, worüber wir Berichte besitzen, urtheilen, da sein Lauf im Jahre 1835 mit dem in jenem Jahr 1607 große Aehnlichkeit hat. Damals verfolgte der große deutsche Astronom Kepler diesen Kometen vom 26sten September bis 26sten Oktober, wo er ihn aus dem Gesichte verlor. Sein Schweif war Anfangs dieser Zeit unbedeutend, nahm aber bei der Annäherung zur Sonne, der der Komet gegen Ende Oktobers am nächsten kam, an Lichtstärke allmählich zu, und hielt sich im Allgemeinen ebenfalls in einer der Sonne entgegengesetzten Lage. *) Ein merkwürdiger Umstand bei der damaligen Erscheinung war auch, daß sich der Schweif bald zu verlängern, bald zu verkürzen schien. Wir werden ja nun sehen, in wie weit die diesmalige Erscheinung Aehnlichkeit mit jener frühern zeigen wird.

Am 22sten August kommt Uranus in Opposition mit der Sonne, und kulminirt also um Mitternacht. Drei Tage darauf geht, wie wir vorläufig schon oben erwähnt haben, der kleine Encke'sche Komet durch seine Sonnennähe, indeß sich uns der Halley'sche Komet schon bis auf einige zwanzig Millionen Meilen genähert hat. Nachts zwischen eilf und zwölf Uhr nordöstlich aufgeht und bis zur Morgendämmerung am östlichen Himmel sichtbar bleibt. Im nun folgenden Monat September wird sein Licht, bei seiner raschen Annäherung zur Sonne, und da er auch uns täglich näher kommt und gegen Ende dieses Monats nur noch sechs Millionen Meilen von uns absteht, wahrscheinlich immer glänzender werden, obwohl sich Gewisses darüber nicht sagen läßt, da zu dieser Lichtentwicklung auch physische, noch nicht vollkommen erkannte Ursachen mitzuwirken scheinen. Der Aufgang des Kometen ereignet sich in diesem Monate immer zeitiger; gegen Ende desselben steht er dem Nordpole so nahe, daß er gar nicht mehr untergeht. In Westsüdwest glänzen um die nämliche Zeit Mars und Saturn.

(Der Beschluß folgt.)

*) Auf diesen letztern merkwürdigen Umstand hat ebenfalls ein deutscher Astronom, Peter Apian (Bienewitz aus Leisnig in Sachsen), zuerst aufmerksam gemacht. — Immer Deutsche!

Digitized by Google

Gleicher Wunsch.

Wie haben's doch die Fischlein gut
In ihrer stillen Wasserfluth!
Sie sind so sorglos in der Tiefe,
Als ob dort Alles ruht' und schliefe.

Oft hab' ich Stunden in der Nacht
Am grünen Ufer zugebracht,
Dann schien ihr silberglänzend Blinken
Zu ihnen mich hineinzuwinken.

Und blick' ich, wenn das Wasser rein,
Auf seinen tiefen Grund hinein,
So ist's, als hör' ich leise flüstern:
Komm auch zu uns! dann bin ich lüstern.

Doch tauchen manchmal aus dem Teich
Die Stillen in das luft'ge Reich,
Und zeigen, daß sie Lust empfinden,
Sich auch hier oben einzufinden.

Dann ist mein Herz im Busen still,
Daß es nicht mehr hinunter will;
Es stillt das Ineinanderragen
Der Wünsche meiner Sehnsucht Klagen.

Bezwing den Wunsch in deiner Brust,
Denn eben das, daß deine Lust
Auf Erden niemals kommt zu Frieden,
Ist dir als ein Genuß beschieden.

Nic. Müller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Januar.

(Fortsetzung.)

Näte, Kriminalgeschichten.

Nicht allein wegen seines hohen Ranges als praktischer Künstler, sondern auch als ein ganz vorzüglicher Theoretiker und Lehrer an der Kunstakademie stand Näte bei dieser und den Professoren und Zöglingen in gleich hoher Achtung. Obngeachtet einer seit seinen Jugendjahren ihn verfolgenden Kränklichkeit war er rastlos und unermüdet in Abwartung seines Berufs. Auch als Mensch gewann er die Liebe Jedes, der ihn kannte. Mit der gründlichsten Kunstkenntniß einen hohen Grad wissenschaftlicher und geselliger Bildung verbindend, war er durch Herzensgüte und Bescheidenheit gewiß Jedem äußerst schätzbar, der des Glückes seines Umgangs genoß. Seine heute, am 15ten, erfolgte Beerdigung bezeugte den großen Schmerz am seinen Verlust durch die äußerst zahlreiche Versammlung von Freunden und Verehrern, besonders Professoren und Zöglingen der hiesigen Kunstakademie, auf dem Beerdigungsplatze, und die wahrhafte Trauer, die sich in den Anwesenden recht rührend aussprach. Einer der Zöglinge sprach am Grabe einige recht herzliche und auf die Umstehenden ungemein Wirkung hervorbringende Worte.

Wenn die Theilnahme und Rührung über diesen Hintritt eines als Künstler und Mensch gleich trefflichen Mannes allgemein war, so war es der Unwille und Unmuth über einen wenig Wochen zuvor geschehenen Todtschlag nicht weniger. So fröhlich auch der Abschied des alten Jahres durch die vielbesuchten zanzunsinkalischen Abende des rühmlich bekannten Strauß aus Wien eingeleitet war, so erstarrte doch, als es schon unter dem herabwürdigsten Klimaklang hinwegwalzen wollte, die Tanzlust plötzlich in seinen Füßen. Eine Mordthat! so hieß es am Morgen des 25sten Decembers. Und sie war um so unchristlicher zu nennen, da eben aus dem Christabende die Veranlassung dazu gekommen war. Zwei Dienstmädchen, Kammerjungfer und Köchin, geriethen über die Weihnachtsgabe heftig an einander, und zwar glaubte sich die letztere durch mißbrauchten Einfluß der ersteren bei ihrer gemeinschaftlichen Gebieterin sehr verkürzt. Einem noch unblutigen Gefechte am 25sten Abends ist ein anderes am Morgen gefolgt, welches mit dem Tode der Kammerjungfer endete. Bei der gerichtlichen Untersuchung des Ereignisses fanden sich an diesem nicht weniger als 42 Wunden vor, die meisten in der Gegend des durchschnittenen Halses. So viel scheint übrigens aus Allem hervorzugehen, daß die entsetzliche That keineswegs aus kalter Ueberlegung stammte, sondern das Resultat eines durch frühere Vorgänge genährten Hasses in dem Augenblicke gewesen ist, wo dieser bis zur höchsten, blindesten Wuth gesteigert worden. Seit ihrer Verhaftung soll die Mörderin sich im Zustande höchster Verzweiflung über die nun ihr selbst ganz unbegreifliche Missethat befunden. Es verdient bemerkt zu werden, daß ganz wider Verwöhnen Mitleiden Niemand für sie opfern weniger dem unglücklichen Schlachtopfer, als der Mörderin zuzuneigen scheint. Ein sehr verbreitetes Gerücht beschuldigt nämlich die Ermordete des Mißbrauchs der Zutraulichkeit ihrer Herrschaft mit ihr zum Nachtheile der neben ihr Dienenden.

Ueberhaupt hat es mit dem Mitleide in solchen Fällen eine eigene Bewandtniß. Ein zwei Tage später als dieser Mord eintretendes Ereignis gab neuen Beleg hiefür. Der bekannte, im vorigen Winter an zwei Frauen in deren Wohnung verübte schauerliche Mord entwirrte dergestalt, daß lange Zeit an Mitleid mit den Mördern nicht zu denken war. Allmählich wagte sich das gehemmte Mitleid aber doch wenigstens bis zu dem Wunsche schüchtern heran, daß die Todesstrafe unter den sieben Theilnehmern einzig den eigentlichen Mördern zuerkannt, die Uebrigen aber nur uns schädlich gemacht werden möchten. Jetzt geht das Mitleid schon viel weiter; nachdem zwei Urtheile fünfen von dieser Gesellschaft den Tod zugesprochen, gelingt es einem dieser fünf höchst wunderbarer Weise, im Augenblicke, als eben alle Aufmerksamkeit der Menge auf die neue Mörderin sich concentrirt, und der hiesigen Frohnfeste zu entkommen. Diese Geschichte drängte den neuen Mord schnell wieder in den Hintergrund. Rietzsel, so heißt der Entflohene, ist nun wieder die Losung, und gar häufig hört man die früher nach nichts als nach dem Blute der Mörder Dürstenden wünschen, der arme Teufel möchte, nachdem er die Todesangst ausgestanden, von dem leider nur allzuähnlichen Porträt im Steckbriefe nicht am Fortkommen gehindert werden. Der Wunsch scheint auch in Erfüllung gehen zu wollen.

(Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 36.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 11. Februar 1835.

— Wie, wer schreit gegen Stolz,
Und klagt damit den Einzelnen nur an? —
Ei ja doch! wie denn? was denn? Laßt doch sehn,
Worin ihm meine Zunge Unrecht that.
Thut sie sein Recht ihm, that er selbst sich Unrecht,
Und ist er rein, nun wohl, so fliegt mein Tadel
Die Kreuz' und Quer, wie eine wilde Gans,
Die Niemand angehört.

Shakespeare.

Die Schule der Grobheit. *)

Vom Begriffe der Grobheit.

Grob scheint den schlimmern Nebensinn von derb auszudrücken; denn man nennt Zeuge von ungefälliger Derbheit grobe, z. B. Tuch, Linnen. Grob bezeichnet demnach so viel, als mißfällig derb, und Grobheit als eine garstige, gar übel sich ausnehmende Derbheit. Etymologisch angesehen, ist gar keine Art der Verwandtschaft unter den Worten grob und derb; und wir werden daher den gegenwärtigen Sinn der Wörter grob, Grobheit, für einen bildlichen oder sinnbildlichen erklären und nehmen müssen. Ich vermuthe, daß nur, um dem Ausdrucke Höflichkeit für feine Sitte etwas Analogisches entgegenzustellen, man habe die entgegengesezten Formen des Umgangs durch ein Bild bezeichnen wollen, welches von der Belleidungsart wenig begüterter Personen entlehnt ist, die bekanntlich in grobe und gröbere Stoffe sich zu kleiden in Gebrauch haben. Vielleicht sezt man voraus, daß ihre Lebenssitten und Weisen des Umgangs zu denen höher gestellter Personen sich verhalten müssen, wie die Grobheit der Stoffe, welche sie tragen, zu der Feinheit derjenigen, in welchen begüterte und vornehme Personen einhergehen. Doch ist dieser Schluß unrichtig und nur zu häufig einer gänzlichen Umkehrung bedürftig. Denn was in den Sitten Grobheit genannt wird, zeigt sich oftmals auch bei ausgezeichnet fein gekleideten Leuten und findet sich hingegen die Höflichkeit auch bei grobem Anzuge. Es scheint diese merkwürdige Abweichung vom Vorausgesezten ihren Grund darin zu haben, daß Aermere von jung auf in Zeit und Umstände sich fügen und schicken lernen, während die Reicheren, seitdem aus der Erziehung die alte Strenge längst entwichen ist, vom Glücke leicht verwöhnt und verleitet werden, vor andern Menschen mit einer nicht gänzlich beifälligen Festigkeit aufzutreten. Bei den Engländern ist feine und modische Kleidung zwar nicht das einzige, immer doch ein unumgängliches Erforderniß zum Anspruch auf den Namen und Charakter eines Gentleman. Und dieser Zug einer freilich sehr industriellen Nation scheint zu bestätigen, was oben zur Erklärung der Wörter grob und Grobheit aus der Vermuthung ist beigebracht worden.

Von den Principien der Grobheit.

Nach obiger leiser Andeutung ist diejenige Zuversicht auf sich selbst und Geringschätzung Anderer, welche man den Stolz nennt, eines der thätigsten und gewiß das vornehmste Princip von allen denen, aus welchen

*) Aus dem eben unter der Presse befindlichen zweiten Theile von Rumohrs Schule der Höflichkeit, der in kurzer Zeit in J. G. Cotta'schem Verlage erscheinen wird.

Digitized by Google

die Grobheit hervorgeht. Doch ist es keineswegs das alleinige; vielmehr nimmt die Grobheit aus vielen andern ebenfalls ihren Ursprung, als da sind: Bösartigkeit des Gemüths, Faulheit der Seele, oder nur des Körpers, Rohheit des Gefühls, Ungelenkigkeit des Geistes, Störungen der Gesundheit, Unbehaglichkeit der Person, Gewöhnung, Bildung durch Erziehung und Beispiel, Genialität.

Diejenige Grobheit, welche aus dem Stolze entspringt, verfällt in die Grobheit aus Indifferenz, und in die andere aus Zügellosigkeit der Affekte und Leidenschaften. Denn es sind beide dem allgemeineren Princip des Stolzes untergeordnet, da Bescheidenheit weder die Gleichgültigkeit, noch die Härte gegen Andere jemals wird in sich aufkommen lassen. Die Grobheit aus Indifferenz ist nicht angreifender, nur ablehnender Art. Auch kleidet sie die Ablehnung häufiger in Schweigen, als in Worte; sie bedient sich gewisser Wendungen und Abwendungen der Vorsicht, behauptet auch bei sehr beweglichen Situationen stets eine ruhige Haltung des Körpers und macht mit umgelehrter Hand gelegentlich sehr ausdrucksvolle Bewegungen, welche so viel sagen, als: weg! fort von hier! aus den Augen! u. s. w. Von den Lippen macht sie guten Gebrauch, welche eingezogen, knapp anschließend, das Sinnbild vorsätzlicher Zurückhaltung sind, hingegen vorgedrängt mit herabhängender Unterlippe den Ueberdruß und die Geringschätzung ausdrücken. Auch kommt das Auge hier in Anwendung, vornämlich insofern es das Geschick besitzt, sich in sich selbst zurückzuziehen, und sehend als nicht sehend, vorbeisehend, übersehend u. s. f. auszusehen. Es entwickelt sich beim Indifferenzgrobian nicht selten eine gar ungemeine Fertigkeit im Unterlassen begehrenswerther Höflichkeiten. Er pflegt daher Besuchen sich verleugnen zu lassen, sie nicht zu erwidern, Bekannte weder zu grüßen, noch anzureden, noch selbst angeredet, ihnen Antwort zu geben, Besorgungen abzulehnen, gegen Fragende Unwissenheit vorzuschützen u. s. f. Es erweckt ein solches Thun und Lassen bisweilen die Meinung, als entspringe es aus dem Princip der Trägheit. Allein man enttäuscht sich, sobald Personen auftreten, deren Reiz und Anmuth sein Herz beschleicht. — Ist der Schleier dergestalt nur Einmal gelüftet worden, wird Jedermann in's Klare gekommen seyn, daß Stolz, wie schon gesagt, das eigentliche Princip derjenigen Grobheit sey, von welcher hier die Rede gewesen.

Die zweite Art aus dem Stolze abzuleitender Grobheit war jene der Leidenschaftlichkeit. Diese bricht, wie's Jedem bekannt ist, mit einem heftigen Choc oder stoßweise hervor, sieht nie auf die Folgen, richtet viel Schaden an, führt oftmals tragische Katastrophen herbei, weßhalb die ernsteren Gattungen der Poesie von ihr einen starken Verbrauch machen. Der leidenschaftliche Grobian pflegt in Schelt- und Schimpfworte auszubrechen, hart um sich zu schlagen, auf den Boden zu stampfen und mancherlei Nützliches klein zu brechen. Da nun aber unter fremden Leuten bisweilen ihm Gleiches mit Gleichem vergolten wird, fallen gemeiniglich seine härtesten Schläge auf die Untergebenen und näheren Angehörigen. Denen trübt eine stete Befürchtung der Wiederkehr leidenschaftlicher Aufwallungen sogar die guten und ruhigen Stunden, was an gewissen scheuen, besorglichen, auflauernden Blicken der Frauen, Diener, Kinder und anderer Angehörigen deutlich genug sich wahrnehmen läßt. Ein schönes Familienleben dieses, welches in der Hauptsache auf immerwährendes Achtgeben, Auspassen, Abwehren, Zuvorkommen von Grobheiten bei einen oder andern Theils hinausläuft! Und es ist nicht zu verwundern, wenn bei so leerer Spannung und zwecklosser Reibung in den Familien so häufig sogar die bloße Möglichkeit allgemeinerer Beziehungen des Gefühls und Geistes ganz untergeht. Auch den Falken zähmt man durch Ueberwachung, das ist durch Erschöpfung seiner Lebensgeister; und um nichts besser geht es allen den Trübseligen, welchen ein Familienleben nach Art des eben bezeichneten zu Theil geworden.

Dieses alles entspringt aus dem Stolze, welcher bekanntlich mehr eine Schwäche des Geistes ist, als eine Aeußerung ächter Bösartigkeit. Und man lasse sich nicht von den schlimmen Wirkungen und Folgen der Grobheit aus Stolz zu dem Schlusse verleiten, daß solche aus dem Princip der Bösartigkeit entspringe. Denn haben gleich die Grobheiten aus letzterm Principe, welche nunmehr uns beschäftigen sollen, mit jenen aus Stolz bisweilen eine allgemeine Aehnlichkeit, weil die Bösartigkeit des Gemüths kein Mittel verschmäht, das nur irgend Schaden bringt, daher wohl auch gelegentlich sowohl des Anscheins der Indifferenz, als jenes andern der Leidenschaftlichkeit sich bedient, so ist es doch dem Kundigen leicht, selbst in diesen Formen das eigentliche Princip bösartiger Grobheiten wieder zu erkennen. Merke man bei den groben Handlungen und Reden nur stets auf deren Ausgang; denn bei diesem wird es bald sich zeigen, wo jedesmal das Princip aufzusuchen sey. Wenn der Stolzesgrobian, ohne weiter zu forschen und nachzudenken, ruhig voran, oder zu neuen Grobheiten übergeht, wird hingegen der Grobian aus Bösartigkeit des Gemüths auf den muthmaßlich Gekränkten und Verletzten gewisse höhnisch-tückische, forschende Blicke werfen, theils um die Tiefe der Wunde, die Größe des angerichteten Schadens abzumessen, theils auch, um an dem Mißbehagen sich zu weiden, welches veranlaßt zu haben er Hoffnung hegt. Das eigentliche Princip der bösartigen Grobheit ist demnach nur an dem Ausgange und Hinterende ihrer Handlungen und Reden zu erkennen; wohingegen deren Anfang, chamäleontisch in den Farben

Digitized by Google

aller übrigen Grobheitsarten zu spielen, bald in dieser, bald in jener andern Form sich zu entfalten liebt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Himmelsbegebenheiten des Jahrs 1835.

(Beschluß.)

Anfangs Oktobers erscheint der Komet in dem allgemein bekannten Sternbilde des großen Bären (dessen hinterer Theil auch der große Wagen heißt); er kommt uns jetzt, wie schon bemerkt worden, am nächsten (nämlich zwischen 4 und 5 Millionen Meilen), und würde sich nun vielleicht in voller Pracht zeigen, wenn, wie auch schon erwähnt worden, sein Durchgang durch das Perihelium, und somit die vollkommene Lichtentwicklung seines Schweifes nicht erst später (nämlich in den ersten Tagen des Novembers) einträfe. Wie wir vernehmen, erregt die bevorstehende große diesmalige Annäherung des Kometen an die Erde, alles dessen ohnerachtet, was zum Troste furchtsamer Gemüther bereits darüber gesagt worden ist, hier und da doch noch Unruhe. Wir versuchen, dieser Besorgniß auf Einmal ein Ende zu machen, indem wir öffentlich und feierlich die Garantie für allen möglichen Nachtheil übernehmen, der der Erde aus dieser Kometennähe erwachsen könnte, ja wir nehmen sogar spezielle Lebens- und Güterversicherungen gegen eine äußerst billige Prämie an. — In der zweiten Hälfte des Oktober entfernt sich der Komet schnell wieder von uns, und gegen Ende des Monats ist diese Entfernung bereits wieder auf mehr als zwanzig Millionen Meilen angewachsen. Er eilt jetzt dem Punkte seiner Sonnennähe (Perihelium) zu, und durchschneidet diesen Punkt in den ersten Tagen des Novembers. *) Zugleich entschwindet er unsern Augen, da er vor dem Glanze der Sonnenstrahlen, in denen er sich verbirgt, nicht mehr gesehen werden kann. Zwar tritt er bald wieder aus denselben hervor und dürfte in den ersten Monaten des folgenden Jahrs (1836) am Südhimmel wieder sichtbar werden; aber bei seiner nun schnell bis auf viele Millionen Meilen zunehmenden Entfernung von der Erde wird er wohl nur noch sehr klein und schwach erscheinen. Vom April 1836 an aber entweicht er unsern Blicken gänzlich in den unermeßlichen Himmelsraum, um erst nach 76 Jahren, im Februar 1912, zu uns zurückzukehren.

Unterdeß aber hat sich am 20sten November Mittags eine Sonnenfinsterniß ereignet, deren wir indeß, da sie nur in einem kleinen Theile vom südöstlichen Europa, Afrika und Asien zu Gesicht kommt, hier keine ausführlichere Erwähnung thun; und am 7ten desselben Monats, Abends gegen neun Uhr, ist Merkur vor der Sonnenscheibe vorbeigegangen, ohne daß auch diese Erscheinung in unsern Gegenden bätte beobachtet werden können, da die Sonne alsdann schon lange unter unsern Horizont hinabgesunken ist. Südlich vom Cap der guten Hoffnung, auf den ostindischen Inseln u. s. w. dagegen wird dieser Durchgang beobachtet werden können. Ende Decembers endlich kommt der prächtige Jupiter mit der Sonne in Opposition, glänzt die ganze Nacht am Südhimmel, und beschließt damit die Reihe der merkwürdigsten diesjährigen Himmelserscheinungen.

*) Die beiden französischen Mathematiker, Damoiseau und Pontécoulant, welche sich sehr eifrig mit der Berechnung des diesmaligen Laufes des Halley'schen Kometen beschäftigt haben, stimmen in der Angabe des Augenblicks seines Durchgangs durch das Perihel noch nicht genau zusammen; der erstere gibt den 4ten, der andere den 7ten November dafür an. Diese Differenz rührt von der äußerst ordentlichen Schwierigkeit der ganz genauen Bestimmung der Störungen her, welche der Lauf des Kometen durch die Anziehung der andern Körper unsers Planetensystems erleidet. Wer den Muth, die Kraft und das Geschick hat, die Berechnung dieser Störungen zu verfolgen, den verweisen wir auf Pontécoulants Théorie analytique du Système du monde. II. 126., wo alle Hülfsmittel einer höchst vervollkommneten Analysis dazu aufgeboten sind. Aber, wie gesagt, sehr viel Muth und sehr viel Vorkenntniß gehört dazu. R.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Reform der Opernbälle.

Mit dem Winter haben auch die Bälle und Soirées dansantes sowohl, als musicales begonnen, und es müßte Jemand wahrlich ein Menschenfeind seyn, wenn er dabei keine Belustigung fände. Was mich immer wundert, ist, wo doch alle die Leute herkommen, welche die Schauspiels- und Konzertsäle, die Privatcirkel, die Bälle u. s. w. füllen. da man doch weder die Straßen, noch die Buden, noch die Häuser leer findet. Es muß in Paris eine unsichtbare Volksmenge geben, die erst am Abend und in der Nacht sich öffentlich zeigt, indeß die andere bekanntere sich zum Schlafengehen anschickt. Dieser Winter beschenkt ihnen einen langen Karneval, dem die Ballunternehmer die mannichfaltigste Gestalt zu geben bemüht sind; sie sind darauf aus, die Bälle zu vervollkommnen und sie noch angenehmer zu machen, als gewöhnlich. Vielleicht denkt Mancher, das Angenehmste an einem Balle sey der Ball selbst, und es lasse sich daran nichts vervollkommnen. Das mag auch in einer kleinen Stadt, wo die Jugend nichts weiter verlangt, als sich zum Tanze zu vereinigen, der Fall seyn; allein in Paris fiel es doch schon lange auf, daß der Ball bei Weitem das nicht sey, was er seyn könnte; ich meine vorzüglich den Opernball, der doch der Ball des Königs aller Pariser Bälle war; leider war er auch zu gleicher Zeit der Lästigste, und nur wenige Leute belustigten sich auf demselben durch das sogenannte

Digitized by Google

Intriguiren, das heißt dadurch, daß sie in Verkleidung nicht verkleidete Leute foppten, und ihnen ihr Betragen, ihr mißliches und öffentliches, ironisch vorhielten. Vom Tanze war wenig die Rede, und die Versammlung hieß wohl deßwegen ein Ball, weil nicht getanzt wurde. Zwar sah eine Truppe von Spielleuten da, und Contretänze wurden so gut gespielt, wie auf jedem andern Balle; allein die Tänzer und Tänzerinnen erschienen nicht, wie es denn überhaupt nicht zu den guten Tone der großen Welt in Paris gehört, öffentlich zu tanzen, daher man auf den öffentlichen Bällen fast nie Jemand aus der vornehmen Welt unter den Tänzern auftreten sieht; diese Welt entschädigt sich auf den vielen Privatbällen, und überläßt die öffentlichen denjenigen Personen und Familien, welche zu Hause keine großen Cirkel halten können. So ging es denn auf den Opernbällen sehr lanaweilig her; denn wenn nicht getanzt wird, so bietet ja nichts übrig, als auf und ab zu gehen und einander anzuschauen. Die Verkleidungen machten die Sache nicht viel angenehmer. Man kennt ja einander so wenig in dem großen Paris, daß die Leute gar nicht nöthig haben, sich zu verkleiden, um ungekannt zu bleiben, wofern sie nicht notorische Personen sind. Dr. Veron, der Operndirector, hatte daher schon lange darauf gesonnen, wie er den Bällen in seinen Saale einen neuen Charakter geben, und, was auf sind hinauslänft, die elegante Welt wieder herbeizichen könnte. Er, der es vermocht hatte, die Oper anzustatten, wußte sich natürlich auch dazu berufen zu fühlen, dieselbe Umwandlung mit dem Balle vorzunehmen. Bereits im vorigen Jahre stellte er Versuche an, und diese sind bekanntlich glücklich abgelaufen. Diesen Winter seit er nun sein Restaurationssystem auf großartigere Weise fort, und dessselbe Erfolg, ja ein noch größerer krönt sein Unternehmen. Die Opernballe sind eine Modesache geworden und haben bedeutenden Zuspruch, obschon der Herr Director, wegen all der sonnen Sachen, die er dem Publikum darbietet, den Eintrittspreis noch auf zehn Franken erhöht hat. Glücklicherweise gibt es in Paris der Leute, die zehn Franken für eine Beinstich 3 ausgeben können, ohne sich an andern Ausgaben Abbruch zu thun, eine so große Menge, daß sie mehrere Schauspielhäuser füllen könnten; aber natürlich scheitert dieser erhöhte Eintrittspreis auch wieder Viele aus, die andernfalls das Ballvergnügen wohlfeiler haben können. Dr. Veron hat also so gehandt: daß Tanzen von Mitternacht bis zum Morgen ist, wie bereits da nicht getanzt wird, eine langweilige Sache; folglich will ich dies monotone Vergnügen durch verschiedene Intermezzo's unterbrechen. Hier soll mir ein komischer Schauspieler von einem der kleinern Theater possirliche Scenen zum Besten geben, dort sollen Karikaturen dargestellt werden, derauch sollen musische Darstellungen folgen, und da Jedermann zum Gewinnen aufgelegt ist, so will ich eine kleine Lotterie veranstalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dresden, Januar.

(Beschluß.)

Theater. Der Freischütz und die Hermannsschlacht.

Auf dem Theater führt Raupach, wie anderwärts, so auch hier, durch seine ältern und neuesten Stücke das große Wort, und bei dem jetzigen Stande der deutschen Bühne gewiß mit Recht. Darum arbeitet aber doch, wie vormals neben Kotzebue, nebenher manches andere neue und alte Bühnenwerk. Zu den letztern, vorzüglich gefallenden gehört unter andern das mehrmals schon gegebene Lustspiel: „Lüge und Wahrheit.“ Die Oper gemießt einer vorzüglichen Gunst, zumal wenn der Name: Schröder-Devrient, den Anschlagzettel schmückt. Man kann mit Recht sagen, das diese musikalische Größe, obnacachtet ihrer anstrengenden Gage, die wohlfeilste Sängerin sey; denn in dem Grade, wie sie, wird gewiß äußerst selten eine Gesangsbegeistrung ganz allein durch ihre Erscheinung, ohne Rücksicht auf den Gehalt des Stückes, das Haus mit anhaltigen Zubrörern überfüllen. Zu den Neuigkeiten auf diesiger Bühne gehören „Ali Baba“ und „Alcyse;“ aber schwerlich würde ohne die Zauberin Schröder-Devrient das von allen Kennern in Schutz genommene Stück des Veteranen Cherubini die verdiente Anerkennung gefunden haben. Weit mehr noch dem allgemeinen Geschmack war „Alcyse“ von Maurer, und die Hauptrolle, von der lieblichen Schneider gegeben, ergötzte ungemein. — Der Besuch der Konzerte, auch sogar solcher, die besonders glänzende Erwartungen erregen müssen, leidet in diesem Winter einen starken Abfall gegen den vorigen. Allerdings trug zu der ungemeinen Theilnahme an derselchen reizenden Gesellschaftungen im letzten Winter der Landtag sehr viel bei. Uebrigens hatte das neuste Konzert, das des Konzertmeisters Rolla, vorhältnißmäßig zahlreichen Zuspruch.

Die Reitergesellschaft des Herrn Wolf aus Berlin, welche schon eine ziemliche Zeit großentheils vor einer zahlreichen Versammlung ihre Künste darlegte, und unter andern auch besonders durch einen sehr vorzüglichen Equilibristen und eine überaus niedliche Reiterin sich empfehlen soll, hat neuerdings den Gange ihres künstlerischen Ubrwerkes drei neue Gewichte eingehängt. Im hiesigen Tagblatte lautete der Anfang der ersten Ankündigung dieser drei Wettwunder also: „Jean Düpuis, erster Römer und Athlet, der Einzige, welcher reitet, um das berühmte Kampfspiel der Römer vorzustellen, zeigt einem hochverehrten Publikum ganz ergebenst an, daß er in Gesellschaft der Demoiselle Teutsch, erster Herkulesfür in Europa, welche an Stärke jede Kraft eines männlichen Herkules übertrifft, und des berühmten Jongleurs, Herrn Kähne, während seines hiesigen kurzen Aufenthalts u. s. w.“ In demselben Blatte stand erst vor einigen Tagen der Rath, man möchte sich zu breiten, in Herrn Düpuis und dem Fräulein Teutsch „die Quintessenz des männlichen und weiblichen Geschlechts zu sehen und zu bewundern.“ Dieser Herr Düpuis hat auch wiederholt „die stärksten Männer der Stadt und ganzen Gegend“ zum Ringen mit ihm, öffentlich oder auch privatim, wie es dem Gegner gefällig sey, eingeladen, und nicht nur Jedem, der ihn dabei auf den Rücken werfen sollte, eine Prämie von 500 Thalern preußisch Courant verheißen, sondern sich in diesem Falle oder Unfalle äußerdem noch anheischig gemacht, 200 Thaler in die hiesige Armenkasse zu zahlen. Anfangs schien die Aufforderung ohne Wirkung bleiben zu wollen; endlich aber fanden sich doch mehrere starke Männer, genügt, das Stümmchen zu verdienen; statt dessen aber lente der französische Herkules sie auf den Rücken. Endlich aber am 8ten dieses Monats kam ein eigener Fall vor. Ein starker Fleischhauer bietet sich zum Kampfe dar; und siehe, er soll unserm Herkules wirklich zu schaffen gemacht haben; allein zuletzt gelang es ihm doch, seine Halsgbrüchtheit an dem kraftvollen Sterblichen geltend zu machen. Es müssten indessen in einem Theile der Zuschauer Bedenken gegen die Rechtmäßigkeit der von dem Sieger dabei angewendeten Mittel entstanden seyn. Wenigstens ist eine ziemliche Anzahl Menschen auf die Bühne gedrungen, um, wie behauptet wird, Rechtsschutz von ihm zu fordern; Herr Düpuis war jedoch nicht mehr zugegen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 37.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 12. Februar 1835.

Er küßt die bleichen Lippen
Mit lächelndem Scheideblick;
Geht tief hinab zum Strome —
Und kehrt nicht mehr zurück.

H. Seidel.

Der Fährmann von St. Goar.

Ballade.

Bleich schimmert ein Licht noch um Mitternacht
Vom Strand des Rheines her,
Der müde Fährmann sizt und wacht,
Das Kind liegt krank ihm schwer.
Er küßt die heißen Händchen ihm,
Spricht manches Tröstungswort;
Umsonst, des Fiebers Ungestüm
Es wüthet immerfort.

Und wie vor Angst er will vergeh'n,
Da richt't das Kind sich auf,
Spricht leis: „Ach Vater, das klingt schön —
Ei Vater, merk doch d'rauf:
Hohlüber! ruft es, hörst du nicht?
Hohlüber! o mach' bald,
Eh' dir der Sturm den Kahn zerbricht.“ —
Dem Fährmann schauert's kalt.

Und wie er steht in banger Qual,
Zuredend seinem Kind,
Erschallt es laut das dritte Mal:
„Hohlüber!“ durch den Wind.

Noch weiß der müde Fährmann kaum,
Was er darauf beginn',
Bald starrt er durch den nächt'gen Raum,
Bald auf den Knaben hin.

„Hohlüber Vater in Gottes Nam'!
Viel wohler ist mir schon.“
Das Aug' ihm glänzte wundersam,
Wie also sprach der Sohn.
Der Fährmann drückt noch einen Kuß
Auf seinen heißen Mund:
„Leb wohl! der treue Fährmann muß
Bereit seyn alle Stund.“

Durch Nacht und Fluth hinrauscht der Kahn,
Das Kind horcht nach ihm lang,
Bis plötzlich Schlaf in's Aug' ihm kam,
Der Ruderschlag verklang.
Der Knab' entschlief und träumte süß
Von einem Fremdling schön,
Durch den ihn Vater grüßen ließ,
Der war so lieb zu seh'n.

Der sang im Traum ihm vor ein Lied
Von einem Fährmann treu,
Der über'n Rhein des Nachts noch zieht
Und holt der Brüder zwei.

Digitized by Google

Der Eine, mohnbekränzet, stand
So jugendfroh und roth,
Der Andre hatt' ein Schwert zur Hand,
Sah bleich aus, wie der Tod.

Und von dem Fährmann keck befragt,
Was drüben ihr Begehr?
Ich will zu dir, der Frohe sagt,
Die Arbeit ward dir schwer;
Ich will dich stärken mit Schlafesruh. —
Ich weiß 'ne Blume steh'n,
Der Bleiche spricht und lacht dazu,
Die Blume, die will ich mäh'n.

Dem Fährmann ob der Antwort graut; —
Da stößt das Schiff an's Land,
Der bleiche Fremdling aber schaut
Schon nach der Blum' am Strand.
Da sinkt der Fährmann hin vor ihm:
Laßt mir die Blume stehn!
Fleht er mit Angst und Ungestüm,
Sie schmückt den Strand mir schön.

„Schaff' mir ein andres Opfer her,
So mag die Blume blüh'n;
Vergebens siehst du nimmermehr
Mich jezt von dannen zieh'n.“ —
Da steht der Fährmann hochentzückt — — —
— Des Knaben Traum war aus;
Die liebe Morgensonne blickt
Hell in des Fährmanns Haus.

Ob Traum und Lied auch eine Thrän'
Entlockt dem holden Kind,
Es war so blühend anzuseh'n,
Wie, wenn im Morgenwind
Die Blume spielt, vom Thau benezt,
Am grünen Uferrand,
Und auch zum lieben Gotte jezt
Hebt dankend es die Hand.

Drauf springt der Knab' an's Ufer hin,
Wo Vaters Nachen lag,
Denn überraschen wollt' er ihn
Mit frohem „Guten Tag“ —;
Doch weh! der Kahn verschwunden war,
Und um das Erlgesträuch
Schlang sich des Fährmanns nasses Haar,
Er lag so starr und bleich.

Hermann Matthäy.

Die Schule der Grobheit.

(Fortsetzung.)

Die Grobheit aus Faulheit der Seele äußert sich vornämlich durch Unterlassungen und Auslassungen, z. B. im Antworten und Auskunftertheilen, im Besorgen und Ausrichten des Aufgetragenen, im Begrüßen, Melden und Mitreden. Der seelenfaule Grobian geht sogar auf Gefühle und Empfindungen sehr unwillig, wohl auch einmal ganz und gar nicht ein, bezeigt keine Theilnahme, weder an den Freuden noch an den Leiden Anderer, und sieht endlich sogar bei den geistreichsten und tiefsinnigsten Gedanken völlig so gleichgültig aus, als bei den allergemeinsten. Wer denn hätte es nicht schon erlebt, wie sehr diese Art der Grobheit bei lebhaften Erregungen des Gemüths und Geistes den Leuten im Wege steht! welche schauderhaften Störungen, Hemmungen, Stockungen sie veranlaßt! Und dieses zu vermeiden, pflegen gutartige, wohlerzogene, höfliche, auch sonst ganz wahrhaftige Menschen ästhetische und andere Entzückungen oft recht künstlich nachzuahmen und den übrigen vorzuspiegeln, als sey's ihnen eben auch recht erwärmlich im Gemüthe. Sie entzücken sich mit den Kennern an Malereien, welche für sie wohl nicht besser sind, als jedes andere alte Brett, oder an Gedichten, bei deren Vorlesung sie klüglich geschlummert haben, sogar an Heirathsdeklarationen und Verlobungen, welche nur Verdruß und Neid ihnen erwecken. Solcher Abweichungen von seiner Bahn hat der Faulheitsgrobian sich fleißig zu enthalten. Er dürfte dabei nur aus seinem ganz ehrenwerthen Charakter fallen, auch damit nicht viel Glück machen, weil man jener Art Erheuchlung gar leicht hinter die Karte sieht und an einem gelangweilten Backenzuge, einem ängstlichen Augenzwange und Anderm den eigentlichen Zustand der Sachen bald erkennt.

Die Grobheit aus Faulheit des Körpers kommt überall an den Tag, wo mit den Armen und Beinen auszuhelfen wäre, z. B. beim Aufheben, Holen, Unterstützen u. s. f. Denn es ist der leibesträge Grobian bei solchen Gelegenheiten stets der lezte, und wird es für ihn schon ein Großes seyn, wenn nur überhaupt einige schwache Zeichen der Willfährigkeit an ihm der Wahrnehmung sich darbieten.

Das Princip der Rohigkeit des Gefühls, der Taktlosigkeit offenbart sich in der Grobheit in Fällen, da wohl etwas Schmerzliches und Verletzendes zu verschweigen oder zu verhehlen wäre, oder andrerseits auch ein Erfreuliches zu rechter Zeit auszusprechen. Denn es wird der taktlose Grobian mit allem Ungehörigen zuerst herausfahren und nie sich auf die Regel des berühmten Sancho Pansa besinnen können, welche ausspricht: daß im Hause

Digitized by Google

des Gehängten Niemand vom Stricke zu reden hat. Ei, wird er sprechen, wenn von Schmach, Schande und andern Schmerzlichkeiten die Rede, ei, mein Lieber oder meine Liebe, davon können Sie mitreden! — Man gießt solche Taktlosigkeiten häufig einer gewissen Zerstreutheit in die Schuhe, welche jedoch nur dem Genie einzuräumen ist, wovon später.

Die Grobheit aus dem Princip geistiger Ungelenkigkeit hat mit jener andern in der Wirkung viel Aehnliches, wird daher nicht selten die eine mit der andern lästerlich verwechselt. Dem feineren Sinne jedoch wird es bald und leicht auffallen, daß, wenn der Grobian aus Rohigkeit des Gefühls sogar nach seinen ärgsten Grobheiten stets unbefangen darein sieht, hingegen der Andere (der aus geistiger Ungelenkigkeit) stets sein Versehen auf der Stelle erkennt, darob erröthet, in Bestürzung географ.

Grobheit in Folge von Störungen der Gesundheit, welche bei kränkelnden, alternden Personen nicht ungewöhnlich ist, mögen ihre Pfleger, Diener des Bluts und andere Freunde nicht voreilig verwechseln mit den Grobheiten aller der übrigen Arten und Ableitungen, noch darüber jemals die Geduld und den Eifer der Dienstpflicht verlieren, noch die Wärme des Wohlwollens erkalten lassen. Man vermag ihr wahres Princip wohl zu ermitteln, da jeder Zug dieser Grobheit den subjektiven Grund an den Tag legt, da solche höchst selten eine äußere Veranlassung hat, noch einen Zweck und ein Ziel, sondern wild und regellos herausfährt, nach jedesmaligem Befinden des Leidesschwachen.

Die Grobheit aus dem Princip persönlicher oder körperlicher Unbeholfenheit pflegt in ihrer Vollkommenheit bei halbausgewachsenen jungen Leuten sich vorzufinden, deren Gelenke dick, deren Hände und Füße noch übergroß sind. Wenn je zwei sich niederbücken, irgend etwas aufzuheben, verfehlen sie nicht leicht, mit den Köpfen hart und schallend zusammenzustoßen. Diese Art der Grobheit bringt Niemand in größere Verlegenheit, als den Grobian selbst, vorausgesetzt, daß er gutartig und der Einwirkung keines der übrigen Grobheitsprinzipien ausgesetzt sey. Die Entschuldigungen, welche ein solcher Grobian vorzubringen pflegt, nachdem die Hände und Füße Vergehungen seiner Art begangen haben, sind gemeiniglich daran eben das meist Belästigende. Im Uebrigen machen sie den heiterssten Eindruck, und verzeiht ihnen sogar der etwa Gezwickte, Getretene, Gestoßene, des angenehmen Aufsehens willen. Die Schauspieler bedienen sich der Nachahmung dieser Grobheit in den Komödien zur Aufheiterung eines schleppenden Dialogs.

Die Grobheit aus Gewöhnung ist diejenige, welche bei nachlässiger Auferziehung durch tägliche Nachahmung grober Beispiele und Unachtsamkeit auf sich selbst allmählig wohl bei den Menschen dermaßen sich einfleischen kann, daß späterhin der Sache auf keine Weise gänzlich abzuhelfen ist. Diese Art der Grobheit hat keinen bestimmten und entschiedenen Charakter, äußert sich nach jedesmaligen Umständen bald in dieser, bald in jener sonst bekannten Form; es hängt dieses von den größten Zufälligkeiten ab, besonders von der Beschaffenheit derjenigen Muster, welche in jüngern Jahren dem Gewöhnungsgrobian eben vorgeleuchtet haben. Doch unterscheidet man diese Grobheitsart nicht schwer an der Oberflächlichkeit ihres Ansichens, das ist, an ihrem nicht aus der Tiefe des Daseyns Hervorgehen; denn ihre Formen sind bunnal und wiederkehrlich, nicht, gleich jenen der andern Grobheitsarten, frisch und auf der Stelle hervorgebracht. Auch pflegt sich in der Person des Gewöhnungsgrobians ein gewisser Kampf seines andern Willens mit den Tendenzen der Gewohnheit zu manifestiren, insofern selbiger häufig, über seine Grobheiten erschreckend, in der Mitte sie abbricht und nicht ganz zu Ende bringt, dabei wohl selbst in eine bemerkliche Beschämung geräth, die Augen niederschlägt und sich bemüht, die Aufmerksamkeit der Anwesenden von dem Geschehenen abzulenken. Wohl jedoch unterscheide ich diese Art der Grobheit von derjenigen, deren Princip in einer überdachten und planvollen Erziehung und Jugendbildung aufzusuchen ist. Es ist ein Anderes, ob Plan oder ob nur Zufall in einer Sache gewaltet habe. Allein der Erziehung zum Grobian denke ich ein eigenes Kapitel zu bestimmen, daher ich jetzt ungehindert zum letzten, nicht dem unwichtigsten Princip in der Grobheit übergehe: dem der Genialität.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, December.

Das Schützenfest.

Vor mehreren Monaten war unser Savoyen noch in Jedermanns Mund; gute und schlechte, alte und neue Karten des Landes wurden im Ausland zur Hand genommen, nicht etwa, um den Ort zu suchen, wo Hannibal über die grajischen oder cottischen Alpen gegangen, sondern wo eine Handvoll Abenteurer über den Leman herkam und einen ganzen Tag lang den Plan hatte, Alles bei uns über den Haufen zu werfen, was sie jedoch nach vierundzwanzig Stunden wieder aufsaden und eiligst abzogen; denn die Savoyer, die wohl wissen, was geben und stehen kann, lachten den Fremden in's Gesicht. Zum Dank erließ bekanntlich der König den wackern Gemeinden für ein Jahr alle Steuern und Abgaben und bezahlte diese aus seiner Privatkasse für sie. Auch dies ist nun fast schon alte Geschichte in unserer mit Dampfschnelligkeit fortschreitenden Zeit. Savoyen dürfte jetzt wieder bei Zönen in Deutschland, wie ferner, eine terra incognita, oder wenigstens ein außer-europäisches Land geworden seyn.

Digitized by Google

Zuletzt habe ich dem Morgenblatt vorigen Sommer von des Königs und der Königin Besuch in Ebamberg berichtet. Einiges muß aber dasselbe nachzutragen werden, da es nationale Farbe hat. Hieher gehört das Fest, welches die hiesigen Schützen dem königlichen Paar gaben. Diese Schützen haben wirklich etwas Mittelalterliches an sich, denn sie beißen nicht nur Chevaliers du tir, sondern ihr Eid lautet auch: Fidelité au Roi, dévouement à la patrie, honneur et loyauté, desgleichen soins et respect aux dames! Diese Gesellschaft vereinigt die gebildetsten und angesehensten Familien der Stadt, bürgerliche und adelige. Unter ihnen mögen besonders die Damen bemerkt werden, denn was schön, zum muthig und liebenswürdig unter ihnen ist, gehört zu den Schützinnen, die mit ihren Blicken richtig schießen. Das Fest war nicht bloß in seinem ganzen Umfang reich an Acten, womit in deutschen Städten hohe Häupter empfangen werden, es war auch anziehend, hier erst Könige mit ihren Königinnen und ihrem Hofstaat zusammen zu sehen, was bei Ihnen in Deutschland, dem Paradies der Konzesse, der Kaiser- und Königszusammenkünfte, zwar oft, bei uns aber nur selten der Fall ist. Zu diesem Fest war das ganze Schützenhaus mit Hof, Vorhängen, Gärten und Gebäuden festlich zu Beleuchtung, Feuerwerk und Tanz eingerichtet und geschmückt. An den obligaten und stereotypen Triumphbogen. Inschriften, Wappen, Emblemen u. s. w. war auch gewiß kein Mangel. Am sieben Uhr Abends (25sten Juni) kam die bisherige Schützenkönigin an und wurde von dem Connetable empfangen, der hier die Stelle des bisherigen Königs versah; hierauf nahm sie mit ihrem Hof in dem Pavillon ihren Thron ein. Als die neue Königin (Mlle. Morand) mit ihrem Hofe ankam, wurde sie an ihren Wagen von dem Kapitän der Gesellschaft empfangen, der neue König (Graf von Edambesp) überreichte ihr hier den gewöhnlichen Blumenstrauß und empfing von ihr dagegen das herkömmliche Dezendand. Der Connetable und die bisherige Königin führten sie in den Pavillon; hier wurde der neue König in sein Königthum eingesetzt und die Königin nach dem Herkommen gekrönt. Die junge Königin empfing nun die Huldigung der Gesellschaft, als endlich gegen halb acht Uhr der eigentliche König mit seiner Gemahlin kam. Sie wurden von beiden Schützenmajestäten am Wagen empfangen. Im ersten Saal des Pavillons reichte Hand sind der fürstlichen Thron und darüber, da der König sehr auf seine Kriegsthaten, den Trocadero u. s. w. hält und sich gern daran erinnern läßt, ein ungeheurer Lorbeerkranz mit goldenen Blättern. Links von diesem Thron stand der des Schützenkönigs und seiner Königin. Ihn zierte kein Lorbeer, sondern nur ein Kranz von Rosen und Jasmin, der besser für die blühende Schönheit paßt, denn die Königin war eines unserer reizendsten Mädchen. Bald nach der Ankunft der hohen Herrschaften begann der Ball mit einer Quadrille, desselben aus den zwei Schützenkönigen, ihren Königinnen, Großbeamten und Hofdamen. Auch die Illumination und das Feuerwerk verdienten Lob.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Reform der Opernbälle.

Diese Lotterie war im vorigen Jahre erst noch im Entstehen, also unvollkommen. Damals waren die Gewinne klein, und Veron hatte den Plan so angelegt, daß auf einem Balle die Loose mit den Eintrittsbilletten verbleit und auf dem nächstfolgenden die Gewinnste gezogen wurden. wodurch also eine Reihe von kleinen Liebungen entstand. Jetzt aber, da es ihm gelungen ist, die reiche Welt wieder herbeizuziehen, legt er seinen Plan anders an. Es werden nun zwölf Preise von 5 — 8000 Franken ausgesetzt, wozu Jeder, der seinen Eintritt bezahlt, ein Loos bekommt, so daß die Zahl der Theilnehmer mit jedem Balle zunimmt. Am künftigen Fasching hat eine große und einzige Ziehung statt, und erst dann werden die zwölf Glücklichen durch das Loos bezeichnet. Vor der Hand sind die vortrefflichen Preise bei jedem Opernballe öffentlich ausgestellt, und Jedermann kann im Voraus das Glück ermessen, das seiner harrt, wofern ihm das Schicksal wohl will. Da erblickt man einen echt orientalischen Shawl, einen reichverzierten Flügel aus der Pleyelschen Instrumentenfabrik, ein Silberservice aus einer der ersten Werkstätten von Paris, eine Karte für eine Opernloge auf ein ganzes Jahr, was so viel heißt, als einem 4 — 6000 Fr. schenken. Ferner werden noch zwei oder drei Gemälde versprochen, die zwar noch nicht fertig, aber von Opernbrettor bei ausgezeichneten Künstlern bestellt sind. Diese Lotterie muß wohl etwas sehr Anlebendes haben, da auch die komische Oper dieselbe Bälle mit Lotterien veranstaltet hat, und sich deßhalb den Eintritt ebenfalls mit zehn Franken bezahlen läßt. Es wäre sonderbar, wenn die Lotterien, deren man im Staate so zu werden sucht, und die auch in wenig Jahren verschwinden werden, auf den Opernbällen wieder zum Vorschein kämen und hier wieder eine Vorbedeutung von Seiten der Regierung nöthig machten. Freilich ziehen diese Opernlotterien den Armen das kümmerlich ersparte Geld nicht aus der Tasche; die Habsucht reizen sie auch nicht, sie sind nur ein Mittel, um mit dem Gelde der Reichen Kunstsachen abzusetzen, und daher eher unglücklich, als schädlich. Aus ähnlichen Rücksichten hat sich auch die Regierung den Lotterien von allerlei Gewerbsgenossenschaften, welche zum Besten der Armen veranstaltet werden, nicht widersetzt, sondern dieselben im Gegentheil befördert. Die Balldeputirten haben ferner die mimischen Darstellungen in Aufnahme gebracht, besonders Darstellungen berühmter Gemälde, was sonst ein in Paris gar nicht beliebter Kunstzweig war. So hat man auf den letzten Opernbällen Paul de Laroche's letzte Gemälde, „Cromwell neben dem Sarge König Karls I. und dessen Johanna Gray vor ihrer Hinrichtung" dargestellt. Nur hat man die Wahl getadelt, da solche tragische Sujets mit den darauf folgenden Possen in grellen Kontraste stehen. Die komische Oper hat auch noch einen Trupp deutscher Sänger angeworben, welche die Versammlung mit Chören ergötzen müssen. Diese Chorsisten waren für das Theatre nautique verschrieben worden, welches die Absicht hatte, wie ich früher gemeldet habe, deutsche Opern zu geben, da es mit dem Wasserdecken, dem Hauptzweck des Théâtre nautique, nicht mehr ging. Die guten Landsleute glaubten, ein Wort sey ein Wort, und kamen nach Paris mit der Ueberzeugung, sie würden an jenem Theater deutsche Opern singen; allein die nautische Anstalt hatte schon seine Lust mehr, in der deutschen Oper ihr Heil zu suchen, und fürchtete, dadurch vom Regen in die Traufe zu kommen. Zum Glücke haben die deutschen Chöre einen gewissen Ruf in Paris erlangt, und man hat sogar schon den Direktor der großen Oper in den Tagesblättern aufgefordert, sich mit solchen Chören zu versehen. Allerdings haben die deutschen Chorsänger einen tiefern Baß und mehr Ausdruck im Gesange, als die französischen, unter denen sich immer einige quäkende Stimmen unangenehm vernehmen lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 38.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 13. Februar 1835.

Parbleu, vous êtes fou, mon frère, que je crois.
Avec de tels discours vous moques-vous de moi?
Molière.

Das Landhaus zu Simonetta.

Ein dramatisirter Scherz.

Vom Freiherrn von Sternberg.

Christian, der Diener, tritt auf.

Wie ist doch Thorheit jeglicher Beginn,
Jeglicher Ausgang eines Menschenwerks!
Ich komme anzuklagen meinen Herrn:
Erst kauft er dieses Landhaus, gibt
Gewicht'ge Summen hin, erhandelt nun damit
Das Schloß, Geräthe, sonstiges Mancherlei,
Das Gärtchen hier, und was die Hauptsach' ist,
Das prächt'ge Wunder der Natur, ich meine
Das Echo, wovon ihr wohl schon gehört,
Das hier im Schlosse sich zu Haus befindet.
Kaum sind die Dinge fein, so reizet Wankelmuth
Ihn, um den halben Preis sie wieder wegzuschlendern.
Und wer hat sich als Käufer eingefunden? —
Es schickt uns England einen tauben Lord,
Der kaufen will, ohn' daß des Hauses Bestes,
Der Echo Stimme, ihm vernehmbar wird.
Wie nennt ihr, Freunde, nun wohl solchen Käufer,
Solchen Verkäufer? — Thoren, mein ich, nicht?
Ich wenigstens, ich nenne sie so; — doch halt!
In's Unglück schwatz' ich mich hinein und bin
In diesem Bunde wohl der dritte Thor. Was geht
Der ganze Handel mich, den alten Diener, an?
Ich halte doch schon hier im Schlosse aus;
Mich hat das holde Fräulein, dem ich diene, —
Ich meine Echo, merkt ihr wohl, ich schmeichle
Ihr, weil sie nahe ist, und jedes Wort vernimmt —
Mit manchem Silbergroschen reich versehn; es treffe
Nun wie es will, mein Antheil ist mir sicher.
Doch siehe da, es naht der Herr, mit ihm sein Schwager;
Sie beide sind erhitzt, und wie es scheint im Streit,
Da eil' ich, aus dem Staube mich zu machen.
(Ab.)

Baron und Graf.

Baron.

Nein! nein! Unduldbares ward Keinem auferlegt,
Und dieses ist unduldbar!

Graf.

Scherze nicht,
Ein trefflich Landhaus einer Grille wegen
Um einen Spottpreis wegzuschlendern —

Baron.

Freund, der Preis
Ist nicht so spottend, wenn man weiß,
Wie ich mit diesem Haus verspottet worden.

Digitized by Google

Ein Furienschloß ist es, ein Musterbild
Zu einem infernalischen Folterkabinet!
Hätt' Dante's göttliches Genie geträumt
Von Qualen so verwünschter Art, gewiß
Er hätte nirgends anders als hierher
Der Hölle tiefsten Marterpfuhl versetzt. —
O Gott, ich kam hierher, ein ganz gesunder Mann,
Mit Sinn für Schönheit, Tugend, Liebeszauber,
Mit wachem Ohr für jedes Wohllauts Stimme,
Und ziehe fort, schwerhörend, schreiend,
Mit gellendem Organ, beklemmter Brust,
Durch Mißmuth, Zorn, Drangsale aller Art
Verwildert und im Innersten zerstört;
Mit mir führ' ich die taube Tochter fort
Und einen Diener, den zum Krüppel mir
Ein unbeholfner Wütherich geschossen.

Graf.

So gieb dir doch noch zum Bedenken Zeit!
Weßhalb so eilig deine Flucht betreiben?

Baron.

Ich rette, was mir noch an Sinne blieb.
Man spricht wohl von des Niagara Sturz,
Vom wilden Brausen des Schaffhauser Falles —
O göttlich Orgelspiel des freien Elements! —
Hier stürzt von Fels zu Fels in Kataraften
Der Narrheit Strom sich nieder! — Ach, ein Schwall
Von unermüdlichen Erbärmlichkeiten fällt
Mir brausend täglich an dem Ohr vorüber.
Ja, denke dir, es wär' im Sturz des Rheins
Jedweder Tropfen eine Dummheit, kreischend
Fiel' eine in die andre, bis der ganze Strom
Nur eine einz'ge hundertzüngige Dummheit würde —
Fürwahr, nicht ärger plagte solch' ein toller Sturz
Als hier das tolle Spiel der Fragenden mit Echo.

Graf.

Dein Unglück treibt zu lust'gen Scherzen dich.

Baron.

Sagt irgendwo ein Mann was Albernes,
Entschlüpft der Weiberzung' was Ungehöriges,
Man läßt es still vorüberge'n, es taucht
Hinab, und Niemand hat's gehört.
Entsetzlich aber, wenn solch falscher Stempel,
In Echo's Werkstatt tausendfach geprägt,
Sich unaufhaltsam nun in Umlauf setzt,
Des Biedermannes Ohr gleich einer Tasche
Mit falscher Münze klappernd überfüllt! —
Wo lebt auf Erden Jemand, der die Qual
Je duldete, die ich hier täglich dulde? —
Was ward nicht Thörichtes erdacht, hier ausposaunt? —
Des Liebeswahnsinns kranke Spielerei,
Die Schmeichelnamen hirnloser Zärtlichkeit,
Was nur ein schmachtendes Geschöpf bei sich
In seines Heimathsdöhchens Raum erfindet,
Wird hier dem Echo lärmend vorgetragen.
Zuchtlose Jungfrauen erblöden nicht,
Vielfache Buhlernamen mit geschwindem
Marktschreierton dem Echo abzulocken,
Und Liebesworte werden zugefügt, die oft
Mich schamroth machen ob der Zeiten Zucht.
Oft aber senden jene Ungehörige
Nur Seufzer aus, doch solche sturmerfüllte,
So aus des Busens Innerstem entlassene,
Daß mir im Grauß das Haar zu Berge steigt,
Wann's sechzigmal nun im Gebirge seufzt,
Mit thränenpressendem Gestöhne seufzt! —

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Schule der Grobheit.

(Fortsetzung.)

Die Grobheiten, welche dem Genie wohl anzuhängen pflegen, haben einen gedoppelten Grund. Denn theils entstehen sie aus jenen Abwesenheiten, welche den Geist befallen, während die Seele über Großem brütet; theils auch aus bloßen Aufwallungen der Ungeduld über Störungen der Begeisterung durch Hinzubringen eines Gemeinen oder doch Ungehörigen. Die Grobheiten aus Abwesenheit des Geistes sind häufig ergötzlicher Art, den Klätschern ein erwünschter, den Kalendermachern aber ein nahrsamer Stoff. In unsern Tagen sind wenige Menschen in dem Maaße roh, daß sie nicht dem Genie jeden beliebigen Verstoß gegen den Gebrauch im voraus einräumen und zu gut halten sollten. Denn sie wissen, daß bei innerer Bewegung der Seele die Oberfläche des Daseyns nicht anders ist und seyn kann, als die Spiegelfläche des Meers vor nahendem Sturme. Allein wie Kinder das Meer in solchem Zustande durch hineingeworfene Steine weithin zu kräuseln vermögen und wohl dann sich Meister dünken des mächtigen Elements, so pflegen auch Dummköpfe gern der Abwesenheiten vortrefflicher Geister zu spotten, während derselben ihnen Fallen zu stellen, sie zu Reden und Handlungen zu veranlassen, welche nach der Hand von ihnen für Grobheiten ausgegeben und mit vielem Jubel erzählt und verbreitet werden. Grobheiten mögen sie denn immerhin seyn, bis an's Ende der Welten, allein Grobheiten

Digitized by Google

aus keinem niedrigen, sondern aus einem höchst vornehmen Princip. Mehr von menschlicher Schwäche haben die genialen Grobheiten aus blosser Ungeduld. Schon von Seiten des Nutzens angesehen, ist es eine schlechte Oekonomie der Zeit und Lebenskraft, über Störungen ungeduldig zu werden; denn es bringt die Ungeduld eine zweite und längere Störung herbei. Nun aber geht solche vom Subjekt aus, steht also wohl auch in der Obhut und Gewalt des Subjekts, und kann mithin von demselben gezügelt und beschränkt werden. Habe ich doch einen Gelehrten gesehen, welcher, sobald bei Störungen und sehr unerklecklichen Gesprächen die Geduld ihm ausging, ungesäumt an ein weißes Pferd zu denken unternahm und hiedurch in seiner Seele das gestörte Gleichgewicht in wenig Sekunden wieder herstellte. Dieses und Aehnliches, wenn es dessen gibt, würde, bei mehr verbreiteter Anwendung, der finstern Miene, dem ungeduldigen Umhergehen, den heftigen Reden und starken Ausdrücken eines durch Störungen empörten Genies sehr glücklich abhelfen; welches alles von Ungewichten meist so gar tief empfunden wird, daß eben deßhalb den vortrefflichen Geistern von jeher viel Haß und wenig Gunst erzeigt worden ist.

Vom Nutzen der Grobheit und von besondern Fällen ihrer Anwendung.

Es treten im Leben Fälle ein, in welchen die Grobheit gewissermaßen unentbehrlich wird. Sie dient zuerst als Schutzmittel gegen die Grobheiten anderer, welche, nach den Umständen, sie bald anticipiren, bald wenigstens erwidern soll. Sie dient ferner, vor der Welt den beliebten Charakter einer rücksichtslosen Offenheit anzunehmen, welche so ganz ungemein behülflich ist, eine absichtsvolle, berechnete Thätigkeit den Blicken sogar scharfsichtiger Beobachter ganz zu verhehlen. Denn in neun von zehn Fällen wird der Grobian von den Leuten als ein offenherziger Biedermann aufgefaßt und hochgeschätzt werden, was denn nothwendig über dessen mögliche und denkbare böse Ränke keinen Argwohn dürfte aufkommen lassen. Sie dient endlich bei vieler Eile, oder nur Eiligkeit, durch ein dichtes Gedränge zu Päßen, Audienzen und Aehnlichem mehr zu gelangen, oder auch mit sehr langwierigen Leuten früher abzumachen, wenn Letztes überhaupt möglich ist. Es ist nichts so Geringes, einige Stunden und Tage aus jenem großen Zeitbankerott zu retten, dem bei gewöhnlichem Umlauf der Dinge so viele einflußreiche Männer und reizbare weibliche Seelen auf die Länge gar nicht entgehen können. Nicht minder kann durch wohlangebrachte und klug ermäßigte Grobheiten oftmals eine schon lebhafte, stark entzündete Streitigkeit sehr glücklich vermittelt und beigelegt werden; denn es behalten sehr gereizte Personen, obwohl längst schon unempfindlich gegen Rath und Gründe, doch für die Grobheit immer noch einiges Gefühl und Gehör, kommen daher bisweilen über den neuen schmerzlichen Eindruck zur Besinnung und Reflexion über den ältern.

Diese nützliche und förderliche Grobheit kann nun beliebig durch alle Grade und Stufen hinaufgesteigert werden bis zur Bravade, und von der Bravade wiederum zu den Thätlichkeiten. Allein bevor man die Leute in's Gesicht schlägt, hinaustritte gibt und so fort, erwäge man doch stets die möglichen Folgen solcher Handlungen, und erspare sich überhaupt diesen Endpunkt der Steigerung für die großartigen Situationen und Katastrophen, von welchen so wenig als vom Tode eine Rückkehr möglich ist.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Beschluß.)

Deutsche Choristen. Tanz zur Orgel. Bälle.

Die deutschen Choristen erfuhren bei ihrer Ankunft in Paris, es sey von keiner deutschen Oper mehr die Rede, und das Klügste sey, wieder nach Hause zurückzukehren. Zum Glücke für sie betam aber die komische Oper Lust, sie auftreten zu lassen, und nahm deßhalb eigens die schon seit mehreren Jahren bei Seite gelegte Weberische Oper, „der Freischütz.“ wieder vor. Daneben müssen diese Sänger (es werden ihrer vierzig angegeben, die aber wahrscheinlich nicht alle mit deutschen Päßen versehen sind) auch noch auf den Bällen, welche das Operettentheater wöchentlich einmal gibt, auftreten und singen. Außerdem hat dieses Theater für seine Bälle noch eine bedeutende Musikantentruppe gemiethet, die sogenannte Musardiere, welche auf einer Art von Bühne sitzt, die mitten im Saale, von einer Loge zur andern gegenüberstehen, aufgeschlagen ist. Musard ist seit einem oder zwei Jahren ein berühmter Mann in Paris geworden. Er ist der Erfinder der täglichen Konzerte, die im Sommer unter den Bäumen der Champs elysées, den Winter hindurch aber in einem der großen Säle der St. Honoréstraße gegeben werden. Auch ihn hat die Ballsucht diesen Winter ergriffen, und er gibt Bälle, welche das einzige Sonderbare haben, daß dasselbe Instrument, welches bei seinen Konzerten täglich gebraucht wird, ich meine die Orgel, auch die Musik der Contretänze begleitet. Ich wüßte nicht, daß man sonst wo auf dem Erdball nach der Orgel tanzte, als bei Herrn Musard in der St. Honoréstraße zu Paris. Wer die Sonderbarkeit sehen und hören will, muß vor Ende des Faschings hieher kommen. Es wäre dann möglich, daß er in 24 Stunden Zeuge würde vom vierfachen Gebrauch der Orgel, in der Kirche, in der Meyerbeerschen Oper Robert le diable, in dem Musardschen Konzerte und dann endlich

Digitized by Google

Nachts auf dem Musardschen Balle. Die andern Theater, welche Bälle geben, wie das Theatre des Varietés, Odeon, Théatre du Palais-royal, haben dergleichen Raritäten nicht aufzuweisen. Drdhalb geht es aber auch denselben nicht minder lustig zu. Die jungen Leute finden diese Bälle noch um vergnügender, als die großen, und besuchen sie in Menge. Wenn den Winter-Cavotz und Winter-Ermitages will ich gar nicht reden; denn diese beleben nach wie vor ihren alten Zauber für Ladendiener, Clercs, Juwelierzgesellen, Putzmacherinnen, und sind jedesmal voll, ohne daß sie Lotterien, mimische Darstellungen und dergleichen Kunstmittel anzuwenden brauchen. Es ist schon hinreichend, daß sie durch rothe, oder gelbe, oder grüne Anschlagzettel ankündigen: heute Nacht stehen wir offen. Man begreift kaum, wie es möglich ist, sie zu füllen, da die Theater mit ihren großen Sälen schon eine so große Menge von Tanz- oder Schaulustigen verschlingen. Es steckt aber eine so ungeheure Volksmenge in dem weiten Paris, daß sie unerschöpflich scheint. Natürlich macht der Hang zu Tanz und jeder andern Belustigung, daß die Leute sich gleichsam vervielfältigen, und daß Mancher, der sich in einer Privatgesellschaft müde getanzt hat, sich auf einem öffentlichen Balle wieder erholt. Dem Staate kommt all dies ses Tanzen zu gute; denn von jedem öffentlichen Tanzsaale erhebt er seine Steuer, und die Leute, welche an öffentlichen Orten viel tanzen, üben, ohne daß sie daran denken, eine patriotische Handlung, und tragen dazu bei, den immer wachsenden Staatsausgaben das Gleichgewicht zu halten. Uebrigens macht man es mit den Bällen, wie mit der Literatur: durch Wohlfeilheit sucht man die Menge zu locken. So soll ein Theater, dessen Eintrittspreis zu fünf Franken angekündigt war, letzten Sonntag einige tausend Billets zu einem Franken unter der Hand abgesetzt haben; dadurch ist der Saal voll geworden, und der Direktor hat auch nichts dabei verloren. Nur soll es eben nicht glänzend auf dem Balle ausgesehen haben; allein dem Direktor ist es gleich, ob die Leute uneben oder minder gepuzt sind, wofern nur die Kasse und der Saal voll werden. Dg.

Chambery, December.

(Fortsezung.)

Unterrichtswesen.

Da der König auf seiner Reise mehrere Theile Savoyens, z. B. das innere Faucigny und Tarentaise, nicht besuchen konnte, so sandte er zwei ausgezeichnete Staatsbeamte, die besonders in Beziehung auf Industrie und Handel sehen, untersuchen, beobachten und darüber berichten sollten, den Grafen Escarène, Minister des Innern, und den Grafen Cazazza, Generalgouverneur des Herzogthums, der sich bereits große Verdienste um unser Land erworben hat. In der Tarentaise war des Letztern Aufmerksamkeit besonders auf die Salinen und Heilbäder bei Moutiers und auf die Eindämmung der verwüstenden Arbonne gerichtet. Als Militär mußte ihn die in der Kriegsgeschichte so merkwürdige Position am Fuße des steilen St. Bernhard interessiren; er brachte hier einige Stunden mit Ausnahme der Position zu, aber er verschmähte auch die französischen, italienischen und griechischen Anreden der Montierschen Jesuitenschüler nicht.

Ich sehe Sie in Deutschland über diese griechischen Schülerharangen lächeln, und Sie mögen in der Hinsicht wohl Recht haben, da hier griechisch zu Jemanden geredet wurde, der kein Wort davon verstand, oder das früher Erlernte doch schon lange wieder vergessen hatte. Wenn man sich aber von den französischen Journalen weiß machen läßt, mit dem Elementar- und höhern Unterricht sey es in Savoyen schlecht bestellt, und Alles sey lediglich in den Händen ignoranter Geistlichen, so ist man sehr im Irrthum, und man sollte nun so vorsichtig mit seinem Glauben seyn, wenn man Franzosen von Unterricht reden hört. Allerdings ist dieser bei uns größtentheils den Geistlichen überlassen, und wir danken Gott dafür, da wir nur zu lange während der französischen Okkupation erfahren haben, daß Unterricht ohne Erziehung in Sitte und Religion ein sehr armseliges, lückenhaftes Werk ist. Man sagte dies vier schon vor zwanzig Jahren, aber damals hieß man uns Obscurantен, Ultramontaner, Jesuitendiener u. s. w.; jezt hören wir ganz dieselben Aeußerungen nicht blos in dem katholischen Frankreich, sondern auch in dem protestantischen. Der Unterricht ohne Erziehung, ohne wahren Erziehungsgeist, ohne Geistliche am besten vor. So haben die französischen Journale auch verbreitet, Geistlichkeit und Regierung seyen bei uns die Schulen gar nicht gern, beschränken und vermindern sie, wo es sich immer nur thun lasse, denn die Erziehung, der Unterricht und die geistige Ausbildung des Volks sey ihnen lästig und verhaßt. Dazu will ich hier einen sprechenden Beleg geben, wie er mir gerade unter die Hände kommt. In dem armen Dorf Nernier, Bezirks Chablais, am Genfer See, hatte die Gemeinde keine Schule, und die Kinder mußten ziemlich weit nach Messery in die Schule gehen, die Aeltern schickt deßhalb selbst ist. Deßhalb beschloß der junge Abbé Favre, eine in dem Ort zu gründen. Er und einige seiner ältern Schüler unternahmen auch gleich das Werk mit wahrem evangelischem Muth und Gottvertrauen, denn der Abbé hatte nur siebzig Franken im Vermögen. Er holte auf eigener Barke die Steine von Meillerie, Holz und Bretter aber von Boverel, zimmerte selbst seine Balken, fing dann an zu bauen und zu mauern, bis ein geräumiges und brauchbares Gebäude dastand, zum großen Erstaunen der Umgegend und selbst seiner Freunde, die das Unternehmen für Unsinn gehalten hatten. Bei aller eigenen Thätigkeit und Unterstützlichkeit hatte der Abbé doch einige Schulden machen müssen, und um sie abzutragen, ging er die Munificenz des Königs an. Dieser übernahm auch nicht blos deren Bezahlung, sondern schenkte der Schule obendrein hundert Livres aus seiner Kasse. Sie ist jezt die zahlreichste und beste auf mehrere Meilen in die Runde, denn Favre selbst übt mit eben so viel Eifer, als Talent vor. Der Unterricht ist ganz unentgeldlich.

Die höhern Schulen in Chambery und den andern Städten des Landes verdienen für ihren Unterricht in alten Sprachen, Mathematik, Geographie und Naturwissenschaften nicht weniger Lob, und in dieser Beziehung müssen besonders die Benedictiner- und Jesuitenschulen gerühmt werden. Auch Zeichnen, Malerei, Gesang und Instrumentalmusik werden da mit gutem Erfolg getrieben. Als der König vorigen Sommer hier war, besuchte er auch das Collège royal. In dem großen Saal redete ein Schüler den König auf französisch an und spielte hierauf ein Solo auf der Flöte; hierauf kam ein anderer mit selbstgemachten italienischen Versen, und das Ganze schloß mit einem Chor, dem alle Zöglinge mit Präcision und Geschmack aufsprachen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 39.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 14. Februar 1835.

Das Erlernen jeder andern Kunst führt unvermeidliche Mühe und Arbeit, Furcht und Schläge mit sich; meine Kunst dagegen ist ohne Zweifel die einzige, die sich ohne Arbeit erlernen läßt.

Lucian.

Die Schule der Grobheit.

(Beschluß.)

Jezt Einiges von den besondern Fällen, in denen die nützliche Grobheit in Anwendung kommt, und wie man sich dabei anzustellen.

Leuten, die häufig grobe Reden im Munde führen, sage man nicht ohne besondere Beweggründe jemals, wenn auch nur ein halbhin verbindliches Wort. Im Gegentheil bediene man sich in seinen Anreden und Abschiedsbegrüßungen, auch sonst im Laufe des Gesprächs, solcher Worte und Redensarten, als an Gehalt und Nachdruck den ihrigen gar nichts nachgeben. Sie pflegen darüber Anfangs in Erstaunen, dann in Nachsinnen zu gerathen, von ihrem eigenen Fehler eine dunkle Ahnung zu bekommen und wenigstens auf so lang, als ihr Meister ihnen nahe steht, einigermaßen sich zu beherrschen. Denn es liegt im Menschen, daß eigene Mängel er ungern in andern sich abspiegeln sieht; es erscheint ihm solches gleich einer schreckhaften Doppelgängerei, welche sein eigenes Selbst, unbeleuchtet vom Zauberlichte der Eigenliebe, kalt und entblößt ihm vorstellt. Hingegen freilich macht die Wahrnehmung solcher Fehler, von welchen man sich selbst ganz frei glaubt, einen das Selbstbewußtseyn erhöhenden, schmeichelhaften und angenehmen Eindruck. Doch gehört dieses nicht zur Sache. Unter allen Umständen möchte ich durch obige Vorschrift Niemand verleitet haben, noch künftighin verleiten, daß er nun auch dem literarischen Grobian ganz auf dieselbe zuvorkommende Weise begegne. Denn es ist dieser Fall von allen übrigen verschieden, macht daher auch in obiger Beziehung eine Ausnahme. Ein bedrucktes Lumpenpapier verschleppt sich in alle Welt; allein dessen wildumherfliegende, nach Art der Raubvögel im Flattern kämpfende Blätter kommen selten in derselben Hand, kaum in demselben Lesewinkel zusammen. Der Leser lernt daher die eigentliche Veranlassung gedruckter Grobheiten selten von Grund aus kennen, glaubt daher einen Mangel an billiger Zucht und Ordnung darin wahrzunehmen; was zur Folge hat, daß er dem Autor sie gar übel auslegt und ihm nicht beipflichtet, was doch bei literärischen Grobheiten das lezte Augenmerk ist. Man soll demnach in Druckwerken fein sittig seines Wegs ziehen und auf des Spitzen Bellen nicht Acht geben. In diesen Sachen muß nothwendig der, so zulezt gelesen wird, auch wohl das lezte Wort behalten, womit er zufrieden seyn und dabei sich beruhigen darf.

So viel von der defensiven Grobheit. Allein, als ein Deckmantel umgehängt, ist die Grobheit weder so leicht gehörig umzuschlagen, noch zu tragen, noch endlich

Digitized by Google

bei jeglichem Wind und Wetter dicht und feſt zu halten. Als Regel läßt dafür ſich aufſtellen, daß eine abſichtsvolle, Ränke verdeckende Grobheit jederzeit den Charakter des Neutralen und einigermaßen Ungewiſſen werde anzunehmen haben. Denn ſie darf Niemand jemals in dem Maaße verletzen, daß ſolches ein lautes Geſchrei oder eine heftige Leidenſchaftlichkeit erwecken könnte, weil Leidenſchaft argwöhniſch und ſcharfſichtig macht und in ihrer gleichſam Blitzerleuchtung dem Gereizten bisweilen mehr Licht über ſeinen Beleidiger aufgeht, als dieſer letzte möchte erleiden können. Die abſichtsvolle Grobheit erfordert demnach einen dominirenden, etwas ärgerlichen Halbton, aus welchem atwechſelnd einmal ein dumpfer Schlag bemerklicher ſich hervorhebt. Es ſollen Schläge dieſer Art zwar die Grobheit ihres Urhebers ganz außer Zweifel ſtellen, hingegen Andere und Dritte nur mit Stumpfheit treffen, oder ſie weder verwunden, noch kränken. Mit derſelben Gleichgültigkeit ſollen die Leute nach der Hand ſagen und ausrufen können: der Grobian! als von Andern man etwa äußern würde: der Narr! der Dummkopf! und Aehnliches, was, ohne zu verletzen, nur angenehm an eigene Vorzüge erinnert.

Drittens wird die Grobheit, wie ſchon bemerkt worden, auch beim Hindurchdrängen ſich behülflich und nützlich machen können. Bei dieſer Art der nützlichen Grobheit glauben Einige durch gewiſſe inſtinktmäßige Bewegungen und Kraftanſtrengungen alles Mögliche ſchon geleiſtet zu haben. Allein ſie gehen im Dunkeln; auch hierin ſoll Methode ſeyn. Der Naturaliſt pflegt beim Hindurchdrängen den Leuten mit den Ellenbogen heftige und ſchmerzliche Stöße zu geben, was nicht zur Sache gehört, ganz unnöthig iſt. Wäre es denn nicht ſchon Grobheit genug, dieſes den Andern durchaus Vorangehenwollen? Und hat nicht, wer mit Sicherheit den vorgeſteckten Zweck erreichen will, jedes Ungehörige ſtreng zu vermeiden? Kommt denn, wer auf halbem Wege zu ſeinem Ziele in Wortwechſel und Streitigkeit ſich verwickelt, früher, oder nicht vielmehr nur um ſo viel ſpäter zur Stelle? — Nein, nein, man vermag dabei ſo ſchlank ſich zu machen, ſo gerade aufzurichten und durch die gedrängteſte Menge hindurchzuſchlüpfen, als ſey's durch einen ganz leeren Raum. Hierin aber ſetze man ſich zum Vorbilde diejenigen, welche lang an den Höfen, oder in den Verſammlungsſälen der großen Welt darauf ſich eingeübt haben. Bei mageren Leuten iſt die Sache minder verwunderlich; allein wohlbeleibte Perſonen durch die Kraft eines ſanften, ebenmäßigen Drucks und Nachdrucks, bei leichter, kaum merklicher Schraubenbewegung des Körpers hindurchdringen ſehen bis zum geſuchten, ehrenvollen und folgenreichen Platze, iſt ein gleich ſehr ſtaunenswerthes, als ſchönes und ergötzliches Schauſpiel. Mathematiſch angeſehen, enthält dieſe Handlung beide Hauptbewegungen des Aales, die vorandringende und die ſchlängelnd vibrirte; doch mit dem Unterſchied, daß gedachter ſich kunſtvoll hindurchdrängender Grobian zwar, gleich dem Aale, auf einer Horizontale ſich vorandewegt, hingegen in ſenkrechter Richtung ſich ſchlängelt, oder ſanft hinund herbewegt. Er vereinigt demnach zwei, einander durchſchneidende, gleichzeitig ausgeführte und gleichmäßig ihn zum geſuchten Ziele vorangeleitende Bewegungen, deren gewandte Ausführung uns für ein Meiſterſtück kunſtreicher Auflöſung eines wichtigen Problems wird gelten dürfen. Davon die Theorie zu geben, blieb mir vorbehalten, weil die Tanzmeiſter bisher eine ſo tief in den Forderungen des Lebens gegründete Aufgabe ihrer Aufmerkſamkeit nicht werth erachtet haben.

Auch möge nun endlich Niemand aus übertriebenem Hang zum Zierlichen derjenigen Vortheile ſich berauben, welche die Grobheit gewährt, wo Abkürzung langwieriger Geſpräche und Geſchäftsverhandlungen bald ein Bedürfniß, bald ſelbſt Pflicht iſt. Schon Camillus hat vermöge des letzten von allen diplomatiſchen Behelfen und Auskunftsmitteln ſeine Unterhandlung mit den Galliern bald und glücklich zu Ende gebracht; weßhalb, nach ſo klaſſiſchem Exempel, Niemand ferner Bedenken trage, davon bei angemeſſener Gelegenheit einen freien Gebrauch zu machen. Im gemeinen Leben freilich bedarf es dazu keiner Aufmunterung, da hier ſtets üblich geblieben iſt, etwa vorkommendes langwieriges Geſchwätz durch gewiſſe Interjektionen ſchnell abzubrechen, als da ſind: Halt's Maul! ei was! dummes Zeug! und ſo fort, wobei denn, genau zu nehmen, alle Theile gewinnen. Ironiſche Grobheiten, welche, inſofern ſie Lachen erwecken, allenfalls noch zu den nützlichen gezählt werden können, ſollen jedoch nur bei traulichem Verhältniß in Anwendung kommen, weil im Gegenfalle leicht, was ſcherzhaft gemeint war, auf Ernſt könnte gedeutet werden. Selbſt gegen vertraute Freunde enthalte man ſich derſelben in Gegenwart von fremden Perſonen, damit ſolche kein Vorurtheil gegen Perſönlichkeiten und geſellige Kreiſe faſſen, oder gar ein Leidweſen daraus ſich hervorbilde.

Das Landhaus zu Simonetta.

(Fortſetzung.)

Graf (lächelnd).

Weßhalb denn, Launenvoller, haſt du hier
Dich angekauft? Dein freier Wille war's,
Dir dieſes Wunder förmlich anzueignen.

Digitized by Google

Baron.

Sieht man nicht Sterbliche oft thöricht handeln,
Mit Jubel selber in ihr Unglück rennen? —
So höre, was mich zu dem Kauf entschied.
Du weißt, ich war verliebt in Julien, deine Schwester;
Noch im Geheimniß blühte diese Liebe,
Du warst verreist, kein Freund lag mir am Busen,
Und nach Vertrauen seufzte dieses Herz.
Da flog ich in der Wälder Dunkel, barg
Mein Haupt in unwirthbare Höhlen, warf
Der Sehnsucht heiße Klagen in die Lüfte,
Grub theure Züge in den Stamm der Eichen,
Und malte Namen in das Abendroth.
So kam auf meinen Reisen ich hierher —
Ermüdet sank ich auf's Gestein, ich dachte
Nicht an das Wunder dieser Gegend, angstvoll nur
Stieß ich die Frage aus: Ist Julia dir treu? —
Da horch! — o Zauberei, wie's keine gibt! —
Der Genius war's der Liebe selbst, der mir
Ein tausendfaches „treu!“ entgegenrief.
Verstanden fühlt' ich mich im Innersten,
Und Trost sank in mein Herz, wie nie
Des Freundes Lippe hätte spenden können.
Was that ich nicht in der Entzückung Wuth, ich küßte
Den Boden hier, that einen Schwur, er sollte,
Und kostete er Peru's Gold, mir angehören.
Ich Elender! — ach nur zu schleunig faßte
Ein Gott im Zorn die dargebotne Hand
Und kettet' sie an dieses Felsenschloß! —

Graf.

Und diese Fesseln willst du keklich lösen,
Die einst ein Gott zusammenschmiedete?

Baron.

Ich löse sie — die Freiheit winkt mir wieder!
Du aber spotte nicht, viel lieber steh mir bei.
Sprich, theurer Freund, wie sandest du den Lord? —
O halte fest; mir diesen Kostbar'n, Edlen
Du kennst ihn schon aus frühern Zeiten, leicht
Gelingt es dir, den Zweifelsinn zu brechen,
Ihn schnell und sicher zu dem Kauf zu stimmen.
Man sagt, er will den Sohn vermählen, ihm
Das Schloß zum Angebinde geben, in so fern
Der Störrige zur Heirath sich bequemt. Wohlan
Auch dieses füge, Trefflichter, das Paar
Sperr' in den Käfigt und laß mich hinaus.
Sey hier der Gott, der alle Fäden löst,
Ein glücklich Ende Allen zubereitet. —

Graf.

Wenn ich dich nicht zu mir bekehren kann,
So muß ich wohl auf deine Seite treten,
Um schnell zu retten, was noch rettbar ist.
Laß mich bedenken —

Baron.

Thu' es ungestört;
Komm', folge mir — da seh' ich nahen schon
Sich neue Plagegeister diesem Platze; flieh',
O flieh' mit mir, eh' uns ihr Schritt erreicht.

(Beide ab.)

Zwei Reisende, von Christian geführt.

Christian.

Hier, meine Herrn, ist das berühmte Haus,
Und hier das Fenster, draus der Fragende
Dem unsichtbaren Fräulein sein Kompliment
Abstattet.

Erster Reisende.

Unsichtbar ist dieses Fräulein?
Desto besser; ungern nur genier' ich mich.

Christian.

Thut es auch nicht, bleibt ganz bei der Toilette;
Ein Fräulein, von der nur die Stimme übrig ist,
Das bis auf die Stimme abgelebt schon ist,
Kann wohl nur wenig Zwang uns auferlegen.
Es ist ganz eins, wie Euch das Halstuch sitzt,
Ob altdeutsch Euer Rock, ob neufranzösisch.

Zweiter Reisende.

Zur Sache jetzt, legt Eure Fragen vor.

Erster Reisende.

Wie seltsam! wußt' ich doch der Fragen viel,
Als ich hierherkam — jetzo weiß ich keine.

Christian.

Das Liebste, was der Mensch hat, ist sein Selbst.
So nennt mir eure Namen, würd'ge Herrn,
Daß ich zugleich der Dam' euch präsentire. —

Erster Reisende.

Kein übler Einfall! — Ich heiß' Liedesel.

Christian.

Wie?

Erster Reisende.

Liedesel!

Christian.

Schon gut. (Schreit) Liedesel!

Echo.

Esel!

Erster Reisende.

Esel? was? — und hundertstimmig
Stets Esel, Esel! — will's kein Ende nehmen?

Digitized by Google

Christian.

Hilft nichts, ein sechzigmal müßt Ihr's nun hören.

Erster Reisende.

Spaßmacher, hab' ich nicht Liebesel dir genannt?

Christian.

Kann ich für andrer Leute Ungebühr?
Daß Echo stets die letzten Silben lauter
Zu wiederholen pflegt? — hab' ich's ihr beigebracht?
Soll'n wir es noch einmal versuchen, Herr? —

Erster Reisende.

Schweig! ich hab' genug!

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, December.

(Beschluß.)

Unterrichtswesen.

Obwohl ich Protestant bin, gebe ich doch oft in dieses Jesuitenkollegium, wo einige Patres mir sogar befreundet sind. Ich sehe und beobachte da Manches, was auf unsern besten deutschen Schulen Nachahmung verdiente, z. B. die strenge Ordnung, Pünktlichkeit und Reinlichkeit, ferner die Höflichkeit und Achtung der Schüler vor den Lehrern. So wohne ich auch oft ihren innern Schulakten bei, wo von den Zöglingen lateinische, italienische und französische Reden über acht Tage vorher aufgegebene Gegenstände gehalten werden, die oft ein größeres Publikum verdienten. Ich gebe einige Stellen aus einer Rede, die ein junger Jesuit vergangene Weihnachten zur Feier dieses Festes hielt, als charakteristisch: „Mehre als achtzehn Jahrhunderte sind nun verflossen, seit der Engel des Friedens mitten in der Nacht vom Himmel stieg, um der Erde eine große Freude, eine neue Zeit des Glücks zu verkündigen. Es war in jener Zeit, wo die Erde unter dem Druck Roms in gewaltigen Wehen seufzte. Viele sahen nach dem Orient, denn Tacitus hatte gesagt: pluribus persuasum inerat sit valescere oriens. Jene glückliche Zeit erschien endlich, und die Welt athmete wieder freier. Von dieser Zeit an haben die christlichen Geschlechter nicht aufgehört, das schöne Weihnachtslied zu singen, und dies Fest scheint uns immer wie der warme Frühlingsregen, der die Blumenkelche öffnet. Die Sage geht, unsere Voreltern haben an großen Festen und bei öffentlichen Freuden immer gerufen: Weihnachten! Weihnachten (Noël)! denn dies Wort sey ihnen gleichbedeutend gewesen mit Fest und Freude. Sollten wir es jetzt nicht mehr rufen? oder wäre es nicht mehr auf der Höhe unserer Zeit? oder wären die Gedanken Frieden und Glück unsern Geschlechtern fremd? O nein! so rufen denn auch wir Weihnachten! Weihnachten! Wiege der Freiheit! Nicht der Freiheit, welche die Bandenlosigkeit und Ausgelassenheit Schwester nennt, sondern jener wahren Freiheit, der Himmelstochter, der Wohlthäterin der Menschheit.“ So fuhr der junge Emmeran fort. Weihnachten als Wiege der Gleichheit, der menschlichen Emanzipation, der Civilisation der Welt und des höchsten Flors der schönen Künste und Wissenschaften zu betrachten. In letzter Beziehung sagte er: „Das Evangelium ist also weit entfernt, die Gesellschaft in ihrem Fortschreiten aufzuhalten oder sie stationär zu machen. Nie glänzt das menschliche Genie heller und schöner, als wenn es aus dem himmlischen Born der Offenbarung schöpft. Aus der Fülle des ächten Christenglaubens schöpfte Dante seine divina comedia, Raphael seine Transfiguration, Michel Angelo seine St. Petrusruppel und sein jüngstes Gericht, Perugelese sein Stabat mater, Racine seine Athalie und Fenelon all seine herrlichen Werke. Auf der Höhe ihrer frommen Begeisterung riefen unsere Voreltern Weihnachten! Weihnachten! an allen Tagen großer Freude und Feier. Weihnachten! ist der Ruf der Freiheit zu der Civilisation. Warum sollten wir also erröthen, dieses hohe, für die Gesellschaft so bedeutende und bezeichnende Wort zu wiederholen? Möchten die Völker nie vergessen zu rufen: Ehre sey Gott in der Höhe! damit ihnen der Himmel antworte: Friede sey mit den Menschen!“

Auflösung der Charade in Nr. 35:
Roßkamm.

Räthsel.

Es ist ein Herz mit weitem Kammern,
Ein Riesenteig, in dem es sauret,
Und starr die Bänder, starr die Klammern,
Mit welchem er es hält und trägt.
Die Sehnsucht hat es oft gehoben
Nach einem Freund im Himmel oben,
Der Lust und Schmerz in ihm erregt.

Aus tausend vollen Adern fließet
Sein klares Blut dem Herzen zu,
Und manche Himmelsrune gießet
Ihm ihre Fülle noch hinzu.
Wenn seine Lebenspulse stürmen,
Im Zorn sich ihre Wogen thürmen,
Wer kennt ihm wieder süße Ruh'?

Ein Auge, Gluth im Blicke, bringet
In dieses Herzens Tiefen ein,
Und vor dem Frieden, den es bringet,
Wird schnell der Zorn verschwunden seyn;
Beschwichtigt ist sein wild Getümmel,
Still seine Stimme, blau sein Himmel,
Durchsichtig ist sein Blut und rein.

Ihr kennt zum Theil das reiche Leben,
Das sich in diesem Herzen regt;
Ob ihm selbst Leben sey gegeben,
Ist noch ein Zweifel, den ihr hegt:
Wer aber einmal sah, wie's tochet
Und an die starken Rippen pochet,
Glaubt wohl, daß Leben es bewegt.

Nur eine seiner kleinsten Kammern
Ward auf der Nemesis Geheiß
Einst todtgeboren unter Jammern
Der Brut, die mit ergriff die Noth;
Ihr Blut ist schwarz, und die es trinken,
Die sieht man sterben, doch nicht sinken,
Und um sich her verhaucht sie Tod.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 40.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 16. Februar 1835.

Bei dem Gewühl der sich verbreitenden Geschlechter der Menschen, dem zahllos mannigfaltigen Dichten und Trachten der Millionen, dem unerschöpflichen Reichthum der Gedanken, des Begehrens, der Schicksale, wer wagt aufzutreten, um den Plan zu zeigen, den Faden, der von Goethes unsichtbarem Thron Alles umfaßt!

Joh. v. Müller.

Die merikanischen Alterthümer und die alte Welt.

Wir haben in einem frühern Artikel (s. Nr. 2. ꝛc. 1835.) die Stellen der alten Schriftsteller durchgegangen, aus denen man schließen könnte, daß die Alten, wenn auch keine Kenntniß, doch eine Ahnung von Amerika gehabt haben. Veranlassung dazu gab uns ein gegenwärtig zu Paris erscheinendes großes Werk über merikanische Alterthümer. Der amerikanische Jesuit Clavigero, der englische Reisende Baillach, und besonders Alexander v. Humboldt hatten durch ihre Untersuchungen und Beschreibungen das Faktum dargethan, daß die neue Welt ein ziemliches Alter haben muß. In neuerer Zeit paradirt England mit dem siebenbändigen Prachtwerk des Lord Kingsborough, das in ein paar großen Bibliotheken beigesetzt ist und schlummert. Das erwähnte französische Werk ist aus mehreren Elementen zusammengesetzt: das Neue und eigentlich Interessante daran sind die Berichte des Kapitän Dupaix über seine drei, auf Kosten der spanischen Regierung von 1801 bis 1808 gemachten archäologischen Reisen, nebst den Zeichnungen Castanedas. Papiere und Zeichnungen sind von den Franzosen der jetzigen merikanischen Regierung abgehandelt worden. So erweitert sich der Kreis unserer Kenntnisse von jenen merkwürdigen, aber stummen Resten einer unbekannten Vergangenheit immer mehr; das Studium derselben ist in jeder Beziehung höchst interessant, wenn es sich auch herausstellen sollte, daß zu Erklärung der allgemeinen Aehnlichkeit der merikanischen Alterthümer mit phönizischer oder egyptischer Kunst die Annahme einer uralten Verbindung zwischen beiden Kontinenten überflüssig, oder keinesfalls zu erweisen ist, wodurch, unserm Gefühle nach, jene Monumente an Interesse eher gewinnen, als verlieren.

Wenn wir uns nun mit der Frage beschäftigen, ob etwas an den Denkmalen der neuen Welt auffallend darauf hinweist, daß dabei die der alten zum Muster genommen worden sind, so kann es nicht unsere Absicht seyn, diese Denkmale genauer zu beschreiben. Der Charakter jener sonderbaren Architektur mit den unregelmäßigen Fenstern, den Thüren, welche breiter als hoch sind, jener wunderlichen Basreliefs, Statuen und Idole ist im Allgemeinen aus vielfältigen Beschreibungen und Abbildungen bekannt, und vorerst besprechen wir auch den Gegenstand nur ganz im Allgemeinen.

Wenn man immer das jugendliche Amerika dem uralten Festlande diesseits entgegenstellt, so möchten wir fragen: ist nicht auch unser Alterthum erst von gestern? Zählt man die Umwälzungen der Erde, die Einbrüche des Oceans, die Lavaschichten der Vulkane, so fühlt man sich sonderbar berührt vom Kontraste zwischen einer so

Digitized by Google

alten Erde und einer so neuen Geschichte. Wie spät beginnt die Geschichte der alten Welt! Katastrophen, die keineswegs alle in den Annalen und Sagen des Menschengeschlechts eine Stelle haben, befestigen eine solche Kluft zwischen seinen frühern Schicksalen und den mehr oder weniger bekannten spätern, daß es rein vergeblich ist, Elemente zu einer vollständigen Parallele zwischen der alten und der neuen Welt zu suchen. Von den Urvölkern Amerikas wußten die Eingebornen ihren Eroberern nur dunkle Sagen zu berichten; kennt man aber, selbst heutzutage, die Urvölker Europa's besser? Beiderseits ist ein großes Stück der Vergangenheit untergegangen; was ist dabei am Unterschied von ein paar Jahrhunderten gelegen? Beiderseits eröffnet sich das Völkerdrama mit fabelhaften Nationen von schwankenden Umrissen, lange vor den eigentlich historischen Völkern; hier Pelasger, Celten, Scythen, drüben Azteken, Toltéken, Chichimiken; bloße wesenlose Namen sind keine Geschichte. Beiderseits ist die Kluft unermeßlich; man füllt sie nicht aus, wenn man hier noch so viele verstümmelte Texte, gelehrte Citate und hochweise Abhandlungen, dort noch soviele Reisebeschreibungen, groteske Bilder und Prachtwerke hineinwirft.

Mit Ausnahme der Grabhügel in der Umgegend von Merito, liegen die hauptsächlichsten der bis jetzt entdeckten Monumente im Gebiete von Palenké, nordöstlich von Ciudad-Real in der Provinz Chiapa. Der Name Palenké stammt aus der Zeit der Spanier; die alten Bewohner, die Erbauer jener Werke, haben die eigentlichen Namen von Land und Volk mit in ihre Gräber genommen. Die vornehmsten der vielbesprochenen Analogien, welche man als Beweise eines frühern Zusammenhangs der neuen mit der alten Welt in Anspruch nimmt, sind nun aber folgende. Sobald diejenigen, welche sich mit diesen neuen Alterthümern beschäftigten, auf Mauern stießen, welche ohne Mörtel aus mächtigen, unregelmäßig vieleckigen Blöcken aufgebaut waren, hieß es: dies sind cyklopische Mauern! Die alten Mexikaner bauten ihre Teocallis oder Tempel vorzugsweise in der Gestalt von Pyramiden mit treppenförmigen Absätzen; haben wir hier nicht das Denkmal des Belus zu Babylon, wie es Herodot beschreibt? Oben auf diesen Pyramiden stand gewöhnlich ein bedeckter Altar; dabei gedenkt man des kegelförmigen Mausoleums der Kallisto in Arkadien, auf dessen Spitze ein kleiner Tempel der Diana stand. Die in den Fels gehauenen Grüfte der Egypter finden wir in Amerika wieder, und die Hieroglyphen der Mexikaner, von denen man fast so viel Aufhebens gemacht hat, als von ihren Pyramiden, werden schnell erklärt seyn, sobald man erst mit den egyptischen im Reinen ist. Die Egypter auf der andern Halbkugel liebten gleichfalls gewaltige Massen, gigantische Monumente; man betrachte nur den ungeheuern Opferstein mit zwanzig Gruppen von je zwei Figuren, der auf dem großen Platz von Merito gefunden worden, manche andere, mit Basreliefs bedeckte Steine, die noch halb im Boden stecken, weil die spanischen Arbeiter nicht im Stande waren, sie von der Stelle zu rücken, jene steinernen, siebzig Fuß langen Schlangen, jene kolossalen Bildsäulen, an denen man deutlich die Kopfbinde der Isis wahrgenommen haben will, das riesenhafte, vielfache Idol des Kriegsgottes, das die Dominikaner wohlweislich im Innern der Universität vergraben haben, um den Kindern des christlichen Merito einen ihrer alten Götzen aus den Augen zu rücken. Und endlich, jene Felswände mit Inschriften, gerade wie man sie häufig in manchen Landstrichen Asiens findet, weisen sie nicht streng auf eine Verwandtschaft zwischen den Azteken und den asiatischen Völkern hin? Noch ist einer allgemeinen Analogie zu erwähnen, nämlich der Häßlichkeit der Thier- und Menschenfiguren. Alle die gräßlichen mexikanischen Götzenbilder, alle jene Fratzen, welche die ersten Missionäre zum Glauben verlangten, in Amerika werde der Teufel angebetet, haben eine starke Familienähnlichkeit mit den symbolischen Ungeheuern in Indien, Egypten, der Tartarei. Manche dieser Bilder sind, nach dem Ausdruck des Spaniers Dupair, nicht viel liebenswürdiger als eine calavera adornata, ein aufgeputzter Todtenkopf.

(Der Beschluß folgt.)

Das Landhaus zu Simonetta.

(Fortsetzung.)

Zweiter Reisende.

Ich heiße Quaddumm.
Bin Syndikus aus Bern, mein Vater war
Rathsherr daselbst.

Christian (scherzt).

Hier, Echo, ist der Herr
Quaddumm!

Echo.

Dumm!

Christian.

Nicht dumm, Quaddumm!
Quaddumm!

Echo.

Dumm!

Digitized by Google

Christian.

Sie bleibt bei ihrem Spruch.
Dumm, dumm, dumm und immer dumm, dumm, dumm!

Zweiter Reisende.

Halt ein, halt ein, verwünschtes Spottgeschrei!
Bin deßhalb ich hierhergekommen, um mein alt
Ehrwürdiges Geschlecht, Jahrhundert' lang
Durch treffliche Verdienste hoch berühmt, so arg
Beschimpfen hier zu lassen, soll ich's dulden? —

Christian.

Erzürnt euch nicht; bedenkt, es ist kein Mensch,
Ein bloßer Hauch ist es, in dem Gebirg
Auf wunderliche Weise eingeklemmt;
Ein Phänomen, ein wesenlos Gebild, Naturgespenst,
Ein wunderlich Stück Narrheit, Spielzeug wohl
Der wieder kindisch ward'nen Mutter Erde! Glaubt's,
Solch Ding kann nicht beleidigen, so wenig wie
Der Regentropfen, der euch auf die Nase fällt.
Bedenkt, daß einst an großer Herren Höfen
Schalksnarrn gehalten wurden; nun, ein solcher
Ist jene Stimme, auch ein Schalksnarr, den
Sich unser Herrgott im Gebirge hält,
Und Narrenworte können nicht beleid'gen.

Erster Reisende.

Die beinigen, Freund, vergeben wir dir; kommt,
Die Seltenheit, wie alle Seltenheiten,
Ist, wenn man's näher sieht, recht was Gemeines.
Im Wirthshaus, Freund, wird uns ein guter Wein
Den Aerger baldigst aus der Seele spülen.

(Beide ab.)

Christian (allein).

So? und kein Trinkgeld fällt? — geht immer hin! —
Jetzt glaub' ich's, Echo ist ein Menschenkenner,
Und weiß schon seine Leute richtig einzutheilen.
Der aufgeblas'ne Geck, der simpelhafte Mann!
Wer hätt' mit Einem Wort sie besser zeichnen können?

Edward (kommt langsam gegangen):

Werd' ich jene Last ertragen,
Die mir auf dem Herzen ruht?
Kommt es noch zu sel'gen Tagen,
Endigt sich's noch einmal gut? —

Echo.

Gut. —

Edward.

Du belebst mein irres Zagen,
Schürest neu die wilde Glut;
Sprich ein Wörtchen: darf ich's wagen?
Fürchte keinen Uebermuth! —

Echo.

Muth!

Edward.

Muth! — o holder Klang der Ferne!
Ja, ich athme wieder auf,
Ziehe weiter, günst'ge Sterne
Leuchten meinem Pilgerlauf.

Echo.

Lauf —

Christian.

Lauf! gar kurz und bündig, voll Bedeutsamkeit!
Es liebt die Dame Ungebundenheit;
Hört, hundertstimmig rufen euch die Geister
Ihr „laufe, laufe!“ zu aus dem Gebirge.
Fürwahr, sehr wenig Lebensart beweist's.
Da naht sich Euer Vater, Herr, der alte Lord,
Der harthörende. —

Der Lord, die Vorigen.

Lord.

So sind' ich dich, mein Sohn,
Der holden Gegend Reize hier betrachtend?
Ja, dieses Alles wird dein Eigenthum, so bald
Du dich entschließt, Oliviens Mann zu werden.

Edward (macht eine abwehrende Geberde).

Christian.

Gefällt es eurer Herrlichkeit, dem Echo
Etwelche Fragen vorzulegen?

Lord.

Was gibt's?

Christian.

Etwelche Fragen wünschte ich —

Lord.

Was will
Der Mann? was flüstert heimlich er mir zu? —

Christian (zu Edward).

Erklärt dem Vater, Herr, wie ich es meine.

Edward.

Laß mich in Frieden, Unerträglicher! —

Christian (für sich).

Da haben wir's! der Vater grob und taub,
Der Sohn zwar bei Gehör, doch grob nicht minder.
So will ich schießen denn, und doppelt laden,
Vielleicht, daß hierdurch wir Effekt bewirken.

(Er schießt.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Anfangs Februar.

Zur Berichtigung der Meinung über ein vor die Oeffentlichkeit gezogenes Ereigniß.

Der gewöhnliche Referent Ihrer Blätter, der es in einer frühern Mittheilung aus unserer Stadt über sich vermocht hat, ein unmächtiges Privatleben angehöriges Ereigniß, das mehr für die Erschütterung und stille Bewegung der Herzen, als für die Bekleidung der Neugier gemacht ist, vor die Oeffentlichkeit zu ziehen, und ein Urtheil, welches leider nur auf einem mangelhaften Unterrichtetseyn von den flatschsundenen Thatsachen beruht, der Welt darüber an die Hand zu geben, mag mir, einem solchichen, unbestochenen und nahegestandenen Beobachter der Begebenheit, jetzt einmal das Wort zur Berichtigung und Verständigung anbieten, ohne darin eine gegen ihn selbst angenommene Stellung zu erblicken; denn diese ganze Sache, die sogleich zu einem verzerrten Räthsel wird, sobald man sie aus der andächtigen Tiefe stiller, geistiger Auffassung an ein daseinsbestrittenbes und gerichtendes Urtheil äußerlichen, duldet es nicht, auch nur im Leisesten zu einer öffentlichen Streitfrage gemacht zu werden, und es wäre allen dabei Betheiligten ein großer, unendlich dankenswerther Dienst geschehen, wenn nie ein Wort darüber in die Oeffentlichkeit gekommen. Also nur im Sinne des Friedens, im Sinne einer religiösen Scheu, im Sinne einer großen Ehrfurcht vor einem beispiellosen Unglück, geschieht es, wenn nun auch noch zum zweiten Male das heilige Schweigen über einem Grabe gebrochen wird, in das wir vor wenigen Wochen das edelste und schönste Menschenleben eingesenkt haben. Nicht das Andenken der freiwillig geschiedenen — von den unerbittesten und großartigsten Bewegründen geleiteten Frau — es steht über solchen Erörterungen — sondern das Interesse der Wahrheit, die sich für die Lebenden, Urtheilenden und Zweifelnden so mannichfach trübt und bricht, macht die nachstehenden Mittheilungen nothwendig, zu denen ich mich auf allen Innern, wie aus allen äußern Veranlassungen, die es in einem derartigen Lebensverhältniß nur geben kann, für ermächtigt erklären muß; freilich, ich wiederhole es, nur, nachdem einmal die zu weitern Schritten zwingende Möglichkeit eingetreten, nothgedrungen über Etwas gedruckt zu sprechen, das in unserm Vaterlande, wo die Oeffentlichkeit noch zu keinem freien, geistigen Begriff herausgebildet ist, lediglich vor den innern Hausgöttern eines Jeden zu verhandeln gewesen wäre.

Eine junge, mit Geist und Schönheit begabte, zu den Ansprüchen an das seltenste Lebensglück berechtigte Frau, zerbricht auf Einmal gewaltsam, und durch eine mit ihren Neuvermählenden Umständen zum Herzlichsten sich stellende That, die Bande, welche sie an die Welt und einen über Alles geliebten Gatten fesseln. Sechs Jahre hindurch war sie mit ihm, einem dem Edelsten zustehenden Dichter, vereinigt, und eine Reihe von Freunden, darunter die angesehensten und namhaftesten Männer, sind Zeugen gewesen von einem ehelichen Glück, das zwar durch mancherlei momentane Trübungen des Lebens gestört, aber doch in ihnen selbst in einer unerschütterlichen Wurzel gegründet war. Sie nimmt Theil an dem Höchsten und Tiefsten, was es in Kunst und Poesie gibt; eigener Geist und eigene Talente verschaffen ihr eine bedeutsame Einwirkung und Geltung bei ihrer nur in geistigen Interessen sich bewegenden Umgebung, und ein oft sinnlich frohes Gemüth kommt ihr zu Hülfe, um über der Tiefe des Innern zugleich eine heitere, anmuthige Erscheinung hervorleuchten zu lassen. So sehr sich auch immer eine allzu ideale Lebensrichtung durch mancherlei Rückwirkungen rächt, so erweist sich doch die Kindlichkeit einer dem Physischen abgewandten Ehe hier nicht von den gewöhnlichen Seiten, sie vermag, wenn auch vielleicht im Allgemeinen nicht unempfunden geblieben, doch Frieden, Glück und Uebereinstimmung niemals zu stören, und wird vielmehr zum Mittel einer immer ausschließlichern und auf kein Drittes abgelenkten Gegenseitigkeit der beiden Gatten. Aus allerwenigsten wurde sie, was als evidente Thatsache feststeht, das Motiv des die gewaltsame Trennung bewirkenden Entschlusses bei der edeln Frau, obwohl die verständige Meinung derer, die immer nur nach der nächstliegenden alltäglichen Erklärung greifen, sich gerade daran einen Anhalt geholet hat, der, man muß es um der Wahrheit willen sagen, durchaus unrichtig und dem Thatbestande widersprechend ist. Die jenigen Bedingungen, welche auf die unabeure That allmählig und in langsamer Vorbereitung hinleuten, sind vielmehr ganz anderer Natur, und knüpfen sich an jene gebeimen und leisen Fäden menschlichen Seelenlebens, die für den Psychologen zwar keine Räthsel, aber für den gewöhnlichen Laien, nüchternen Verstand allerdings unglaubliche Gespinster sind. Jede That hat ihre eigene innere Nothwendigkeit, und diese erkannt zu haben, vermag zwar hier in nichts den grenzenlosen Schmerz um das Geschehene zu lindern, aber doch durch die daraus gewonnene Klarheit eine Stärkung, ja eine echt menschliche Verbindung zu bereiten. Und nun nehme man an, daß die Hingeschiedene — schon durch frühere reltsliche und ideale Richtungen von manchem, die Andern festerstehenden Weltverbande abgelöst — sich bereits vor vielen Jahren mit dem Gedanken beschäftigt und daran beariffen hatte, daß sie sich lösen müsse, für das Heil des geliebten Gegenstandes sich aufopfern zu können; man nehme dazu, daß sie bereits als achtzehnjähriges Mädchen, als Braut, für den Bräutigam einen derartigen Todesverlauf gemacht, indem sie geglaubt, ihr Geliebter lasse sich durch das Verhältniß zu ihr bestimmen, früher ein äußeres mechanisches Amt zu suchen und anzunehmen, als seiner eigenen innern Ausbildung vortheilhaft sey; ja, daß sie in noch frühern Jahren vielfach mit der Vorstellung umgegangen, selbst gern die Bande der Ehe zu sprengen, um in ein anderes, ihrer musikalischen Sehnsucht nahgetretenes Spiel schneller hinübergreifen: man vereinige sich dies Alles zu einem Seelenbilde, und man wird, statt der hier unerläßlichen psychologischen Deutungen, nicht länger nach Motiven umherforschen, wie man sie sich jetzt nur aus den nächsten Jämmerlichkeiten gelaufiger Lebensverhältnisse zusammenliest. Diese Prämissen ihres Charakters hinderten jedoch nicht, daß die Verewigte, die vielmehr besonders seit ihrer Verheirathung dem Leben auf das Schönste wiedergewonnen wurde, zu einer harmonischen Entwickelung in ihrem Geistes- und Gemüthsleben gedieh. Es gab im Gegentheil nichts Herrlicheres und Freudvolleres zu sehen, als die Lieblichkeit einer weiblichen Bildung, der kein natürlicher Reiz mangelte, und die zugleich auf eine so originelle Weise mit der Tiefe zusammenhing. Der Gedanke, mit dem Leben zu brechen, lebete in ihr und auch ihr selbst heraus nicht wieder, bis er endlich plötzlich auf einer stärker als je ausgebildeten und durch seitdem erweiterte Charakterkraft mächtig gewordenen Grundlage wieder auferstanden seyn muß.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 41.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 17. Februar 1835.

F. — Da wird ein schönes Impromptu zusammengeherrt werden!
A. — Ziem, es geht!

Goethe.
Lila.

Das Landhaus zu Simonetta.

(Fortsetzung.)

Lord.

Ha, Nachtigall'n! — welch himmlisch süßer Laut! —
Mein Sohn, mein Sohn, hörst du das laute Schmettern?
Fast wohl zu laut! — O Paradiesesgegend!
Endlich vernahm ich wieder jene Töne,
Die in der Kindheit mich so oft entzückten!
(Zu Christian.)
Mein Freund, ist reich die Gegend hier an Nachtigallen?

Christian.

Wie's kommt, bald weniger, bald mehr;
Wenn, gnäd'ger Herr, das Pulver man nicht schont,
Stets tüchtig ladet, o so gibt's durchaus
An Nachtigallen keine reichre Gegend.
(Er tritt hinter die Mauer und schießt.)

Lord (setzt sich auf die Bank).

So will ich hier denn in dem lang entbehrten
Genusse schwärmen. — O Natur, du himmlische,
Wie groß dein Zauber in so zarter Kehle!
(Christian schießt.)
Ha, immer neu! Wie's schmettert im Gebirge!
Es müssen ganze Schaaren Nachtigall'n hier hausen.

Edward.

Halt ein, verdammter Bursche, mit dem Schießen!
Der rohe Knall betäubt, verscheucht den Hauch
Der zärtlichen Empfindung aus dem Herzen.

Christian.

Doch seine Herrlichkeit wird ungern nur
Die Nachtigallentöne missen.

Edward.

Elender,
Erfrechst du dich zu spotten? Schweig und geh!

Christian.

Nur noch dies eine Mal erlaubt es mir.
(Bei Seite.)
Vielleicht setzt es ein kleines Trinkgeld ab
Für die gehorsamste der Nachtigallen. (Schießt.)

Lord.

Natur, Natur! ich schwärme, ich erglühe! —
So süß hab' ich seit lange nicht gefühlt.
Komm, treuer Diener, dies sey dir geschenkt,
Daß du mit kluger Umsicht dieses Plätzchen hier
Zu finden wußtest.

Christian.

Ihr beschämt mich, Herr!
(Bei Seite.)
O welche Kostbarkeit ist's um einen reisenden
Mylord, besonders wenn er taub. (Ab.)

Digitized by Google

Edward.

Du Schurke!

Elendes Volk! so wird des Reisens Lust
Verkümmert stets durch wüstes Raubgesindel. (Ab.)

Lord (allein).

Da geht er hin, der eigensinnig Starre,
Der Selbstische, indeß ich hier erweicht,
Und zärtlicher als jemals fühlend, sitze.
Still ist's umher und Philomele schweigt;
Der zarte Vogel, müd wohl des Gesanges,
Zieht tiefer in die Schatten sich zurück; verstummt
Ist auch des Hirten Lied — doch ach! was sag' ich?
Hört' ich's wohl je? — für mich war's immer stumm.
'S war nur so 'ne Redensart. O schlimm genug,
Daß es für mich, wo Andre Reden wechseln,
Nur Redensarten gibt; von Hörensagen
Weiß ich, wie's Hören thut. Doch ist's mal so,
Das Unvermeidliche lehrt Klugheit tragen. (Ab.)

Der Graf tritt auf.

Verkehrte Welt, o du verkehrte Welt!
So bin ich denn zu deinem Arzt bestellt.
Ein böses Amt dem, der's versteht, doch doppelt
Und dreifach böse dem, der es nur halb versteht,
Und doch sich kecklich an den Kranken drängt.
Laß sehn, welch Mittel wähl' ich? — sicherlich
Ist Lieb' das passendste. Allüberall
Bringt's schnelle Regung in die starre Masse.
Edward muß lieben, und zum Glücke liebt er auch;
Er muß Olivien lieben, und sieh da, er liebt
Olivien. Es kommt nur darauf an,
Dem Ungefügigen es klar zu zeigen,
Daß jener Mißmuth, tieferbehlte Schmerz,
Das Sehnen, das ihn hierhin, dorthin treibt, die Lust,
In's Unermeßliche hinauszuschwärmen, nichts
Als Liebe sey, und Lieb' zu jenem schönen Kinde,
Das auch kein Kind mehr ist, Lieb' zu Olivien,
Die ihrerseits im Stillen für den Freund,
Für den Gespielen ihrer Kindheit glüht,
Ohn' daß ihr zaghaft Herz es zu gestehen wagt.
Wohlan, du kluger Arzt, hast du so weit
Das stammelnde Geschwätz des Pulses ausgehorcht,
So weißt du, wie's um beider Herzen steht.
Wie wär's, du zeigtest ihnen nun im Bild
Ihr lustig Elend, wie sich eifrig sieht,
Was doch sich sucht, der mißverstandnen, oder
Noch nicht verstandnen Liebe Neckerei?
Die alte Welt der schalkhaften Poeten
Zeigt uns im Spiegel mancher heitern Fabel
Der Wahrheit ernst und mild Gesicht, zu Nutz
Und Frommen derer, die's zu nützen wissen.
Wohlan, nur schnell zur Wahl gegriffen! hier
Der heitre Platz sey heiterm Spiel geweiht,
Und Echo, die uns unsichtbar umschwärmt,
Mag es nicht übel denken, sieht bekannte,
Alte Geschichten sie hier neu ersteh'n;
Sie zürne nicht, wenn wir sie selbst sogar
Im Spiele mitzusprechen zwingen, und
Um junger Liebe beizustehn, der alten
Vergessnen Liebesspein beschwerlich fallen.
Ich eile jetzt und suche mir die Puppen
Zu meinem Spiel. Ein junger hübscher Bursche,
Des Lords Jokey, soll mir Narzissus seyn.
Leicht bring' ich ihm die wen'gen Worte bei, die andern
Gestalten finden sich; nur keine Zeit verloren!
Es trifft der Scherz nur, wo er spielend schwärmt.
(Ab.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Die mexikanischen Alterthümer und die alte Welt.

(Beschluß.)

Beweisen nun alle diese auffallenden Aehnlichkeiten, und noch mehrere, die man anführen könnte, daß Mexiko nothwendig einst mit der alten Welt in Verkehr gestanden haben muß? Gewiß nicht; es ist ein seltsamer Egoismus der sogenannten alten Welt, daß sie so fest hängt an Noahs Kasten und darauf besteht, Amerika sey von ihr aus bevölkert worden, während es doch Niemanden einfällt, die ganz eigenthümlichen Thiergeschlechter Amerikas denselben Weg zu führen. Nein, wie die Individuen, so waren sich auch die Völker in ihrer Kindheit gleich; regellose, unförmliche Bauten sind ihre Kinderspiele, und eines wie das andere beginnt mit der soliden und natürlichen Form der Pyramide, mit riesenhaften Gebäuden und Statuen, mit wunderlichen, vielgestaltigen Göhen, bildern, um erst später einfachere, reinere Umrisse und richtige Verhältnisse zu erlernen und Werke zu schaffen, an denen Maaß und Uebereinstimmung Elemente der Schönheit sind. Die Kunst der Mexikaner hat an sich lediglich nichts Wunderbares; immerdin ist ihre Architektur nicht mehr auf der niedrigsten Stufe, bei aller, vom Zustand einer erwachenden Kultur unzertrennlichen Rohheit und Unsicherheit, haben manche ihrer Gebäude ganz erträgliche Verhältnisse, wie namentlich der Tempel von Mitla, das einzige Bauwerk, an dem man etwas bemerkt, was roben Säulen gleichsieht, die hohen Pyramiden mit verschiedenen Absätzen, die gesprengten Bogen verrathen hin und wieder Kühnheit und Geschmack in glücklichem Bunde; aber mit ihrer Malerei und Skulptur verhält es sich anders: die Wände sind mit ganz unförmlichen Hieroglyphen bedeckt, und überall wimmelt es von

Digitized by Google

Kröten, Eidechsen, Schlangen, Todtenköpfen, abscheulichen Fratzen, gräßlichen Ungeheuern.

Die trockene, steife Zeichnung ist keineswegs den Egyptern oder Phöniziern eigenthümlich, sie ist ein wesentliches Element der Kunst in ihren Anfängen. Jeder Junge, der mit seinen ersten Thier- und Menschenfiguren die Wände beschmiert, ist ein geborner Egypter und Mexikaner. Auch die griechische Kunst begann mit eckigen, steifen Gebilden, den mühsamen Werken eines Dädalus und Calamis, lange bevor sie Apoll und Venus eine Seele einhauchte. „Der rohe, steife Styl," sagt Lanzi richtig, „ist nicht Kunst, sondern Mangel an Kunst." Er sagt dies bei Gelegenheit der etruskischen Kunstwerke, in denen man Nachahmungen der egyptischen sah, und dasselbe gilt, wenn man die Muster zu den unförmlichen Gebilden der Mexikaner in Egypten oder Tibet sucht. — Schon Humboldt macht auf die ungeheuern Nasen der mexikanischen Helden aufmerksam, trägt aber, im Gefühl der Bewunderung, das ihm die großartigen Trümmer einflößen, kein Bedenken, hierin ein Symbol zu erblicken; er meint, die Azteken könnten, wie Plato in seiner Republik, eine mächtige Nase für etwas Majestätisches, Königliches gehalten haben, und so möchte sie auf ihren Reliefs und Gemälden als ein Sinnbild moralischer Kraft und Größe erscheinen. Wie merkwürdig, wenn sich hier eine geheimnißvolle Sympathie zwischen dem Philosophen, der uns zu allererst von den Atlantiden erzählt, und den furchtbar großen mexikanischen Nasen herausstellte! Leider aber sind Arme, Beine und Alles so arg verzeichnet wie jenes Organ, und so hat wohl die physische Größe mit der moralischen schwerlich etwas zu schaffen. Indessen ist bekanntlich Humboldt weit entfernt, in jenen Gebilden die Spuren einer griechischen Kolonie zu erblicken, im Gegentheil schätzt er ihr Alter nicht höher als sieben bis achthundert Jahre.

Umsonst bemüht man sich, in der Ueberraschung, daß eine vermeintlich so neue Welt so Uraltes birgt, die Gebäude zu Palenke und Mitla, die ausgedehnten Trümmer in Chili, die Befestigungen im Norden des Welttheils, welche Franzosen mit Vaubanschen Schanzen vergleichen, recht großartig darzustellen: eine Bevölkerung, die weder den Gebrauch des Eisens, noch die Schrift kannte, und nur so stumme Spuren ihres Daseyns hinter sich gelassen hat, können wir uns doch nur armselig denken. Mag es immer befangene Gelehrsamkeit den alten Genealogisten nachthun und für diese Völker eine Geschichte konstruiren, in der Wanderungen und Dynastien so glaubwürdig verzeichnet sind, wie in den Annalen der Urvölker der alten Welt: von Allem, was sich vor der spanischen Eroberung begeben, wissen wir einmal rein nichts, als was uns die ersten Missionäre vorerzählen. Wir müssen darauf verzichten, je in das Alterthum der neuen Welt viel Licht gebracht zu sehen, denn ihre Geschichte beginnt für uns erst mit ihren Eroberern. Und von wie vielen Völkern haben wir Denkmale, die so wenig vernehmlich zu uns sprechen, als die amerikanischen! Jene ungeheuern Mauern in den Ebenen des östlichen Asiens, manche Riesenbauten in Egypten, manche Felsinschriften in Arabien und Syrien, in unserm eigenen Boden jene scandinavischen und druidischen Grabstätten — all dies ist älter als alle geschriebene Geschichte, und die Menschenschicksale, die sich daran knüpften, sind für uns verschollen, so gut als die Geschichte der Neger und Südseeinsulaner. Ist es denn so wunderbar, daß man auch jenseits des großen Oceans Spuren unbekannter Völker findet? sind denn die langgestreckten Schanzen in den nördlichen Ebenen, die großen Bauten, die Humboldt und Bonpland in den Cordilleren entdeckt, die Alterthümer Mexikos an sich so unbegreiflich, daß man sich nach einem Ausgangspunkt dafür nothwendig in einer andern Welt umsehen muß? Beide Welten sind gleich alt, und beide sehen sich vergeblich nach ihren frühesten Geschicken um. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß einem die Alterthümer beider gleichgültig seyn sollen; im Gegentheil, der menschliche Geist erhebt und stählt sich an den Schwierigkeiten, wie der Muth in der Gefahr, und die Wissenschaft erscheint nie erhabener, als wenn es ihr gelingt, im lückenvollen Buche der Zeit nach reiflicher Prüfung und Vergleichung eine Zeile zu ergänzen; aber Vorsicht ist da, bei vonnöthen, will man den Text nicht noch mehr verwirren. Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts meinte der große Geschichtschreiber der neuen Welt, Robertson, auf dem weiten Kontinente finde sich kein einziges Denkmal seiner Vorzeit; in der Begeisterung durch die Wunder, welche sich in neuerer Zeit dort aufgethan, ist man mit Schlüssen etwas zu rasch gewesen; es wird aber gerathen seyn, auf der schwierigen Bahn fürder mit Umsicht vorzuschreiten, und vorerst an keine phönizischen Inschriften in Amerika zu glauben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Anfangs Februar.

(Beschluß.)

Zur Berichtigung der Meinung über ein vor die Oeffentlichkeit gezogenes Ereigniß.

Eine drohende Krankheit ihres Gatten, die sich in vielen bedenklichen Symptomen durch mehrere Lebensjahre hinzog, und gerade in dem letztverwichenen Halbjahr zu einem Gipfelpunkt drängte, bildete die einzige Sorge ihrer grenzenlosen Liebe, mit der sie leben und sterben wollte. Es kann und darf hier nicht der Ort seyn, Details davon zu geben, aber der hoffnungslos scheinende Zustand des Gatten, der sich eben in den letzten Tagen durch ein erschreckendes Verfinken in sich selbst charakterisirte, ließ sie auf äußerste

Mittel zu seiner Rettung hin, und dersinnen. Die alte Vorstellung: daß sie für ihn sterben wolle, kam aber sie. Viele ihrer hingeworfenen Aeußerungen, die aus Tagebüchern und sonstigen Gesprächen erhalten sind, und jetzt erst in der Erinnerung klar werden, zeigen ihr deutliches Umgehen mit dem Entschlusse sich frei den letzten Monaten. Und warum sterben? Weil sich ihre in die höchste Aufopferung verlorene Liebe endlich in dem bestimmten Gedanken zusammenschloß: daß sie ein ungeheures Unglück über den geliebten Gegenstand verhängen müsse, um ihn durch diese gewaltsamste Erschütterung seiner selbst, die ihn wieder ganz auf sich weisen sollte, von dunklen Dämonen zu befreien, um ihn durch ein Verlieren des Besten, was er besaß und woran er sich getheilt hatte, wieder zu einem Bewußtseyn seiner eigenen Kräfte zu bringen, um ihn, nachdem er von ihr getrennt, wieder allein in die Woge des Lebens hinauszuschleudern, damit er, in der Notwehr gegen das Element erstarkend, die Schwimmkunst der Ersten wieder erlernt, die ihm verloren gegangen war. Diese beispiellose Berechnung, der man nur mit erhabenem Grausen zu folgen vermag, drückt sich in den letzten Zeilen, welche die Verewigte hinterlassen, mit einer zweifellosen Gewißheit aus, und dies ist das geistige Motiv der herzzerreißenden That, die mit einer unerhörten Besonnenheit, Ruhe und Würde ausgeführt wurde. Nachdem sie Abends den Garten, dem sie den Besuch eines Concerts zur Pflicht gemacht, mit einigen bedeutungsvollen, obwohl abwandelnden von ihm aufgenommenen Worten entlassen, spricht sie zur Vollbringung, ordnete in den wenigen Stunden, die ihr für die Ausführung gegönnt waren, noch einige häuslichen Angelegenheiten mit dem Dienstmädchen an, schrieb den nach ihrem Tode gefundenen Brief, begab sich in ihr Schlafkabinet, wusch sich, that ein reines, weißes Nachtkleid an, und legte sich dann in ihr Bett, wo sie sich mit einem Dolch, der früher zur Reiseaxte gedient hatte, eine penetrirende Herzwunde stieß. Ihr Todesröthen machte das nebenan in der Küche befindliche Mädchen aufmerksam. Man erbrach die Thüre und fand die Unglückliche todt. Von der geistigen Ueberwindung, mit der die That vollbracht war, sprach ihr durch keinen einzigen finstern Zug getrübtes Gesicht und die friedlichste Ruhe der Lage, in der die Todte angetroffen wurde. Eine zahlreiche Reihe der ausgezeichnetsten Männer der Hauptstadt folgte dem stillen Leichenzug am Neujahrsmorgen 1835.

Alle andern Berichte dieser Thatsachen, wie sie in den Korrespondenzmittheilungen gegeben werden, beruhen auf Unkunde, denn einer absichtlichen Entstellung möchte hier wohl kein edler Mensch fähig seyn. Welche tiefe Kränkung müssen aber nicht die armen hinterbliebenen Freunde der Geschiedenen empfunden haben, wenn von ihnen öffentlich gesagt wird, daß sie im ersten Augenblick (und gerade im ersten Augenblick!) die That sogar „verstimmt“ haben sollen! Mag diese Freunde, die der Welt als sittliche und namhafte Gestalten bekannt sind, der Ueberschwang ihres Gefühls hingerissen haben, sich gegen jede falsche und entstellende Auffassung des Vorgangs entschieden und laut zu erklären (und dies war gewissermaßen ihre moralische Pflicht!), so konnten sie sich doch, als unvorbereitete Gemüther, nie zu der Verirrung verleiten, etwas zu rügnen, das nur mit religiösem Sinn und in schwerlicher Stille zu tragen war. Eben so unwahr ist es, daß der Geistliche, der als ein durchaus würdiger und milder Mann bekannt ist, am Grabe der Verklärten „harte Worte“ gesprochen haben soll, da sich derselbe vielmehr noch nachher um die nähere Verständigung über den Charakter der Hingeschiedenen, die er im Leben nicht gekannt, liebevoll bemüht zeigte. Besonderer Berichtigung bedarf aber hier noch ein Umstand, wodurch die Korrespondenten in den Zeitungen auf ein treffliches und in allen gebildeten Kreisen wirksam gewesenes Buch, nämlich die Briefe der Rahel, einen so schweren Vorwurf geladen haben. Daß die Verewigte in ihren letzten Tagen nichts als dies Buch griesen, das auch noch aufgeschlagen auf ihrem Tische gefunden worden sey, ist eine faktische Unrichtigkeit, da sie vielmehr mit einer ganz demselben entgegengesetzten Lektüre, nämlich mit der Schrift Lessings über die Erziehung des Menschengeschlechts beschäftigt war. Sollten sich aber in Rahels Briefen Apologien des Selbstmords finden (was sich hier unerörtert lassen will), so ist es den nähern Freunden bekannt, daß die Hingeschiedene ihrerseits, die sich überhaupt bei einer merkwürdigen Selbstständigkeit ihrer Natur nie unbedingt an fremde Ansichten hingab, in Gesprächen mehrfache Aeußerungen über den Selbstmord gethan, wonach sie denselben in allen Fällen sogar für eine Feigheit erklärt wissen wollte, und nur in einem einzigen Falle, wo er, nach ihrem Ausdruck, für eine Idee sich vollbringe, als gerechtfertigt leise andeutete. Wer will den ersten Stein aufheben?

Die Korrespondenzmittheilungen bemerken noch, daß die Freunde der Verstorbenen damit beschäftigt seyen, den schriftlichen und brieflichen Nachlaß derselben herauszugeben. Ob wohl darunter ungedruckte Geistesschätze verborgen sind, die den trefflichsten und merkwürdigsten Büchern eines tief durchdrungenen Menschenlebens gleichkommen würden, so muß doch von Seiten der Verwandten und Freunde, zur Ehre der Wahrheit, dem Gerücht widersprochen werden, als sey damit eine öffentliche Herausgabe beabsichtigt. Es bedurfte daher in keinem Sinne der Warnung des Korrespondenten: „nicht schön zu thun mit einer Verirrung, für die man nicht mehr thun könne, als den Mantel der Liebe und der Vergessenheit darüber breiten.“ Die Hinterbliebenen einer edlen Todten haben dies nicht nöthig, daß man ihnen zu ihrem eigenen Schmerz noch die öffentliche Kränkung hinzufüge, sie für so eitelen Beifall bearbeitet und verdorben zu betrachten, daß sie bei einer Begebenheit, bei der jeder Fühlende das Mark gefriert, sich zu einer Schönthuerei in Worten und Werken hinneben könnten. Wenn aber jene Verständigen auf die Weise den Mantel der Liebe und Vergessenheit überbreiten, daß sie den Vorgang durch Korrespondenzberichte in die Oeffentlichkeit ziehen, so wird es von der andern Seite nur fast wieder Pflicht und Nothwendigkeit, in einer zusammenhängenden und durch authentische Papiere motivirten Darstellung, die zwar niemals und unter keinen Umständen der Oeffentlichkeit zu überlassen, aber doch dem nächsten Freundeskreise zum Trost zusammengestellen wäre, eine Entwicklung und psychologische Entrathsetzung des ungeheuern Ereignisses zu geben. „Wir sind keine Römer!“ damit schließe auch ich diese Mittheilung, die ich so gerne ganz unterlassen hätte, wenn es irgend möglich gewesen wäre. Nein, wir sind Christen, und auf diesem Standpunkt der Vermittlung und Versöhnung gebühre es uns vor Allem, ein großes Unglück lieber nach seinen innern geistigen Zusammenhängen verstehen lernen zu wollen — sollte auch das Verständniß nicht gleich auf der Oberfläche liegen — als es mit einem aasesuchenden Pharisäismus abzufertigen. Wir sind nicht Römer! Lernen wir an diesem Ereigniß, wie wir Christen seyn sollen!

Beilage: Kunstblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 42.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 18. Februar 1835.

Gewährt jedem Menschen von Bildung die Geschichte menschlicher Kultur Belehrung und Genuß, nimmt die der vaterländischen unser Interesse noch in höherem Grade in Anspruch, so werden wir, wollen wir anders erfahren, wie die frühern deutschen Bewohner unserer Länder zur Sittigung gekommen, bei keiner Spur gleichgültig vorübergehen dürfen, welche die Anwesenheit und Wirksamkeit der mächtigen und gebildeten Römer bei uns beurkundet.

Creuzer.

Die Römer im südwestlichen Deutschland.

Erster Brief.

Die Niederlassungen der Römer an Rhein und Donau in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung sind die interessanten Punkte, von denen durch die Bewegungen der germanischen Völker gegen das römische Reich eine fast gänzliche Umkehrung der Kulturpole ausgehen sollte, und als zum erstenmal die Legionen mit den Germanen zusammentrafen, erschien der Beherrscherin der Welt in einem blonden, blauaugigen Riesen ihr böser Dämon. Erst seit diesem Zusammentreffen, etwas über hundert Jahre vor Christus, beginnt die Geschichte unsers Volks aus der Nacht hervorzutreten, welche Jahrtausende rückwärts auf der hyperboräischen Welt ruht. Ein paar römische Geschichtschreiber sind es, denen wir die erste und einzige schwankende Kunde von den Zuständen unserer Voreltern verdanken, und ohne Cäsars Commentare und ohne des Tacitus unschätzbares Buch über Deutschland wäre die Verfassung jener zahllosen Stämme der Germanen nur darum kein solches Chaos, weil wir dann so gut als nichts davon wüßten.

Als die Römer auf der Höhe ihres Glücks, kurz vor Christi Geburt, zum erstenmal ernstlich mit den Deutschen handgemein wurden, hatte ihnen das Geschick nur noch einen schönen Abend im Zeitalter der Antonine vorbehalten; aber wie die Sonne am glühendsten strahlt, wenn sie bereits wieder die Rückkehr in eine andere Hemisphäre angetreten hat, so entwickelte das römische Reich seine höchste Kraft, als es längst den Keim des Todes in sich trug. Mit eiserner Faust schob es seine Grenzen an den Rhein und die Donau vor, und als die Cäsarn verzweifelten, auch das Binnenland zwischen beiden Flüssen und dem nördlichen Meere in ihr Provinzialnetz zu ziehen, ahneten sie nicht, daß in der seltsamen Verfassung jener ritterlichen Abenteurer mit ihrem Erbadel, ihren Dienstgefolgen, Tagsatzungen und den mannichfachen Abstufungen der Hörigkeit und Unfreiheit, bereits der Gesammtzustand eines ganz andern heiligen römischen Reichs vorgebildet war, und daß über den Grundmauern des Kastells, das sie auf dem Grenzwall gegen die Barbaren erbauten, die Asche der größten deutschen Cäsarn ruhen sollte.

Unter Augustus wurde Gallien förmlich als Provinz organisirt und zugleich die Donau zur Nordgrenze des Reichs gemacht. Seine Feldherrn hatten vielfältig vom Mittel- und Niederrhein aus das rechte Ufer und das innere Land zu unterjochen gesucht; aber ein ernstlicher Aufstand erbitterter Völker, der mit der Vernichtung eines römischen Heeres durch Arminius endete (im J. 9 nach Ch.) mahnte ihn an die Unbeständigkeit des Glücke

Digitized by Google

und führte den klugen Mann, indem er ihm die Gefahr zeigte, der er durch Uebertreibung den Gott Terminus aufsetzte, wohl am meisten zu jenem Systeme weiser Mäßigung, das, seinen Nachfolgern dringend empfohlen und von ihnen meistens befolgt, die auseinanderstrebenden Theile des zu schwindelnder Höhe aufgethürmten Gebäudes noch in's dritte Jahrhundert zusammenhielt. Fortan beschränkte sich die römische Politik an Rhein und Donau auf die Vertheidigung der Flußgrenzen, und diese gründete sich auf ein ausgedehntes System von befestigten Linien hinter und vor den Flüssen, und auf den guten Willen verbündeter und durch die Künste des Friedens gezähmter Völker. Leider nur zu spärsame Winke römischer Schriftsteller, dafür aber zahllose materielle Spuren des weltherrschenden Volkes beweisen nun das Faktum, das uns hier zunächst beschäftigt, nämlich, daß ein bedeutender Theil des südlichen Deutschlands, das Rheinthal von Köln bis zur Lahn, das Nassauische, der Odenwald, der Schwarzwald, die schwäbische Alp und das ganze Flußgebiet des Neckars, in den Complex jener Fortifikationen aufgenommen war, und daß hinter den Dämmen, welche die römische Taktik gegen die anstürmende Fluth der Barbaren gezogen, ein Vorland des Reichs Jahrhunderte lang in römischer Kultur blühte.

Von der Periode an, welche man als die Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaft bezeichnet, haben die am rechten Ufer des Rheins und am linken der Donau an zahlreichen Stellen sichtbaren Reste römischer Gebäude, Kastelle und Straßen, die zufällig aufgefundenen Münzen, Altäre, Götterbilder, Inschriften, Aschenkrüge und Töpferscherben Aufmerksamkeit und Nachdenken erregt; allein es dauerte lange, bis in die durch Heidenköpfe, Heidenschlösser und Teufelsmauern erzeugten Ideen einiger Zusammenhang kam. Der Umstand, daß keine deutsche Provinz zerrissener war, als just der alte schwäbische und fränkische Kreis, der Schauplatz jener Epische der römischen Geschichte, daß kaum irgendwo der Zehnten an mehr Dynasten entrichtet wurde, als auf dem Gebiet der alten agri decumates, hielt die aufgefundenen Alterthümer zerstreut, erschwerte die Uebersicht und erschwert sie zum Theil noch. In Philologie, Geschichte und Kunst hatte die Kritik noch nicht hinlängliche Fortschritte gemacht, daß man bei antiquarischen Forschungen auf sichere Grundlagen bauen konnte, das deutsche Geisenst der Gründlichkeit schreckte entweder die Gelehrten von Untersuchungen ab, die sich zu keinem Ganzen und zu keinem Buche gestalten zu wollen schienen, oder lockte sie in Labyrinthe, aus denen es keinen Rückzug gab; so lange man keinen einigermaßen vollständigen Ueberblick des Ganzen, oder wenigstens einige feste Anhaltspunkte gewonnen hatte, konnte eine einzige falsch ausgelegte Inschrift zu einer Reihe irriger Schlüsse führen, und so kam es, daß vor noch nicht so gar langer Zeit geachtete Gelehrte die Ansicht aufstellen und vertheidigen konnten, die bleibende Niederlassung der Römer in unsern Gegenden sey eine Chimäre und ihr Aufenthalt immer nur unsicher und vorübergehend gewesen. Allein die, seit dem Frieden besonders, erwachte und sich immer allgemeiner verbreitende Liebe zur Geschichte und Alterthumskunde hat in der neuesten Zeit eine Menge von Forschungen und Untersuchungen hervorgerufen, welche zum Theil durch die schönsten Früchte belohnt worden sind. Während man einerseits die auf uns gekommenen Berichte römischer Schriftsteller auf's Neue einer ernstlichen Prüfung unterwarf und sie in Zusammenhang zu bringen suchte, sah man sich andererseits auch fleißiger, wenn auch nicht immer planmäßig, nach den Urkunden um, welche unser Boden in überschwenglicher Menge verschließt; man bereiste die Trümmer jenes riesenhaften Befestigungswerks, das Donau und Rhein verband, nahm die daran und dahinter angelegten Kastelle auf, öffnete Gräber, verfolgte Heerstraßen, berichtigte und verglich mit allen jetzt zu Gebot stehenden Hülfsmitteln der Kritik die Titel der neu aufgefundenen, oder schon länger hier in kleinen Sammlungen vereinigten, dort in Kirchen und Schlössern eingemauerten Inschriften; man gewann endlich die Gewißheit von der ehemaligen Existenz ganzer römischen Städte, und damit die Ueberzeugung, daß fast ganz Schwaben und ein bedeutender Theil von Franken und der Länder am rechten Rheinufer, wo nicht förmlich römische Provinzialverfassung hatte, doch ein militärisch besetztes, durch feste Werke geschütztes, von Heerstraßen durchzogenes, mit Städten, Flecken, Kastellen und Lagern gefülltes Land war, in dem eine gemischte Bevölkerung gegen hundertfünfzig Jahre lang einer wenig gestörten Ruhe genoß und die Samen einer Kultur ausstreute, welche der hereinbrechende Völkersturm nicht ganz vernichten konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Landhaus zu Simonetta.

(Fortsetzung.)

Christian, der Olivien begleitet.

Christian (bei Seite, auf den Grafen weisend).

Was der nur hat? geschäftig seh' ich ihn
Entlaufen, da ich komme, ohne Zweifel
Ist was im Werke, das man mir verbirgt.
Mir völlig gleich! — Seht, liebe schöne Miß,
Hier ist der Platz, wohin euch euer Oheim
Befahl zu führen, ein gar schöner Platz.

Digitized by Google

Olivie.

Ach!

Echo.

Ach!

Olivie.

Wer seufzte hier?

Christian.

Das gute Kind,
So unbekannt mit der Naturgeschichte,
Weiß noch vom Echo nichts.

Olivie.

Wer seufzte hier?
Antwortet mir!

Christian.

Vielleicht Sir Eduard,
Der unten an dem Abhang promenirt.
Gleich wird er oben seyn.

Olivie.

Unmöglich, er!
Er seufzte, und um wem?

Christian.

Um Miß Olivien.

Olivie.

Geh, Unverschämter, laß mich hier allein.

Christian.

Zu Danke macht man's Liebenden doch nie.
Nun muß ich noch den jungen Mann herführen,
Ausdrücklich hat es der Baron geboten,
Daß beide Liebende auf seine Weise
Ich hier zusammenbringe.

(Geht ab und kommt bald darauf mit Eduard wieder.)

Kommt nur, kommt!

Edward (der Olivien bemerkt und sich sträubt, einzutreten).

Was willst du, Bursche, und was soll ich hier?

Christian.

O, mit Erlaubniß, Herr, ihr fragt auch da,
Als kämt ihr eben erst zur Welt; so seht
Ihr Miß Olivien nicht? — Da steht sie ja,
Naht euch, gewiß wird sie euch fragen wollen,
Wie ihr das Wetter findet, wie die Gegend,
Und schnell wird sich da bilden, was gewöhnlich
Man ein Gespräch zu nennen pflegt. Nun, seyd nicht bös;
Ich hab nach meiner Art recht klug gehandelt.

(Bei Seite.)

Nun Gott sey Dank, beisammen wären sie!
Was weiter kommen soll, ist ihre Sache.
Wie sind doch Liebende im Leben wie
Im Lustspiel stets die langweil'ge Partie;
Ein kluger Mann umgeht dies böse Fach. (Ab.)

Edward und Olivie stehen von einander abgewendet.

Edward.

Red' ich sie an? soll ich den edlen Stolz
So weit erniedrigen, um ihr zu schmeicheln?

Olivie.

Dem herzlos Kalten, der sein Selbst nur liebt,
Was hätt' ich ihm zu sagen, zu gesteh'n?

Edward.

Wie ist mir doch so bang in ihrer Nähe;
Bezwinge dich, zeig' kalte Höflichkeit.

Olivie.

Gleichgült'ge Worte sind die besten hier.

Edward.

Wie schön die Sonne dort im Westen glüht!

Olivie.

Es scheint, als wenn sie dort gern ruhen bliebe.

Echo.

Liebe!

Edward.

Was, wer sprach von Liebe hier?

Olivie.

Ich wahrlich nicht.

Edward.

Ich auch nicht.

Olivie.

Sonderbar;
Doch hört' ich deutlich dieses Wort erschallen.
Vielleicht Erinnerung an ein entschwundnes Bild,
Bewußtlos ausgesprochen von den Lippen?

Edward.

Nein,
Vielleicht bewahrt Olivie solches Bild?

Olivie.

Weßhalb es leugnen? Meiner Kindheit Land,
Des Vaterhauses denk' ich stets mit Liebe
Hier in der Fremde.

Edward.

O der goldnen Zeit!

Olivie.

Was sagten Sie?

Edward.

Ich theile Ihr Gefühl.

Olivie.

Sie theilen's?

Edward.

Wie? und das befremdet Sie?

Digitized by Google

Olivie.

Nicht glaubte ich, daß Edward fühlen könnte.

Edward.

Der Zweifel kränkt mich aus Oliviens Munde.

Olivie.

Man fühlt nur Kränkung, wo man Antheil nimmt.

Edward.

Man nimmt nur Antheil, wenn Erwid'rung lohnt.

Olivie.

O Edward, nie verbarg ich mein Gefühl.

Edward.

Es spricht für mich? — so darf ich es erwidern? —

(Bei sich.)

Zu viel schon sprach ich für dies kalte Herz;
Willkommne Störung, die sich eilig naht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Louis Philippe als Siegesfeyrer. Das neue Versailler Kunstkabinet.

Der erste Tag im Jahre muß für Niemand im Reiche lästiger und beschwerlicher seyn, als für den König, da er eine Menge langer Reden nicht allein anzuhören, sondern auch der Reihe nach zu beantworten hat, und einige tausend Menschen in seinen Gemächern vor sich vorbeygehen sieht: es muß ihm schwindlig dabei werden. Sogar der Offizier der Garnison und der Nationalgarde sind an tausend, und nun noch die vielen bürgerlichen Korporationen, die geehrten Gesellschaften, deren Reden alle auf eins hinauslaufen: wir wünschen Euch Glück zum neuen Jahre, und denen doch in verschiedenen Floskeln geantwortet werden muß, obschon die Antwort im Grunde auch immer dieselbe ist: Ich danke Euch, und will Euch hold bleiben! Unter Ludwig XVIII. und Karl X. wurden diese Antworten vorher konferirt, oder sie bestanden aus einem leeren Komplimente, das nur so oberflächlich hingeworfen und auch als unbedeutend aufgenommen wurde. Nicht so unter dem jetzigen Könige, der im Reden und dem Stegreif alle Regenten unserer Zeit übertrifft, und auch gerne zu reden scheint. Die kleinen Journale machen sich zuweilen über den Styl dieser königlichen Reden lustig, und spotten über die vielen Bindewörter, welche darin vorkommen. Man hat eine lithographirte Karikatur, worauf Ludwig Philipp auf seinem Throne dargestellt ist, wie er den vor ihm stehenden Bedienten antwortet, und dabei ein ganzes Füllhorn que, qui, parceque, quoique und andere Partikeln über die tief gebückten Herren ausschüttet. Bei all diesem Spott bleibt es dabei, daß der Könige die Fertigkeit, auf eine Anredede schnell zu antworten, in einem hohen Grade besitzt, wie vielleicht Keiner im Reiche, und obschon er kaum Zeit hat, das zu Saarade zu überlesen, so sind alle diese Antworten doch immer sehr schicklich abgefaßt. Es ist zu bemerken, daß er seine Gelegenheit hat den konnte, diese Fähigkeit in seiner Jugend zu üben, und daß er dieselbe entwickelt hat, sobald er den Thron besteig. Der Siegesgraph, welcher am Neujahrstage im Saale sitzt und die Antworten aufschreibt, muß sich gewaltig tummeln, denn die Antworten sind zuweilen lang und werden schnell ausgesprochen. Die am letzten Neujahrstage gehaltenen Anreden und die darauf erfolgten Antworten stehen, wie gewöhnlich, im Moniteur, jedoch nicht ganz vollständig. So z. B. fehlt die Antwort des Königs auf die Rede des Vorstandes der königlichen antiquarischen Gesellschaft. Da sie sich auf einen besondern wissenschaftlichen Gegenstand bezog, so war sie nicht ohne Bedeutung. Der Vorstand besagter Gesellschaft hatte nämlich in seiner Rede nach den üblichen komplimentarischen Floskeln einige Worte über den von Ludwig Philipp gefaßten Vorsatz, im Schlosse zu Versailles ein Museum für vaterländische Kunst und Alterthümer anzulegen, einfließen lassen, was sich für den Redner einer antiquarischen Gesellschaft sehr wohl schickte. Der König war ziemlich mäßig, als die antiquarische Gesellschaft, vielleicht die zwanzigste Korporation an diesem Morgen, vorgelassen wurde. Bei der Erwähnung seines Lieblingsplanes schien er sich aber wieder zu beleben, und hörte aufmerksam zu. Er dankte sodann dem Vorstande, daß er diesen Gegenstand erwähnt habe, und sagte, es sey in der That sein Plan, im Schlosse zu Versailles eine historische Reihe von Kunstgegenständen, welche sich auf französische Geschichte oder auf merkwürdige Personen Frankreichs beziehen, aufstellen zu lassen. Diesen Plan hoffe er bald in Ausführung zu bringen. „Indeß," setzte er lächelnd hinzu, „ich muß nicht zu laut davon reden." Mit diesen Worten entließ er die Gesellschaft. Seine etwas geheimnißvoll ausgedrückte Besorgniß deutet auf seine Scheu vor der Journalkritik. Einige Tagesblätter haben nämlich etwas voreilig die Anordnung der Sammlung getadelt. Dem Könige, welcher auf diese seine Sammlung viel Gewicht legt, hat dieser Tadel, vermuthlich, weil er unverdient war, oder die Sache unter einem falschen Gesichtspunkte darstellte, sehr mißfallen, und es ist daher der Beschl ergangen, Niemand in die Säle zu lassen, wo die Sammlung aufgestellt wird, ehe sie daselbst vollendet und dem Publikum geöffnet ist. Die ministeriellen Blätter geben daher auch gar keinen Aufschluß über die Einrichtung des Ganzen. So viel ist gewiß, daß die Sammlung aus Bildhauerstücken vom Mittelalter an bis auf unsere Zeiten, und dann auch historischen Gemälden bestehen wird. Die großen Gemächer im Versailler Schlosse, welche durch die Memoiren aus den Zeiten Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. berühmt geworden sind, bleiben, wie sie waren, und es wird an denselben nichts geändert. Die Kunstsammlung wird in den Erdgeschossen aufgestellt werden, wo es zuvor nichts zu sehen gab, indem dieser Theil in Entresols abgetheilt war, in welchen eine Menge beguemlicher Familien wohnten. Unter den ältern Bourbonen war es nämlich Brauch, daß, wer bei Hofe gut angeschrieben stand, um eine Wohnung im Versailler Schlosse ansuchte und dieselbe auch erhielt. So fand sich denn dort eine bunte Gesellschaft beisammen. Hofleute, Gelehrte, besonders solche, welche dem Hofe in ihren Schriften schmeichelten und als gute Royalisten dekannt waren, Künstler, Militärs, Beamte u. s. w. Alle diese Leute fanden es unter Recht sehr angenehm, eine Sommerwohnung in einem königlichen Schlosse zu besitzen, ohne daß es sie etwas kostete. Dieser Gebrauch muß schon ziemlich alt seyn; denn man liest in Memoiren, daß Diderot, so furchtbar auch sein Name bei Hofe klang, doch eine Wohnung im Schlosse zu Meudon bekam, aber nie hineinging, ins dem er sagte, er finde es angenehmer, zu wissen, daß er hingehen könne.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 43.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 19. Februar 1835.

Narcissus, kühn will ich die Felsen sprengen,
Worin dich deiner Schönheit Zauber hält.

W. Menzel.

Das Landhaus zu Simonetta.

(Fortsetzung.)

Der Baron, die Vorigen.

Vergebt, nicht unterbrechen wollt' ich dies Gespräch,
(Der Himmel weiß, wie es mir kostbar ist!)
Doch naht der Schwager, auch der alte Lord
Begibt in Eile sich hierher, es scheint,
Man will ein ländlich Spiel uns zubereiten.
Ich kenn' des Schwagers Lust an derlei Possen;
Nicht immer trifft er die gelegne Zeit,
Doch muß man ihm den Willen lassen; hat
Den Kopf er drauf gesetzt, ist ganz vergeblich
Jedweder Widerstand. Zudem ist heut
Mylords Geburtstag, wie ihr wißt, da schickt
Sich manches, was sich sonst nicht schickte; drum
Nehmt Platz, ihr lieben Freunde; da
Kommt unser Lord, nebst ein'gen Musikanten.
Nun wird das Schauspiel seinen Anfang nehmen.

(Einige Musikanten, die blasend vorangehen, ihnen folgt der Lord und der Graf, die Vorigen. Sie nehmen Platz auf den Bänken. Die Musik schweigt. Christian tritt in einer Verkleidung auf.)

Christian.

Die Hörner, die ich auf dem Kopfe trage,
Sowie das Stückchen Ziegenfell am Arm
Nennt man, ihr Herrn und Damen, ein Kostüm,
Auch Maske, Satyr-Maske, wie ihr wollt.
Mein Amt ist hier, euch anzusagen, daß
Der junge Bursch, der dort am Kübel liegt,
Narzissus ist; zwar sollt' er eigentlich
An Baches Ufer ruh'n, doch gibt's hier oben
Nun grade keinen Bach, deßhalb der Kübel
An Baches Stelle steht. Das Mädchen dort,
Fast auf ein Haar dem Kammermädchen ähnlich
Der Miß Olivie, ist dennoch eine Nymphe,
Die den Narzissus liebt. Was weiter sich
Begeben wird, das sagen sie euch selbst,
Ich aber weiß zu rechter Zeit zu schweigen.

(Er zieht sich in den Hintergrund zurück.)

Chor der Nymphen.

O Narziß, du schöner Knabe,
Wärst du minder schön und hold!
Wozu blüht der Schönheit Gabe,
Blüht sie nicht um Minnesold?

Narziß (im Wasser sein Bild betrachtend.)

Dieser Lippen, dieser Wangen
Wunderklarer Rosenschein,
Freue dich, ihr süßes Prangen,
Ihre Schönheit, sie ist dein!

Digitized by Google

Von des Morgens frühen Strahlen
Bis zum späten Abendſchein,
Wiederhol's zu tauſendmalen,
Dieſe Schönheit, ſie iſt dein!

Satyr (aus dem Gebüſche lauſchend).

Ach, der dumme, dumme Knabe,
Hat ſolche Narrheit man geſehn?
Ei, ſey häßlich wie ein Rabe,
Nur mußt zu lieben du verſtehn.

Chor der Nymphen.

Lieb', Narziß, ſollſt du empfinden,
Horch, wie ringsum „Liebe" ſchallt!
Liebe! tönt's in allen Winden,
Liebe! rauſcht es durch den Wald.

Echo.

Die Nymphen, die dich locken — wähle
Aus ihnen keine dir zu Luſt;
Denn ach, ihr Leib iſt ohne Seele,
Und ohne Seele fühlt die Bruſt.

Im Strudel ſinnlichen Genuſſes
Verſinket holde Schönheit bald,
Und in der Feuerlob' des Kuſſes
Zerfällt die göttlichſte Geſtalt.

Drum meide, meide dieſe Lippen,
Die begehrlich nach den deinen
Streben, um dort wegzunippen
Holder Unſchuld erſtes Scheinen.

Satyr.

Kinderchen, ich tret' dazwiſchen;
Wirklich iſt es nur Gewinſel,
Sie iſt liebekrank, ich wette,
Er iſt ein verliebter Pinſel.

Wollt ihr einen Praktikus
Hören: laßt das kalte Härmen,
Kommt und gebt euch Kuß auf Kuß,
Das wird beſſer euch erwärmen.

Chor der Nymphen.

Hört ihn, eh' die Roſe welket,
Eh der holde Schein verblüht,
Ach, bedenkt, daß ungenoſſen
Liebe ſich in Qual verglüht.

Denkt an ein verlornes Leben,
An die ſpäte Reue denkt,
Die ins Herz des Liebeloſen
Tödtend ihrrn Stachel ſenkt.

Narziſſus.

Wenn ich lieben könnte, wäre
Echo meines Herzens Wahl.

Echo.

Fühle dieſes Buſens Schwere,
Fühle meine Luſt und Qual.

(Der Beſchluß folgt.)

Die Römer im ſüdweſtlichen Deutſchland.

(Fortſetzung.)

Ein eigenes Mißgeſchick hüllt die Geſchichte dieſes intereſſanten Landſtrichs in ein Dunkel, das ſich in der neueſten Zeit kaum hin und wieder aufzuhellen begiunt. Nur wenige Streiflichter fallen aus dem Alterthum auf dieſen Zeitraum und dieſes Land; die römiſchen Geſchichtsbücher ſind gerade in der Periode, wo an Neckar und Main Römer und Germanen Anfangs in friedlichem Verkehr ſtanden und ſpäter die Vorhut der Völkerwanderung die befeſtigten Linien durchbrach, am ärgſten verſtümmelt, und ihre vom gelehrten Fleiß durch und durch geſichteten Reſte geben uns ſo dürftige Kunde von den Schickſalen des Landes unter römiſcher Herrſchaft, daß die zerſtreuten Urkunden, welche wir bisher dem Boden entriſſen, vielmehr armſelige Beiträge zu Ausfüllung der Lücken der römiſchen Annalen, als ein Anfang der Geſchichte dieſes Vorlands des Reichs zu nennen ſind. Es iſt ein ebenſo ſonderbares, als für die antiquariſche Ungeduld peinigendes Faktum, daß wir von keinem der zahlreichen römiſchen Orte, etwa mit Ausnahme Badens, der Waſſerſtadt, und des Fleckens Murr bei Marbach am Neckar, auch nur den römiſchen Namen mit Beſtimmtheit anzugeben wiſſen. Wohl ſetzen die alten römiſchen Geographen manche Städte in dieſes Gebiet, wohl zieht auf der alten, auf uns gekommenen Poſtkarte des römiſchen Reichs eine Straße mit zahlreichen Etappen wenigſtens zum Theil durch daſſelbe; aber bis jetzt hat es nicht gelingen wollen, einen dieſer Namen an irgend eine der Stätten, wo ſich uns in ausgedehnten Subſtruktionen bedeutende römiſche Wohnſitze kund thun, unwiderruflich zu binden. Keine der Römerſtädte, über oder neben denen jetzt Baden, Ladenburg, Pforzheim, Rottweil, Rothenburg, Köngen, Cannſtadt, Heidenheim u. ſ. w. ſtehen, hat eine Geſchichte, die ſich weit über die Statiſtik der daſelbſt ſtationirten Kohorten erſtreckte; alle dieſe Trümmer ſind ſtumm, oder wenn ein Legionsſoldat hier dem Sonnengotte Mithras, dort der Königin Juno ſein Gelübde löſt, oder ein Handelsmann ein plumpes Merkuriusbild

Digitized by Google

errichtet, so sind dies abgerissene, unartikulirte Laute aus einer finstern Tiefe, und wir haben bis jezt im Labyrinth noch kein Echo entdeckt, das mehr als ein paar Sylben nachspräche.

Desto grösser ist freilich die Begierde des Liebhabers, diesen lockenden Stimmen nachzugehen, diese verworrenen Noten, als Elemente einer künftigen Harmonie, zu sammeln; aber die Richtung der Staatsregierungen in der gegenwärtigen Weltlage, in deren Folge sie von dem, was man die materiellen Interessen nennt, ganz in Anspruch genommen sind, hängt, wie vagoren Volkstrieben, so auch der sich allgemeiner verbreitenden, ungeduldigen Liebe zu geschichtlichen Forschungen ein hemmendes Gewicht an. In einem so dicht bevölkerten Lande, wo Grund und Boden so kostbar sind, ist der leichte Teppich der künstlichen Vegetation ohnehin ein schwer zu besiegendes Hinderniß für den antiquarischen Minirer. Während dem, der die Spuren einer ganz andern Vorwelt verfolgt, dem Geologen, der menschliche Fleiß an den Flanken der Gebirge und in den Einge, weiden derselben gelegentlich in die Hände arbeitet, muß sich der Blick des Alterthumsforschers vorzugsweise auf die fruchtbaren Flußthäler richten, wo der Pflug über die Gräber einer frühern Kultur hinstreift, ohne sie zu öffnen, und im grünen Saatfelde sich die vielversprechenden Linien uralter Grundmauern lockend und neckend abzeichnen.

Das einzige, aber gewiß auch höchst wirksame Mittel, die Geschichte des südwestlichen Deutschlands unter den Römern bedeutend zu fördern, ausgedehnte Aufgrabungen, was wohl nur Sache des Staats seyn kann, überlassen wir einer mehr oder weniger fernen Zukunft; die Sorge ist vorerst besonders dahin gerichtet, daß dasjenige, was die Pflugschar oder anderer Zufall zu Tage fördert, nicht zerstreut oder gar von der Unkunde vernichtet werde. Mehrere Privatvereine sind hiezu in den betreffenden Provinzen thätig, und allen hat ein sehr interessanter Fund zu Rottweil in der neuesten Zeit neuen Muth gegeben; der Zweck wird aber wohl in der Allgemeinheit nur unvollständig erreicht werden, so lange nicht allein der Bauer sich Glück wünscht, in einem Sarkophag einen schicklichen Schweinetrog gewonnen zu haben, sondern auch die Unterrichteten der verschiedensten Stände von dem hier in Frage stehenden Gegenstand oft kaum die allgemeinste Kunde haben. Es kommt vorzüglich darauf an, lezteres zu überzeugen, daß es sich bei diesen Bestrebungen nicht davon handelt, eine unfruchtbare antiquarische Neugier zu befriedigen, sondern die Quellen der Kultur- und Staatengeschichte der gegenwärtigen deutschen Länder aufzudecken, und damit über die frühesten Zustände des ganzen Volks Licht zu verbreiten. Eine ohne gelehrte Pedanterie abgefaßte Schilderung jener Zeit, wo das sinkende Gestirn Roms und das in schreckhaftem Schimmer am Horizont aufsteigende des deutschen Volks eine so interessante, bedeutungsvolle Constellation bilden, wäre daher gewiß höchst ersprießlich. Die folgenden Briefe sollen nur ein auf das südwestliche Deutschland beschränkter Versuch hiezu seyn. Wir vereinigen in einer flüchtigen Skizze das Thatsächliche und Wahrscheinliche über die Geschichte des Zehntlands, wie wir im Allgemeinen das südlich vom römischen Landhag gelegene Gebiet bloß deßhalb nennen, weil Niemand anzugeben weiß, welchen besondern Landstrich der einzige Gewährsmann, Tacitus, unter jener Benennung verstanden hat, und stellen sodann die merkwürdigsten Monumente mit den sich daran knüpfenden Muthmaßungen zusammen.

Wir hoffen, den Gegenstand allgemein interessant zu machen; überdies lebt ja ein sehr bedeutender Theil der Leser dieser Blätter auf altem Römerboden, denn das im Rhein- und Donauwinkel vorgeschobene Hornwerk der befestigten Nordgrenze der römischen Provinzen, dieser Winkel des Reichs, von dem wir gar nicht einmal wissen, wie ihn die alten Herrn desselben nannten, wenn sie ja einen besondern Namen dafür hatten, umspannt so ziemlich ein ganzes Königreich und ein ganzes Großherzogthum und die meisten Provinzen verschiedener anderer Großherzogthümer und Herzogthümer.

(Schluß des ersten Briefs.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

Der indische Häuptling.

Die Souverains und die Monate fliegen in London mit so ungläublicher Schnelligkeit, jene aus der Taxe, diese aus dem Leben, daß ich nicht genau weiß, wie viele Monate verfloßen sind, seit der viel besprochene und betrachtete mißgestaltete Häuptling Mac Coonse hier ankam. Er kam, um von der englischen Regierung den Kaufpreis für ein Stück Land zu fordern, welches er ihr in Indien abgetreten, seine indianische Kleidung machte Aufsehen, die Schönheit seiner Favoritin erregte Bewunderung. Dabei war Mac Coonse nichts weniger als fürstlich-stolz. Obgleich mit verschiedenen Pfunden Geldstaub und einigen Kistchen voll auserlesener Perlen versehen, trug er doch sein Bedürfniß, auf dem Victoriatheater aufzutreten; — als wozu als was er in seiner fürstlichen Eigenschaft ohne Degradation anstreten durfte, als kunstfertiger Schütze. Aus ziemlicher Entfernung spaltete seine Flintenkugel einen kleinen Apfel, und da er nie fehlte, so erbat sich vor Kurzem ein Mann aus dem Parterre, ihm den Apfel zu halten. In mancher Residenzstadt würde die hochlöbliche Polizei verdienstvoll eingeschritten seyn. Daß geschieht hier nicht; man weiß hier nichts von solcher Intervention. Wenn in Deutschland zwei Schwestersjungen ihre Pantoffeln ausziehen, um sie sich gegenseitig an den

Digitized by Google

Kopf zu werfen, so greifen Weiberhände und Männerfäuste zu, um die Streitenden zu trennen. Wenn in London — und so ist es auf der ganzen Insel — ein Junge einen andern schief ansieht, der schief Angesehene seine Jacke ausziehet, die Hemdermel aufstreift und die geballten Hände zum Angriffe bereit hält, während der andere in seiner Hinsicht säumt, dem Beispiele zu folgen, so ist in drei Minuten von Weibern und Männern, von Kindern und Greisen, von Vornehmen und Geringen ein Kreis um die Jungen geschlossen, nicht um ihr Boxen zu stören, sondern um die Beobachtung der Vorgelege zu beaufsichtigen. Die Polizeidiener wandeln, wenn sie Jemand auf der Spur sind, ruhig vorüber, sind sie müßig, vermehren sie den Kreis der Gaffer. Und so fiel es Niemand ein, den verwegen herausgetretenen Mann im Victoriaparterre von der Ausführung seines Erbietens abzuhalten; es waren ja seine Finger, seine Hand, sein Arm, sein Leben, was er aufs Spiel setzte. Der Mann betrat die Bretter, ergriff das Aepfelchen und erbleichte. Wahrscheinlich vergaß er jetzt den Umfang des Ziels mit der Mündung von des Indianers langer Flinte. Seine Hand wankte — da fiel der Schuß — mit ihm die Hand des zur Leiche Erblaßten. Aber nur der Apfel war getroffen, die Hand war unversehrt, und der gute Mann ohne Zweifel herzlich froh, für sein aufgestandene Angst bloß — ausgelacht zu werden. Die Geschicklichkeit des indianischen Prinzen erwarb dem Victorialiebaver großen Zulauf. Größern würde es ihm gebracht haben, wäre Mak Coonse's reizende Squaw oder Frau die Schützin gewesen; allein während der gute Mann, nur um sich zu gerstreuen, à la Tell schoß, lag die schöne Ahmiktwawbegumoose (auf deutsch: Biber oder die tanzende Maus) zum Tode krank. Sie fühlte, daß der Tod ihr die Hand reichte, und lehnte deßhalb jeden ärztlichen Beistand ab. „Ich bin mir nicht einer einzigen bösen That bewußt,“ sagte sie, „warum soll ich mich fürchten, dem Rufe des großen Geistes zu gehorchen?“ — Und sie starb am achtzehnten des vorigen Monats, wenige Stunden, nachdem sie als Christin getauft worden war. Sie starb als solche weder getaufter, noch mit größerer Hoffnung, noch mit besserm Rechte auf ewige Seligkeit; aber sie starb mit dem Anspruche auf ein christliches Begräbniß. Das war der Wunsch ihres Gatten gewesen, und selbst diesem Wunsche hatte das sterbende Weib sich gefügt. Die Taufe gab ihr den Namen Antoinette O Mbow O Qua. Nachdem die Hand des Todes ihre Augen geschlossen und den Schlag ihres Herzens gehemmt hatte, äußerschlagte namenloser Schmerz die stille Ergebung des armen Mak. Er umfaßte die Leiche des geliebten Weibes, und bat sie mit der rührendsten Wehmuth ehelicher Liebe, ihn nicht allein zu lassen in einer fremden Welt.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Februar.

(Beschluß.)

Das Versailler Schloß. Eisenbahnen.

Wer einmal sich im Schlosse zu Versailles eingenistet hatte, betrachtete sich wie einheimisch, und hielt sich für berechtigt, mit seiner Familie lebenslänglich darin zu bleiben, daher Einige ganz vergaßen, daß sie von einem Königl. verberget wurden. Vor einigen Jahren soll einer dieser begünstigten Schloßbewohner an den Intendanten des königlichen Hauses geschrieben haben, es sey doch sehr unangenehm, daß er schon früh Morgens durch die Trommeln aus dem Schlafe geweckt werde, und er bitte den Herrn Intendanten, doch Vorkehrungen dagegen zu treffen. Seit der Julirevolution hat sich das Ding wundersam geändert. Alle diese Familien in den Entresols haben das Schloß räumen müssen, die Wände, welche diese Wohnungen trennten, sind eingeschlagen worden, und dadurch sind dann die großen Säle entstanden, die wahrscheinlich Anfangs da waren, als Ludwig XIV. das Schloß für seinen Hof hatte einrichten lassen. Statt also an Schönheit zu verlieren, muß das Schloß durch die neue Einrichtung bedeutend gewinnen. Unten wird man die große Kunstsammlung bewundern, oben die prachtvollen Gemächer des ehemaligen Hofes. Die Stadt Versailles, die sich noch immer nicht trösten kann, daß sie nicht mehr der Aufenthalt des Hofes ist und so viele große Hotels leer stehen hat, darf hoffen, von Fremden und Einheimischen stark besucht zu werden, besonders wenn einmal die schon lange in Vorschlag gebrachte Eisenbahn angelegt ist, wo man dann in einem Stündchen von Paris nach Versailles fahren kann. Zwar ist schon so lange von diesem Projekte die Rede, daß man fürchten könnte, es möchte nie zur Ausführung kommen. Indessen scheint es doch, daß man jetzt ernstlicher als je an die Eisenbahnen denkt. Bereits haben bei der parlamentarischen Untersuchung über den Zustand des Gewerbsfleißes und des Handels mehrere angesehene Fabrikanten den Mangel an leichter Zufuhr als einen Hauptgrund der Verringerung mehrerer Waaren angegeben. Wenn die Reizung auch unlöslig bleibt, so werden sich doch die Sperrkanten regen, und hält der Friede noch lange an, so werden wir gewiß Eisenbahnen bekommen, und zwar früher noch, als Kanäle, obschon es an diesen in Frankreich schon jetzt nicht fehlt. Für dieses Land möchten auch Eisenbahnen wohl besser seyn; denn was helfen die Kanäle, wenn kein Wasser darin ist? Nun verschwindet aber in heißen Sommern, wie der letzte war, das Wasser in den Kanälen und Flüssen Frankreichs; sogar diesen Winter hat die Stadt Paris in Gefahr gestanden, keine Zufuhr von Kohlen und Holz zu bekommen, so niedrig stand die Seine; auch auf der Loire war die Schiffahrt großentheils gehemmt oder doch sehr erschwert. Nicht besser muß es auf den andern Flüssen im Reiche aufgesehen haben. Die Kanäle im Innern waren fast gar nicht mehr zu beschiffen. Wäre der Winter hart gewesen, und hätte Paris kein Holz und keine Kohlen aus Burgund und Nivernais mehr bekommen, so weiß ich wahrlich nicht, wie man es angefangen hätte, um die Kälte zu ertragen; aber glücklicherweise ist das Wetter den Parisern zu Hülfe gekommen, und der schon im vorigen Jahre von den Holz- und Kohlenhändlern angelegte Vorrath hat hingereicht. Indessen ist der Seinestand doch gar zu niedrig, und dieser Fluß scheint immer kleiner zu werden. Den Leuten ist schon so bange vor Wassermangel, daß sie Gesetze zur Verhütung des allzustarken Holzfällens in den Wäldern in Vorschlag gebracht haben, weil dadurch die Quellen versiegen. Hätte man nun große Eisenbahnen, so brauchte man minder auf Flüsse und Kanäle zu rechnen, und da sie sich bereits in der immer thätiger werdenden Fabrikgegend von St. Etienne als höchst nützlich bewährt haben, so wird man wohl nicht lange anstehen, sie auch in andern Gegenden anzulegen. Zwischen Paris und Versailles würde sich die Sache leicht machen lassen, und letztere Stadt müßte dadurch sehr gewinnen, obschon sie nicht besser sind, jemals wieder die Höhe zu erreichen, auf der sie ehemals als Residenz des Hofes stand. Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 44.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 20. Februar 1835.

Cité des voleurs, hideuse verrue à la face de Paris; — un nouveau monde, inconnu, inouï, difforme, reptile, fourmillant, fantastique.

Victor Hugo.

Alte Wunderhöfe und neue Gaunerindustrie in Paris.

Auf der Place du Cairo, im Quartier St. Eustache, ist jetzt Alles bürgerlich ordentlich und gesittet, still und ruhig, reinlich und hell, insoweit es in der Ville de bruit, de boue et de fumée, wie Jean Jacques das stolze Paris nennt, möglich ist. Ueberall Laden an Laden, überall die nie rastende Industrie, das rührige, nimmersatte Scharren, welches dem armen Gewürzkrämer die stieren Augen aus dem Kopf treibt, ihn vor der Zeit kahl macht und seine Jugend zu einer Galeerenarbeit verdammt, damit er im hinfälligen Alter, vielleicht auf seinem Landgute, sich wohl seyn lassen und den unduldsamen Emporkömmling und in der niedern Kammer seines Königs den loyalen Abgeordneten spielen könne. Hier sah ich mich nach einer der Stätten um, an welche sich eine der merkwürdigsten geschichtlichen Erinnerungen knüpft, die in der Chronik von Paris leben; ich fand nichts mehr vom Alten und das Neue wie eben gemeldet.

Hier befand sich einst eine der denkwürdigen Cours des Miracles, also genannt wegen der sonderbaren und außerordentlichen Wunder, die an diesen Orten tagtäglich vorfielen. Und was waren diese Wunderhöfe?

In irgend einem Quartier von Paris konnte man sich einst plötzlich von einer Schaar Mißgestalteter umgeben sehen: Blinde, Lahme, Bucklichte, Hinkende, Stammelnde, Stumme, Preßhafte und Kranke jeder Art, so lang und widrig nur immer das Verzeichniß der menschlichen Gebrechen ist. Ein jämmerlicher, gräßlicher Anblick, von welchem nur der sich ohngefähr einen Begriff machen kann, welcher in der jüngsten Apostelzeit das wandernde Lazareth vor der Wohnung des Wunderfürsten Hohenlohe in Würzburg gesehen hat. Diese Erinnerung tauchte lebhaft in mir auf, als ich die Beschreibung der Cour des Miracles in Notre-Dame de Paris von Victor Hugo las. Ein Unterschied bleibt aber immer: das Schauspiel des französischen Elends hatte etwas Grotestes, Komisches und war reich an Poesie; das Bild des Hohenlohe'schen Jammers war nur widrig und empörend. — Doch sehen wir uns nach der Höhle um, welche alle jene Larven ausgespieen. Hinten in einer langen Sackgasse voll Unrath und ohne Pflaster stehen verfallene, bald in Koth vergrabene Häuser, die wenige Klafter im Gevierte halten, und wo gleichwohl mehr denn fünfzig Haushaltungen und eine Masse kleiner, ehelicher, unehelicher und gestohlener Kinder wohnen. Ueber fünfhundert Familien, eine auf die andere gepfercht, hausen in diesem Hofe, in welchem man sich nur vom Raube nährt und sich in allen Lastern wälzt. Fern bleibt jede

Digitized by Google

Sorge für die Zukunft; Jeder genießt in unbekümmerter Behaglichkeit der Gegenwart und verzehrt Abends, was er am Tage mit vieler Mühe und oft mit harten Schlägen verdient hat; denn was man hier verdienen nennt, heißt anderswo stehlen, und es ist eines der Grundgesetze des Wunderhofes, Nichts für den folgenden Tag aufzubewahren. Alles lebt in völliger Ungebundenheit; von Recht und Gesetz, von Vertrag und Wort ist hier keine Rede; Taufe, Heirath und Ehe sind unbekannte Dinge.

Meisterhaft ist das Bild, welches Hugo von einer dieser privilegirten Höhlen des Lasters entwirft, deren es noch zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts zwölf in Paris gab. Der Name dieser Orte aber rührte von der wunderbaren Umwandlung her, welche mit den Umherziehenden vorging, sobald der heimkehrende Schwarm die Grenze seines Reviers betrat. Kein Krummer, kein Lahmer, kein Blinder, kein Stammelnder, kein Fieberhafter, kein Bucklichter mehr, verschwunden alles Leiden, verschwunden alle Preßhaftigkeit, verschwunden alle Klage, alles Winseln und Jammern, und lustig tummelt sich der ausgelassenste, tollste Troß, den jemals Leichtsinn und Verderbniß zusammengeführt. Hier war der Bettler geschert vor jeder Verfolgung, hier befand er sich nur unter den Seinigen und konnte ohne Scheu die trügerische Maske ablegen, welche er während des Tages getragen. Kaum eingetreten, ging der Hinkende gerad, der Gelähmte tanzte, der Blinde ward sehend, der Taube hörend, die Greise selbst wurden jung.

Dieses Volk, so elend und so begünstigt, so arm und so reich, so mächtig und so schwach, so furchtsam und so furchtbar, dieses Volk, das man nach Tausenden zählte, hatte einen König, dem es gehorchte, es hatte seine Gesetze, seine Justiz, seine Moral, ja seine blutigen Hinrichtungen. Und nun denke man sich diesen Schwarm, wie er aus der Räuberhöhle hervorbricht und sich bei nächtlicher Weile über das unbewachte Paris ergießt; man denke sich dieses Bild in einer Zeit, wo die Straßen der Hauptstadt noch unbeleuchtet und als Anstalten der Polizei eine ohnmächtige Waffe gegen diesen gräßlichen Tyrannen und aufgedrungenen Lehnsherrn waren. Mehrere Jahrhunderte hatten diese Wunderhöfe in größerer oder geringerer Ausdehnung und Macht in Paris bestanden. Zeit, Gewohnheit, Verjährung und Furcht hatten allmählig ihrem Daseyn einen Schein von Recht gegeben, mindestens wagte der Pariser Bürger nicht, laut gegen sie zu klagen, aus Besorgniß, sein Knecht, seine Magd, irgend einer seiner Angehörigen und Hausgenossen könnte zu dem großen und achtungswerthen Bunde gehören. In seinem devoten spießbürgerlichen Sinne, im angebornen Respekt vor jeder bestehenden Gewalt, achtete er die Konstitution der Wunderhöfe, und allerdings konnte nichts geregelter seyn, als ihre Verwaltung, nichts prompter, als ihre Justiz, und so war man gewöhnt, die gezwungenen Anleihen, welche das Heer der Wunderhöfe aufnahm, so gut zu den unvermeidlichen Ausgaben zu zählen, als die königlichen Steuern oder die Zehnten und Gülten des Feudalherrn.

Aber nichts wahrhaft poetisch Schönes und Großes hat Bestand in dieser prosaischen Welt. Eines Tags, da er müde war seiner Schloßbauten in Versailles, müde seiner gezierten Gartenhäuser und Laubengänge, müde seiner Maitressen und der niederträchtigen Schmeicheleien und der Racineschen Tiraden; eines Tags, als das flüchtige Kriegsglück sich gewendet hatte und die Langeweile des Alters eingetreten war; eines Tags, da er nichts Kurzweiligeres mehr zu erfinden wußte, fiel es dem „großen König“ ein, an die Sicherheit und Wohlfahrt seiner guten Stadt Paris zu denken, und eine königliche Ordonnanz, der militärische Gewalt den gehörigen Nachdruck gab, machte dem Reiche des Wunderhofes ein Ende. Ein Theil der Bewohner wurde in das Zuchthaus, ein anderer auf den Rabenstein geschickt, diese in's Hospital, jene in's Irrenhaus geworfen, andere außerhalb des Weichbildes der Stadt gejagt; und zerstoben war fortan alle Pracht und Herrlichkeit.

Aber dieser königliche Entschluß hatte nur einen Nebenbuhler in der konstituirenden Gewalt entfernt, nur eine Form zerstört, dem Wesen selbst konnte er nicht an's Leben greifen. So lange Paris besteht mit seinen schroffen Kontrasten von Reichthum und grenzenlosem Elend, wird es eine Unzahl von Leuten beherbergen, die in den frühern Wunderhöfen ihren angemessenen Platz gefunden hätten. Nur hat es die allmählige Entwicklung der polizeilichen Gewalt und Aufsicht mit sich gebracht, daß dieser Zweig der Industrie mehr auf Schleichwegen, mehr im Geheimen, mit mehr List und weniger Offenheit betrieben werden muß. Die Zahl der Prellereien ist damit nicht geringer geworden, und obgleich im Allgemeinen des poetischen Anstrichs ermangelnd, bieten sie doch zuweilen interessante Beispiele von Scharfsinn, durchtriebener Gewandtheit und listiger Erfindungsgabe.

Wenn der Fremde in Paris sich plötzlich seines Taschentuchs beraubt sieht, in dem Augenblicke, wo er es am nöthigsten bedürfte, beim Herausgeben aus dem Theater, oder nachdem er sich einige Stunden auf den Boulevards ergangen, so möge er bedenken, daß die Entwendung des Taschentuchs einer der ältesten Zölle ist, welche die Pariser Industrie von den Fremden erhebt. Schon Sauval, in seinen Alterthümern von Paris, erwähnt der Sache als einer althergebrachten Gewohnheit. Komisch ist besonders der Kunstausdruck: ein Schnupftuch entwenden, heißt faire le mouchoir, und man muß den Bewohnern der Seine lassen, daß sie darin

Digitized by Google

eine seltene Fertigkeit besitzen. Man hüte sich, aus dem Theater des Palais-royal zu gehen, ohne die Rocktaschen mit beiden Händen zu halten; dächte man auf der zweiten Treppe erst daran, daß es nicht ganz gleichgültig ist, ob man mit oder ohne Taschentuch nach Hause kommt, so wäre es wahrscheinlich zu spät.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Landhaus zu Simonetta.

(Beschluß.)

Satyr.

Kinderchen, ich seh' nun schon,
Kräft'ges Handeln ist das beste,
Sonst wohl führt ihr diesen Ton,
Bis er uns das Herz abpreßte.
Kommt und laßt das süße Zieren,
Und gebt beide Hand zu Hande. —
Ihr nun könnet musiziren,
Denn die Ehe kommt zu Stande.

Chor der Nymphen.

Narzissus Stolz ist überwunden,
Und Echo's Schüchternheit besiegt,
Geheilt sind seine Herzenswunden,
Ihr Gram in Schlummer eingewiegt.

Narziß und Echo umarmen sich. Satyr tritt auf.

Dies kleine Lustspiel, Echo, zeigt nun dir,
Und wem noch sonst daran gelegen, klar
Und deutlich, wie ein Liebeshandel schnell
Und glücklich abzuschließen sey. Du hast's
Nun ganz versehlt, das siehst du jetzt wohl ein,
Ich aber wünsche allerseitig Wohl! — (Ab.)

(Die Nymphen schließen Narziß und Echo ein, Tanz und Musik. Das Echo im Gebirge wiederholt die Klänge in einzelnen Pausen.)

Lord.

Habt Dank, Herr Graf, ihr seht, ich bin gerührt;
Zwar hab' ich nichts verstanden, doch ich sah,
Und dies genügt, zwei Liebende vereint.
O könnt' ich das von meinen Kindern sagen!

Edward.

Mein Vater!

Lord.

Was?

Olivie.

Mein Oheim!

Lord.

Töchterchen!
Was sagen eure Blicke mir?

(Baron und Graf in den Hintergrund tretend.)

Nur zu!

Edward.

Das Spiel ist ohne Wahrheit nicht, es hat
Den Blick geöffnet mir, und wenn Olivie —

Olivie (reicht ihm stumm die Hand).

Edward.

O welche Thorheit hielt mich eng umspannt!
Jetzt athme ich frei, welch Unrecht hab'
Ich abzubitten dir, du Liebliche.

Lord.

O seht,
Welch überreich Geschenk ihr mir da macht!
Ich alter Thor, vor Freude werd' ich kindisch!
Nun nehmt das Schloß, bewohnt's gemeinschaftlich,
Und mich laßt hier zu Gaste kommen, wenn
Die Zeit der Nachtigallen ist, sie schlagen
Hier ganz besonders laut. — Nun, liebe Leute,
Ich werde jetzt Besitzer dieses Schlosses, seyd,
Um mich zu ehren, nun einmal recht fröhlich. —
Sie, theurer Graf, und Sie, mein Herr Baron, ich sehe
Sie schon als vielwillkommne Gäste an.

Baron.

Mylord,
Ich wünsche Glück zu dem Besitz.

(Bei Seite.)

Er ist
Schon taub, drum kann er's hier nicht werden.
Glück zu! es sinkt von meiner Brust ein Stein,
So fahre hin, du tückischer Besitz!
Ich such' die Fläche auf; nach Holland
Begeb' ich mich, wo ganz ich sicher bin,
Daß meine Quälerin mich nicht erreicht,
Wo endlich ich in Frieden werde wohnen.

Chor der Landleute.

Der neuen Herrschaft Heil, und Heil
Dem jungen Paare!

Graf.

Und auch Echo'n Heil!

Echo.

Heil!

(Die Musik fällt ein, die Landleute ordnen sich zum Tanze, Narziß und Echo treten vor Edward und Olivien nieder. Der Lord und die Uebrigen umgeben die Gruppe.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Beschluß.)

Ein indisches Begräbniß. Die Oper. Hutmacheranzeige.

Am dritten Tage wurde der Leichnam in einen schwarzen, stattlich und reich verzierten Sarg gebettet, aber die

Digitized by Google

im Sarge ruhte, war in die Gewänder ihres Volkes gekleidet, überdeckt mit einem kunstreich gearbeiteten Leichentuche. Ein Streifen grünes Tuch, schmal mit Roth eingefaßt, hing zu beiden Seiten herab, ein Blumenstrauß lag auf der Brust der Entschlafenen, kostbare Gehänge glänzten in ihren Ohren und ein goldenes, künstliches Netz bedeckte ihre Wangen. Ihr Juwelenschmuck lag neben ihr, und ein prachtvoller indischer Shawl war die oberste Hülle. So wurde die fürstliche Frau nach ihrem letzten Ruheorte, dem St. Johnstirchhofe auf Waterlooplatze, getragen. Die Zipfel des Bahrtuches hielten sechs Freunde. Unter den Leidtragenden die Ersten gingen der Fürst und die Schwester der Verblichenen, nach ihnen drei Indianer und sechs Herren vom Victoriatheater. Viele schlossen sich an Letztere an, vieles Volk umgab den Zug, und still und feierlich bewegte sich dieser nach der Kirche. Nachdem hier die üblichen Gebräuche verrichtet waren, wurde der Leichnam seiner letzten Heimath übergeben, und wie tief auch die Wehmuth der Anwesenden sich aussprach, in diesem entscheidenden Augenblicke wußte er ihn männlich zu fassen. Er zeichnete auf den Stein am Fuße des Grabes einige indianische Charaktere, ein Gebet zu dem großen Geiste, daß kein fremder Fuß die Stätte entweihen und die Worte Jedem aus dem befreundeten Stamme, der ihr sich nahe, ein sicheres Merkmal bleiben möchten, wer hier im letzten Schlummer ruhe. Darauf warf Mac Coonse eine weiße Rose in das Grab, und einer seiner Stammgenossen, Schan Wikwah (das breite Schwert), hielt in indischer Sprache die Standrede. Der Tag des Begräbnisses war derselbe, an welchem der Häuptling dem Könige hatte vorgestellt werden sollen.

Schon mehrere meiner Berichte haben der Gefahr erwähnt, mit welcher die vom Theater lebende und vom Theater sprechende Welt sich alles Ernstes bedroht sah. Es galt Rettung von der Gefahr, daß London eine Season und keine italienische Oper haben werde. Nun, die Gefahr ist vorüber, London soll eine italienische Oper haben, und tausend Herzen schlagen ruhiger. Laporte hatte den Handelsträumern auf die geforderte Miethe von 11,000 Pf. St. — nahe an 80,000 preußische Thaler — das höchste Gebot gethan, und die Besorgniß, im Fall Laporte abspringe, gar keinen Miether und folglich keinen Zins zu erhalten, hat sie endlich vermocht, mit ihm auf Bedingungen abzuschließen, wie noch kein Unternehmer sie günstiger — erzwungen hat. Laporte zahlt blos 8000 Pfund Miethe und darf — was bis jetzt immer verweigert wurde — das Lokal zu Bällen, Konzerten und ähnlichen Vergnügungen benutzen. Der kluge Laporte scheint seines Spiels sicher gewesen zu seyn, denn kaum ist der Vertrag abgeschlossen, und schon macht er die Namen derer bekannt, aus denen seine Gesellschaft bestehen soll. Es sind gut und voll klingende Namen, Lablache, Tamburini, Rubini, Ivanhoff, Grisi, Taglioni, Duvernoy, die Elsler, Perrot, Albert als Ballettmeister u. a. m. Möglich aber auch, daß Laporte mit den Inhabern und Inhaberinnen dieser Namen nur eventuell kontrahirt hat, oder daß er sich blos mit der Hoffnung schmeichelt, die gefeiertsten Leute werden der Lockung der zu bietenden Guineen nicht widerstehen, und daß er seine Hoffnung für Gewißheit ausgibt, um die Abonnentenliste zu füllen. Kommt dann der Eine oder die Andere nicht, nun, welcher Klasse ein öffentlichen Gesellschaft wird das Brechen eines gegebenen Wortes weniger verargt, das Brechen eines schriftlichen Vertrags schneller verzeihen, als den tanzenden, spielenden und singenden Mitgliedern derselben? und wer erlaubt sich daher öfter ungeschent und ungestraft, was viele Andere aus Scheu vor Strafe sich nicht erlauben, als diejenigen, denen Hunderte für einen Paß und Tausende für eine Arie bezahlt werden? An Ausflüchten wird es also Laporte nicht fehlen. Abonnenten aber muß er haben, um mit ihrem Gelde aus der ersten Verlegenheit zu kommen; denn da bis jetzt der Schluß seiner Oper für ihn jedesmal ein Weg in die Kingsbench war, wo er die Gewilden absitzen, die er nicht bezahlen konnte, so dürfte die Börse des ehrlichen Mannes sich zur Zeit nur im dürftigen Zustande saubrer Hoffnungen befinden. Wer aber aus der von mir mitgetheilten Zusammenstellung der Einnahme und Ausgabe in der letzten Season sich entsinnt, daß der Ausfall an Laporte's Nachtheil nur fünfhundert und zehn Pfund betrug, wird leicht berechnen können, daß die am Miethzins jetzt ersparten dreitausend Pfund einen für Laporte sehr günstigen Ausschlag versprechen. Und das wäre ihm, seinen Gläubigern und dem Operapublikum zu wünschen; denn während der letzten Season hat es sich mehrere Male zugetragen, daß, während das Haus schon gefüllt war und Aller Blicke dem Aufrollen des Vorhangs entgegensahen, ein Sänger zu singen, eine Tänzerin zu tanzen, das Orchester zu spielen sich weigerten, wegen ermangelnder Bezahlung, und Laporte sich genöthigt sah, mit trauernder Miene und niedergeschlagenen Augen das in der Eile seiner Börse begründete Hinderniß den Damen und Herren demüthig kund zu thun. Auf deutschen Provinzialbühnen mag Aehnliches geschehen; in deutschen Residenzen ist es kaum denkbar, und die Berliner, welche sich durch diese Zeilen zum ersten Ereignisse unterrichtet werden, könnten leicht in Versuchung kommen, die Nasen zu rümpfen. Aber Berlin hat ein Hoftheater und London hat keines; der König von Preußen zahlt für's Theater jährlich einige siebzig bis hunderttausend Thaler, der König von England zahlt — nichts.

Als einen Beweis Londoner Handelsindustrie und zur Nachahmung für meine spekulativen Landsleute der handeln den Klasse jenseits des Kanals gebe ich die Abschrift eines Zettels, der mir heute auf der Straße in die Hand geflecht worden ist. Eine Uebersetzung mit deutschen Anfangs-, Mittel- und Endbuchstaben dürfte kaum möglich seyn, keinesfalls aber die Mühe lohnen; ich theile daher das Original mit. Es ist der Hutmacher Perring, der seine Waare in nachfolgender Weise zu empfehlen und an den Mann zu bringen sucht:

Perring's light hats 'tis	Proved their beauty kee P.
Ever in shape, though	E'en in constant us E.
Rain as it may, wate	R will not impai R.
Remarkable they are in p	Race, as in their wea R.
I've purchased, and	I've proved them, therefore I
Never will change,	Nor buy elsewhere agai N.
Go then, if you a	Guinea hat seek, purchase of PerrinG.

Hatmaker and Inventor of light hats in 100 different shapes to suit contour. 85, Strand, opposite Southampton Street.

Die Tage der Einfachheit, wo ein englischer Haarkünstler, um die Festigkeit einer Locke zu verbürgen, gesagt haben würde: Herr, die Locke hält, und wenn Sie solche in einen gefüllten Pferdeteimer stecken, während ein französischer Haarkünstler zu gleichem Zwecke sagte: die Locke hält, und wenn Sie dieselbe in den Ocean tauchen, die Tage der Einfachheit sind in England vorüber.

Beilage: Literaturblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 45.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 21. Februar 1835.

— Wem ist was im Gemüth,
Worüber seine Schwermuth brütend sitzt,
Und, wie ich sorge, wird die Ausgeburt
Gefährlich seyn.

Shakespeare.

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

Die rothe Perle.

In einer sehr unruhigen Zeit lebte ein sehr ruhiger Mann. Wer in jener Periode, kurz vor dem Friedensschlusse des siebenjährigen Kriegs, wo die Welt noch von hartnäckigen Händeln träumte, wo die Gerüchte von Siegen und Niederlagen unruhig umherschwärmten, wer damals in Hamburg auf dem Platze des bekannten Jungfernstieges sich befand, dem fiel es auf, dort einen Mann von mittlerer Größe, in einen kaffeebraunen Oberrock gekleidet, mit einer anständig gekräuselten Stutzperrücke versehen, den Stock in der Hand, so ruhig auf- und abschreiten zu sehen, als sey der tiefste Friede im Lande. Dieser ruhige Mann war mein Großoheim, in seinem Hause lebte ich, er hatte mich lieb und zog mich in seine stille Weise hinein, so daß auch ich zu Zeiten nachdenklich und doch an nichts denkend auf- und abschritt, gleichfalls mit dem Stock in der Hand und mit einem kaffeebraunen Rock bekleidet, so wie er. Aber das bedeutsame, kluge, blasse Antlitz, das stille, unergründliche Lächeln, das öfters über die Züge des Großoheims glitt, das, so bekannt und vertraut es mir auch war, konnte ich nicht nachahmen, und doch war es gerade dieses, was ich mir so gerne angeeignet hätte, denn in ihm bestand die wundersame Liebenswürdigkeit des Alten, womit er die Herzen seiner Umgebung bezauberte, und die von uns Knaben die „Mährchenmiene“ des Oheims genannt wurde. In der That kam sie auch nur zum Vorschein, wenn ein Mährchen erzählt werden sollte. Die guten Hamburger, die in der Welt, in den Kriegshändeln und in den Bilanzen der Börse lebten, fanden den „guten Braunen;“ wie sie ihn nannten, herzlich langweilig; sie wußten von ihm zu erzählen, daß er einmal eine unglückliche Fahrt gemacht, dabei Schiffbruch gelitten, sein Vermögen größtentheils eingebüßt habe und darauf ein unthätiger Träumer geworden sey. Sie hätten auch noch hinzusetzen können, daß er einmal Bräutigam gewesen, seine Braut ihn aber verlassen habe. Mochten sie doch berichten, was sie wollten, der gute Oheim war ja auch kein historischer Charakter, einer von jenen, die sich praktisch breit und weit ausgebildet haben, die der Wind gehärtet, die Sonne gebräunt, die Welle herumgestoßen und die unendliche Erbärmlichkeit der Menschen klug gemacht haben, er lebte vielmehr in einer innern schüchternen Weichlichkeit, in einer Unerfahrenheit, trotz aller Erfahrungen; er war ein innerlicher Poet, es wußte aber Niemand darum, er selbst nicht,

Digitized by Google

denn nie war es ihm in den Sinn gekommen, nach außenhin in Wort oder Schrift sich als einen solchen zu zeigen; doch unbewußt blühte die geheimnißvolle Welt in seinem Innern und treunte ihn bei zunehmendem Alter immer mehr von der äußern ab.

In dieser Welt des Großoheims mochte es nun aber wunderlich genug aussehen; bisweilen, wenn die Thüre angelehnt blieb, that ich einen Blick hinein und sah dann wohl, wie sich gleichsam im hellen Schimmer köstliche Gestalten bewegten, mit fremden Mienen umschauend. Merkte der Alte, daß ich ihm etwas der Art abgelauscht hatte, so war er am Tage darauf desto trockener und stiller, schaute so alltäglich und mit so mattem Blicke um sich, der braune Rock nahm ein altkluges, spießbürgerliches Wesen an, die Tabaksdose schnalzte besonders abgeschmackt und das stille, geheimnißvolle Lächeln blieb auf lange aus dem Gesichte verbannt.

In solchen Zeiten drang er dann eifrig darauf, daß ich die Handlung erlerne, sprach unermüdlich von Gewichten und Zahlen, schlug mit mir Karten und Bücher auf und schnarrte mit rauher Stimme unzählige Namen her von Meeren, Ländern und Städten. Ich lernte dann aus Verzweiflung in der That tüchtig und eifrig und behielt mein Gedächtniß recht schwer mit dem gelehrten Gepäcke, damit nur das Wesen bald ein Ende habe. Zu meinem Troste hielt es auch der Oheim selbst nicht lange aus: sein Herz brach gleichsam unter dem Gewichte der Ballen chinesischen Thees, ostindischer Gewürze, und er sagte dann plötzlich in seinem gewohnten Tone: „Dort aber, Wilhelm, in dem südlichen Meere liegt eine Insel, Palmen wehen im Hauch der Lüfte um ihre Scheitel; dort war es, wo wir, vom Schiffbruch gerettet, landeten, dort — doch ich erzähle Dir wohl nächstens mehr hievon.“ Auf diese Weise pflegte der Oheim immer kurz abzubrechen; er erzählte nie, was ihm denn eigentlich auf jener Insel im südlichen Meere unter den Palmen begegnet sey. Gewiß war es eine geheimnißvolle Geschichte, und wir hätten sie so gerne gehört.

Indessen gingen die Jahre dahin, ich trat aus dem Knabenalter heraus und machte gewaltige Schritte in's Leben hinein, während der gute Oheim immer stiller und blasser wurde, und deutlich Miene machte, sich leise aus dem Leben hinauszustehlen. Keiner konnte es bei sich verbergen, daß nun bald geschieden seyn müsse. Ich machte schon kleine Reisen, blieb aber nach wie vor in dem Hause des Alten, ich war sein Bibliothekar, sein Vorleser, sein Haushofmeister, ja sein Küchenjunge, denn eines der Aemter, das ich, und nur ich allein, zu versehen hatte, war, wenn der Oheim eine Schüssel mit Austern erhielt, die Schalen zu öffnen und sie ihm dann zu bringen. Er genoß gern Austern, liebte auch dazu ein besonders gutes Glas Wein; doch auch diesen Genuß wußte er mit einer besondern Poesie zu umkleiden. Wem ist ein breitmauliger, schnalzender, aus feister Kehle ächzender Austernesser nicht ein widriger Anblick? man sieht in ihm nur die mühsam läuende Maschine, die auf- und zuklappend ihr ekelhaftes Wesen treibt und keine Ahnung hat von dem geheimnißvollen Etwas, das in der Zusammenstellung einer Schüssel mit Austern und einem Glase echten Rheinweins verborgen liegt. Wie ganz anders war es mit meinem Oheim beschaffen! Er war ein Austernesser, gleichwie auf niederländischen Gemälden man Leute findet, die in zierlicher Sonntagstracht das in hellen Lichtern spielende Glas Wein mit zwei Fingern der in einer Spitzenkrause steckenden Hand anfassend, auf einem silbernen, altmodigen reichen Teller die geöffneten Schalen vor sich habend, erst den Duft des Weines in sich saugen, dann den frischen Meereshauch der prächtigen, aus ihren glänzenden Perlenumterschalen hervorquellenden Seefrüchte einziehen, abwechselnd die ganze Süßigkeit der Erdgeister im Weine, der Meergeister aus der Auster in sich aufnehmen und auf diese Weise das Bild eines Genusses geben, wo jede Taste des feinern Geschmacksinns angeschlagen wird und im melodischen Nachhall das ganze Innere durchströmt. Ein solcher Austernesser, wie mein Oheim einer war, kann auch von zarter Gestalt, von den zartesten Gefühlen seyn. Doch auch hier, wie bei Allem, was der Alte that, herrschte etwas Seltsames vor, und dieses that sich in der Frage kund, die er nie versäumte, an mich zu richten, wenn ich ihm die Schüssel mit den geöffneten Austern brachte: „Hast Du nichts gefunden, Wilhelm?“ Er begleitete diese Worte mit einem forschenden, ängstlichen Blicke, er wartete gespannt auf meine Antwort, und erst als diese mit der Versicherung: „ich habe nichts gefunden, lieber Oheim,“ erfolgte, ging er zu seiner frühern unbefangenen Laune über.

(Die Fortsetzung folgt.)

Alte Wunderhöle und neue Gaunerindustrie in Paris.

(Fortsetzung.)

Ein unerschöpfliches Feld bieten dieser Industrie der Jardin des plantes und die Boulevards, und das gewöhnliche Opfer ist der Rekrut oder der neu angekommene Handwerksbursche. Während er mit starren Augen die Herrlichkeiten der Menagerie betrachtet und den Späßen des Bären Martin zusieht, während er die Kunststücke der fahrenden Wundermänner auf dem Boulevard du

Digitized by Google

temple angafft und vor Erſtaunen über das Verſchlingen der Schlangen, der Dolche, Schwerter und glühenden Kohlen den Mund aufreißt, wird ihm von ſeinem Nachbar zur Rechten oder zur Linken der Sparſpennig aus der Tasche wegpraktizirt und von dem Diebe in Geſellſchaft ſeiner Helfershelfer in der nächſtgelegenen Weinſchenke verzehrt.

In der Straße St. Honoré erſucht ein wohlgekleideter Herr einen der erſten Uhrenhändler, nachdem er ſich mehrere der theuerſten Uhren hat zeigen laſſen, ihn zu ſeiner Wohnung zu begleiten, wo die Zahlung leiſten werde. Einſtweilen hat er die ausgeſuchten Uhren zu ſich genommen. Nach einem langen Marſche durch die volkreichſten Straßen von Paris langen Käufer und Verkäufer an dem verſchloſſenen Thore eines anſehnlichen Hotels an. Man klopft, und nun entſteht ein höflicher Streit, wer zuerſt eintreten ſoll. Der Fremde iſt gar zu artig, und es bleibt dem guten Pariſer nichts übrig, als nachzugeben; längerer Widerſtand könnte den vornehmen, reichen und dem Anſcheine nach ſo großmüthigen Käufer kränken. Kaum iſt der Uhrenhändler in dem Hauſe, ſo zieht der Fremde das Thor hinter ihm zu und geht ſeiner Wege. In dem Hotel kennt ihn natürlich Niemand, der Pförtner hört mit hergebrachter Stupidität die ungeſtümen Fragen des Eingetretenen verwundert an, und es iſt unmöglich, etwas anderes aus ihm herauszubringen, als daß er von dem Uhrenkäufer nichts weiß. Unterdeſſen hat dieſer reichlich Zeit, ſich in den Straßen zu verlieren oder in dem erſten beſten Wagen nach einer Barrière zu entkommen.

Man verlangt von einem bekannten Paſtetenbäcker auf den Boulevards, daß er eine Auswahl koſtbarer Leckerbiſſen zu einer beſtimmten Tageszeit in ein wohlbezeichnetes, nach Beſitzer und Nummer genau beſchriebenes Haus der Vorſtadt St. Denis ſchicke. Der Beſteller zeigt große Sachkenntniß und der Paſtetenkünſtler, der ſich geſchmeichelt fühlt, ſo gerechte Anerkennung zu finden, gibt ſich alle Mühe, ſeinen neuen Gönner beſtens zu bedienen. Um die beſtimmte Stunde ſendet er die begehrte Waare in zierlichem Korbe und ſeinem Weißzeuge ab. Die Freunde des Beſtellers müſſen ſehr ungeduldig ſeyn, denn ſie warten nicht einmal die Ankunft der Leckerbiſſen ab. Schon auf halbem Wege tritt der nämliche Herr, welcher Morgens bei dem Paſtetenbäcker war, zu dem Träger und ſagt ihm: „kommen Sie nicht von Herrn N. N. und wollen Ihre Waare in die Vorſtadt St. Denis, Nummer ſo und ſo viel bringen?“ — Ja, iſt die Antwort. „In dieſem Falle, lieber Freund, geben Sie mir den Korb, kehren Sie ſchnell zu Ihrem Herrn zurück und laſſen Sie ſich eine gleiche Ladung geben, dieſe erſte reicht nicht hin. Um Ihnen den doppelten Weg zu erſparen, will ich ſelbſt den Korb in meine Wohnung bringen, Sie kommen um ſo ſchneller wieder.“ Bezeichnung der Wohnung, Angabe des Namens, Alles iſt ſo übereinſtimmend und genau, daß dem Jungen nicht der geringſte Zweifel kommt, er weiß dem Herrn Dank, daß er ihm einen Theil des läſtigen Wegs erſpart, und kehrt guter Dinge zu ſeinem Meiſter zurück. Zwei Stunden ſpäter bringt er einen zweiten Korb in die Vorſtadt St. Denis an den bezeichneten Ort, allein daſelbſt will Niemand etwas von dem Namen und Wohnort des Beſtellers wiſſen.

Dies ſind Uebungen der niedern Diebsinduſtrie, wie ſie jeden Tag von Neuem und immer wieder vorkommen, trotz der gemachten tauſendfältigen Erfahrung, die hier, wie in allen Dingen, den Menſchen nichts nützt. Man ſagt, der Pariſer Bürger iſt gar zu gutmüthig und vertrauensvoll; ſagen wir vielmehr, der Pariſer Bürger iſt im Allgemeinen etwas dickhäutig und begreift ſchwer. Er iſt ferner ſehr habſüchtig, ſo daß ihn der lockende Vortheil die nahe und gewiſſe Gefahr überſehen läßt. — Jedem nach ſeinem Werthe; dies gilt auch in der Gaunerei, und ſo ſind den Juwelenhändlern die Großthaten derſelben geweiht. Bei einem Juwelier wird ein koſtbarer und ſehr theurer Schmuck von einem Fremden ausgeſucht, welcher ſchon mehrmals Käufe gemacht und bezahlt hat, und daher das volle Zutrauen des Verkäufers beſitzt. Der Schmuck iſt der reichſte, welchen der Juwelier beſitzt, und ſehr theuer; der Käufer hat natürlich eine ſo bedeutende Summe Geldes nicht bei ſich, und erſucht den Verkäufer, ihn mit dem Schmucke in ſein Hotel zu begleiten und die Zahlung zu empfangen. In dem Hotel angekommen, wo der Fremde ein ſtattliches Gemach bewohnt, erfolgt die Auszahlung nicht ſogleich; begreiflicher Weiſe läßt der fremde Reiſende ſeine baaren Summen in den Händen ſeines Wechſelhauſes, bis er derſelben benöthigt iſt. Er muß alſo zu ſeinem Bankier gehen, um Geld zu holen. „Unterdeſſen,“ ſpricht er zu dem Juwelier, „laſſen Sie ſich die Zeit nicht lang werden, und wenn Sie erlauben, ſo legen wir zu Ihrer und meiner größern Sicherheit den Schmuck, bis zu meiner Zurückkunft, in dieſes Schreibpult.“ Der Schmuck wird in das an der Wand ſtehende Schreibepult gelegt, daſſelbe wohl verſchloſſen, und der Fremde entfernt ſich. Das Alles findet der Juwelenhändler ſehr in der Ordnung, und bewundert die zarte Weiſe, wie der Käufer das Intereſſe der beiden Parteien zu ſichern weiß. Von einer Gefahr für ſein koſtbares Kleinod hat er keine Ahnung. Wie könnte ihm etwas widerfahren? bewacht er nicht ſelbſt das Pult, in welchem ſein Eigenthum verwahrt iſt?

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, Februar.

Leistungen der Akademie. Der poetische Bäcker.

Au meinen vor Kurzem gegebenen Bericht über unsere Unterrichtsanstalten, worauf ich wenigstens einige der gröbsten Vorurtheile über unsern intellectuellen Zustand berichtigt zu haben hoffe, schließt sich unmittelbar an, was ich über die Leistungen der hiesigen Akademie zu sagen habe. Sie fährt fort, in Untersuchungen und Abhandlungen über Landesgeschichte, Landesalterthümer, Oekonomie und Naturreissen Schätzen thätig zu seyn. Sie hat für 1835 zwei Preisaufgaben gestellt, die beide in Savoyen wichtig und anziehend sind. Achthundert Franken erhält der Verfasser der besten Abhandlung über die Frage: welches ist der Einfluß der jährlich stattfindenden Auswanderungen aus den savoyischen Thälern nach Frankreich auf die Sitten, die Erziehung, den Gewerbfleiß, kurz, auf alle Interessen des Herzogthums? Wer Frankreichs politischen, sittlichen und religiösen Zustand besonders seit 1830 kennt, wird nicht zweifeln, daß die Tausende armer Savoyarden, welche in diese Land, besonders nach Paris auswandern und sich da mit Kaminfegen und andern untergeordneten Arbeiten nähren, dort zwar ein Stückchen Brod und nicht selten auch noch besseres Unterkommen, ja sogar manchmal durch ihre Thätigkeit, Sparsamkeit, Redlichkeit, durch ihren aufgeweckten, industriösen Geist sich Verdienst erwerben, womit sie ihre armen Verwandten in der Heimath unterstützen; er wird aber auch bedauern, daß diese Auswanderern nach Jahre langer Abwesenheit nicht lauter Gutes aus Frankreich in ihre Hütten, armen, aber frommen und sittlichen Thäler zurückbringen. Nun fragt sich's: wiegen die Vortheile die Nachtheile auf? und können überhaupt Savoyens arme Thäler in der Tarentaise und der Maurienne ohne diese einträglichen Auswanderungen bestehen? — Die zweite Preisaufgabe besteht in einem topographischen, statistischen und sittlichen Gemälde Chambery's, besonders in Vergleichung mit der Zeit vor 1792, während der französischen Okkupation und seit der Restauration. — Als poetischer Preis war voriges Jahr die Dämmung der Isère von der Société académique gegeben worden, und es konnten mehrere ausgezeichnete Arbeiten eingewogen werden, worunter eine mit der Devise: Hue usque venies, vom Dr. Med. Trefal in St. Maurice (Tarentaise) den Preis erhalten hat und auch wirklich durch große Schönheiten verdient. Weit schwieriger war der Gegenstand einer andern poetischen Preisaufgabe, nämlich über die Errichtung der Bäder von Aix in Savoyen. Da der Gegenstand in seiner ganzen Ausdehnung, nach Nutzen, Veranlassen, Anstalten u. s. w. betrachtet werden sollte, so mußte Alles, was nicht poetische Farbe hat, was prosaisch beschreibend und erklärend am Gegenstand ist, in einen großen Anhang von Noten verwiesen werden. Es warten mehrere Bearbeitungen des Gegenstandes eingesandten. Den Preis erhielt unsere glückliche Dichterin Jenny B., die nicht, wie ihre Mitbewerber, ein fortlaufendes Gedicht gab, sondern eine Reihe anmuthiger Darstellungen in abgerissenen Gedichten, von wechselndem Versmaße.

Vor einigen Wochen hatten wir einen merkwürdigen Gast hier, dessen ich erwähnen muß, da ich eben hier von Dichtkunst rede, ich meine den Bäcker Reboul aus Nimes. Dort wohnt in der Straße Carreterie (von dem Lateinischen Carrus), habe sei dem römischen Thore, dieser merkwürdige Mann voll Dichtergeist, der in freundschaftlicher Verhältnissen und Ideentausch mit Lamartine, Ch. Nodier, Victor Hugo und Andern steht. Der Schreiner von Nevers und der Schlosser von Arbois haben in ihrer Zeit mit schlechten Versen Ruf erworben. Der Bäcker Reboul in Nimes steht viel höher als sie. Er ist ein Mann von achtundvierzig Jahren, mit schwarzen Augen und spanischem Kopf, der in seinem Gesicht etwas Mildes, Gutes und Gewinnendes, zugleich aber auch etwas Leidenschaftliches hat. Man muß ihn mit seinem südfranzösischen Accent, mit seiner eadenzirten, wohltlingenden Sprache, mit seinem stanzirenden Vortrag hören, womit er seine Gedichte oder die seiner Freunde vorträgt, Vorzüglich interessant ist sein Gedicht Aigueamortes, voll feierlicher, tiefer und süßer Melancholie, ferner seine anmuthigen und reizenden Stanzen: la Sonnambule, und sein Gedicht an einen jungen talentvollen Künstler aus Nimes, den die französische Regierung in die französische Akademie nach Rom geschickt hat. Jedermann in Frankreich kennt seine schöne Ode an Lamartine; als Beleg zu dem, was ich eben von Reboul sagte, mögen daraus nur zwei Strophen hier stehen:

Mon nom qu'a prononcé ton généreux délire
Dans la tombe avec moi ne peut être emporté;
Car toute chose obscure, en passant par ta lyre,
Se revêt d'immortalité.

Tu t'abstis vers moi: des sphères immortelles
Tu me vantas l'éclat, les choeurs mystérieux;
Et soudain, comme toi, je secouai mes ailes,
Et nous partimes pour les cieux.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 59:

Das Meer.

Räthsel.

Ein Baum; in ungemessner Tiefe
Steht seine Wurzel weit und breit;
Wer von uns Ihm zu Füßen schliefe,
Der fände dort sein Grab bereit;
Kein Baum vergleicht sich ihm an Höhe,
An Dauer seiner und an Kraft;
Auch haben Millionen Gnomen
Seit langen Jahren dran geschafft.

Sie hoben sich auf ihre Schultern
Und setzen neue Knospen an,
Und endlich ist von Enkels Enkeln
Die lange Arbeit wohl gethan;
Der Baum weiß neu sich zu brächen,
Hat bald sich seine Kron' ersetzt,
Wenn auch vom Sturm die Aeste brachen,
Ob auch manch Thier den Zahn dran wetzt.

Ein Mancher, der von seinen Resten
Viel Nützens macht, erntete kaum
Von dieses Baumes kleinsten Brüdern
Ein Plätzchen, doch nicht ihn, den Baum.
Der Schiffer trägt zu seinem Lohne
Nun ihm nur kleine Zweige fort;
Doch wirft das Meer Loob in die Krone,
So daß der Mensch sein Nest sich hört.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 46.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 23. Februar 1835.

Ob Gauner, ob Poet, Erfindung macht den Meister.
Beaumont und Fletcher.

Alte Wunderhöfe und neue Gaunerindustrie in Paris.

(Fortsetzung.)

Es vergeht eine Stunde, es vergehen zwei, drei, vier, fünf, der Fremde kehrt nicht wieder, und dem Juwelier ist der Name des Bankiers, zu dem er gegangen, unbekannt. Selbst nach so langem Harren ist Verwunderung noch das überwiegende Gefühl des Wartenden, er hat kein Mißtrauen, sein Schmuck ist gesichert. Endlich aber, da er erfährt, daß der Käufer das Hotel, welches derselbe mit einem andern Fremden bewohnt, am nämlichen Tage verlassen habe, bleibt ihm nicht anders übrig, als das Pult erbrechen zu lassen, um den Schmuck zurückzunehmen. Nur sehr ungern verzichtet er auf den vortheilhaften Verkauf. Das Pult wird geöffnet, und man findet es leer, der Schmuck ist verschwunden. Wohin und wie? Das Schreibpult stand an einer Wand, welche das Zimmer des Fremden von dem seines Spießgesellen trennte. Hinter dem Rücken des Pultes war die Wand durchbrochen und an dem Hintertheile des Pultes ein beweglicher Schieber angebracht. So geschah es, daß, während eine Hand den Schmuck vorne in das Pult hineinlegte, die andere schon bereit war, ihn hinten hinauszunehmen, und fünf Minuten darauf waren Käufer und Helfershelfer spurlos verschwunden.

Man sieht, dies ist hohe Schule der Industrie. Folgende zwei Fälle sind weniger studirt.

Wir sind in einem der Theater der Boulevards. In einem Sperrsitze des Orchesters genießt ein runder, dicker, lächelnder Mann, dessen ganzes Aeußere dem praktischen Pariser Auge einen aus der Provinz verräth, die Thränenrührung des Melodrams, die Gerstenzuckerstengel, und was ihm sonst noch an ästhetischem Vergnügen geboten wird, als da sind: Orangen, Limonade, Bier, warme Kuchen, gebratene Äpfel, das Magazin pittoresque und die verschiedenartigen Abendzeitungen; er genießt, man sieht es ihm an, mit dem Heißhunger des Neulings. Alles ergötzt ihn, das Parterre und die Logen, der Vorhang und die Bühne, und er läßt die vergnüglichen Blicke in allen Theilen des Schauspielhauses umherschweifen. Da gewahrt er in einer der untern Logen zwei Herrn und ein Frauenzimmer, welche ihn sehr freundlich begrüßen. Anfänglich glaubt er, es sey Irrthum, denn er ist fremd in Paris, er kennt Niemanden und erinnert sich auch nicht, diese Gesichter jemals unter seinen sonstigen Bekannten gesehen zu haben. Gleichwohl bleibt ihm kein Zweifel, daß die Freundschaftsbezeigungen und Grüße ihm gelten, denn so oft er dahin sieht, wiederholen sich die nämlichen Geberden. Er

Digitized by Google

dankt also höflich, denn der Mann aus der Provinz möchte um keinen Preis ungesittet erscheinen in der großen Welthauptstadt, und überläßt sich behaglich seinem Kunstgenusse bis zum Ende, wobei es so ziemlich Mitternacht geworden; denn wohlfeiler thut es keines der Theater der Boulevards, namentlich seitdem sie das Vaudeville im tragischen Cothurn singen. Die neuen Freunde hatten unsern Mann nicht vergessen. Während dieser den Boulevards entlang seinem Hotel zuschlendert, sieht er sich plötzlich von den drei Individuen angehalten, die ihn schon während des Schauspiels mit den Zeichen ihrer Freundschaft überrascht hatten. „Wie glücklich sind wir, Sie endlich zu treffen! während des Theaters war es uns nicht möglich, zu Ihnen zu gelangen, und an der Thüre haben wir Sie verfehlt.“ — „Aber, meine Herrn —“ — „Wie lange sind Sie schon in Paris und warum haben Sie uns noch nicht besucht? was macht Ihre werthe Familie? wo wohnen Sie?“ und nun erfolgt noch ein Strom von Fragen, wie sie nur das herzliche Wiedersehen alter Freunde veranlassen kann. „Lassen Sie sich umarmen, Theuerster!“ rufen alle drei aus Einem Munde und fallen ihm um den Hals. „Aber, meine Herrn,“ erwidert der Fremde, von den sechs Armen beinahe erdrückt, „es ist sicher ein Irrthum, ich bin nicht der, den Sie meinen.“ — „In diesem Falle müssen wir sehr um Entschuldigung bitten, Sie so lange behelligt zu haben.“ — Verschwunden sind die neuen Freunde. Indem der Umarmte ihnen nachsehen will, kommt es ihm vor, als wenn sein Blick sehr trübe sey, und er greift mechanisch nach seinen Augengläsern, aber diese sind fort; die Diebe haben ihm die Brille gestohlen, deren Einfassung glänzend war und von Gold zu seyn schien. Der Bestohlene tröstet sich damit, daß die Diebe angeführt sind, denn die Brille war von Similor.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

Einst, besinne ich mich, wo sich der Oheim bedenklich krank fühlte, wiederholte er ein paarmal die obige Frage besonders angelegentlich; auf meine Verneinung rief er: „Du hast doch die Schaalen selbst geöffnet, mein Sohn?“ — „Gewiß,“ entgegnete ich, „es ist mein Geschäft, das ich mir von Niemanden werde nehmen lassen.“ Er sah mich an, sein Auge glänzte, er fuhr ein paarmal liebkosend an meiner Wange hin und sagte dann: „Nun, es ist ja gut, die Krankheit wird mich verlassen müssen; wir werden vielleicht noch lange beisammen seyn. Lasse die Schaalen nur von keiner fremden Hand öffnen.“ Ich wollte hier fragen, doch sein freundlicher, aber ernster Blick legte mir Stillschweigen auf. Seltsam! dachte ich bei mir selbst, man kann in der Liebhaberei zum Bischthun doch auch zu weit gehen; offenbar hat ein Gericht Austern sehr wenig zu schaffen mit den Geheimnissen eines alten Mannes. Man sieht, ich war in die Jahre getreten, wo es für unsere Eitelkeit kränkend ist, wenn man unserem Geiste noch zu wenig Fassungskraft zutraut, um gewisse Dinge in ihrem Zusammenhange zu ersahren und zu durchschauen; es sind die Jahre, in denen uns dasselbe unschuldige, geheimnißvolle Mährchen herzlich zuwider ist, das kurze Zeit vorher uns hinriß und entzückte. Das wirkliche, das tüchtige Leben nahm mich in Anspruch, und da that es mir in der Seele weh, daß der stille, gute Oheim so weit hinter mir zurückblieb, daß er meine großartigen Pläne nicht fassen konnte oder wollte. Er erschien mir öfters im Traume, welk, hinfällig, in dem braunen Röckein, auf der Insel im Südmeer zusammengesunken, schlummernd, über seinem Haupte wehten die Palmen, Blumen sproßten um ihn der und küßten dem alten Mann wie fromme Kinder die Hände, die silbernen Wellen klangen wie ferne Wiegenlieder um das einsame Ufer; aber Alles erschien vergelbt, ängstlich in Duft gehüllt, so weit vom frischen Leben entfernt, daß der Blick nur mit Trauer auf dem Bilde weilen mochte. Das einzige Band, das zwischen mir und dem Oheim so fest blieb, als es stets gewesen war, bestand in der Pflicht, ihm die Austernschaalen zu öffnen, denn von diesem Geschäfte, das hatte ich ihm gelobt, sollte mich nur sein oder mein Tod freisprechen. Ich sollte bald freigesprochen werden.

Der Großoheim war heiterer als gewöhnlich, er hatte Pläne entworfen, wieder einmal nach langer Zeit aus dem Bezirk der Stadt, ja sogar des Landes sich hinauszubegeben. Es sollte eine kleine Reise zur See unternommen werden. In der That, ein kühner Gedanke für den alten, stillen Mann; gewiß trieb ihn hiezu kein Eigennutz, auch nicht Veränderungssucht, sondern lediglich Theilnahme, herzliches Wohlwollen für mich Undankbaren, der ich mich schon so weit über den lieben Alten erhaben dünkte. Er wollte mich auf meiner ersten Aussicht in die Welt begleiten, mit dem Schatze seiner Erfahrung mir zu Hülfe kommen; in dieser Aussicht fühlte er sich wohl und frisch. Nicht so ich, es quälte mich dieser seltsame Lebensmuth, mich ängstigte diese träumerische Geschäftigkeit; doch die Freunde, denen wir uns anschlossen, drangen heiter und thätig in den Alten;

Digitized by Google

auf meine Gegenvorstellungen wurde nicht geachtet, es sollte der Tag der Abreise bestimmt werden. Dazu war jedoch der Oheim nicht zu bewegen, er zögerte und zagte. Unterdessen wurden Anstalten zu einem kleinen Festmahl getroffen, die schönsten frischesten Austern waren angelangt, ich brachte die Schüssel nach alter Sitte herein, sie vor den Oheim setzend. Er ergriff meine Hand, mit ängstlich bewegter Stimme, was er den Gästen zu verbergen strebte, that er die gewohnte Frage; ich gab ihm, wie immer, die gewünschte Versicherung, da erhob er mit schneller freudiger Bewegung sein Glas, indem er rief: „Nun, Freunde, wenn denn Alles schon fertig und gerüstet ist, so laßt uns morgen mit Gott unsere Reise antreten.“ Die Genossen freuten sich nicht wenig, als sie diese Worte vernahmen, sie schlugen herzhaft in die dargebotene Rechte des Oheims, und Frohsinn und gute Laune wurden allgemein.

Nur ich konnte in die laute Heiterkeit nicht einstimmen, mein Gewissen war beladen, ich hatte zum erstenmal den guten Oheim belogen. Doch freilich, wer konnte wohl dem geringfügigen Umstande ein besonderes Gewicht zuschreiben? Bei Oeffnung der verdammten Austern, die doch einmal in dieser Geschichte eine wichtige Rolle spielen, hatte ich allerdings etwas entdeckt, was nicht dahin zu gehören schien; nämlich in einer der Schaalen fand sich, statt der Auster, eine glänzende dunkelrothe Perle, die ich als guten Fund zu mir steckte und weiter nicht viel mehr daran dachte. Jetzt, da ich mich allein fand und mein Gewissen, wie gesagt, mir Vorwürfe machte, holte ich sie wieder hervor, und der Himmel weiß weßhalb, sie erschien mir jetzt bedeutungsvoll und äußerst wichtig. Die Röthe war mir besonders auffallend, ich hatte wohl von gefärbten Perlen gehört, doch von keiner, die eine so dunkle und entschiedene Farbe zeigte; es mußte wohl gar ein kostbares Stück seyn, und wer konnte mir über ihren Werth bessere Auskunft geben als der Oheim? Mit der geheimnißvollen Muschel in der Hand wollte ich wieder in das Zimmer treten, doch hielt mich ein unerklärliches Gefühl zurück; es waren die fröhlichen Blicke meines Oheims, sein lautes und heiteres Gespräch, was mich zurückbannte, und doch wußte ich nicht weßhalb.

Der Abend ging dahin, es war schon ziemlich tief in die Nacht hinein, als ich nach ängstlichem Suchen endlich den Moment fand, meine Entdeckung mitzutheilen, und ich that es mit den plötzlich ausgestoßenen Worten: „Oheim, ich habe in der That etwas gefunden, was nicht zu den Austern gehörte.“ Er sah mich an, sichtlich erbleichten seine Züge, langsam und zitternd legte er die Dose auf den Tisch. „Was, mein Sohn, was hast Du gefunden?“ Ich zeigte noch in der Schaale befindlich die geheimnißvolle Perle. Er wandte sein Antlitz schnell ab, seltsam zuckte es um die hohe Stirn, ein Streiflicht fiel auf Wange und Mund, sie waren krampfhaft verzogen, mit beiden Händen bedeckte er sein Haupt, und ich hörte ihn tief und aus voller Brust seufzen; nach einer Pause winkte er mir, das Zimmer zu verlassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Februar.

Theater. Verneti Abschiedsfest.

Unsere Theater sind nicht so glänzend, als man zu hoffen berechtigt war, da die Ankündigungen für den diesjährigen Karneval etwas Außerordentliches erwarten ließen. Im Theater Apollo gibt man abwechselnd vier Drammi seri und vier Ballette, zwei seri und zwei comici; die Opern sind: Parisina von Donizetti, worin unsere in ganz Italien gefeierte Landsmännin, Karolina Unger, singt und uns getheilten Beifall erntet, Donna Caritea von Mercadante, verarbeitet. Semiramide von Rossini und Uggero il Danese von Mercadante; letztere Oper ist neu nicht aufgeführt. Von den vier Balletten hat außer Exaelino sotto le mura di Bassano keine den Beifall des Publikums. Im Theater Valle ward bisher la Sonnambula von Bellini nicht ohne Beifall gegeben. Signora Specht aus Mailand ist, wie voriges Jahr, wieder die gefeierte Primadonna. Die meisten übrigen Mitglieder beider genannten Theater sind so mittelmäßig, als möglich. Im Nobil Teatro di Torre Argentina gibt die Gesellschaft Petzet und Domniconi Trauer- und Lustspiele mit vielem Beifall. Sonst sind noch die Theater Capranica, Pace und Palladerde offen. Im letztern wird Meo Patacca gegeben, welches Stück nach der Dichtung gleichen Namens bearbeitet ist, wozu Pinelli die auch in Deutschland bekannten Kompositionen in Kupfer gestochen gefiedert hat. Es ist auffallend, daß die Regierung, die sonst so strenge ist und kein Wort auf der Bühne duldet, wodurch Aergernis gegeben werden könnte, dieses im Volksdialekt geschriebene Stück duldet, worin häufig die Ausdrücke Accidenti, sia ammazzato etc. vorkommen. Das Messer spielt eine Hauptrolle, eine Sitte, welche dem römischen Volke nicht vom Theater braus gezeigt werden sollte, und man bekanntet wirklich, daß, seitdem Meo Patacca gegeben wird, mehrere Mordthaten in der Stadt vorgefallen sind; aber das Haus ist gedrückt voll, und diese Vorstellung wurde jeden Abend den ganzen Januar hindurch gegeben; die armen Leute müssen ja leben, und höhern Orts will man sich dulsam zeigen. Das Puppentheater Burattini a Pallazzo Piano ist, wie gewöhnlich, stark besucht. die Puppen zeichnen sich durch ihre Gelenkigkeit aus, und Signore Caffandrino hat es in letzter Zeit darauf abgesehen, die Fremden, hauptsächlich die Engländer, lächerlich zu machen. Das größte Theater, Aliberti, soll dieser Tage auch eröffnet werden; aber wie gewöhnlich gibt man dort nur Spektakelstücke zur Belustigung der niedern Volksklasse, bis der Karneval anfängt, wo dann die Maskenbälle, Festini, diese vertreiben.

Digitized by Google

Horace Vernets in einigen Tagen erfolgende Abreise gab den deutschen Künstlern Gelegenheit, diesem ausgezeichneten Manne ihre Hochachtung durch ein glänzendes Abschiedsfest zu beweisen. Während seines mehrjährigen Aufenthalts als Direktor der französischen Akademie in Rom hat er den Deutschen viele Beweise von Wohlwollen und Zuvorkommenheit gegeben; seine Werkstätte war für Alle offen, und im Kreise seiner liebenswürdigen Familie hatte jeder Gebildete Zutritt. Da der Deutsche nun immer das Verdienst des Auslandes zu schätzen weiß, so wurde beschlossen, dem fremden Meister ein Fest zu geben, wie es sonst nur für Deutsche bei ihrer Abreise veranstaltet wird. Der würdige Reinhard, im Verein mit mehreren andern Künstlern, wurde beauftragt, das Fest zu ordnen und Vernet einzuladen. Kaum hatten die Franzosen gehört, welche Auszeichnung die Deutschen ihrem Landsmanne zugedacht, so hatten sie, Theil nehmen zu dürfen; ihnen folgten Künstler aller europäischen Nationen mit demselben Wunsch, dem auch entsprochen wurde. Am 21sten Januar versammelte man sich in einem Saale des Pallastes Rospoli, welcher sehr geschmackvoll verziert war. Die Büste des gefeierten Künstlers, von Thorwaldsen modellirt, stand erhöht, mit Lorbeeren geschmückt, und darüber waren die Buchstaben H. V., durch Blumen gebildet, angebracht. Eine schöne Verzierung von farbigen Seidenbändern bildete die hintere Wand und bildete einen Baldachin über der Büste. Oben war ein interessanter Anblick: an einer geschmackvoll gezierten Tafel 150 Künstler aus allen Zonen, und zu beiden Seiten Vernets Männer wie Thorwaldsen, Cornelius, Ingres, Reinhard, Wagner, Bonnet und Catel. Gegen das Ende der Mahlzeit wurde ein vierstimmiges Lied mit Chor, von Firmenich auf Köln zu dieser Feier gedichtet, gesungen. Das Gedicht war, mit französischer Uebersetzung in poetischer Prosa, gedruckt an alle Anwesenden vertheilt. Sodann brachte Reinhard Vernet ein Lebehoch, welches die Gesellschaft begeistert wiederholte, während Thorwaldsen mit einem Lorbeerkranze das Haupt des Meisters erhöhte. Vernet wollte seinen Dank aussprechen, aber dem sonst so lebhaften und redegerechten Manne fehlten die Worte vor Rührung, und nur der Schluß seiner Rede wurde von den Nahesitzenden vernommen; er galt der Kunst und den deutschen Künstlern. Diesem Toaste folgten andere, den oben genannten Männern dargebracht. Nach einigen Anreden an Vernet sangen nun deutsche Künstler einige Nationallieder, welche in dem hochgewölbten Saale einen tiefen Eindruck auf die ganz Gesellschaft machten und von den Fremden mit vielem Beifall aufgenommen wurden. Zum Schluß gab Flor aus Hamburg in der Rolle eines Antiquars in französischer Sprache eine scherzhafte Erklärung antiker Figuren in mannichfachen Stellungen, welche weiß gekleidete und drapirte Künstler vorstellten. Die Antiquare und Kunstrichter wurden hierbei zur Belustigung der ganzen Versammlung tüchtig durchgezogen. Spät trennte sich die Gesellschaft, in der, obgleich sie aus allen Nationen bestand, die größte Herzlichkeit geherrscht hatte. Lange wird dieser Abschied in unserm Gedächtniß leben, und der Bund, welchen die Künstler an jenem Abend stifteten, wird gewiß wohlthätig auf die Kunst selbst einwirken. Der neue Direktor der französischen Akademie, Ingres, wird Alles thun, was in seinen Kräften steht, um die Künstler als eine große Landsmannschaft zu vereinigen, da er deutsche Kunst achtet und Cornelius und Overbeck hochschätzt. Overbeck und Koch konnten wegen Unpäßlichkeit nicht Theil nehmen, aber man bemerkte mehrere ausgezeichnete Personen, welche nicht Künstler sind, sich aber als bekannte Kunstfreunde eingefunden hatten.

Chambery, Februar.

(Fortsetzung.)

Der poetische Bäcker. Abbé Paramelle.

Solche Verse macht der Mann an seinem Trog und vor seinem Ofen, zwischen Sauerteig und Mehl. Man hat ihn oft aufgefordert, sein Gewerbe niederzulegen, Nimes zu verlassen und nach Paris zu gehen, um da sein Talent geltend zu machen. Dazu hat er aber zu viel Verstand, und er will bleiben, wer er ist, wohl wissend, daß dieser Kontrast ihn höher stellt, als die literarische und dichterische Karriere in Paris, die er mit Hunderten theilen würde. Ueberdieß hängt er sehr an seiner Stadt, an Art, Leben, Sitten, Natur und Klima seines provençalischen Vaterlandes. Sein Laden ist ganz einfach; zwischen großen Mehlkasten und am Backofen weg gelangt man zu seinem kleinen Stübchen. Und wie sieht es darin aus? Hier wohnt nicht der Bäcker, sondern der Dichter Reboul. Zeichnungen, die ihm ausgezeichnete Pariser Künstler gesendet haben, hängen an den Wänden, auf den Tischen liegen Bücher, die ihm von ihren Verfassern geschickt wurden, und an dem kleinen Spiegel sieht man Visitenkarten von allen vornehmen Personen der Departements Gard und Hérault: Bischöfe, Generale, erste Präsidenten u. s. w. Diesem Bäcker war das Mehl zu seinen Broden ausgegangen, darum kam er lieber nach Sbamberry, um dergleichen zu kaufen. Durch den Sekretär unserer Akademie wurde dies ruchbar, und nun erhielt der einfache Mann im „blauen Hecht," seiner kleinen Herberge, von Herren und Damen mehr Zuspruch, als ihm lieb war, zumal wir keinen ihm ebenbürtigen Dichtergeist aufzuweisen haben. Nie hat man seit Menschengedenken in der kleinen Straße des Hechts so viele schöne Equipagen, bestrnte Herren und Damen mit Federhüten gesehen.

Nicht weniger interessant, aber viel wichtiger für uns war ein anderer Besuch aus Frankreich, der des Abbé Paramelle aus dem Departement Lot. Hätte dieser Mann vor einigen Jahrhunderten gelebt, so hätte man ihn gewiß als Zauberer festgenommen und verbrannt, denn wohl Niemand hat die Kunst, verborgene Quellen anzuzeigen, in unsern Gegenden in solcher Vollkommenheit besessen. Dazu bedient er sich nicht etwa der Wünschelruthe, sondern ein ganz sächtiger Blick ohne alle Untersuchung, ohne alles Nachfragen genügt ihm; und dahin hat er es gebracht durch lange und gründliche geologische Studien und durch Forschungen über den Lauf sickernder Wasser. Seine Kenntnisse sind in einem solchen Grad von Gewißheit und Genauigkeit gediehen, daß er sich an den Abhang irgend einer Anhöhe oder eines Berges stellt, die er vorher nie gesehen, und sogleich das Profil des Terrains auf der andern Seite und die Quellen angibt, die da verborgen sind. Damit begnügt er sich aber nicht, denn er erklärt nicht nur: hier ist eine Quelle, sondern er bestimmt auch genau ihre Tiefe, ihre Stärke, ob das Wasser aut oder schlecht sey, und nach welcher Richtung es fließe. Dies hat er im Periaord häufig zum großen Nutzen und Dank, aber auch zum Erstaunen der Einwohner dargethan.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 47.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 24. Februar 1835.

Die Wunder, wie sie die Einbildungskraft schafft, sind die zarteste Nahrung der der Wirklichkeit entrückten Seele.

Baco.

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

Am Morgen wußten es schon die Freunde, daß der Oheim nicht reisen werde, daß er krank geworden sey. Als er mich zu sich beschieden ließ, fand ich ihn, wie ich ihn gestern Abend verlassen hatte, die Nacht war ihm schlaflos dahingegangen, vor ihm auf dem Tische lag noch die Muschel. Er winkte mich zu sich auf einen Stuhl und blickte, ehe er ein Wort sprach, mich lange an; seine Miene war, obwohl kummervoll und leidend, doch nicht abschreckend wie gestern. „Du wirst wohl wissen wollen, Wilhelm," hob er endlich an, „weßhalb ich meinen Willen hinsichtlich der Abreise so plötzlich geändert habe, denn mein Unwohlseyn leiht für jetzt noch keinen hinreichenden Grund; doch wird es bald mit mir schlimmer werden. Ja, mein liebster Sohn, erschrick nicht, wenn Du erfährst, daß wir uns bald auf immer trennen werden. Eine Stimme, die nicht täuschen kann, spricht zu mir durch diese Perle, sie verkündet mir meinen nahen Tod, und ich habe mich in Ergebung zu fassen gesucht, obgleich mich Anfangs die Botschaft der fernen Freundin, da Du mir sie gestern so unerwartet brachtest, nicht wenig außer Fassung brachte. Du warst der Zeuge meiner Schwäche, sey es jetzt meines Muthes und meiner Entschlossenheit, mit der ich dem Unvermeidlichen entgegengehe."

Mit diesen Worten bat er mich, ein Buch, das er mir genau bezeichnete, aus der Bibliothek herüber zu bringen. Es befand sich in einem für gewöhnlich sorgfältig verschlossenen Schränkchen und enthielt, da der Alte es öffnete, den Titel: der Wassergeister und Undinen Wesen und unterschiedliche Art, so wie über deren Wohnung, Zusammenkünfte und besondere Hanthierung, soweit solche zur Kenntniß gelangt. Daß der seltsame Grosoheim dergleichen seltsame Bücher haben mußte, war ganz in der Ordnung, ich verwunderte mich auch hierüber durchaus nicht, nur begriff ich nicht, welche Beziehung die Schrift zu der jetzigen Stunde, zu der vereitelten Abreise und endlich zu der Muschel mit der rothen Perle haben könne. Während diese Gedanken sich bunt durcheinander in meinem Kopfe jagten, blätterte er in der alten Schrift, und ein wehmüthiges Lächeln zuckte um seine Lippen, indem er die hie und da zerstreuten seltsamen Abbildungen aufschlug, wo Gestalten, halb Fisch-, halb Menschenleib, zwischendurch wunderbare Mädchenkörper, gehüllt in den goldnen Schleier ihrer mährchenhaft üppigen Locken, sich im Gemisch von fabelhaften Meerblumen und Seekräutern zeigten. Der alte

Digitized by Google

Welt nichts zu bieten hat, als Mitleid, und dessen Schriften sie nur mit unter gewöhnlichen Zerstreuung gelesen hat. Man hat die Frage aufgeworfen, ob es nicht möglich sey, für einen Dichter oder eine Dichterin zu sorgen: wie man für der Menagerie für einen Löwen oder eine Hyäne sorgt, und ob es nicht zweckmäßig wäre, Anstalten zur Beherbergung unglücklicher Schriftsteller zu errichten. Es gewiß liegt der Fehler an der Beschaffenheit unsers jetzigen gesellschaftlichen Zustandes, wobei die Menschen in Städten zusammengedrängt leben, und nur in einer der Gesellschaft ersprießlichen Beschäftigung ihre Nahrung finden, wenn sie nicht sonst vom Schicksale hinlänglich begünstigt sind. In solch mißlicher Lage befand sich Elisa Mercoeur. Sie war in der Provinz Bretagne geboren, und lebte daselbst, als sie, noch sehr jung, durch Chateaubriands und Anderer Schriften bewogen, poetische Versuche lieferte, welche Aufmerksamkeit erregten und zu höhern Erwartungen berechtigten. Man zog unbedachtsamer Weise das Mädchen mit ihrer Mutter nach Paris. Sie fand auch anfänglich manche Bewunderer. Der einfach natürliche und melancholische Ton ihrer Dichtungen fand Anklang, und wer hätte auch kalt bleiben können bei den rührenden Klagen eines Mädchens, welches vergebens sich nach dem Glücke sehnt, und ihre getäuschte Hoffnung in Versen beklagt, wie folgende:

Quoi? tout un an de plus écoulé sans bonheur!
L'hiver est mon printems, la nuit est mon aurore,
Aucun rayon d'espoir sur moi ne brille encore:
Triste rose, au désert j'exhale mon odeur,
Ceux que j'aurais aimés, ne m'ont point accueillie;
Leur main jamais vers moi ne se tendit, helas!
Et l'oubli, ole son voile enveloppant ma vie,
Semble dire à leur coeur: ne le souleves pas!
Ah puissent mes succès, réveillant leur memoire,
Pour ma vengeance, un jour apporter mon nom,
Et puisse-je, oubliant ce funeste abandon,
Leur dire: un an de plus écoulé pour la gloire!

Ihre Gedichte erschienen zuerst zu Nantes im Jahr 1827. Zwei Jahre nachher wurden sie zu Paris vermehrt wieder aufgelegt. Der Minister des Innern setzte der 20jährigen Dichterin einen Jahrgehalt aus, und sie dichtete mit neuem Muthe fort, jedoch immer in dem ihr eigenen melancholischen Tone. Sie hatte leider nicht viel Studien gemacht, und besaß auch kein so großes Talent, daß sie ihre Gefühle auf neue und überraschende Art hätte ausdrücken können; daher schienen ihre Dichtungen zu monoton, besonders den Anhängern der klassischen Schule, denen sie allzu romantisch, eine allzu eifrige Nachahmerin der romantischen Muster schien. Nach der Revolution im Jahr 1830 wurde ihr Jahrgehalt beschränkt, und das arme Mädchen hatte noch ihre Mutter von ihren literarischen Arbeiten zu ernähren. Um das Unglück voll zu machen, verfiel sie in eine Schwindsucht, und zehrte langsam aus. Sie hatte stets ein höheres, ruhmvolleres Geschick geahnt, allein es war ihr nicht vergönnt, es zu erreichen, und man hat in den Zeitungen das Mitleid ihrer Zeitgenossen aufrecken müssen, um ihre Mutter vor dem Elende zu schützen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ebambery, Februar.

(Fortsetzung.)

Abbé Paramelle. Kunst.

Aus den vielen angeführten Fällen nehme ich nur einige wenige heraus. Als der Abbé Paramelle zum ersten Male nach Perigueux kam, empfing ihn der Maire bei sich und führte ihn auf die Terrasse seines Hauses, von der man die nächste Umgegend übersehen konnte. Man bittet den Hydroscopen um Anweisung, ob in der Nähe nicht Wasser vorhanden sey? Auf der Stelle bezeichnet er den Ort genau in der Nähe, wo eine sehr schwache Quelle fließe. Der Eigenthümer des Gartens ist gerade gegenwärtig und versucht es auf alle mögliche Weise, den Irrthum der Angabe darzuthun; aber der Abbé bleibt dabei und sagt hinzu: „Wenn diese Quelle noch nicht bekannt ist, so braucht man nur an der bezeichneten Stelle ein wenig nachzugraben, so wird man sie finden.“ Der Versuch wurde auf der Stelle gemacht, und schon nach wenigen Minuten kam die Quelle gerade an dem angegebenen Ort zum Vorschein. Viel weiter hin, am Rand der Terrasse, sah der Abbé gleichfalls eine Quelle an, und sie ward gefunden. Auf der Wiese eines Eigenthümers war eine Quelle durch eingeschnittene Mauerwerk und Erde verschwunden, und alle bisherigen Versuche, sie wieder zu finden, waren vergeblich gewesen. Paramelle wurde um Rath angegangen, und um ihn auf die Spur der Quelle zu bringen, wollte man ihm ihre ehemalige Stelle zeigen; er aber bat diese Nachweisung nicht für nöthig, sondern gieng selbst das ehemalige Quellbecken an, und begann hierauf die neue Rechnung, die das Wasser genommen hat, wo es sich zuerst in zwei Arme theilt und sich dann wieder vereinigt. Bei der Nachsuchung wurde Alles auf's Genaueste bestätigt gefunden. Einmal aber glaubte man doch den Abbé im Irrthum zu finden. Am Abhang einer Anhöhe stehend, hatte er erklärt, daß durchaus keine Quelle auf der andern Seite der Anhöhe sey; man lächelte und führte ihn dahin, wo er auf einen reichhaltig fließenden Brunnen aufmerksam gemacht wurde. „Es ist wahr,“ äußerte nun Paramelle, „hier ist Wasser, aber nicht in seinem Ursprung, sondern von Menschenhand beraleitet; die Quelle ist nicht hier, sondern auf der andern Seite, gerade da, wo wir eben standen.“ Man kehrte nun zurück, grub nach und fand wirklich die angegebene Quelle, die ein alter römischer Aquäduct um den Hügel herum auf die andere Seite führt. Ungeachtet dieses merkwürdigen und für den Landbau höchst kostbaren Talents ist Paramelle äußerst einfach und ohne alle Anmaßung. In seinem Departement verlangt er nur fünfzehn Franken für die Angabe einer Quelle, und von dieser geringen Summe überläßt er so gleich zehn Franken den Armen. Sollte die angegebene Quelle nicht gefunden werden, so zahlt er die fünfzehn Franken zurück. Paramelle wurde von einem Verein von Grundeigenthümern hieher eingeladen, und seine merkwürdige Quellenfindungskraft hat sich auch zwischen unsern Bergen, in unserer von Guienne geologisch so ganz verschieden gestalteten Landschaft auf das Genaueste bewährt.

Unser armes und kleines Savoyen bietet der bildenden Kunst keine Hülfsquellen dar, und um diese zu finden, müssen unsere Kunstfreunde nach dem benachbarten Italien oder Frankreich gehen. Indessen haben wir doch vor Kurzem ein Gemälde Chaverdy's aus Savoyen aufgestellt, eine historisch-allegorische Darstellung der vom Prinzen Eugen gewonnenen Schlacht von St. Quentin. Dieses Bild ist in die königliche Gemäldegalerie von Turin gekommen. Es hat allerdings Schönheiten in Zeichnung und Färbung, läßt aber durch seine gezwungene Allegorie kalt. Unsere Société académique hat einen Preis von vierhundert Franken auf irgend ein gutes Staffeleigemälde in Oel von einem savoyischen Künstler ausgesetzt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 48.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 25. Februar 1835.

Altmutter, euch belauerten wir aufs Haar!
Wie, gnäd'ge Frau? Ihr hier? — Eu'r Spielzeug soll
Nun alles an den Tag.

Shakespeare.
Heinrich IV.

Alte Wunderhöfe und neue Gaunerindustrie in Paris.

(Beschluß.)

Ich sagte eben, die Spielenden können es kaum erwarten, ihr Glück zu vernehmen, denn es versteht sich von selbst, daß sich durch die Sehergabe der Wahrsagerin den Horchenden nur Glück und Segen offenbart. Nur das Mehr oder Minder kann in Frage kommen und hängt davon ab, welche Ansprüche sich der Anfragende vor Beginn des Orakels baar erkauft hat. Das Alles sieht und hört er so gut wie jeder fremde Zuschauer, dennoch drängt er sich ungeduldig zu und läßt sich stundenlange das Warten gefallen, wie vor der Thüre des Theaters. Merkwürdig ist ferner die edle Dreistigkeit, mit welcher diese sichtbaren Priesterinnen der geheimnißvollen Zukunft ihr unverschleiertes Spiel treiben. Nur die noch größere Stupidität des Volkes macht den unverschämten Hohn begreiflich. Wie viel der Wißbegierige ungefähr bezahlen könne oder wolle, demgemäß wie viel Glück er zu erwarten habe, sieht ihm die Wahrsagerin mit geübtem Auge an, oder sie entnimmt es aus einigen Fragen, die sie an ihn stellt. Darnach werden die Farben des Schicksalsgemäldes gemischt; sie sind mehr oder minder bunt, der Bericht ist ausführlicher oder kürzer, je nachdem der Lohn ausgefallen. Ist einmal das Wahrsagerhorn an Ohr und Mund angesetzt und die Redemaschine aufgedreht, so geht die Sache ihren hergebrachten Gang, und die Neugierde, mit welcher die Wahrsagerin auf dem Stuhle ihre Blicke rings umherlaufen läßt, zeigt deutlich, daß sie an etwas ganz anderes denkt, als an die verborgenen Schicksalsfäden dessen, welcher in gläubiger Einfalt vermeint, für den Betrag von 10 Sous in die Zukunft schauen zu dürfen. Wahrlich, man muß gesehen haben, wie dumm das geistreiche Volk der Welt ist, um sich einen Begriff davon zu machen. Es ist aber unverbesserlich, denn es weicht auch dem Spotte, der ihm furchtbarsten Waffe, nicht; die eine Hälfte der Pariser Welt macht sich lustig über die andere, und beide geben ihren abergläubischen Schlendrian, nur die eine mit etwas mehr Form und in vornehmerer Weise als die andere.

Seit dem eben beschriebenen Schauspiele in den elysäischen Feldern habe ich oft mit Vergnügen eine Karrikatur von Charlet betrachtet, die einem ähnlichen Auftritte ihre Entstehung verdankt. Der Bauernjunge im Soldatenrocke, Rekrut genannt, ist in Frankreich, wie allenthalben, das naivste, leichtgläubigste Geschöpf unter der Sonne. Der vornehmste Charakterzug desselben ist eine unbegrenzte, unglaubliche Eitelkeit auf seinen Rock und seine Person, und das riesenmäßig Fabelhafte ist ihm genehm und glaubwürdig, sobald es diese seine Eigenliebe

Digitized by Google

thelt. Im Frieden träumt er in Paris von vornehmen Weibern, Gräfinnen und Prinzessinnen, die sich in ihn verlieben und die ihn zum Glücklichsten der Sterblichen machen. Einstweilen und in Erwartung dieser Glückssonne knüpft er seine Kamaschen und macht links und rechts, und um dem trägen Glücke nachzuhelfen, bringt er von Zeit zu Zeit sein letztes 20 Solsstück zu der Wahrsagerin oder Kartenschlägerin. Hier fehlt es natürlich an Prinzessinnen und Königinnen nicht, und er hat deren, so viel er will. Auf der Karrikatur von Charlet sehen wir nun einen jungen Soldaten vor einem Wahrsager in buntem, geheimnißvollem Anzuge, der ihm mit hochwichtiger Miene sein zukünftiges Schicksal mit folgenden Worten verkündet: „Eine vornehme, reiche, mächtige Prinzessin verliebt sich sterblich in einen jungen französischen und blonden Korporal auf der Parade; sie läßt ihn entführen und in ihre Staaten bringen, wo er freie Wohnung, freie Kost und freie Wäsche hat, wo die Regierung, auf Kosten der Prinzessin.“ Und während der junge Korporal in hausbackiger Glorie seiner zukünftigen Größe horcht und sich in der Erhebung über seine Kameraden gefällt, stiehlt ihm der Hanswurst das Schnupftuch aus dem Etui, den er aus Ehrfurcht vor einer so wichtigen Person abgezogen hat, er, der sonst überall fürchtet, der Soldatenehre etwas zu vergeben, wenn er anders als mit bedecktem Haupte erschiene.

Im Garten von Tivoli versammelt sich an den lieblichen Sommerabenden eine große, glänzende Gesellschaft der Pariser schönen Welt. Der ganze Pariser Flor an hübschen, ich will nicht gerade sagen übermäßig tugendhaften Weibern ist daselbst beisammen. Man findet daselbst Spiele aller Art, Theater, Marionetten, Taschenspielerkünste, Scheibenschießen, Ringstechen, Musik und Tanz, für eines Jeden Geschmack. In einem besonders eingerichteten Winkel des Parks, in vornehmer Zurückgezogenheit sitzt ein Wahrsager in orientalischem Gewande, mit kabbalistischen Zeichen bedeckt und im Zaubergürtel. Seine Kunst ist auf dem Anschlagzettel verkündet, und auf ein bestimmtes Zeichen verfügt sich das Publikum zu ihm, um zu sehen und zu hören, wie es so eben vor dem Marionettentheater gesehen und gehört hat. In den elysäischen Feldern, unter all dem gemeinen Volke, sich vor den Stuhl eines plumpen Betrügers stellen, um sich für einen Franken das Schicksal verkünden und sein Geld stehlen zu lassen, das ist trivial, einfältig und pöbelhaft; im Garten von Tivoli, in anständiger Gesellschaft, bei Musik und Spiel und glänzender Beleuchtung, das ist was anderes. Die Form schützt ein wenig gegen die Lächerlichkeit, und am Ende kann man doch so eigentlich nicht wissen, ob der Mann nicht wirklich wahrsagt.

Steigen wir eine Stufe höher. In der Rue de Tournon, in der Vorstadt St. Germain, kann man jeden Tag zu einer bestimmten Stunde eine Menge Leute in ein gewisses Haus eingehen und Equipagen vor demselben halten sehen, wie vor einem Wechselhause am Zahltage, oder einem Ministerpallaste zur Stunde der Audienz. In diesem Hause wohnt die berüchtigte Kartenschlägerin Lenormand, bekannt in ganz Paris, die ihr Wesen offen und frank treibt wie einen gewöhnlichen Handel. Sie nennt sich Buchhändlerin und Verlegerin, ist aber ihres wahren Gewerbes eine Kartenschlägerin und bedient als solche Klein und Groß gegen und nach Gebühr. In den Vorzimmern ihrer geschmackvoll und reich eingerichteten Wohnung werden die Eintretenden von der Dienerschaft empfangen, welche ihnen anempfiehlt, die Schuhe zu reinigen, damit sie die Fußteppiche der Herrin nicht beschmutzen. Im Salon selbst harrt die Wunderfrau in gothischem Anzuge, und ihre erste Frage ist: Für wie viel wollen Sie das Spiel gemacht haben? Je nachdem die Antwort ausfällt, für zehn, zwanzig, dreißig, fünfzig, hundert Franken, wird auch das Spiel einfach oder complicirt angelegt. Das findet das vornehme Publikum so gut in der Ordnung, wie der Rekrut die ganz analoge Frage der Wahrsagerin in den elysäischen Feldern. Für zehn, fünfzehn Franken hat man begreiflicherweise nur ein sehr gewöhnliches Glück, allein da die Hauptbesucher der Lenormand reiche und vornehme Standespersonen sind, so thut auch hier die Eitelkeit das Übrige, und man bezahlt gut und viel um die Wette, und, was noch viel merkwürdiger ist, man glaubt an die Sprüche der Kartenschlägerin. Kurze Notizen über Namen und Vaterland des Anfragenden, über seine Lieblingsneigungen, die Thiere und Farben, welche er besonders liebt, ein Blick auf die Linien der bohlen Hand, mehr braucht es nicht, um die dunkle Zukunft zu enthüllen, und z. B. einem Kavallerieoffizier vorauszusagen, daß er in kurzer Zeit einen ruhmvollen Feldzug machen und zum Obersten vorrücken werde. Ich kenne Damen in Paris, welche vor jeder wichtigen Angelegenheit ihres Lebens — und was ist nicht wichtig in dem Leben einer Dame? — sich die Karten schlagen lassen, und erst vor Kurzem versicherte mich ein sonst geistreicher Franzose, jeden Morgen beginne er sein Tagewerk damit, die Karten um Aufschluß zu fragen, und niemals, seit zehn Jahren, haben sie ihm gelogen. Zugleich erzählte er mir, wie er die merkwürdige Erfahrung gemacht, daß ihm schon lange ein Unglück zugestoßen, so oft er ein frisches Hemd angezogen. Ich fragte ihn, warum er seit dieser merkwürdigen Wahrnehmung noch ein frisches Hemd anlege? Fürwahr, das geistreichste Volk der Welt ist sehr abergläubisch. Aber man richte nicht allzustreng den Rekruten in den elysäischen Feldern, die kokette Schöne in dem Garten von Tivoli und die große Dame bei der Lenormand in der Rue de Tournon. Man vergesse nicht, daß die Chronik von Paris von einem

Digitized by Google

Besuch spricht, welchen Pitt und Mirabeau zu Anfang der französischen Revolution der damals im größten Rufe stehenden Kartenschlägerin abgestattet, wobei die beiden Staatsmänner sich unter dem nämlichen Dach, und zwar unter dem Dache einer alten Hexe, begegnet haben.

Bilder aus dem Seelenleben,

in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

„Erlasse mir die Beschreibung unsers Schiffbruchs; es ging dabei so elend und entsetzlich her, wie Du es bei der Aufzählung von ein Dutzend andern Schiffbrüchen schon zur Genüge wirst gelesen haben. Ein Theil der Mannschaft rettete sich kümmerlich auf Brettern, ein anderer ging mit dem überfüllten Boote unter, mich nahm ein mitleidiger Kamerad, ein tüchtiger Schwimmer, auf den Rücken, und es gelang uns, den Strand einer kleinen Insel zu erreichen, die in ziemlicher Entfernung uns entgegenwinkte. Sie schien unbewohnt, doch hatte sie ein freundliches, heiteres Ansehen. Wir gingen bald an's Geschäft, Früchte zu sammeln, versehrten diese in gemeinschaftlicher Mahlzeit und wähnten uns dann ein Lager aus, das, so gut die wenigen Mittel, die uns zu Gebot standen, es zuließen, unter Bäumen am Ufer aufgeschlagen ward. Ein armer Schiffbrüchiger, der sich in sein Schicksal ergeben hat, der dem Himmel für das nackte Leben dankt, das die Wellen ihm gelassen, braucht sich nicht vergebens nach Schlaf zu sehnen; wir schlummerten bald in das Land glücklicher Träume hinüber. Es mochte in der Mitte der Nacht seyn, als ich plötzlich erwachte, in dem Bewußtseyn, als riefe mir Jemand. Sogleich richtete ich mich auf, mein Blick suchte den Gegenstand, den ich dicht vor meinem Lager wähnte; doch ich sah kein lebendes Wesen — Alles um mich her war still und im herrlichsten Mondglanze leuchtend. Nie hatte ich noch eine so wundersam herrliche Nacht erlebt. Ein weißer Schimmer lag über dem Meere, das in seiner klaren Stille sich endlos vor mir ausbreitete, vom Silberglanz überschüttet, standen die Blumen des Ufers, und leise wankten ihre Kelche zu der flüsternden Musik der nahen Wellen, über meinem Haupte standen die breiten Fächer der Palmen unbeweglich still, nur hin und wieder schwankten sie und die dunkeln Blätter glänzten im Monde.“

„Wie ich so saß und um mich schaute, überfiel mich eine unendliche Wehmuth; Gefühle, wie ich sie noch nie gekannt, zogen durch mein Inneres; Furcht und Hoffnung, irdisches Verlangen und sterblicher Reiz verschwanden aus meinem Herzen, und ein so seliger Friede nahm darin Platz, daß ich, auf meine Hand gestützt, weinen mußte, so innig weinen, wie ich in meinen Kindertagen geweint hatte. Als ich mein Haupt wieder aufrichtete, befremdete es mich nicht, eine Frauengestalt nicht weit von mir auf einem Ufersteine sitzen und den Blick ihrer dunkeln Augen auf mich richten zu sehen. Als sie merkte, daß ich ihre Gestalt und ihr Wesen aufmerksamer betrachtete, begann sie mit süßer Stimme zu singen, und löste so herrliche Klänge aus bewegter Brust, daß meine Wehmuth und mein Entzücken stieg, und ich in einen Zustand gerieth, wo ich mein ganzes früheres Leben, ja die Welt um mich her vergaß, und wo es mir dünkte, als zöge ich mit weichem, vollem Flügelschlage über das Meer dahin und mein Auge erschaute in Höhe und Tiefe alle lieblichen Wunder, die in der Welt verborgen waren. Dazu klangen immer die hellen Töne, die bezaubernden Weisen meiner Geführtin. Als ich von dem träumerischen Zuge heimkehrte, ruhte mein Haupt am Busen des schönen Weibes, ihr Auge senkte sich in das meine, wie ein helles Silbergewölk flog ihr Schleier und hüllte uns ein, so daß der Mond nur verstohlen unsere Wangen küßte; üm uns dufteten die Blumen und die Palmenblätter wehten. Ach! ich fühlte tief, ich war von allem Leid genesen.“

Der Oheim hielt inne und fügte dann mit leiser Stimme hinzu: „Diese war nun eine Meerfee, eine Undine, wie sie der weitläufige und gelehrte Autor hier nennt, und ich hielt diese Meerfee umarmt, ich trank aus ihren Mondscheinaugen das Gift einer träumerischen Liebe, die die Welt nicht begreift und achtet.“ Ich sah den Oheim verwundert an; er erwiderte diesen Blick mit einem wehmüthigen Lächeln. „Gestehe es offen,“ rief er, „Du findest, daß ich krank und verwirrt spreche, Du siehst einen alten Mann vor Dir, der mit gebrochenem Auge und stammelnder Zunge von einer wunderlichen Liebschaft seiner Jugend berichtet; wer möchte sie ihm glauben? und dennoch, mein Sohn, war es so; doch denke Dir, daß damals unter den Palmen am Strande der einsamen Insel ein blühender Jüngling lag, nicht ein alter, schwacher Greis, daß in dem Herzen dieses Jünglings heißes Blut pulsirte und in seinem Kopfe alle Träume einer überirdischen Liebe schwärmten. Ist denn nun in diesem Alter, wo uns das Wunder so nahesteht, eine Liebschaft, wie die meine war, so unbegreiflich? — O gewiß nicht! Denke Dir eine schöne Fürstin, die einen blonden Schäferknaben liebt, die seine süße Jugend zu sich auf die Höhe des Throns zieht; ist hier nicht auch unbegreifliches Wunder? und dennoch ist es geschehen, wie uns die Geschichten der alten Welt beweisen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Elise Mercoeur und Mad. Desbordes-Valmore.

Liest man die Klagen, welche in den Zeitblättern über die Verlassenheit, worin sich Elisa Mercoeur in ihrer letzten Lebenszeit befand, laut geworden sind, so muß man freilich gestehen, daß Frankreich gegen eine junge, bardende, so fühlvolle Dichterin sich nicht edelmüthig genug bewiesen hat; sie hätte mehr Unterstützung verdient, und vielleicht hätte sie mehr geleistet, wäre ihr größere Theilnahme geworden. Sie lebte hier unter Reichen und in glänzender Gesellschaft, und war und blieb arm. Die Vergleichung ihres hülflosen Zustandes mit dem so mancher gut versorgten oder begüterten Schriftsteller war wohl geeignet, den Muth eines jungen, obnehin schwächlichen Mädchens niederzuschlagen. Sie wollte sich, wie es scheint, im dramatischen Fache versuchen; dort hätte sie vielleicht neue Erfahrungen bitterer Art gemacht, wenn sie nicht vorzügliche Anlage zum Dramatischen besaß. Allerdings fehlte es ihr nicht an Freunden, aber was man in einer großen Stadt so nennt; ihr Herz aber ließen sie kalt, und die Arme sah sich mitten in der großen Welt wie verlassen. Wäre sie doch in ihrem Häuschen in Bretagne geblieben! Der Mutter kommt man jetzt zu Hülfe, und daran thut man recht wohl; daß man aber alle diejenigen versorgen müsse, welche einige Anlage zur Dichtkunst beweisen, hört doch wohl dem Staate zu viel zumuthen. Die Anstalt, die man für sie errichtet zu sehen wünscht, müßte außerordentlich groß seyn. Freilich gibt die Nation bedeutende Summen für wissenschaftliche Zwecke her, und es würde ein Leichtes seyn, einige so interessante Personen, wie Elisa Mercoeur war, zu unterstützen. Man brauchte zu nur den Jahrgehalt dieses oder jenes, der wenig Anspruch darauf hat, zu vermindern und das Ersparte solchen hülflosen Personen zuzuwenden; aber dagegen sollten auch diejenigen, welche eine Belohnung oder Anmunterung verlangen, ihr Talent auf solche Weise beurkunden, daß die Welt von ihrem Verdienste allgemein überzeugt würde. Uebrigens ist es ein Uebel, daß nicht Jedermann, der sich auf die Wissenschaften legen will, vor Mangel geschützt ist, und oft seinem Hange Gewalt anthun muß, um durch etwas ganz Anderes, als wozu ihn die Natur treibt, ein kümmerliches Einkommen zu erwerben. Die zum Leben nöthigen Güter sind leider so schlecht und besonders so ungleich vertheilt, daß natürlich Ueberfluß und Schwelgerei einerseits, Mangel und Noth andererseits entstehen muß. In Frankreich kommt man seit der Revolution einer vernünftigern Theilung näher; aber dennoch, wie viel Ungleichheit, wie oft grelle Absicht zwischen dem reichen Prasser in Paris und dem neben ihm wohnenden verdienstvollen Armen! — Eine Dichterin, welche mit Elisa Mercoeur manche Aehnlichkeit, aber dabei größeres poetisches Verdienst hat, ist Madame Desbordes-Valmore, die Frau eines Komödianten, deren Gedichte schon mehrmals aufgelegt worden sind, und von welcher man jährlich neue Geistesprodukte in den Musenalmanachen findet. Eine ihrer letzten Dichtungen, la fuite, enthält Klagen, wie man gewohnt war, sie von Elisa Mercoeur zu vernehmen:

. . . Trois fois adieu, ville inhospitalière!
Ville trois fois fermée à mes humbles malheurs;
Pour d'autres si riante et si pleine de fleurs,
Où ma vie arrivai, blanche et pure écolière,
A quinze ans. Ville austère où j'appris à pleurer,
Où j'apportais un coeur si tendre à déchirer,
Où je semis aux fleurs des épines profondes,
Où l'on voulut noyer mes ailes sous les ondes.

(Der Beschluß folgt.)

Chambery, Februar.

(Beschluß.)

De Boigne. Wissenschaftliche Sammlungen.

Unsere Stadt, die sich in neuerer Zeit durch verschiedene Gebäude und Anlagen sehr verschönert hat, wird nächstens eine neue Zierde erhalten. Es soll nämlich dem vor einigen Jahren verstorbenen General de Boigne ein Denkmal gesetzt werden. Boigne war, wie ich früher in diesen Blättern erzählt habe, aus Chambery gebürtig, ging nach Indien, wurde dort der Günstling und Kriegsminister eines reichen Fürsten, erwarb unabeure Reichthümer, kehrte endlich mit ihnen in seine Heimath zurück, machte dieser für Verschönerung, Unterricht und wohlthätige Anstalten wahrhaft königliche Geschenke und Stiftungen, und starb hier, hochgeehrt von seinen Landsleuten. Ein geschickter Künstler, Namens Sappy, hat den Plan zu einem großartigen Monument gemacht, das auf dem Platz St. Léger, oder auf dem Boulevard aufgestellt werden soll. Der Graf de Boigne ist aber nicht der einzige Chamberier, der uns in Verbindung mit dem Orient gesetzt hat. Nahe bei Antiochien (in Syrien), und nur eine Meile vom Meer, besitzt ein Engländer weitläufige Ländereien und Gärten, unter andern einen Weinberg von siebentausend Stöcken. Schon seit mehreren Jahren bezieht er von unserer weitbekannten Samen- und Pflanzenhandlung Ch. Martin-Burdin u. Comp seinen europäischen Bedarf für diese Anlagen. Kürzlich hat dieses Haus einen sieben Seiten langen Brief von dem Engländer erhalten, worin er nicht nur seine Zufriedenheit über alle bisherigen Sendungen und die Gebeihen auf dem afiatischen Grund und Boden ausspricht, sondern auch viele neue Bestellungen macht und ihm eine große Sendung von interessanten Pflanzen und von kostbaren Obstsäumen ankündigt. Auch dem Herbarium unserer Bibliothek, das er von frühern Zeiten her kennt, verspricht er eine Menge getrockneter Pflanzen. Seit zwanzig Jahren hat sich diese Bibliothek bedeutend vermehrt, und ist jetzt einer Stadt vom zweiten Rang nicht unwürdig. Im Anfang hatte sie nur sechstausend Bände, jetzt sind deren mehr als fünfzehntausend, und unter ihnen seltene Werke, schöne Ausgaben und kostbare Manuscripte. Außerdem gehören noch andere Sammlungen zu ihr, z. B. von Gemälden, unter denen einige Originale von guten Meistern sind, ein naturhistorisches Museum, das besonders an Vögeln und Mineralien des Landes reich ist, eine schöne Sammlung von Insekten, von Conchilien, ein großes Herbarium, ein Kabinet von achtzehnhundert römischen und einigen griechischen Münzen, ein anderes von Münzen und Medaillen aus der neuern Zeit. So sind denn Materialien genug vorhanden, um auf der Bibliothek Vorlesungen über Mineralogie, Botanik, Ornithologie, Alterthümer und besonders Numismatik zu halten; auch für junge Zeichner und Maler sind genug gute Muster vorhanden. Die Könige Karl-Felix und Karl-Albert, so wie jener große Wohlthäter Chambery's, der Graf de Boigne, haben wesentlich zum Aufwachs der Bibliothek und ihrer Sammlungen beigetragen.

Was sagen Sie zu folgender französischen Charlatanerie, die ich so eben in unserer Zeitung lese: Nouvelle découverte. M. Kodet, peintre distingué, possède seul en Europe l'art de faire des vitraux gothiques. Dieser Herr Kodet hat seine Handwerksstätte in Lyon aufgeschlagen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 49.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 26. Februar 1835.

Gegen Leute, welchen ungebundene Freiheit weit mehr am Herzen lag, als das Leben, bei welchen der Krieg von Jugend auf das einzige Handwerk war, konnte der Unterjochungsplan eines Fremden unmöglich gelingen, und diese Wahrheit fühlten Roms Beherrscher mit jedem Tage deutlicher.

Manuert.

Die Römer im südwestlichen Deutschland.

Zweiter Brief.

Als die Römer, im Lauf ihrer Eroberungen, am Rhein mit den mannichfachen Völkerschaften näher bekannt geworden waren, welche sie, als sichtbar Eines Stammes, unter dem ihnen von den Galliern überlieferten, von diesen sichtbar mißverstandenen Namen Germanen zusammenfaßten, wurden sie bald gewahr, daß sie einem ungehenern, körper- und geistesträftigen, nach ihren Begriffen wilden und barbarischen Volke gegenüberstanden, das durch ewige innerliche Fehden in hohem Grade kriegsgeübt und durch seine eigenthümliche Verfassung vorzüglich geeignet und aufgelegt war, den Eroberer zu spielen. Dem heutigen Europäer, der im wahren Orbis terrarum ungefähr die Rolle spielt, wie einst der Römer in dem seinigen, standen und stehen zwei furchtbare und von ihm mißbrauchte Waffen zu Gebot, um Nationen, die ihm auf seinem Pfade lästig sind, unschädlich zu machen, um ihre Blüthe auszurotten und den Rest vollends sittlich zu verderben: Schießpulver und Branntwein. Der Römer dagegen hatte jenem Geschlechte wilder, kriegerischer Abenteurer gegenüber nichts voraus, als seine höhere allgemeine Kultur, bessere Bewaffnung und Kriegskunst; dieser Unterschied aber mußte sich in der Reibung der beiden Völker bald ausgleichen, und wenn der Römer, zum Schutz seiner Grenzen, sich germanische Stämme befreundete und ihre Haufen in Sold und Kriegsdienst nahm, ein Verhältniß, das diesen von ihren eigenen uralten Einrichtungen geläufig und ehrenvoll war, so erzog er nur die Heere, welche über ein Kleines den unhaltbaren Koloß des Reichs zertrümmern sollten. Zur Zeit aber, da die ersten germanischen Riesen, im Triumph aufgeführt, die Gasser der Hauptstadt beschäftigten, und bald darauf die Blüthe ihrer Mannschaft den Cäsarn das wurde, was die Schweizer so vielen Potentaten gewesen sind, hatte Rom den Gipfel seiner Macht erstiegen, und so gelang es unter Augustus (30 Jahre vor, bis 14 nach Christus), in Gallien diejenigen germanischen Stämme, welche schon lange längs des linken Rheinufers Fuß gefaßt hatten, zu unterjochen oder zu vertreiben, und auf dieser Seite den Rhein selbst zur Grenze des Reichs zu machen, während andernseits zu gleicher Zeit auch die Länder am rechten Ufer der Donau, nach Besiegung der nicht germanischen Gebirgsvölker, römische Provinzen wurden.

So sehen wir denn unter Augustus die Länder an Rhein und Donau in folgende Provinzen getheilt: am Niederrhein herauf, bis dem Einfluß des Mains gegenüber, Niedergermanien (Germania secunda), weiter aufwärts bis zur Südgrenze des ehemaligen Elsaßes

Digitized by Google

Obergermanien (G. prima), beide wohl durchaus von germanischer Bevölkerung bewohnt; um den Rheinwinkel bog sich sodann die Provinz Maxima Sequanorum, die heutige Schweiz und ein Theil der östlichen französischen Departements, herum; an sie schloß sich Rhätien an, das alles Land von den Gipfeln der Alpen bis zur Donau längs derselben hin an den Inn umfaßte; weiter Donau abwärts folgten Noricum und Pannonien. Die Grundlage der Verfassung aller dieser Provinzen war Errichtung römischer Kolonien, die vorzugsweise aus Veteranen gebildet wurden. So erwuchsen im Lauf der Zeit den beiden Strömen entlang die Städte Cöln (Colonia Agrippina), Mainz (Moguntiacum), Worms (Borbetomagus), Speier ((Noviomagus), Straßburg (Argentoratum), Augst (Augusta Rauracorum), Augsburg (Augusta Vindelicorum), Regensburg (Reginum), nebst einer Menge anderer Orte, deren römische Namen sich vielfältig in den heutigen erhalten haben.

Die Unternehmungen der Römer zu Unterjochung des eigentlichen Deutschlands, von ihnen Großgermanien genannt, waren vorzüglich vom Niederrhein gegen Weser und Elbe gerichtet. Drusus und Tiberius kehrten mit entmuthigten Heeren unverrichteter Dinge zurück; sie triumphirten über Völker, die sie nicht besiegen konnten, und ihre steinernen Bulletins sind kürzere, aber noch pompösere Lügen als die papiernen des Moniteurs. Die Niederlage des Varus gab die Ueberzeugung, daß der freie Deutsche ein kriegerischerer und gefährlicherer Feind des römischen Namens sey, als Samniter, Karthager, Gallier, Hispanier und Parther, und jene Niederlage und die Züge des Germanicus, die letzten auf dem freien deutschen Boden, erscheinen als die ersten schwarzen Omina für Rom, indem gewaltige römische Heere mit allen Künsten der Taktik unterlagen oder kaum im Stande waren, da, wo sie erobern wollten, sich gegen wenige erbitterte und beutelustige Stämme vor dem Untergang zu schützen. Fortan erhielt die römische Politik eine ganz andere Gestalt, man beschloß, sich auf die Defensive zu beschränken, den Rhein zu befestigen, und die gegen Deutschland aufgestellten acht Legionen, welche die Eroberung hatten bewerkstelligen sollen, waren von nun an unentbehrlich, um nothdürftig noch ein paar Jahrhunderte lang den Andrang der Barbaren abzuhalten, welche Beutelust und ihr Geschick unaufhaltsam west- und südwärts trieb.

So wurden denn bald, indem man an der Donau dasselbe System befolgte, beide Flüsse gleichsam die mächtigen Wassergraben des ungeheuern Walls, der am Rhein ostwärts, an der Donau nordwärts gegen das freie Germanien Front machte. Aber der Umstand, daß gegen den Winkel zu, welchen die noch jugendlichen Ströme bilden, dieselben immer unbedeutender werden, und damit eine immer unzuverlässigere Schutzwehr boten, mußte jenen Winkel zum schwächsten Fleck des gewaltigen Bollwerks machen. Die Gebirge, welche in diesem Landstrich längs des rechten Ufers des Rheins und des linken der Donau hinziehen, Odenwald, Schwarzwald und schwäbische Alp, weit entfernt, den Grenzen zum Schutz zu dienen, boten nur dem Feinde schwer zu säumende Schlupfwinkel, und so mußte es denn dem Römer höchst willkommen seyn, daß die Umstände es erlaubten, auf friedlichem Wege jene Gebirge und einen Theil ihrer Flußgebiete in den Bereich der befestigten Linien zu ziehen, und diese erst da an die beiden Hauptströme anzulehnen, wo ihr Rinnsal bereits breit und tief genug war, um für sich vor Ueberrumpelung zu schützen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Seeleben,
in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

Ich senkte den Blick zu Boden, ich erwiderte den warmen Druck der Hand des Oheims, und dieser fuhr fort: „Meine holde Liebschaft erzählte mir, während mehrerer Nächte, in welchen sie zu mir kam und wir am Strande beim Mondglanze beisammen saßen, Vieles und Mancherlei von dem wunderbaren Reiche, das sie bewohnte; ich verstand, was sie sprach, obgleich es nicht die gewohnten Worte waren, die wir mit einander zu wechseln pflegen; ja, ich verstand sogar die geheimnißvollen Gesetze und Einrichtungen in dem Reiche meiner Geliebten, und ich fand sie ganz zureichend und zweckmäßig. Damals, mein Sohn, wußte ich besser Bescheid in dem Wasserstaate der Undinen, als bei den Wechselstichen der Börse; ja, mir erschien öfters das gewöhnliche, schale Alltagsleben mährchenhaft und wunderbar, so sehr hatte meine stille, süße Geliebte mich schon eingeweiht in die Angelegenheiten ihrer Erblande. „Ich sah Dich schon lange kommen," setzte sie ihr zärtliches Geplauder fort, „Du standst am Bord des mächtigen Schiffes, das nun dort zertrümmert liegt; mein Auge, Dir unsichtbar unter der Wasserfläche, suchte ängstlich das Deinige; wie gerne hätte ich diese sorglose Miene von Deinem Antlitz verwischt, denn ich wußte, daß die Gefahr Dir unabwendbar und nahe war. Um Deine Genossen bekümmerte ich mich nicht viel, sie waren mir gleichgültig; Deine Gestalt, Dein Blick hatten aber einen tiefen Eindruck auf meine sonst so bewegliche und kühle Wasserseele gemacht. Fürchtend und zagend schwamm ich euch nach und sah endlich die Klippe deutlich vor mir

Digitized by Google

aus dem Grunde ragen, an der euer Schiff bersten sollte; um die schwarze Felsenwand herum lagerten die neidischen Vettern und Muhmen, die mit boshaften Mienen den Todesstoß abwarteten. Ich konnte nicht in ihre kalten, höhnenden Gesichter sehen, noch weniger wollte ich dabei seyn, wenn das unglückliche Schiff strandete; ängstlich floh ich daher und barg mich, in meinen Schleier gehüllt, in einer einsamen Bucht dieser Insel. Das schreckbare Ereigniß ging vor sich, und bald darauf sah ich Dich, Geliebter, mit Deinem Gefährten an meine Insel heranschwimmen. Wer fühlte sich jezt wohl glücklicher als ich! Kaum erlaubte mir meine Ungeduld, die Stunde des Mondaufgangs zu erwarten, um Dich auf meiner Insel willkommen zu heißen. Du wirst nun wissen wollen, weßhalb meine Verwandten zu eurem Untergange mit beitrugen; Du wirst sie darum boshaft und tückisch schelten, und vielleicht fällt ein Theil dieser Mißbilligung auch wohl auf mich, und das könnte mich bitter schmerzen, da ich sie nicht verdiente; auch die Verwandten verdienen sie nicht, weil sie nichts Schlimmeres thaten, als ihr Haus und Hof schützen, was ihr auch gethan haben würdet, wenn übermächtige Feinde beides zu vernichten drohten."

„Eine meiner Muhmen besitzt nicht weit von dieser Insel eine äußerst kostbare Perlenbank, die sie wie den Apfel ihres Auges hütet; diese kostbare Bank ward nun gefährdet durch euer Schiff, das gerade seinen Lauf auf sie zu nahm. Die Muhme eilte in der äußersten Bestürzung zu mehreren Vettern und Basen; es gelang ihr, die Verwandtschaft in Aufruhr zu bringen, und nun zog der ganze Schwarm eurem Schiffe entgegen, um es unvermerkt von der Perlenbank abzulenken. Doch es gelang nicht, euer Steuermann war zu gewiß seiner Sache und seinem Amte vollkommen gewachsen; unverwandt blickte er auf die Magnetnadel, steuerte immer gerade zu, und so schwamm das Schiff immer näher und näher an die Perlenbank heran. Die Muhme befand sich in äußerster Gefahr; sie besann sich nicht lange und griff schnell zu einem verzweifelten Mittel. Schon seit geraumer Zeit hatte ihr ein mächtiger, aber tückischer und äußerst übelgestalteter Nix den Hof gemacht; er war der Fürst eines ungeheuern Austernfelsen, und trachtete nach dem Besitz der Muhme wohl nur aus eigennützigen Absichten, um ihr Vermögen an sich zu reißen und die Perlenbank mit seinem Austernfelsen zu vereinigen. Wenn gleich diese Absichten ziemlich klar am Tage lagen, so war doch jezt keine Zeit, darüber viel nachzudenken; zur Genüge war bekannt, wie mächtig der Austernfürst war; sich ihm vertrauen, seine Hülfe anrufen, war also das einzige Mittel, die drohende Gefahr abzuwenden. Auf den leisen Ruf meiner Muhme kam er auch sogleich aus der Tiefe heraufgebraust, ein Heer häßlicher, schwarzer Dämonen folgte ihm, sie legten alle Hand an's Werk, und alsbald war das Schiff aus seiner Bahn gebracht und lief nun gegen die Klippe an, wie es der tückische Wille des Nixen veranstaltet hatte."

„Siehst Du, mein Geliebter?" fuhr meine Freundin fort, „hat euch ein Unglück betroffen, seyd ihr um Hab und Gut gekommen, so sind andere Leute eben auch nicht glücklich gewesen. Rechne vor allen Dingen dahin das Schicksal meiner armen Muhme, die sich jezt dem Austerfürsten vermählt hat und in der Gefangenschaft dieses Rohen schmachtet. Welche Freude kann ihr wohl in dieser Ehe blühen? und dennoch, so weit ich sie kenne, segnet sie ihr Geschick, weil es ihr doch nun gelungen ist, ihre kostbaren Perlen vor Untergang und Zertrümmerung zu retten. Freilich muß sie sich jezt stellen, als empfinde sie Antheil und Freude an den Beschäftigungen ihres Mannes, nothgedrungen muß sie sich bekannt machen mit dem Leben, Gedeihen und den Einrichtungen des Austernstaates, obgleich ihr diese harten, schmutzigen, widrigen Schaalen, mit ihrem noch widrigeren Inhalt, von jeher gehässig gewesen sind. Und in der That, ich begreife auch durchaus nicht, welch ein seltsames Gelüste euch Menschen immer und immer wieder nach dem Besitz dieser Geschöpfe treibt; sie ermangeln so völlig aller Schönheit, und die Uebelichkeit, die sie sich äußerlich mit der herrlichen Perlenmuschel anzulegen wissen, macht sie doppelt unleidlich. Im Grunde fühlt ihr auch wohl den Mangel, ohne es euch eingestehen zu wollen; denn sucht ihr nicht, bevor ihr es genießt, dem elenden Wesen auf alle Weise nachzuhelfen, bald durch Zitronensäure, bald durch besonders gewürzigen Wein? Es muß also wohl mit der gerühmten Herrlichkeit doch nicht so weit her seyn."

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus dem Haag, Februar.

König Wilhelm im Schauspiel.

In Holland, wie in allen protestantischen Ländern, wird nicht der Namenstag, sondern der Geburtstag der Mitglieder des königlichen Hauses gefeiert. Die Feierlichkeiten dabei sind aber höchst einfach: Tags zuvor werden die Kanonen geladen, am Tage selbst ist ein Theil der Häuser mit der orangefarbenen königlichen und der dreifarbigen Nationalflagge geschmückt und die Garnisonstruppen werden gemustert. Bei Hofe ist große Tafel und Abends Schauspiel bei beleuchtetem Hause. Nur an lezterm nimmt das Publikum Theil; die Laden bleiben offen und Jedermann geht seinen Geschäften nach. Ich wohnte neulich einer solchen außerordentlichen Vorstellung bei. Das königliche Schauspielhaus im Haag ist, wie alle holländischen Theater, sehr unscheinbar; der Saal ist klein und die drei Logenreihen sind sehr

niedrig. Vorne, zu beiden Seiten der Scene, befunden sich zwei mit Draperie bekleidete Logen, die eine für den König, die andere für den Erbprinzen. Abwechselnd spielt eine französische und eine holländische Truppe. An jenem Abend gab die holländische ein auf die Feier desjährigen Bandeville und ein neues, auf dem Französischen übersetzes Lustspiel. Das Haus war festlich mit Wachskerzen beleuchtet und die Logen mit Draperien in den Nationalfarben behangen. König Wilhelm, der seit der belgischen Revolution sehr selten das Schauspiel besucht, hatte sich eingefunden. Ihr war darauf gefaßt, ihn und seine Familie zum Publikum aufsuchen zu sehen, wie es in der ganzen Welt bei derlei Gelegenheiten der Brauch ist; aber der donnernde Vivatruf, der beim Erscheinen des Hofes überall im Saale losbrach, klang herzlicher und unbedeutender, als ich es je gehört, und da ich im Laufe der Vorstellung zu meiner Verwunderung bemerkte, wie der größte Theil des Publikums im Parterre und den obern Logen Hüte und Mützen aufbehielt, mußte ich wir gestehen, daß der Jubel eines so unceremoniösen Volkes doppelten Werth und doppelte Bedeutung habe. Dieses Verhältniß zwischen Hof und Volk, jener steif und in Parade, dieses obdachlig ungemiert, schien mir ächt holländisch, eine wahre royoute entouree d'institutions républicaines. Das Orchester spielte das Nationallied, und der König und die ganze Familie, wie das Publikum, blieben während desselben stehen. Man begrüßte sich beiderseitig noch verschiedene Male, und der Vorhang ging auf. Für den größten Theil der Zuschauer, denen die Leute auf der Galerie die Hauptsache waren, war er schon lange aufgezogen. Neben dem Könige saß die Königin, die ungefähr in seinem Alter seyn mag; gewöhnlig kleidet sie sich ungemein einfach, heute aber hatte sie ihre besondere Hande à la Marie Stuart, einer prächtigen, von Diamanten strahlenden Toque vertauscht. Hinter ihren Majestäten standen verschiedene Offiziere des Hauses und saßen mehrere Ehrendamen. In der Loge gegenüber befanden sich die Prinzen. Ich hatte König Wilhelm lange nicht mehr gesehen; ich fand sein Aussehen bedeutend älter, ob er gleich stärker geworden ist. Er trug eine blaue Uniform, roth aufgeschlagen, mit einer matten Goldborte, diese Epaulettes, einen Stern, graue Beinkleider und gelbe Handschuhe. Der Blick dieses Volksthumlichen, wie ihn die Franzosen nennen, hat etwas Durchdringendes, Forschendes, um seinen Mund spielt ein spöttischer Zug, aus seinem ernsten Gesicht spricht aber Herzensgüte. Es schien mir durch die Bitterwärtigkeiten an Ausdruck und Charakter gewonnen zu haben. Während des Bandevilles, von dem ich leider nichts verstand, das aber, nach den Aeußerungen des Publikums zu schließen, sehr lustig gewesen seyn muß, heiterten sich des Königs Züge zuweilen auf; meistens aber erschien er nur dergeschlagen, in sich gekehrt. Er fuhr oft mit der Hand über die Stirne und schlug den Blick aufwärts. Zwischen beiden Stücken spielte der Thee, der bekanntlich in Holland nirgends fehlen darf, seine obligate Rolle, und erst damit begann eigentlich die Gala. Der Thee ist der Nektar des Holländers, ein nothwendiges Element bei jeder Festlichkeit; in Holland gibt es kein Vergnügen ohne Thee, eine öffentliche, wie eine Privatversammlung ohne ihn ist ein Unding. Und so machte er denn auch hier gleich nach dem ersten Stück die Runde im Saal und füllte den ganzen Zwischenakt aus. Ein Lakai präsentirte dem König und der Königin die ersten Tassen, und sofort ward der ganze Hof bedient nach Stand desgebühr. Als die Vorstellung zu Ende war, erhob sich Alles, das Nationallied wurde noch einmal gespielt, der Zudrang des Publikums von den Herrschaften gehörend erwidert, und Jedermann ging nach Hause.

Paris, Februar.

(Beschluß.)

Drouineau.

Auch Madame Desbordes-Valmore scheint nicht glücklich zu seyn; indessen herrscht doch in ihren Dichtungen überhaupt kein so melancholischer Ton, wie in den Mercoeurschen. Diese Frau scheint sich mit dem Leben besser vertraut gemacht zu haben, als die jugendliche Elisa, und von dem gesellschaftlichen Zustande nicht mehr zu erwarten, als er zu geben pflegt. Zu den unglücklichen Dichtern gehörte auch der jüngst geflorbene Drouineau, ein ächt poetischer Kopf, der aber leider nicht zur völligen Reife gelangt ist. Dieser aufbrausende Jüngling, der frühe seine Gattin verloren hatte, suchte sich eine neue Bahn zu brechen, und da er mit dem jetzigen Zustande der Gesellschaft in seinem Vaterlande höchst unzufrieden war, so ward es seine Lieblingsidee, einen neuen religiösen Sinn bei seinen Zeitgenossen zu wecken; auf dieses Ziel wirkte er durch seine auch im Auslande bekannt gewordenen Romane hin. In seinen Dichtungen war er kühn und feurig, und ließ die sogenannten klassischen Muster ganz außer Acht. Die Alten schien er wenig studirt zu haben; seine Dichtungen entbieten daher auch keine Nachahmungen, sondern waren die Früchte seines eigenen Genies. Eben hatte er eine vollständige Sammlung seiner prosaischen und poetischen Schriften veranstaltet, als sein Verstand in Verwirrung gerieth. Dies äußerte sich durch auffallende Züge von Eitelkeit. Sonderbar ist es, daß sich bei vielen französischen Dichtern die Eitelkeit auf widrige Art Andern anseinnt, auch wenn sie ihrer Vernunft mächtig sind, und sich in Lächerlichkeit hineinzuschreiben. Der Beifall, den sie in Gesellschaften und in Tagblättern erhalten, bewirkt wohl eine Art von Rausch bei ihnen und nimmt ihnen die Besinnung. Drouineau's Gemüthszustand wurde im vorigen Jahre so bedenklich, daß ihn seine Familie nach la Rochelle absolte. Hier stellte sich durch gute Pflege sein Verstand wieder her. Er hatte ein Trauerspiel geschrieben und beim Theâtre français eingereicht. Er erfuhr aber, daß Cas. Delavigne denselben Gegenstand tragisch behandelt habe und daß die Schauspieler das Stück des Letztern vorzögen. Nun fiel Drouineau wieder in seine Gemüthskrankheit zurück, und war verloren. Vergebens betrieb Cas. Delavigne die Aufführung des Drouineau'schen Trauerspiels vor dem seinigen, und bewirkte auch den Beschluß, daß man jenes zuerst aufführen wolle. Es war zu spät für den jungen, gemüthskranken Dichter, und er starb, ohne wieder zur Besinnung zu kommen. In seinem Trauerspiel Nienzi, das vor mehreren Jahren auf der Odeonsbühne aufgeführt wurde, hatte er bereits seinen Beruf zum tragischen Dichter bewährt, und gewiß würde er sich dürch geschwungen haben, wäre er nicht so plötzlich, mitten in seiner glänzenden Laufbahn, durch den Verlust seiner Lieblichen Tochter gebeugt worden. Sein Streben aber, in Frankreich ein gereinigtes Christenthum einzuführen, wird nun wohl keine weitern Folgen haben. Ich glaube nicht, daß der Dichter eifrige Anhänger gefunden hat. Ein neues, blos spekulatives Christenthum wird schwerlich in Frankreich aufkommen; sind doch die Pläne zur materiellen Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes, wie sie St. Simon und Fourier entworfen hatten, fast gänzlich gescheitert.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 50.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 27. Februar 1835.

Tremble! je vois pâlir ton étoile éclipsée;
La force est sans appui, du jour qu'elle est sans frein.
Delavigne.

Aus Schiller's Nachlaß. *

Mag die Welt in thörichtem Erstaunen
Knechtisch deiner Macht Verehrung weihn,
Immer wirst du doch das Spiel der Launen
Einer blinden Zufallsgöttin seyn.
Wenn der Sklav im Staube dich bewundert,
Trau der feigen Schmeichelrede nicht;
Später hält ein künftiges Jahrhundert
Ueber dich das Strafgericht.

Wie du grausam, was bestand, zertrümmert,
Stürzet in Ruinen auch dein Reich,
Und die Krone, die dein Haupt umschimmert,
Wird von Thränen der Verzweiflung bleich.

Wer mit Sicheln der Zerstörung mähet,
Färbt den Purpur mit der Unschuld Blut,
Ernten wird er, was er ausgesäet,
Untergehn in blinder Wuth.

Einen Weltheil hast du dir errungen,
Ferne Kronen auf dein Haupt vereint,
Millionen Knechte dir erzwungen,
Doch für deinen Kummer keinen Freund;
Bist du einst des Blutvergießens müde,
Reicht dir Liebe keinen Labetrunk,
Selbst das Losungswort der Tugend: Friede,
Wird durch dich zur Lästerung.

Einsam sitzest du auf deinem Throne,
Wie die eiserne Nothwendigkeit,
Und dein Name tönt durch jede Zone,
Als die blut'ge Geißel seiner Zeit.
Was du wünschest, wirst du nie vollenden,
Von Begierden einsam aufgestört,
Nur ein Werkzeug in der Rache Händen,
Wirst auch du von ihr zerstört.

* Aus den von Schiller herrührenden sehr reichen Papieren, welche im Besitze der Erben des verstorbenen Freiherrn von Cotta sind, heben wir obiges Gedicht aus, dessen Inhalt es begreiflich macht, warum dasselbe den ersten Auflagen der Schiller'schen Werke nicht einverleibt worden ist.

D. Red.

Digitized by Google

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

„Doch gleichviel," fuhr meine Freundin fort, „uns, die wir ganz andere, geistigere Dinge zu unserer Nahrung wählen, steht kein Urtheil über diese Dinge zu; ja, es könnte leicht seyn, daß wir gerade diesen gedüngen Schaalen eine besondere Verpflichtung schuldig würden; denn die fortwährende Pflege und Hütung, deren sie bedürfen, könnte leicht den Austerfürsten dergestalt in Thätigkeit halten, daß er weder meiner Muhme noch der Verwandtschaft viel zur Last fällt. Ich habe ein halbes Jahr ganz in der Nähe des Treibens gewohnt und weiß daher ziemlich umständlich, wie es dabei zugeht. Unaufhörlich sind eine Menge Diener und Gesellen beschäftigt, Tag und Nacht hindurch schwimmen sie um den Felsen, und die überall hin vertheilten Aufseher sind unermüdlich, Ordnung und Thätigkeit stets wach zu erhalten. Eine ganze Abtheilung der Arbeiter hat das Geschäft, die Zellen in den Felsen zu höhlen, andere pappen und leimen unaufhörlich, um die Unzahl von Schaalen zu Stande zu bringen, wieder andere bringen die jungen Austern Nachts an den Strahl des Mondes, daß sie Kräfte sammeln und gedeihen mögen; eine ganze Schaar kleiner Geister kriecht auf dem Boden des Meeres herum, um die zartesten Meerthierchen aufzulesen zur Speise für ihre Pflegebefohlenen; unterdessen nehmen andere fürchterliche Ungestalten an, um die gefräßigen Raubfische vom Felsen wegzuscheuchen; die gutwilligsten und erfahrensten Geister sind jedoch dazu bestimmt, mit den jungen Austern Reisen zu unternehmen, daß auch die Kraft und Fülle fremder Meere in ihr Wesen übergehen und es bilden. In der That, sollte man wohl meinen, daß so viele Anstalten zur Bildung und Erziehung von Geschöpfen nöthig wären, die doch nur eine höchst niedrige Staffel auf der Leiter der Kreaturen einnehmen? Ich muß gestehen, daß meine Muhme und ihre Dienerinnen auf die Pflege der Perlen kaum so viel Sorgfalt und Bemühungen anwenden, und dennoch, welch ein Unterschied zwischen dem leuchtenden, holdseligen Perlenauge, das in dem Diadem einer schönen Fürstentochter glänzt, und der dumpfen Auster, deren ganze Bestimmung ist, einen augenblicklichen Kitzel auf den Gaumen verächtlicher Leckermäuler auszuüben!"

Der Oheim hatte diese Worte mit dem ihm eigenthümlichen gutmüthigen Lächeln gesprochen. „Ich führe sie Dir an," sagte er nach einer kleinen Pause, „zum Beweise, wie ich mit meiner schönen, geheimnißvollen Freundin nicht nur wundersame Liebesgespräche, bunte und phantastische Traumreden hielt, sondern wie ihr lieblicher Mund auch nach menschlicher Weise mit mir zu scherzen pflegte, und wie es ihr gefiel, die Wunder ihres herrlichen Reiches in die mir schon geläufigen Bilder und Vergleiche zu kleiden. Indessen leuchtet schon, ohne daß ich es anzudeuten brauche, der Irrthum hervor, in welchem meine zarte Geliebte in Hinsicht der Eigenschaften der Auster sich befand; sie theilte ihn mit mehreren vornehmen und weiblichen Damen unserer Gesellschaft, die auch nichts von diesem köstlichen Juwel einer gutbesetzten Tafel wissen wollen, sondern in schnöder Uebertreibung es zum Geschlechte der Spinnen, Käfer und sonstigem widrigen Geschmeiße zählen und hiemit mit Abscheu verwerfen. Unser Streit über diesen Gegenstand war so kurzweilig und anmuthig, und erwuchs zu einer so lieblichen Wichtigkeit, wie jede Kleinigkeit anzunehmen pflegt, die unter zwei Liebenden zur Sprache kommt. Doch ich vergesse, daß während ich hier im Lande des Mährchens lebte, die Zeit darum in der Außenwelt nicht stille stand."

„Es wurde mir und meinem Gefährten bange um's Herz, da ein Tag nach dem andern, eine Woche nach der andern verging, und sich immer kein Retter an dem Strande unserer einsamen Insel zeigen wollte; zwar fehlte uns nichts, als die Freiheit, doch diese ist ein unentbehrlicher Schatz. Mein Gefährte, dem keine so holde Trösterin wie mir allnächtlich erschien, fühlte sich besonders unglücklich. Endlich gelang es der Wachsamkeit meiner Freundin, mir eine erfreuliche Botschaft zu bringen; sie hatte in weiter Ferne ein Schiff entdeckt und berichtete, daß es seinen Lauf auf unsere Insel zu nehme. Als sie mein freudiges Erstaunen bei dieser Nachricht sah, verhüllte sie ihr Antlitz und vergoß häufige Thränen. Ach! ich hatte nicht bedacht, daß unsere Trennungsstunde jetzt nothwendig schlagen müsse; der Gedanke, so wie er plötzlich sich meiner bemächtigte, drückte alle Freude nieder, mir erschien jetzt nichts wünschenswerther, als mein ganzes Leben hindurch allein mit der Geliebten die schöne Insel zu bewohnen, bereinst unter den Palmen mein Grab zu finden und dergestalt nie Europa und die meiner dort wartenden, engherzigen und beschränkten Freunde wiederzusehen. Dann, dachte ich bei mir selbst, endigt sich dein Leben vollkommen wunderbar und heilig, es kommt kein possenhafter Schluß darauf, der Alles vernichtet; du hast nicht nöthig, deine Seele zu zwingen, daß sie vergesse, wie es ihr einst vergönnt gewesen, aus dem lautern Quell der schönsten Dichtung zu schlürfen. Diese und ähnliche Gefühle beklemmten mein Inneres in der Nacht vor meinem Scheiden, ich verbarg mich in das Dickicht der Gebüsche, ich wollte das rettende Schiff nicht sehen, das immer näher an die Insel heranlam, mein Auge schwamm in Thränen,

Digitized by Google

mein Busen war auf's Heftigste bewegt. Doch war die Lenkung der Umstände nicht mehr in meine Macht gegeben, mein Gefährte hatte bereits sein Möglichstes gethan, die fremden Schiffer anzulocken; es war ihm gelungen, ein Boot kam heran, man forschte nach mir, und ich mußte nun aus meinem in der Verzweiflung gewählten Verstek hervortreten. Damals, geliebter Sohn, in dem Schmerz der Trennung drohte mein Herz zu brechen; drei Tage hindurch kam keine Nahrung über meine Lippen, unaufhörlich starrte ich, über den Bord gelehnt, in die klaren Wellen, so daß die Schiffsleute mich für geisteskrank hielten; allein ich konnte nicht anders, denn nur mir sichtbar zeigte sich unter der Krystallbecke das Antlitz der Geliebten; sie wollte mich nicht verlassen, und dennoch mußte sie zurückbleiben, als das Schiff immer höher nach Norden steuerte."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Römer im südwestlichen Deutschland.

(Fortsetzung.)

Der Winkel zwischen Rhein, Main und Donau war zur Zeit Cäsars und der ersten Kaiser nie der Kriegsschauplatz gewesen. Nach den Berichten von Cäsar und Tacitus, unsern einzigen Quellen in dieser Beziehung, hatten, geraume Zeit rückwärts, im Süden des großen hercynischen Waldes gar keine germanischen Völker gelebt, sondern am linken und rechten Rheinufer nur die Gegenden abwärts vom Einfluß des Mains innegehabt; südlich vom Main hatten seit mehreren Jahrhunderten celtisch-gallische Stämme, zunächst am Rhein die Helvetier, weiter an der Donau abwärts die Bojer gehaust, welche dem heutigen Böhmen den Namen gegeben. Aber ganz anders fand es schon Cäsar um die Mitte des ersten Jahrhunderts vor Christus: nach ihm soll ein deutscher Stamm, die Markomannen, jene Bojer aus ihren Wohnsitzen vertrieben haben, und er traf am obern Lauf des Rheins zu beiden Seiten desselben suevische Stämme als herrschend. Die Cimbern und Teutonen, durch welche 113 Jahre vor Christus Rom zum ersten Male durch Germanen erschreckt wurde, waren ohne Zweifel nur die Vorhut jener aus dem nordöstlichen Germanien an Rhein und Donau vorgedrungenen suevischen Heere, welche somit etwa fünfzig Jahre vor Cäsar die Eroberung der celtischen Länder am rechten Rheinufer vollendet hatten. Der Landstrich zwischen Rhein, Main und Donau war also zur Zeit, da Augustus Rätien und das rechte Donauufer eroberte und andernseits den Rhein zur Grenze machte, vorzugsweise von deutschen Völkern suevischen Stammes bewohnt; denn ob und wie starke Reste der alten celtischen Bevölkerung sitzen geblieben, wird nirgends gesagt. Das Hauptvolk im jetzigen Schwaben waren damals die Markomannen; diese, in ihrem gegen Westen und Süden gerichteten Zuge durch die von beiden Seiten vorrückenden Römer gehemmt, wichen der feindlichen Berührung aus, und einige Jahre vor dem Anfang unserer Zeitrechnung führte ihr Fürst Marbod einen großen Theil seiner streitbaren Mannschaft zurück in die alten Wohnsitze der Bojer, Bojemum, wo er ein eigenes Reich stiftete und erst später weiter abwärts an der Donau mit den Römern handgemein wurde. Die am Oberrhein zu beiden Seiten sitzenden kleinen Völker, Vangionen, Nemeter, Triboker, waren Freunde und Schutzgenossen der Römer, der gegen Osten nächste suevische Stamm, die Hermunduren, hielt sich ruhig, und so lag Breisgau, die Pfalz, ganz Schwaben dem Eroberer offen, und er konnte ohne Schwertstreich — denn nirgends verlautet etwas von ernstlichem Widerstand — in diese Länder einziehen und sie, wie Tacitus es bezeichnend nennt, zu einer Ausbucht des Reichs machen.

Der Zeitpunkt, wo diese Bewegung begann, läßt sich nicht ganz genau angeben; aber Tacitus, der unter Trajan am Schlusse des ersten Jahrhunderts schrieb, berichtet uns, daß es vorzüglich gallische Kolonisten aus den benachbarten Provinzen waren, welche sich in diesem gelegneten, wohl seit den ältesten Zeiten angebauten und, wie wir eben gesehen, in frühern Jahrhunderten mit celtisch-gallischer Bevölkerung gefüllten Landstrich niederließen. Eine Menge in den römischen Geschichtsbüchern verzeichneter Ortsnamen in diesem Gebiet, welche entschieden gallisches Gepräge tragen, wie Juliomagus, Neomagus, Lupodunum, Tarodunum, Brigobanne u. s. w., bestätigen dies; nur möchte es schwer auszumachen seyn, wie viel von diesen celtischen Sprachresten auf Rechnung jener uralten gallischen Bevölkerung zu schreiben, und wie viel mit den neuen gallischen Ankömmlingen eingewandert ist. Die Stelle des Tacitus in seiner Beschreibung von Deutschland, welche den eigentlichen Angelpunkt der Geschichte unsers Zehntlandes bildet, und wirklich die einzige ist, die dasselbe mit Namen nennt, lautet nun aber folgendermaßen: „Zu Deutschlands Völkern möchte ich diejenigen nicht rechnen, welche, obgleich sie sich jenseits des Rheins und der Donau niedergelassen, die Zehntlande bebauen. Ein Haufen leichtsinniger Gallier, aus Armuth unternehmend, hat sich auf diesem Boden von ungewissem Besitze angesiedelt, und nun, nach gezogener Grenzmark und nachdem die Besatzungen vorgerückt, gilt jener Landstrich als eine Ausbucht des Reichs und als Theil einer Provinz."

Die Ländereien, dies geht daraus hervor, wurden nach dem Systeme, das die Römer bei allen ihren

Digitized by Google

Eroberungen befolgten, den Kolonisten gegen Entrichtung des Zehnten in Erbpacht gegeben. Indessen muß man nicht glauben, als ob die Bevölkerung deshalb rein römisch-gallisch gewesen wäre; schlugen auch diese Elemente Anfangs stark vor, was immer noch zweifelhaft ist, weil nicht nur manche deutsche Stämme nicht weggezogen waren, sondern auch die ausgewanderten sicher starke Reste zurückgelassen hatten, so mußte sich dies in der Folge jedenfalls bedeutend ändern; denn abgesehen davon, daß die Legionen von den Germanen ergänzt wurden und ganze Schwärme von Deutschen in gesonderten Haufen überall in den römischen Heeren dienten, brachte es, wie wir noch später sehen werden, das Militärsystem bald mit sich, daß ganze deutsche Völkerschaften auf allen Grenzen, zu Sicherung derselben, angesiedelt wurden. Wie dem aber auch sey, jene mit römischer Kultur vertrauten, an römische Einrichtungen gewöhnten Gallier bringen Wein- und Obstbau und neue Arten des Ackerbaus in ihr neues Vaterland. Der Deutsche hatte von Urahlers nur Gerste und Hafer gebaut; jetzt wandern die von jeher in Italien heimischen Spelzarten auch im südlichen Deutschland ein. Mit der römischen Provinzialeinrichtung ziehen sich aber auch Handwerke und bürgerliche Gewerbe aller Art aus den ältern römischen Besitzungen herüber, und Handelsleute, Landmesser, Schiffer, Flößer, Handwerker lösen auf den Denkmalen, die wir dem Boden entreißen, den Göttern ihre Gelübde, oder erhalten das Andenken ihrer verblichenen Angehörigen, oder machen Cäsar Augustus Komplimente. Eine der zahlreichsten und fleißigsten Zünfte war ohne Zweifel die der Töpfer: unbegreiflich groß ist die Zahl der Ziegel- und Topfscherben, zum Theil von trefflicher Materie und Arbeit, häufig mit den Namen der Legionen oder des Töpfers bezeichnet, welche in Schwaben Spaten und Pflug an tausend Stellen zu Tage fördern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Turin, Februar.

Naturereignisse.

Auch in Piemont war das vorige Jahr reich an unerwarteten und außerordentlichen Erscheinungen, und die Ordnung der Natur schien eine bedeutende Verrückung erlitten zu haben, wogegen sich in der Politik Alles noch fester zu gestalten und krystallisirte. Während in dem reizenden Aostathal, gerade wie eben jetzt wieder, herrliche Frühlingswärme die Mandel- und Kirschbäume zur Blüthe brachte, und auch der innere Pflanzentrieb so mächtig war, daß sich wieder Trauben bildeten, von denen einer der Merkwürdigkeit wegen hieher geschickt wurde, wütheten in demselben Augenblick an unsern genuesischen Küsten furchtbare Stürme und Orkane. Im Februar wurden in Genua zwei derbe Erdstöße bemerkt, die in geringerm Grad auch hier verspürt wurden, wie in südlicher und östlicher Richtung zu Parma, Reggio, Modena und Lucca, und auch zu Mailand. Gerade eben so war es in den ersten Tagen des Julius. Während wir hier gegen das Ende des Junius an entsetzlicher Hitze litten, brach ein furchtbares Gewitter über unserer Stadt aus; es fiel ein so dichter Hagel, daß unsere Hauptstraßen und Plätze, besonders Gran Doira, S. Carlo, die Strada nuova und der große Schloßplatz weiten russischen Syncefelder glichen, auf denen man einige Minuten hätte Schlitten fahren können. Nach einer kleinen Viertelstunde war aber diese nordische Phantasmagorie schon zu Ende und es herrschte wieder die vorige Hitze. Ende Augusts geschah Aehnliches in Germau, nur war hier wegen der abschüssigen Lage der Stadt an dem schnell und reißend anschwellenden Bisagno mehr Gefahr. Dieses eben ganz vertrocknete Wasser schwoll durch einen furchtbaren Platzregen so schnell an, daß ein Mädchen von neunzehn Jahren, die bindurch zu ihrer Mutter eilen wollte, ergriffen und fortgerissen wurde. Etwas weiter unten sahen sie glücklicherweise Arbeiter, stürzten sich in den Strom, wurden zwar auch eine Strecke fortgerissen, faßten aber doch das Mädchen und retteten sie glücklich. Furchtbarer als alle diese Ereignisse waren am 25sten und 26sten August — gleichzeitig mit dem Gewitter in Genua — die entsetzlichen Regengüsse und Ueberschwemmungen im ganzen Val Sesia, der wilden Tosa entlang, und besonders bei Domo d'Ossola. Nicht bloß Wiesen, Felder, Weinberge und eine Menge Wohnungen wurden überschüttet oder weggerissen, sondern es kamen dabei leider auch manche Familien ganz um. Auch hier entgingen kleine hülflose Kinder dem Tod, indem die Fluth sie in ihren Wiegen forttrug und an glücklicher Stelle auswarf. Die ausgetretenen Ströme rissen starke steinerne Brücken weg, durchbrachen Dämme, zerstörten Straßen und überschwemmten mit den Trümmern weit und breit die Felder. Bei dem Dorfe Crodo schwoll der an der Mauer des Kirchhofs dahinfließende Strom so furchtbar durch hinzukommende Wasser an, daß er in wenigen Augenblicken über diese hohe Mauer ging, sie einriß, den Kirchhof überschwemmte, Kreuze und Grabsteine wegriß, die frischen Gräber aufwühlte und gewiß die Grundmauern der Kirche selbst bedroht haben würde, wenn die Ueberschwemmung länger gedauert hätte. Dieser Strom riß auch in einem Augenblick zehn Häuser um und begrub ihre Einwohner in den Wellen; nur einige Kühe und Hunde retteten sich durch Schwimmen. Durch diesen furchtbaren Naturparoxysmus litten mit diesen Thälern zu gleicher Zeit auch die nachbarlichen Schweizerkantone Tessin, Uri, Graubünden, desgleichen das Genueser Land, die Thäler von Aosta, von Biella und Jorea, Nizza, die Provinzen an Appenin, die Gegenden von Vercelli, Novara, Lomellina, Tortona und Voghera, die Lombardei und besonders Padua. Ueberall wurden Dämme, Brücken und Heerstraßen weggerissen. Kaum hörte der König von diesen Unglücksfällen, als er für's Erste, und ohne weitere Berichte abzuwarten, 300,000 Fr. zur Hülfe der Unglücklichen aus seiner Privatkasse bestimmte, eine Summe, die er hernach noch verdreifacht hat. Auf ähnliche Weise steuerten die Königin und die Prinzen bei.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 51.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 28. Februar 1835.

Und also war's: seit meiner Jugend
Schied von den Seelen Andrer sich mein Geist,
Und sah die Erde nicht mit Menschenaugen.

Byron.

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

Bis hieher war der Oheim in seiner Erzählung gelangt, und ich hatte noch immer keine Auskunft wegen der Perle erhalten, wußte noch immer nicht, weßhalb die Abreise hatte aufgegeben werden müssen. Der gute Alte, versenkt in so seltsame, liebliche Jugenderinnerungen, schien jede Forderung der Außenwelt vergessen zu haben; endlich sah er meinen fragenden Blicken das Unbefriedigende seiner Erzählung an, er nahm daher wieder das Wort, indem er mit einer wehmüthigen Miene sagte: „So gehörst Du denn auch, lieber Sohn, zu den mir oft recht unbequemen Leuten, die auf Erklärungen und Nachweisungen dringen, und die nicht eher sich zufrieden geben, als bis sie zu einer sogenannten handgreiflichen Gewißheit gelangt sind! Siehe, ich meinte, Du hättest schon mit mir Platz und Stimme im Reiche des Wunders genommen, so daß es Dich durchaus nicht befremdete, wenn ich nun das Allerseltsamste folgen ließe, oder wohl gar die Thüre sich öffnete und sie selbst, die fremdartig schöne Geliebte meiner Jugend, gehüllt in ihren wasserblauen Schleier, hereingerauscht käme; allein ich sehe, Du wirst nicht in meine Fußstapfen treten, und das ist denn auch wohlgethan von Dir. Werde mit Leib und Seele ein tüchtiger Kaufmann, mache Dir, so viel Du vermagst, die Erde unterthan, daß sie Dir ihr verborgenes Gold und ihre Gewürze ausliefern muß; weiter jedoch bekümmere Dich nicht um ihr nächtliches Schaffen und Treiben, denke, wenn Du ein schmachtendes Gericht Austern verzehrst, weder an den hochmüthigen Austerfürsten, noch an die Muhme mit der Perlenbank, sondern iß und trink und grüble nicht, so wirst Du lange leben und Dich wohl befinden auf Erden. Die Austern erinnern mich jedoch an den Schluß meiner Geschichte.“

„Als ich auf der Insel im Südmeer von meiner Geliebten Abschied nahm, hatte ich sie vergeblich zu bewegen gesucht, in mein Vaterland zu kommen. „Fordere nicht von mir,“ erwiderte sie mit sanfter Stimme, „daß ich meine Heimath verlasse; es würde Dir und mir nur Schmerz und Kummer bringen. Es ist uns zwar nicht verboten, die nordischen Meere aufzusuchen, doch bebt unser Herz zurück vor einer so langen Reise, und unsere zarte Natur entsetzt sich, wenn sie an die eisigen Stürme denkt, die dort die Oberfläche des freundlichen Elements furchen und es wenig geschickt zu einem behaglichen Aufenthalte machen. Die Schwestern, die dort wohnen, sind härterer Natur. Dennoch wird nicht jedes Band zwischen uns gelöst seyn. Der Gemahl meiner Muhme schickt,

Digitized by Google

wie ich gewiß weiß, jährlich eine große Anzahl seiner Diener gen Norden, um sich mit seinen dortigen Genossen in steter Verbindung zu erhalten; einem dieser Gesellen, der noch dazu ein Verwandter und von gutmüthiger Gesinnung ist, will ich mich vertrauen und ihm dann Aufträge mitgeben, die Dir mein Andenken und meine Liebe verbürgen sollen. Er hat, wie seine Brüder, die Gabe, verschiedene Gestalten anzunehmen, und da er überdies schlau und erfahren ist, so wird es ihm ohne Zweifel gelingen, seine Aufträge sicher an den Mann zu bringen." Ich nahm diese Versprechungen für wenig mehr als leere Tröstungen, doch hat die Gute Wort gehalten; in meiner Nachlassenschaft wirst Du, lieber Sohn, eine Anzahl Perlen und Korallen von seltener Schönheit finden, die ich auf einem geheimnisvollen Wege erhalten habe; so ist auch ihr letztes Geschenk, die so gefürchtete rothe Perle nicht ausgeblieben. Durch dieses Zeichen versprach sie mir kund zu thun, wenn der Augenblick meines Todes nahe sey; ihrem Auge war er nicht verborgen. Wohl mir, ich darf diese bange Stunde mit Ruhe erwarten, mein Leben ist nicht belastet mit finstern Thaten, ich habe immerdar zu den unschuldigen Wesen gehört, die nur verstehen, sich selbst wehe zu thun; Schmerzen der Art habe ich reichlich zu dulden gehabt, nie aber habe ich Andern welche bereitet, noch sie in den verschlossenen Schrein meines Busens schauen lassen; Dir allein, mein Sohn, sind Blicke gestattet worden, und ich wünsche, daß Du sie nicht mißbrauchen mögest. Da ich einmal in meinem Leben so über alle Maßen herrlich und wundersam geliebt habe, so ist mir später das Gefühl, das wir Liebe und Schwärmerei nennen, nur kalt und dürftig erschienen, ich habe nie meine Hand einem irdischen Mädchen reichen mögen, da ich unmöglich ihre Hoffnungen und Wünsche hätte befriedigen können, auch wäre mir ein solcher Bund als eine schwere Untreue gegen meine schöne Inselkönigin erschienen. Dieses, mein Sohn, ist nun die Geschichte der rothen Perle und meines Lebens."

Hiemit schloß der gute Großoheim die Erzählung der abenteuerlichen Epoche seiner Biographie. Wir saßen neben einander und eine lange Pause folgte. Es war wohl natürlich, daß ich dem ehrwürdigen Alten den Glauben an die üble Prophezeiung der rothen Perle auszureden suchte, doch all meine Mühe war vergeblich. Er blieb dabei, daß er jetzt nothwendig sterben müsse, und er starb auch wirklich. Keinem seiner Freunde erschien sein Tod besonders unerwartet, ein stiller Mann war nur noch stiller geworden, weiter wußte man bei diesem Vorfalle nichts zu sagen; mir jedoch, der mehr als die andern wußte, mir ging die Geschichte mit der Insel im Südmeer, mit den Palmbäumen und der Meerfei lange Zeit im Kopfe umher, und noch länger blieb mir das Antlitz des Großoheims erinnerlich, wie er im Tode dalag und nun deutlicher als jemals die „Mährchenmiene" aus den blassen Zügen hervorleuchtete. Was übrigens mich und mein Schicksal betrifft, so hatte der Alte es richtig vorhergesagt. So oft ich auch Fahrten in ferne Meere gethan, auf diesen manche schöne Insel mit Palmbäumen erschaut, so hat sich mir doch keine Meerfei gezeigt, kein Elementargeist, weder aus Feuer, Luft noch Wasser ist mir nahe gekommen; dagegen aber hat sich mir ein schöner irdischer Mädchenengel zu eigen gegeben, in dessen süßer Zuneigung ich auch die Bekanntschaft jener nicht vermißt habe. In unsern Gesprächen geht aber oft wie ein fernes Geistergrüßen die Sage von der rothen Perle vorüber, und dann tritt der gute Großoheim als Jüngling vor uns, an seiner Hand eine Gestalt, die wir nicht zart, duftig und schön genug ausmalen können. Wohl dem, dessen Bild seinen Nachkommen stets an der Hand einer holden Dichtung erscheint!

(Beschluß der rothen Perle.)

Die Römer im südwestlichen Deutschland.

(Fortsetzung.)

Auch die Kunst schloß sich, schüchtern freilich, dem Zuge an; sie, die selbst zu Rom eine bald künstliche Blüthe war, mußte in diesem Winkel des Reichs, so fern von den Brennpunkten der Kultur, unter den Händen des Provinzialen, der den römischen Polytheismus auf den altväterlichen Aberglauben geimpft hatte, zum plumpen Handwerk werden: indessen kommt unter den Zerrbildern des Merkurs, des Herkules, des Apolls, und der vielgestaltigen kokalgottheiten doch auch Manches zum Vorschein, was wenigstens Routine und einen kräftigen Meißel verräth, und wenn fürder auch nichts Bedeutenderes entdeckt würde, als die Bäder zu Badenweiler und das Mosaik zu Rottweil, so wären schon diese Beweis genug, daß der Römer auch hier auf den Vorposten sich möglichst mit Allem umgab, was das Leben verschönert, und an was er in jener Zeit des Luxus gewöhnt war, und daß es wenigstens Hände gab, welche die mitgebrachten Muster treflich auszuführen verstanden. Die Römer hatten den Einfluß der Sprache auf die Nationalsitten längst kennen gelernt, und ließen es sich auf's Sorgfältigste angelegen seyn, überall, soweit sie ihre Waffen trugen, auch ihre Sprache zu verbreiten. Wie überhaupt in den östlichen römischen Provinzen, sind auch im Zehntlande sämmtliche entdeckte Steinschriften, auch wenn sie von Germanen oder Galliern

Digitized by Google

herrühren, lateinisch, und vergeblich hat man sich auf den Steinmonumenten nach gallischen und deutschen Sprachresten umgesehen; Librarii oder Bücherschreiber sehen wir der Minerva einen Altar widmen, und die lateinischen Schniker, welche die eingedrungen Beisaßen des römischen Reichs dem Stein und der Ewigkeit anvertraut haben, wie z. B. pro salutem et incolumitatem, wären noch weit naiver, wüßten wir nicht, daß auch der eigentliche Römer zu Hause häufig in Inschriften seiner Sprache so arg Gewalt angethan hat, als mancher Deutsche, der in Zeitungsanklindigungen zum Publikum spricht.

Auf diese Weise nun füllte sich das Land mit Dörfern, Flecken, Straßen und Kastellen; am Ende, als die lange Waffenruhe an diesem Strich der Grenze, während der Krieg nur an der mittlern Donau tobte, die römische Herrschaft auf diesem „Boden von zweifelhaftem Besitz“ befestigt hatte, im herrlichen Nachsommer des Reichs, im Zeitalter der Antonine, blühten auch zahlreiche Städte auf, und dies ist der Ursprung von Ladenburg, Rottweil, dem der Name Arae Flaviae geschieht scheint, Rothenburg, dessen alten Namen uns das lakonische Alterthum in abgebrochenen Silben, hier auf einem Scherben, dort auf einem Stein, bis jetzt nicht ganz verständlich zuruft, von Cannstatt, Köngen, Heilbronn, Marbach, Murr, Neuenstadt am Kocher, Lauingen, und vieler anderer Orte.

Doch das Hauptaugenmerk der Römer bei Besetzung dieses Landes war das militärisch-taktische. Der obere Lauf des Rheins und der Donau war bei ihrem Befestigungssystem die von Natur schwächste Stelle, und da, wie wir gesehen, sich ihnen die Gelegenheit bot, den Besitz des zwischen beiden Strömen liegenden Landstrichs ohne Opfer zu erkaufen, so lag der Gedanke nahe, den spitzen einspringenden Winkel mit einem mächtigen Bollwerk zu füllen. Sie befestigten also die Zugänge des Odenwalds, des Schwarzwalds, der schwäbischen Alp, legten Kastelle längs des ganzen Laufs des Neckars und eines Theils des Mains an, und markten endlich, nach demselben Princip, das sie die wilden Kaledonier mittelst einer quer durch das obere Britannien gezogenen Mauer abzusperren ließ, den ganzen Umfang ihrer Anlagen jenseits der beiden Hauptflüsse durch einen mit Thürmen und Kastellen bespickten Wall vom freien Germanien ab. Unzählich sind die mehr oder minder deutlichen Spuren von Kastellen und befestigten Lagern vor den Päßen der Gebirge, auf ihrem Kamme selbst und längs der Flußufer, welche zweite und dritte Linien hinter jener äußersten Militärgrenze, dem limes transrhenanus und transdanubianus, bildeten. Dieses außerordentliche Werk, von dem es schwer zu sagen ist, ob es für die Größe des weltherrschenden Volks, oder für seine Furcht vor denjenigen, welche dadurch abgewiesen werden sollten, stärkeres Zeugniß ablegt, nimmt nun zunächst unsere Aufmerksamkeit in Anspruch.

Als im frühen Mittelalter die christliche Bevölkerung dieser Länder sich mehrte und die weit umhergestreuten Trümmer der in unabsehbarer Linie hinlaufenden Grenzmauer den Ackerbau störten, gab es keine Cyclopen mehr, die man sich als Architekten denken konnte, und so mußte der, dem aus der Erdschaft des alten Polytheismus alles Dämonische in der Natur zugefallen war, der Teufel, der Baumeister seyn. Neben der Bezeichnung als Teufelsmauer, für das östlichste Stück von der Donau bis Lorch, haben sich für das Ganze aus den ältesten Zeiten die Namen Pfahl, Pfahlrain, Pfahlhecke, Pfahlgraben erhalten, und zahlreiche, daran gelegene und zum Theil von den Trümmern erdaute Dörfer nennen sich noch darnach. Erst in neuerer Zeit, da sich die Begriffe von der Römer Herrschaft in Schwaben und am Rhein zu ordnen begannen, stellte sich, durch die Bemühungen mehrerer Alterthumsforscher, immer mehr auch der ununterbrochene Zusammenbang der römischen Grenzbefestigungen zwischen Donau und Rhein heraus. In den fruchtbaren Thälern meist nur als niedriger Damm über die Fläche erhaben, an tausend Stellen vom Ackerbau und der Bauluft ganz geebnet und abgeboben, in Wäldern und Einöden immer deutlich, oft noch hochgethürmt und mit baldtausendjährigen Bäumen bewachsen, läuft der Wall, mehr als achtzig deutsche Meilen lang, über Berg und Thal, durch Wald und Sumpf, stürzt in die tiefsten Klüfte nieder, erklimmt die steilsten Abhänge, immer geradeaus, so weit das Terrain es gestattet. Bei seiner Anlage hat sich der Römer sichtbar von zwei Rücksichten leiten lassen: im Einzelnen sind alle Vortheile des Terrains sorgfältig benutzt, im Großen läuft jedes Hauptstück der Linie dem jedesmal zunächst dahinter gelegenen, mehr oder weniger entfernten Flusse ungefähr parallel, und die ganze Fortifikation bricht sich auf diese Weise in vier Linien, welche der Donau, dem Neckar, dem Main, dem Rhein entsprechen.

Drei Meilen oberhalb Regensburg, bei Kehlheim, benetzt die Donau den Fuß der Mauer, und von hier läuft sie in nordwestlicher Richtung schnurgerade über die bayrischen Orte Altmannstein und Weißenburg auf die Höhe des Dorfes Kleinlellenfeld, wo sie sich etwa sechs eine halbe Meile von der Donau entfernt hat. Hier beugt sie um und erreicht, jetzt südwestlich gewendet, parallel mit dem Stück der Donau zwischen Donauwörth und Ulm; Ellwangen und Dinkelsbühl etwas nördlich, Aalen südlich lassend, den Remsfluß bei Mögglingen und von da, gerade westwärts streichend, Lorch. Bei diesem Orte, der in der Verlängerung der Linie liegt, die vom Rheinwinkel bei Basel über die Hauptbiegung des Neckars bei Köngen gezogen wird, endet das, was

Digitized by Google

wir die Donaulinie nennen, und hier wendet sich der Wall plötzlich in einem rechten Winkel gegen Norden und streicht, parallel mit dem Neckar zwischen Küngen und Eberbach, nur wenige Stunden von ihm entfernt, über die Flüsse Kocher und Jart.

In Lorch aber, in dem bescheidenen Kloster, das sich die Hohenstaufen über römischen Grundmauern zu ihrer Ruhestätte erbauten, und das jetzt selbst in Trümmern liegt, verweilen wir einen Augenblick. Links und hinter uns die römischen Linien, vor uns die Stammburg des schwäbischen Kaiserhauses, tauchen zwei große Bilder in unserer Erinnerung auf. Im zweiten und dritten Jahrhundert stehen hier die Vorposten des mächtigen Volkes, das, zu weit über die Alpen gezogen, noch in seinem Verfalle groß, durch seine eigene Größe untergieng; fast ein Jahrtausend später steht hier die Wiege derer, die, mit der römisch-deutschen Krone auf dem Haupt, den deutschen Namen groß und herrlich machten, und jenseits jener Alpen, vom Ehrgeiz zu weit geführt, den Untergang fanden.

(Schluß des zweiten Briefs.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Turin, Februar.

(Beschluß.)

Neue Bauten und Anstalten. Kunst.

Wer unser Turin seit zehn Jahren nicht gesehen hat, wird es jetzt sehr verändert und verschönert finden. Die Bevölkerung hat auch so zugenommen, daß schon seit einiger Zeit eine neue Kirchspieleinbeitung nöthig gefunden wurde. Die Pfarrei St. Marc wurde in die neue, schöne Kirche der Mutter Gottes übergetragen, und überdies in der Stadt drei neue Pfarreien errichtet; auch außerhalb der Stadt sind zwei neue Pfarreien entstanden. Unter den neuen Gebäuden führen wir nur einige an. Es sind keine Paläste und leere Prachtgebäude, sondern sie dienen der leidenden Menschheit und der Religion; wozu auch jene in Turin, das schon so reich an herrlichen Palästen und pallastartigen Gebäuden ist? Das Hospital St. Ludwig von Gonzaga zeichnet sich durch sein einfaches, imposantes Aeußere und durch seine innere Eintheilung gleich sehr aus. Der verstorbene König Karl Felix ließ schon 1828 den Bau eines neuen Irrenhauses beginnen, am 15ten Mai besuchte es der regierende König und seine Familie, und noch an demselben Tage hatte die Uebersiedlung der Irren aus dem alten Gebäude in dieses neue statt. Zur gleicher Zeit kam der Dr. Esquirol, der berühmte erste Arzt des Irrenhauses von Charenton bei Paris, auf seiner Reise von Italien hier durch, wo er alle vorzüglichen Irrenanstalten besucht und genau geprüft hatte. Auch dieses neue Institut in Turin zog seine ganze Aufmerksamkeit auf sich; am Ende erklärte er, es könne dem in Reggio gleichgestellt werden, und dieses halte er für das beste in Italien. Dem König, dem er im neuen Hospital selbst vorgestellt wurde, machte diese Aeußerung große Freude. Die neue Karlskirche soll eine herrliche Façade erhalten, und zu diesem Zwecke hat unsere Akademie der Künste ein Programm ausgegeben, wodurch einheimische und ausländische Künstler zur Theilnahme eingeladen werden. Eine interessante Verschönerung sollte Turin auch durch die kolossale Marmorstatue Karl Emanuels erhalten. Mit Mühe hatte der Bildhauer Marchesi in Mailand einen so großen, reinen Block cararischen Marmors zu dieser Statue finden können. Mit großem Eifer arbeitete er daran, und sie näherte sich ihrer Vollendung, als in der Nacht neben der Werkstatt des Künstlers im Pallast der öffentlichen Gärten Feuer auskam, einen Vorrath Stroh ergriff, in die Werkstatt des Künstlers drang, hier an den Maschinen und dem vielen Holzwerk Nahrung fand, die Decke erreichte und sie bald zum Einsturz brachte. Dies geschah, noch ehe Marchesi herbeikam. Er fand durch die eingestürzte Decke nicht nur alle seine mehr und weniger vollendeten Werke und Arbeiten, mehr als dreihundert Gipsabgüsse, sondern auch seine kolossale Statue Karl Emanuels zerschlagen, und außerdem den Block sehr durch das Feuer beschädigt, so daß er ganz unbrauchbar geworden ist. Man brauchte eben nicht Künstler zu seyn, um das Uebermaß von Schmerz zu fassen, das den armen Marchesi bei diesem Anblick ergriff und ihn fast zum Selbstmord gebracht hätte. Recht erfreulich ist es, daß Männer aus unsern angesehensten Familien sich mit Eifer und Erfolg der Kunst widmen. So waren in der letzten Pariser Ausstellung zwei Gemälde des Grafen Benevello und drei des Cavaliers Storello. Die Ausführung des Hochaltars der Magdalenenkirche zu Paris ist dem Bildhauer Marochetti aus Turin übertragen worden. In der letzten Mailänder Gemäldeausstellung waren auch Gemälde von Benevello und Storello, desgleichen von den Rittern Matiara und Azaglio, von den Brüdern Bisi und den Damen Bisi und Guiscardi.

Auflösung des Räthsels in Nr. 45:

Der Korallenbaum.

Räthsel.

Ein Gleicher, künstlich angelegt,
Unsichtbar, nach der Gleicher Mitte,
Der je sich durch den Baum bewegt.

Den Blumenfuß, der auf ihm steht,
Darf zitternd meine Hand berühren.
Wenn sich, den Reigen anzuführen,
Der Himmelskörper mit mir dreht.

Was ist es, das die Hand mir hält?
Das höchste Glück könnt' es gewähren,
Die Zone mir dem Arm umschließen!
Ach! er umschlänge meine Welt!

V.

Beilage: Monatsregister Februar.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Neun und zwanzigster Jahrgang.

1835.

März.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1835.

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände" enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften; Malerei, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Unedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satirische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt" Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunstblatts" für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gabe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt" in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts" eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwei, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beiträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unparteilichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dies wird die Redaktion vor jedem Verdacht unacgründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beitragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt" bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geliefert werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt." — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bei der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir bloß auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Prolog zu Schillers Fiesko, von G. Schwab. 52.
An das Meer, von Freiligrath. 57.
Das kaiserliche Mahl, von Stöber. 59.
Schiffbruch, von Freiligrath. 64.
Zu Wien i. J. 1831, von J. Kerner. 76.
Räthsel: Das Leben. 57. — Magnetismus. 65. — Der Mensch. 75.
Charade: Spielglück. 69.

Erzählung.

Soldatenschicksale, von A. J. Beer. 52—75.

Naturgeschichtliches.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte von Dr. Märnberger. 53 — 58.
Von der Kraft des Oels, das Wasser durchsichtiger zu machen. 76. 77.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Die Pariser Kaufläden. 60. 61. 62.
Eröffnung des englischen Parlaments im Februar 1835. 63—66.
Theatralische Mißzellen. — Das Applaudiren. 67.
Mexikanische Alterthümer, von A. v. Humboldt. 68. 69.
Der Faschingdienstag in Paris. 70. 71.
Zur Geschichte des englischen Parlaments. 72. 73. 74.
Die Römer im südwestlichen Deutschland. 75. 76. 77.

Korrespondenz.

London. 52. 53. 54. — 59. 60. 61. 62. — Paris. 53. 54. 55. 56. — 62. 63. 65. 66. 67. 68. 69. 74. 75. 76. 77.
Stuttgart. 56. 57. 58. — Berlin. 58. 59. 60. 61. — Zürich. 61. 65. 66. — Dresden. 67. 68. — München. 70. 71. 72. 73. — Mainz. 70. 71. 72. — Wien. 73. 74.

Kunst-Blatt.

Nro. 18.

Ueber atmosphärisches Licht und über atmosphärische Farben. (Schluß.) — Neue Stahlstiche.

Nro. 19.

Kunstausstellung in Berlin 1834. — Bemerkungen über Kunst. — Persönliches. — Bauwerke. — Nekrolog.

Nro. 20.

Erster Bericht von den Arbeiten auf der Akropolis in Athen. Kunstausstellung in Berlin 1834. (Forts.) — Alterthümer. — Persönliches.

Digitized by Google

Nro. 21.

Kunstausstellung in Berlin 1834. (Forts.) — Bemerkungen über Kunst. — Kunstausstellungen. — Akademien. — Kunstausstellung in Karlsruhe.

Nro. 22.

Kunstverein in München. — Kunstausstellung in Berlin 1834. (Forts.) — Alterthümer. — Kunstgeschichte.

Nro. 23.

Pariser Kunst-Arabesken, von C. Collow. — Bemerkungen über Kunst. — Malerei. — Ausgrabungen. — Persönliches.

Nro. 24.

Tertet's Reise in's Innere von Kleinasien. — Pariser Kunst-Arabesken. — Bemerkungen über Kunst. — Akademien und Sammlungen. — Bildnerei. — Nekrolog.

Nro. 25.

Aus Kassel. — Bemerkungen über Kunst. — Ausgrabungen. — Kunstvereine. — Gemälde.

Nro. 26.

Artistische Mißzellen aus München. — Neue Umrisse. Phantasien. — Archäologisches Institut in Rom. — Holzschneidekunst.

Literatur-Blatt.

Nro. 23.

Werke aus und über Frankreich. 1) Frankreich in socialer, literarischer und politischer Beziehung, von H. L. Bulwer. Aus dem Englischen übersetzt von L. Lax.

Nro. 24.

Werke aus und über Frankreich. 1) Frankreich in socialer, literarischer und politischer Beziehung, von H. L. Bulwer. (Schluß.) — 2) Rückblick auf die Ursachen der französischen Revolution und Andeutung ihrer weiteren historischen Bestimmung, von F. W. Carové. — 3) Geschichte des Kampfes zwischen dem alten und dem neuen Verfassungsprinzip der Staaten der neuesten Zeit, von Prof. Dr. Flathe. — Vermischte Schriften. Das Pantoffelregiment oder gründliche Anweisung dazu.

Nro. 25.

Werke aus und über Frankreich. 4) Histoire de France pendant les temps modernes, par Poirson etc. — 5) Histoire de Genève depuis son origine jusqu'à nos jours, par Thourel. — 6) Chronique scandaleuse des Pariser Hofes seit den Zeiten Ludwigs des Vierzehnten. 7) Geschichte der französischen Revolution, von Dr. Buchhardt. — 8) Vie politique de Charles-Maurice Prince de Talleyrand, par Sallé.

Nro. 26.

Werke aus und über Frankreich. 9) Memoiren Ludwigs des Fünfzehnten, gesammelt und geordnet von dem Herzoge von D... Verdeutscht durch Dr. Schiebler. — 10) Louis der Siebenzehnte lebt!!! Memoiren Karl Louis, legitimen Königs von Frankreich. Nach dem in London als Manuscript gedruckten Originale. — 11) Geschichte der letzten fünfzig Jahre, von Ludwig.

Nro. 27.

Werke aus und über Frankreich. 12) Memoiren der Herzogin von Abrantes, oder historische Denkwürdigkeiten über Napoleon ꝛc. Aus dem Französischen von L. v. Alvensleben. — 13) Politische und militärische Lebensgeschichte des Fürsten Eugen, ehemal. Vice-Königs von Italien, von Aubriet. Uebersetzt von Geib.

Nro. 28.

Werke aus und über Frankreich. 14) Meine Reise durch Italien, Frankreich, England im Jahr 1831, von Hortense, vormaliger Königin von Holland. Aus dem Englischen von F. L. Lindner. — 15) Napoleon und seine Helden, oder Anmerkungen auf das Grab der gefallenen Größe. Sammlung der verbürgten Anekdoten und Charakterzüge ꝛc., von Dr. Auer. — 16) Historische Denkwürdigkeiten, herausgeg. von Geib. — 17) Napoleons letzte Augenblicke, nach den Memoiren des Dr. Antommarchi bearbeitet von Schott. — 18) Politique de Napoléon, ou tableau des projets formés par ce guerrier-législateur, pour faire triompher dans toute l'Europe les grands principes de la révolution de 1789, par un ancien officier de la grande armée. — 19) Chronologischer Abriß der Geschichte Frankreichs von den frühesten Zeiten bis zur Mitte des Jahres 1833. — 20) Der Messianismus, die neuen Templer und einige andere merkwürdige Erscheinungen auf dem Gebiete der Religion und Philosophie in Frankreich ꝛc., von Dr. Carové.

Nro. 29.

Werke aus und über Frankreich. 20) Der Messianismus, die neuen Templer ꝛc. (Schluß.) — Vermischte Schriften. Erfahrungen eines jungen Magisters.

Nro. 30.

Werke aus und über Frankreich. 21) Paroles d'un croyant, par de la Mennais. — 22) Betrachtungen über einige Schriften von de la Mennais, von Dr. Baumgarten-Crusius. — Vermischte Schriften. Der Führer auf dem Lebenswege, in klassischen Lehren der Moral, herausgegeben von Dr. Fr. Reiche und K. Fr. R.

Nro. 31.

Die neueste Phase der französischen Literatur. — Kometographie. 1) Die wahre und die scheinbare Bahn des Halley'schen Kometen bei seiner Wiederkunft im Jahre 1835, von Prof. Möbius. — 2) Beiträge zu einer Monographie des Halley'schen Kometen, von Littrow.

Nro. 32.

Kometographie. (Schluß.) — 3) Neue Erfahrungen und Ansichten über die Kometen, deren Licht und Schweif, dann insbesondere über den 1835 wiederkommenden Aplanschen Kometen und über dessen Einfluß auf die Witterung, von Dr. Fischer.

Nro. 33.

Kirchengeschichte. 1) Allgemeine Geschichte der christlichen Religion der Kirche, von Dr. Neander. — 2) Geschichte der Pflanzung und Leitung der christlichen Kirche durch die Apostel, als selbstständiger Nachtrag zu dem obigen Werke, von Demselben. — 3) Leo der Große und seine Zeit, von Prof. Arendt. — 4) Geschichte Papst Innozenz des Dritten und seiner Zeitgenossen, durch Fr. Hurter. — Vermischte Schriften. Vertraute Briefe über die Ehe. Ein Hochzeitgeschenk für denkende Männer, von F. Richter.

Digitized by Google

№ 52.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 2. März 1835.

Noch nie verstummt' im Munde der Biedermund,
Und große Namen hat die Nachwelt
Ehrend auf Tafeln von Erz geschrieben.
Neuffers Ode „Schwaben."

Prolog.

Gesprochen von Aloys Dobler auf dem königl. Hoftheater zu Stuttgart, bei der am 27sten Februar gegebenen Vorstellung der „Verschwörung des Fiesko" zum Vortheile von Schiller's Denkmal.

Als Schiller schied in jenem trüben Mai
(Noch Manchem schwebt aus ferner Jugendzeit
Die Trauerkunde, gegenwärtig, vor),
Da rief der andre deutsche Sehermund
Am Felsenufer der bethränten Ilm,
Den Gram durchsänftigend: „besinnet Euch!
Denn Er war unser! mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!"
Und: Er war unser! hallte Deutschland nach,
Erweiternd jener milden Tröstung Sinn,
Sie nicht beschränkend auf die kleine Stadt,
Die herrlich doch durch Dichterpflege ward.
Denn was dem ganzen Vaterland gehört,
Das maße sich kein enger Mauerring,
Kein einzelnes Gebiet als eigen an.

Wenn Würtemberg auch: „Er ist unser!" spricht,
Und unter die Penaten zählt sein Bild,
Hochaufgestellt es in der Heimath wünscht,
So sucht es darum selbstisch keinen Ruhm,
Und allen deutschen Ländern ruft es zu:
„Er ist auch euer! Weil er euer ist,
So steht uns bei, nun wir bei allem Volk
Zu einem Stein, nicht für sein würdig Grab,
(Er schläft mit Ehren in der Herzogsgruft),
Zu einem Denkstein seiner Wiege sammeln!"

Es steht in unsrer heitern Stadt ein Haus,
Verbrüdert ist's mit unsrer Fürsten Schloß,
Bevölkert war's aus allem deutschen Land,
Der Wissenschaft geweiht von jenem Karl,
Den manches greise Haupt noch Vater nennt.
Dort sproßt in seines ernsten Gärtners Hut
Ein wuchernd Blumenbeet von Jünglingen;
Dort wuchs, zu anderem Beruf geschult,
Zu andrem auserwählt, der Dichter auch
In stiller Kräfte Gährung auf, er wuchs
Dem Pflegenden zum Trotz — zuletzt zur Freude.
Nach freiester Vollendung sehnt' er sich,
Und suchte draußen, was er in sich trug.
Denn als er ausging in die Fern', allein,
Auf sich gestellt: sagt, wovon zehrt' er da,
Von welchem Reichthum spendet' er der Welt?
Von seines Volksstamms geistiger Natur,
In ihm zum Dichtergenius verklärt,

Von diesem ernsten Blick in's Menschenthun,
Und heitern Aufblick zu des Himmels Licht,
Von diesem ruhelosen Bildungstrieb
Und Wahrheitsdrang aus innerem Gemüth,
Der nach dem Höchsten stets, formschaffend, ringt,
Von jenem starken Sinn für Ehr' und Recht,
Von all den Gaben, die dies einzle Land
Zum edlen Glied an Deutschlands Körper stempeln.

Und darum ist er unsrem Stamm so lieb,
Daß von der Wurzel bis zur Krone sich
Die stolze Freude regt, so oft sein Lied
Durch unsrer heim'schen Eiche Wipfel schallt.

Dank unsrem König, der mit Huld und Gunst
Vorleuchtend seines Volkes Neigung theilt,
Der dieser Bühne Hallen heut' auf's Neu'
Sich öffnen heißt für jenes Ehrenmal,
Das, würdig Schiller's, endlich werden soll.
Dank ihm, daß er den Künstlern, uns, erlaubt,
Dem, der uns oft gehoben und beseelt,
Zu opfern heut mit unsrer besten Kraft.
Wir hoffen von dem hohen Beispiel viel,
Denn so ruft es hinaus in's weite Land:

„Laßt länger unbezeichnet nicht den Ort,
Wo eines Deutschen Geisterherolds Aug'
Auf seiner Schöpfung Erstlingsträumen ruhte!

Es schaue bald sein sinnend Bild herab
In ew'gem Erze, von granit'nem Sitz,
Verehrt von Fremden wie von Heimischen,
Von einem Geisterreigen stets umschwebt,
Von jener leuchtenden Gestalten Kranz,
Die dieser hohen Stirn entsprungen sind.
Vereinigt eure Kräfte, Fürsten, Volk!
Laßt uns solch Denkmal schaffen! Er ist unser!"

G. Schwab.

Soldatenschicksale.

Novelle von A. T. Beer.

Es war ein schöner heller Sommermorgen. Die Lerchen schmetterten und achteten nicht auf die Menschen, die ihre schöne Zeit in den weichen Betten verschlafen; sie schwirrten lustig um ihre Wohnungen und stiegen dann senkrecht in die blaue Luft, während der dichterische Drang ihre kleinen Kehlen zitternd bewegte. Ein junger Mann in eleganter Morgenkleidung sah einem der gefiederten Sänger nach, welche die einzigen Bewohner der Luft sind, die keines Haltpunkts auf der Erde bedürfen, um zu singen; er sagte zu sich selbst: „Ei! kann man doch auch im Königreiche Hannover poetische Sommermorgen erleben. Der süße Vogel, der jezt klein wie ein Stecknadelkopf sich im blauen Himmel verliert, hat mich ganz begeistert." Die Wahrheit dieser Bemerkung zeigte sich alsbald durch ein leises Liedchen, das er anstimmte, als er sich einem verhangenen Fenster des naheliegenden hübschen Landhauses gegenüber befand. Er summte in gefälliger Melodie:

„Rise, Clara, rise!
Lieutenant Charles on tiptoe stands,
To view thy lovely face —"

Dann ging er langsam schlendernd weiter, scheinbar, ohne sich um den Eindruck zu bekümmern, den sein Gesang gemacht haben könne. Allem nach war er nicht gar weit, als eine Mädchengestalt in weißem Kleide aus dem Hause schlüpfte, den Kopf nur flüchtig nach seiner Seite kehrte und dann in einer andern Richtung weiter ging. Karl von Römmling aber wandte sogleich um und folgte ihr behende. „So früh schon auf, Fräulein Clara?" sagte er schelmisch. — „Habe ich doch dasselbe Recht, als Sie, an dem schönen Morgen," erwiderte Clara und sah ihn lächelnd an. — „Hat Sie mein Lied geweckt?" fragte er und ergriff ihre Hand, die er nicht wieder losließ, während sie weiter gingen. „Ich habe nichts gehört," antwortete sie, aber ein kleines Erröthen sagte das Gegentheil; er schwieg. Der Thau benezte ihre niedlichen schwarzsaffianenen Stiefelchen, daß sie wie Schmelz aus dem feuchten Grase hervorguckten. Karl sah die kleinen Füßchen an, während es schien, als senkte er die Augen bescheiden zur Erde. — Plötzlich blieb er stehen, als ein Bosquet sie vor jedem Späherauge aus dem Hause verbarg.

„Clara," sagte er, „süße Clara, haben Sie mich denn lieb?" — „Gewiß, Herr v. Römmling," erwiderte sie mit etwas unsicherer Stimme, „wie —" Er fiel ihr in's Wort: „Ich bitte Sie, kommen Sie mir nicht wieder mit — wie meinen Bruder; daran liegt mir gar nichts, lieber hassen Sie mich ein wenig. Uebrigens ist es nicht wahr, denn wäre es so, dann hätten Sie, als ich vorhin vor Ihrem Fenster vorbeisummte: rise, Clara, rise, hinausgerufen: warten Sie nur, ich komme gleich, und wären nicht wie ein kleines Wiesel behende zum Hinterthürchen hinausgeschlüpft, hätten nicht das Köpfchen erst nach mir gedreht und geschwind wieder dort nach dem Buchenholz hin, und als ich fragte: hat Sie mein Lied geweckt? hätten Sie geantwortet: ja oder nein, aber nicht: ich habe nichts gehört. Clara! habe ich

Digitized by Google

recht?“ sagte er zärtlich, während er den einen Arm um ihren Leib legte und mit der andern Hand ihre beiden festhielt. Aber sie entwand sich geschickt der bescheidenen Umarmung und sagte seufzend: „Wenn Sie auch Recht hätten, Römmling, käme denn viel Freude dabei heraus? Sie sollen nach Spanien, wer weiß, wann Sie wiederkommen und ob Sie mich dort nicht vergessen!“ Ein paar Thränen zitterten in ihren großen, schönen Augen, und wie sie über ihre Wagen hinabthränfelten, sah es aus, als falle der Thau über eine weiche, sammtene Pfirsich. „Ach, Clara,“ erwiderte er traurig, „Spanien ist es nicht allein, was uns für den Augenblick trennt; ich habe Ihnen nie verhehlt, daß ich nicht reich bin, daß ich Sie noch nicht in eine sorgenfreie Lage setzen kann; aber der Dienst, in dem ich bin, bietet mir gute Aussichten, vorzüglich während eines Feldzugs. Bleibe ich, dann beweinen Sie mich gewiß und wissen es, daß das treueste Herz aufgehört hat für Sie zu schlagen; komme ich aber zurück und bin avancirt, so stände unserem Glücke nichts mehr im Wege als etwa der Umstand, daß Sie sich anders besonnen hätten.“

Er war ihr wieder näher getreten und versuchte es noch einmal, mit etwas besserm Glück, sie an sich zu ziehen. Der Gedanke an seine nahe Abreise, an die Gefahren, die er zu bestehen habe, hatte ihre mädchenhafte Scheu besiegt; sie legte den Kopf, von dem er den Strohhut abstreifte, an seine Brust, und ließ ruhig ihre fliegenden Locken von ihm küssen. „Karl,“ sagte sie, und sah ihm treu in die Augen, „ich werde mich nicht anders besinnen; ich glaube gewiß nicht, daß ich je einen Andern lieben werde, als Sie; aber man hat mir gar viele Geschichten von der Flatterhaftigkeit der Männer erzählt, und Sie — ein Offizier, und Spanien — so voll schöner Frauen.“ — Römmling sah sie wehmüthig an, indem er sagte: „Ja, ich bin gewaltig schwach, auch habe ich schon manchem Mädchen in die Augen gesehen, aber keinem so wie Ihnen. Ich will Gott bitten, daß er mich warne, wenn ich auf Abwege gerathe, daß er mich strafe, wenn ich seine Warnungen nicht beachte; denn ich fühle es tief im Herzen, daß ich berauscht, berthört werden kann, aber eben so tief, daß mein Glück nur bei Ihnen wohnt. Ich meine auch, daß, wenn ich einmal in Gefahr wäre und nur des jetzigen Augenblicks gedenke, wo ich Ihre liebliche Gestalt in meinen Armen halten darf, und wo mich die schönsten Augen unter der Sonne so fragend ansehen, daß dann nichts für mich zu desfürchten wäre.“ — „Aber der Onkel und die Tante?“ nahm Clara das Wort. — „Die dürfen noch nichts erfahren,“ erwiderte Römmling; „sie sind mir nicht hold, sie halten mich für einen leichten Vogel, der überall Genuß sucht, und wahrlich, sie thun mir Unrecht. Nur Ihr Bruder soll unser Vertrauter seyn.“ — Clara nahm seine beiden Hände, drückte sie an ihr Herz und sagte:

„through joy and through sorrow,
through glory and shame!“

Eine Umarmung endete die Scene, und die Beiden gingen auf verschiedenen Wegen in das Haus zurück, wo noch wenig Gefahr vorhanden war, daß man das zärtliche Tete a Tete bemerkt haben könnte, denn Alles war noch in den Schlafzimmern. Clara wechselte die Stiefeln und eilte in das Wohnzimmer, wo der Thee- und Kaffeetisch ihrer harrte. Hierher folgte ihr zuerst ihr Bruder, ein junger, interessant aussehender Mann. Nachdem sich die Geschwister begrüßt hatten, brachte man Clara einen Brief von der Post. „Von Anna?“ rief Adolph lebhaft, als er die Schrift erblickte, und dann sich besinnend, fügte er hinzu: „ich meine wegen des Zeuges, das sie Dir schicken sollte.“ Clara sah ihm schalkhaft in die Augen, dann wieder in den Brief und sagte: „das Zeug ist nicht zu haben.“ — „So!“ versetzte Adolph, „das thut mir leid.“ Als aber die Schwester fortwährend stumm blieb, mußte er sich entschließen, das Gespräch wieder in Gang zu bringen. Er räuspelte sich und fragte: „Alles wohl?“ — „Du möchtest wohl hören, was sie schreibt?“ entgegnete Clara; „nun so lies nur.“ Hiemit gab sie ihm lächelnd das Briefchen. Er durchflog es hastig, legte es mit einem Seufzer auf den Tisch und bemerkte: „es ist nicht viel Interessantes darin.“ — „Ich weiß nicht, was Du so nennst,“ entgegnete die Schwester, „mir ist jede Zeile von Anna lieb.“ — „Ach ja, das glaube ich,“ versetzte er, „Du bist auch genauer bekannt mit ihr, als ich.“ Clara dachte, was sie dachte, doch damit auch der Leser etwas zu denken bekomme, will ich ihm alles mittheilen, was Adolphs eigene Familie von ihm wußte.

Adolph und Clara waren zwei Geschwister, die nichts Lieberes hatten, als einander gegenseitig. Ihre Eltern waren frühe gestorben, und zwei Familien hatten sich in die Erziehung der Kinder getheilt. Herr v. Brewitz, ein Vater-Bruder der beiden Waisen, der in Osnabrück ein bedeutendes Amt bekleidete, nahm die Tochter in das Haus, die, obwohl damals erst acht Jahre alt, die Eltern nie in den Verwandten wiederzufinden vermochte. Auch waren die Brüder sehr verschiedener Art: Clara's Vater war ein genialer Mann gewesen, hatte mit Nutzen studirt und seine Begriffe auf alle Weise erweitert: der Bruder war ein redlicher, aber engherziger Mann, der nichts Höheres kannte, als das Corpus juris.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

London, Februar.

Zustand der fashionablen Welt.

Den achtzehnten des laufenden Monats werden Seine Majestät der König, Ihre Majestät die Königin, die alter durchlauchtigsten Prinzen und Prinzessinnen und der ganze durchlauchtigste Hof, mit Einem Worte, die Herrschaften, wie man in Deutschland sagt, von Brighton, wo Allerhöchst, Höchst- und Hochdieselben mehrere Monate im glänzendsten Wohlseyn zugebracht, sich nach London zu erheben und das selbst im ehrwürdigen St. Jamespallaste sich niederzulassen geruhen. Dies ist die Ursache, warum die fashionable und zugleich loyale Welt den Anfang der Season in flüsterweis gender, d. h. in sich von selbst verbreitender Uebereinkunft auf den achtzehnten des gegenwärtigen Monats Februar ans gesetzt hat. Etwas genau äußerlich; interessen, was kann es helfen? Fashion und Loyalität gehören, und man entsetzte sich auch wenn die Fashion nicht für loyal, oder die Loyalität in gewissen Theilen der drei vereinigten Königreiche nicht für fashionable erachtet werden sollte. Und schon strömen sie herbei, sie, welche die Season bilden. Während der Shoppringstunden läuft man — doch nein, laufen kann man da nicht, schlecht man Gefahr, beim Kreuzen der Regente und Bondstraßen gerädert zu werden, und während der elegant gauten Spazierstunden in Hyde- und Regentspark drängen sich Wagen an Wagen in dreifachen Reihen und müssen — es wäre viel verdrießlicher, wenn sie es in Regent- und Bondstreet müßten — Schritt fahren. Doch die Shoppings- und Spazierstunden füllen nur einen kleinen Theil des Tages, greifen nicht in den Abend über, und der Londoner Abend ist so lang, so lang! Was also thun, womit sich derhalten sich, wovon sprechen die voraus geeilten und bereits eingetroffenen Quartiermacher der vornehmen Welt, die ers gelmäßigen Schwalben der Season, was thun sie, wovon zwischenein sie jetzt? Man sagt, London ist eine Stadt, in welcher die vornehmen Leute zusammenkommen, um zu schwatzen, um zu tanzen, um zu tanzen, um das Vorfahren ihrer Wagen zu besehen und um nach Hause zu rasseln. Vielleicht kommen sie zu gleichem Zwecken morgen wieder zusammen, vielleicht auch nicht, denn es kann andere Vergnügungen und in ihren Absatzungen geben; doch sind das Ausnahmen. Die Londoner Gesellschaft bewegt sich ziemlich regelmäßig in dem, was man herkömmlich und vielleicht richtig Glück, Etiquette nennt. Kommen sie aber zusammen, so geschieht es, angethan mit allem Firlefanz der Welt, stets auf dem qui vive der Freude und nie müde, sich sehen zu lassen. In allen großen Cirkeln herrscht nur Eine Richtung, nur Eine Unterhaltung: die Richtung. Jeden Lächerlich zu machen, der nicht dem Sprechenden und nicht dem Hörenden in irgend einer Beziehung verwandt ist. Die Unterhaltung ist lebhaft, geistreich und witzig, und weil sie bloß unterhalten soll, bar bloß der Verstand, nicht das Herz daran Theil. Der allgemeine Charakter ist Unruhe, Beweglichkeit, Neid und Eifersucht, und da es sich nur darum handelt, das Ohr zu kitzeln, so muß der Freund, der außer dem Bereich der Worte ist, es sich gefallen lassen, auf dem Altar einer schönen Judhexerin geopfert zu werden. Und warum sollte er nicht? Ist es doch so leicht, Revanche zu nehmen, und wird sie doch auch fast stets genommen. Und so geschieht es, daß, wenn Alles, was in einer großen Gesellschaft gesprochen wird, laut und Jedem verständlich gesprochen werden müßte, es nur die Frage sein würde beim Anfange: wie befinden Sie sich? und die Frage beim Schlusse: wann werden wir uns wiedersehen?

Wer unter meinen gründlichen Landsleuten für mein deutsches Urtheil ein englisches Zeugniß begehrt, findet es in Theodor Hooks in drei dicken Bänden gedruckten „Maxwell,“ und wer noch mehr begehrt, gedenke sich bis zum Erscheinen von Eduard Lytton Bulwers nächster Novelle, in welcher dieser Dichter und Liebling der Frauen denselben Gegenstand weitläufig genug abgehandelt hat. Möglich, daß mein Vaterland sich etwas lange gedulten muß; doch hat es nicht meine, das ist die Schuld der Frauen. Einige ihre Liebe zu dem blondlockigsten Dichter so weit, daß sie sich nicht begnügten, seine Werke aus Lesebibliotheken zu erlangen, sondern daß sie statt vergänglichen Papes seine unsterblichen Schriften kauften, so würde sein Verleger ihm für das neueste Manuscript nicht noch weniger geboten haben, als für sein letztes: die letzten Tage von Pompeji, und ein vollblaues Erscheinen wäre zu hoffen; aber so nicht. Die Wiedererwählung zum Parlamentsmitgliede für Lincoln hat Bulwern Geld gekostet, und noch weniger Honorar — nein, das geht nicht. Daher Geduld, gründlicher Landsmann und sanfte Frauen, Geduld oder — Subscription!

Was nun aber auch die Beschäftigung und der Gesprächsstoff der vornehmen Seasonleute vom achtzehnten des laufenden Monats an seyn mögen, was sind sie jetzt? Buchstäblich Null, da bis zu jenem Tage London seine andern Neuigkeiten als politische besaß, da viele vornehme Damen sich um Politik nicht kümmern, und unter der vornehmen männlichen Welt sich viele Weiber befinden. Welches Glück daher, daß plötzlich eine Nachricht aufsprang, die alle Interessen und alle Parteien vereinigte, die den Politiker, wie den Sinnger, die Dame am Pupistisch, wie die Zofe hinter ihrem Sessel beschäftigte. Hundert Esterhazy's hätten an ihren Gesandtschaftsposten zurückkehren, hundert Pozzo di Borgo's ankommen, hundert Talleyrands wegbleiben und hundert Sebastiani's ihre Antunft verzögern können, und diese verbundenen gewichtigen Männer würden nicht den hundertsten Theil von dem Interesse erregt haben, welches die einzige Nachricht erweckte, daß Königin Adelaide von England sei, so sei, wie Frauen wünschen zu seyn, die ihre Heroen lieben.“ Die Kammerjunkern hatten zuvörderst ihren Geliebten und dann den Hofdamen, die Hofdamen erst ihren einander und dann Andern, und diese Andern noch Andern das große Geheimniß so schnell und so verschwiegen zugeflüstert, daß es wirklich in der Brighton-Gazette um einen Tag früher stand, als in den Londoner Times. Wissen Sie? höre man überall fragen, und: ich weiß, überall antworten. Ist es wahr? und wenn es wahr ist, was wird Prinzessin Victoria dazu sagen? höre man weiter von allen Seiten rufen und von seiner Seite beantworten. Genug, ein Kirchengeher ist zur Zeit nicht angekommen. Diejenigen, welche das Gerücht für Wahrheit erklären, gründen ihren Glauben auf eine blaue Schleife, welche die Königin vor Kurzem bei einer Abendpartie im Pavillon (zu Brighton) auf der linken Schulter getragen hatz denn just eine solche Schleife, rufen sie triumphirend, trug Königin Charlotte, wenn sie war, wie jetzt Königin Adelaide ist! — O ihr Leichtgläubigen, verfegen lächelnd die ungläubigen Gegner, und ihr Unwissenden! Wißt ihr denn nicht, daß es einen Orden des heiligen Georg gibt, ganz dem Hosenbandorden ähnlich, doch ausschließend für die weiblichen Sprossen der königlichen Familie bestimmt, dessen Dekoration, weil es sich für eine Dame schickt solchen würde, ein breites blaues Band über dem Magen zu tragen, in einer blauen, geschmackvollen, auf der Schulter zu befestigenden Rosette besteht? Und eine solche Rosette schmückte neulich Königin Adelaidens Achsel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 53.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 3. März 1835.

Wer ermüdet, hinauf zu der Heerschaar der Gestirne
In die Höhen zu schau'n?

Klopstock.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

Von

Dr. Nürnberger. *

Wir beginnen unsern diesmaligen Bericht mit den merkwürdigen und genauen Beobachtungen, welche der fleißige Dessauer Astronom Schwabe schon seit längerer Zeit über die Flecken des Jupiter angestellt hat, und von deren Hauptresultaten kürzlich namentlich in der Preußischen Staatszeitung auf eine allgemeine Aufmerksamkeit erregende Weise die Rede gewesen ist.

Jupiter nämlich, dieser schöne und größte Planet unseres Systems, und der die Erde an Oberfläche mehr als 120 Mal übertrifft, zeigt nach der Richtung seines Aequators mehrfache Streifen, die abwechselnd hellere und dunklere Gürtel bilden. Schon im Jahre 1664 entdeckte der englische Astronom Hooke, trotz der damals noch so großen Unvollkommenheit der Ferngläser drei solche dunkle Gürtel und einen Fleck, welcher, indem man seine Rückkehr zur nämlichen Stellung bestimmte, gegen das Auge des Beobachters die Rotationszeit des Jupiter (9 Stunden 56 Minuten) ergab. Diese Streifen gehen meistens vollkommen gleichförmig und durchaus ununterbrochen in einer, wie gesagt, dem Aequator parallelen Richtung um den ganzen Planeten; zuweilen aber sind sie auch ununterbrochen, so daß man das eine Ende in die scheinbare Scheibe des Jupiter gleichsam eintreten sieht. Spätere Astronomen, Cassini, Moraldi, ganz besonders aber unser wackerer Himmelstopograph Schröter, haben nachher die Beobachtung dieser Streifen und Flecken auf dem Jupiter mit dem größten Fleiße fortgesetzt, und besonders berichtet eben Schröter in seinen „Beiträgen zu den neuesten astronomischen Entdeckungen.“ Berlin. 1788. I. 52. ff. die merkwürdigsten Details darüber. So sah er z. B. zwischen dem 12ten November 1785 und den 18ten Januar 1786 allmählig einen solchen neuen Streifen gleichsam unter seinen Augen entstehen, von welchem zuerst nur ein ganz kleines, wenige Tage darauf ein längeres, den schon vorhandenen Streifen wiederum paralleles Stück sichtbar wird, und das sich am Ende um die ganze Jupiterskugel zog. Schröter berechnete, daß sich die Länge des so entstandenen neuen Streifen in wenigen Tagen um mehr als 20,000 Meilen vermehrt habe. Einer der eifrigsten deutschen Meteorologen, der leider zu früh verstorbene Brandes, bemerkt, auf Veranlassung dieser und unzählbarer ähnlicher Wahrnehmungen, deren Ursache er in atmosphärischen Veränderungen des Jupiter sucht, daß sich auch auf der Erde Fälle, wo in einem

* s. den vorletzten dieser Berichte in Nr. 311. 1834.

Digitized by Google

einzigen Nachmittage halb Europa mit Gewitterwolken umhüllt wurde, Fälle, wo die gestern in Frankreich und am Rhein trübe gewordene Luft heute auch im östlichen Deutschland trübe wird, vielfach nachweisen lassen und also nur noch fehlt, daß diese Niederschläge schneller und regelmäßig um die ganze Erde fortschreitend wären, um bei uns etwas, ganz dem am Jupiter beobachteten, Aehnliches zu zeigen; und denselben Gesichtspunkt, den nämlich, aus welchem die Streifen des Jupiters als „Analogon unserer Wolken“ betrachtet werden, stellt nun eben Schwabe in seinen hier in Rede stehenden neuesten Mittheilungen über dieses Jupiterphänomen auf.

Nach seinen Beobachtungen haben die Jupitersstreifen, gleich unsern Wolken, sehr verschiedene Schattirungen, die bald langsamere, bald schnellere Aenderungen erleiden, unterscheiden sich aber von den irdischen Wolken wiederum dadurch, daß sie stets aus feinen dunkeln Parallellinien bestehen, von denen selbst die hellsten Zonen des Jupiter nie ganz frei sind. Freilich aber lassen sich diese feinen Linien nur mit sehr guten Instrumenten wahrnehmen; am auffallendsten sieht man sie in den beiden dunkelsten Mittelstreifen, die dem Jupitersäquator nördlich und südlich am nächsten liegen, und hier kann man sich ganz besonders überzeugen, daß das wolkenartige Ansehen der Streifen gerade von einer größeren Breite und dunklern Farbe der gedachten Parallellinien herrührt. Nur nach den Polen, besonders nach dem Nordpole des Planeten zu, ist das scheinbare Wolkengrau gleichmäßiger vertheilt. Außer diesen wolkenartigen Verdichtungen aber, die stets auf allen Streifen sichtbar sind, stellen sich auf der Jupitersfläche zuweilen auch noch dunklere und schärfer begrenzte Stellen dar, und auch in diesen Beziehungen zeigten sich unserem Beobachter die erwähnten beiden grauen Aequatorsstreifen besonders merkwürdig, da die vorzugsweise Entstehung solcher schärfer begrenzten Flecken auf ihnen schon von den älteren Astronomen wahrgenommen worden ist.

Trotz der Häufigkeit solcher Flecken in der Aequatorialregion des Jupiter aber, sind doch drei dergleichen, welche Schwabe schon seit fünf Jahren beobachtet, durch Größe und Dunkelheit ganz besonders merkwürdig. Sie finden sich sämmtlich auf dem nördlichen Grenzstreifen, welcher seit einigen Jahren so abgeblecht ist, daß sich seine Ränder in das helle Licht der Jupiterscheibe verlaufen. Der östlichste dieser drei Flecken besteht aus drei dunkeln Punkten, welche Anfangs mit einem grauen Nebel umgeben waren, deren Kerne aber später mehr zusammenflossen. Der zweite Flecken liegt westlich von dem ersten, ziemlich dicht bei demselben und zeigt sich aus zwei großen, scharfbegrenzten, dicht neben einander stehenden Punkten zusammengesetzt; er erscheint nicht immer gleich dunkel und erreicht nie ganz die tiefe Schwärze, welche der Schatten der Trabanten bei Jupiters-Sonnenfinsternissen auf der hellen Scheibe des Planeten hat. Der dritte Flecken endlich, der am westlichsten liegt, besteht ebenfalls schon seit der angegebenen Zeit; und diese Dauer eben scheint, unter der kaum abzuweisenden obigen Voraussetzung der Analogie zwischen Jupitersflecken und irdischen Wolkengebilden, so ganz außerordentlich merkwürdig. Der nächste Schluß, den man aus Schwabe's Beobachtungen zu ziehen berechtigt ist, betrifft die Dichtigkeit der Jupiteratmosphäre, worin sie die irdische weit übertreffen muß, um eine solche Permanenz der Wolken zu gestatten; und diese Folgerung ist um so merkwürdiger, da mehrere andere Umstände bereits früher auf ein solches Verhältniß schließen ließen. Wenn wir aber ferner die Ursache, warum die atmosphärischen Verdichtungen auf dem Jupiter so sehr geneigt sind, sich als Streifen des Aequator parallel niederzuschlagen, noch nicht ganz genau anzugeben im Stande sind, so verdient es doch als Vergleichung berücksichtigt zu werden, daß die tropischen Regen in einerlei Parallelkreise der Erde ziemlich gleichzeitig entstehen und dem Beobachter der Erde auf einem andern Planeten, also auch als dunkle, dem Aequator parallele Streifen um die ganze Erde erscheinen mögen, und daß es sich mit den Nebeln der irdischen Polarzonen auch wohl ähnlich verhalten mag. Eine jede solche Erklärung der Erscheinungen auf den übrigen Planeten unseres Systems aus analogen Erscheinungen auf der Erde, ist aber für die Himmelstopographie ebenso wichtig als für den Himmelsbeobachter unendlich interessant.

(Die Fortsetzung folgt.)

Soldatenschicksale.

(Fortsetzung.)

Des sechs Jahre älteren Adolphs fernere Versorgung hatte Herr Weigand übernommen, ein weitläuftiger Verwandter der Kinder und ein Matador unter den Handelsherrn. Hier war dem Knaben seine Bestimmung auf das Natürlichste vorgezeichnet, und da er überdies einiges eigene Vermögen besaß, das er durch Spekulationen leicht vervielfachen konnte, wenn es glückte, so widmete er sich dem Handelsstande, begnügte sich aber nicht, bloß die Kenntnisse zu erwerben, die sein Stand erforderte, sondern studirte auch fleißig alte und neue Sprachen und beschäftigte sich verständigen Sinnes mit den ernsten Wissenschaften und der neueren Literatur. Da Weigand wünschte, ihn künftig in seinem großen südamerikanischen Geschäfte zu gebrauchen, sandte er ihn bald, als Clara und seine eigene Tochter noch Kinder waren, nach Spanien. Als er wieder heimkam, fand

Digitized by Google

er Clara gänzlich herangewachsen. Sie war ein anmuthiges Mädchen geworden, von Wuchs kräftig und zart zugleich, gesund an Gemüth und Herz, lebhaft und sanft — kurz, eine Schwester nach seinem Sinne, obgleich sein gesetzteres Wesen oft gegen ihre Lebendigkeit kontrastirte. Aber auch Anna war kein Kind mehr, dem er Apfelmännchen aufschnitt, oder Schiffe von Papier zurecht kniff, sondern ein anmuthiges, wohlgezogenes Fräulein, stillerer Art als Clara, doch von eigenthümlicher Lieblichkeit. Sie und seine Schwester hatten mehrere Sommer auf dem Landgute des Herrn Weigand zugebracht und waren innige Freundinnen geworden.

Es vereinigte sich mancherlei, das Leben auf Nordburg — wie das Weigandsche Gut hieß — zu einem unversieglichen Quell angenehmer Erinnerungen für Alle zu machen, die es genossen hatten. Der Gutsherr, weit entfernt vom Geldstolz, hatte sich ein kleines Athen eingerichtet, wo Jeder, der auf Geist und Bildung Anspruch machen konnte, willkommen war. Anna machte mit Bescheidenheit die Wirthin des Hauses, ihre Mutter war vor einigen Jahren gestorben, doch nicht früh genug, um den Mangel weiblicher Leitung an der Tochter fühlbar zu machen. Poeten und Beamte, Musiker und adelige Herrn erfreuten sich der Erlaubniß, Nordburg besuchen zu dürfen. Wenn Clara gegenwärtig war, verbreitete sich ein neuer Reiz über das Thun und Treiben dieses kleinen nordischen Paradieses; sie spielte sehr gut Klavier, sang, wenn auch nicht vollendet, doch so, daß sie die allgemeine Freude immer erhöhte, und nur durch ihr Beispiel und ihre Aufmunterung war die verzagte Anna zu bewegen, sich auch hören zu lassen, obgleich ihre engelreine Stimme weit mehr Anspruch auf Bewunderung zu machen hatte, als die der Freundin. Clara erkannte ihre Superiorität in diesem Talente auch freudig an und summte gerne die Begleitung. Die junge Königin dieses kleinen Reiches war Anna, obgleich die jungen Herrn Clara ihre Huldigungen noch reichlicher darbrachten. Diese nahm sie unbefangen und leichter auf als Anna, deren leise Fühlfäden, leicht verletzbar, sich vor jeder Berührung zurückzogen; aber es lag etwas Schmachtendes in ihrem schönen Auge, das denjenigen, der sie zu gewinnen hoffte, einen Himmel von Liebe ahnen ließ.

Aus der Stadt kamen junge Offiziere und sonstige Bekannte der Familie; unter Ersteren befand sich Karl von Römmling, dessen angenehme Tenorstimme sich gut gebrauchen ließ. Clara fand bald mehr Behagen an seinem Betragen, als an seinem Gesange, und ließ sich seine Auszeichnung ihrer kleinen Person gerne gefallen; aber sie wußte klug jede Neckerei abzuwenden und alle Menschen in dem Glauben zu erhalten, ihr Herz sey frei, wie die Luft auf dem Gebirge. In diese Elemente der geselligen Unterhaltung trat Adolph, als er von Spanien zurückkehrte; aber er mischte sich wenig in den frohen Kreis, sein Auge war umdüstert und ruhte mit sichtbarem Wohlgefallen nur auf Clara. Ihr folgte er in die Bibliothek, wenn sie sich mit Anna dorthin zurückzog, und mehr und mehr nahm sein Interesse an dem Treiben der Mädchen zu. Er beschäftigte sich gleich viel mit Beiden, kritisirte ihren Gesang, dirigirte die Wahl ihrer Lektüre, und ließ sich sogar herab, ihnen manchmal vorzulesen. Die Art, wie die Freundinnen seine Aufmerksamkeit aufnahmen, war sehr verschieden; Clara ruhte im Gefühl der Sicherheit, die das geschwisterliche Band ihr gab; sie nahm seine kleinen Launen und Spöttereien mit gutmüthigem Scherze hin, denn sie wußte, seine Liebe könne ihr doch nicht entgehen. Anna dagegen erröthete und erbleichte, je nachdem seine Züge heiter oder finster waren, und faßte mit wundervoller Gelehrigkeit seine Andeutungen über ihren Vortrag auf. Wie viele Deutsche hatte auch sie den Fehler, beim Gesange nicht deutlich auszusprechen; demjenigen, der an eine südliche Artikulation gewöhnt ist, erscheint diese Unart unerträglich, und so ging es auch Adolph, dem die scharfe spanische Aussprache als Maßstab der Beurtheilung galt. Er bat die beiden Mädchen oft, ihre ganze Aufmerksamkeit auf diesen Punkt zu richten; aber es war doch keine Veränderung zu bemerken, bis sie sich Pergolese's Stabat mater einübten, welches, von zwei reinen Weiberstimmen vorgetragen, einen Eindruck macht, dem unbegreiflich, der es nicht gehört hat. Adolph war entzückt und war es doppelt, da Anna die schönen lateinischen Worte so rein aussprach, daß keine Silbe ihm verloren ging. Er trat zum Schreibtische und schrieb folgende Zeilen auf, die er ihr stumm überreichte:

„Ich bin von Dank, o Anna, tief durchdrungen,
Denn Worte hast du drum, nicht Klänge bloß gesungen.
Der liebe Gott sogar, zu dem du sangst, empfand,
Sich freund, daß er dich verstand."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Opern- und Balletmusik.

Neulich gab die große Oper die 1200ste Vorstellung von Robert le diable, und war doch noch ziemlich voll. So ungeheuer groß auch dieser Saal ist. Gesetzt, jedesmal seyen nur 600 Menschen im Saale gewesen, so folgt daraus, daß 72.000 Menschen die Oper gesehen haben; gewiß aber hat sie weit über 100.000 Zuschauer gehabt. Die Schauspieler müssen jetzt die Musik dieser Oper ganz auswendig wissen. Der Direktor hat die große Summe Geldes, die er an die scenische Ausstattung der Oper gewendet hat, nicht verloren.

Digitized by Google

denn gerade diese Ausstattung hat zum Erfolge der Oper viel beigetragen, und so ergreifend die Oper auch ist, so würde sie doch vermuthlich von dem großen Publikum nicht verstanden oder gewürdigt worden seyn, wenn nicht auch das Auge auf's Unterrichtendste unterhalten würde. Es ist auf der Pariser Bühne vielleicht nie etwas Prachtvolleres dargestellt worden, als die Feierlichkeit, der Kreuzgang im Nonnenkloster und die Tanz heimlicher Kirche im letzten Aufzuge von Robert le diable. Hier zeigt sich wahres Künstlerstudium, und in der That hat Hr. Veron zur Darstellung dieser Scenen die ausgezeichnetesten Künstler von Paris zu rufen; aber schwerlich wird er nun das Pariser Publikum auf's Neue überraschen können; hier ist das nun plus ultra der scenischen Täuschung. Der so lange anhaltende Beifall, den man dieser Oper zollt, hat die Direktion im vorigen Jahre der Mühe überhoben, viel neue Stücke zu geben. Im ganzen Jahre hat sie nur zwei Neuigkeiten auf die Bühne gebracht, und noch dazu waren es keine Opern, sondern nur Ballette. Doch bald wird man Roberts des Teufels hinter und vor der Bühne müde werden, und dann wird es unumgänglich nöthig seyn, eine große neue Oper bei der Hand zu haben. Auch werden deren schon zwei vorbereitet, nämlich „die Jüdin," Text von Scribe, Musik von Halevy, und eine neue Meyerbeersche Oper, wozu ein neuer Bassist, Namens Serda, verschrieben worden ist. An einem guten Bassisten fehlt es der großen Oper; Levasseur thut sein Bestes in der Rolle Bertrand, aber schwerlich genügt er dem Komponisten. In Gesellschaften hört man zuweilen einen guten Bassisten, Namens Gualdi, welcher unter andern ein Meyerbeersches, jetzt beliebtes Stück, „der Mönch" sehr gut singt; aber er betritt nie die Bühne. Auch einige Schubertsche Lieder sangen an in Paris beliebt zu werden; so habe ich in mehreren Soirées musicales seinen Goethe'schen „Erlkönig" von Nouvit, dem Opernsänger, recht gut singen hören. Diesen Erlkönig hat ein gewisser Bellanger in's Französische übersetzt, aber so, daß Goethe schwerlich damit zufrieden gewesen wäre; denn er hat ihn ganz schwarz ausgemalt, wovon im Original keine Spur zu finden ist. An solchen schwarzen, finstern Stücken findet man aber jetzt großes Behagen, und Dichter und Komponisten unterlassen nicht, das Publikum nach seinem Geschmacke zu bedienen. Natürlich schöpfen sie fleißig in der deutschen Literatur, welche an tragischen und elegischen Stücken einen Ueberfluß besitzt, und erst vor einigen Tagen gab ein gewisser Monpou, der sich einbildet, ein großer Künstler zu seyn, weil er sich sehr heftig geberdet, eine musikalische Bearbeitung der Bürgerschen Lenore; jedoch gelang er bald, daß er dem Gegenstande nicht gewachsen war. Besser gelingen ihm die Lieder, deren es eine Menge in Musik gesetzt hat; allein so manche andere Sänger in Paris haben sich in diesem Fache ausgezeichnet, daß ein Tonsetzer sich mit diesem leichten Ruhme nicht mehr begnügen will. Sie wollen dramatische Scenen, tragische Auftritte, ernsthafte Balladen in Musik setzen, ohne ihre Kräfte abzumessen. Es klingt es doch kaum dem mit Shakespeare und Beethoven innig vertrauten Berlioz, sich durch seine sonderbaren musikalischen Phantasien beliebt zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Februar.

(Fortsetzung.)

Zustand der fashionablen Welt.

Wider die angefochtene Ordensdekoration läßt sich nichts einwenden. Es ist auch nicht zu läugnen, daß sie es war, mit welcher Königin Adelaide erschien. Es ist jedoch ebenfalls wahr, daß dieselbe, gleich Königin Charlotte, sich bis jetzt nur damit gezeigt hat, so oft sie — ohne Erfolg — war, wie Königin Charlotte — mit Erfolg — gewesen ist. Man hat dabei die Frage aufgeworfen, ob vielleicht ein geheimer Oedensartikel den Königinnen das Tragen der blauen Schleife nur in einem gewissen Falle vorschreibt? Eine gelungene und authentische Lösung hat zur Zeit nicht verlautet. Sie soll mir und durch mich den Lesern nicht entgehen, wenn sie gegeben wird. Inzwischen bedarf es keiner langen Beweisführung, daß nächst denen, welche an der Möglichkeit eines solchen Ereignisses gar nicht denkend, in Prinzessin Victoria die künftige Thronerbin gesehen und demgemäß sich gegen sie benommen haben. Niemand bei der Nachricht wes sentlicher betheiligt war, als Prinzessin Victoria selbst. Obgleich nur erst im Uebertreten zur Jungfrau begriffen, hat sie doch gewiß von Elisabeth, der jungfräulichen Königin, und von dem Glanze und dem Ruhme ihrer Regierung gehört. Sollte, könnte sie nicht eine ähnliche Zukunft ihrem jungen Auge vorgezeichnet haben? Und nun auf einmal das schöne Bild zerstört, ihre Hoffnung durch die Hoffnung einer Andern vereitelt! — Es erscheint dabei beinahe wie das Kneipen mit glühenden Zangen vor der Enthauptung, daß eine Art Korridore des armen Mädchens an den Fenstern aller Bilderhändler ausshängt, sie, getreu kopirt nach einem der vielen Kupferstiche, welche jährlich von ihr erschienen sind und von denen die neuesten, wenn die Nachricht wahr ist, eine starke Preisvermindeerung erfahren dürften, nur ihre Nase gerathen und noch länger vorgezeichnet. Was heißt das? was hat das Verrenken der Nase mit der voraussichtlich gestorbenen Hoffnung einer englischen Thronerbin zu thun? — Wenn der Kinderreichthum einer deutschen Familie durch allmaligen Segen vermehrt wird, so empfangen — mindestens nach der Sitte einiger deutschen Länder — die schon vorhandenen Kinder große Zuckerdüten in gelbs und silberfarbigem Papier; die größte und schönste aber erhält das jüngste Kind, gleichsam als Entschädigung für die ihm von verlornen Vorrechte des Nestküchenchens. Vorrechte seiner Art gibt es auch in englischen Familien, doch nicht solche süße Entschädigung, wenn sie durch einen neuen Segen des Herrn verloren gehen. Dann wird dem jüngsten Kinde gesagt, daß seine Nase verrenkt sey — that its nose is put out of joint — und ich kann versichern, daß einmal bei Ueberbringung eines Glückwunsches wegen vermehrter Familienfreude ein dreijähriges Mädchen, bis jetzt das Nestküchenchen, die Hand am Näschen, mich unter vielen Thränen fragte, ob es denn wahr, daß sein Näschen verschoben sey? Ich wußte damals nicht, was es heiße: the child's nose is put out of joint, und obgleich ich die Redensart kannte: his rival as put his nose out of joint, sein Nebenbuhler hat ihn ausgestochen, so dachte ich doch nicht daran, beide Phrasen mit einander in Verbindung zu bringen und jene durch diese zu erklären. Ich suchte daher das weinende Mädchen durch die wiederholte Betheuerung zu beruhigen, daß seine Nase nichts weniger als verrenkt sey, und wurde für die Sorgfalt, mit welcher ich in der Voraussetzung, das Kind habe sich erstoßen oder sey gefallen, sein Näschen untersuchte, mit einem lauten Gelächter der Anwesenden belohnt und endlich beliebt. Vielleicht läßt sich der Ursprung der anscheinend sonderbaren Redensart aus der menschlichen Gewohnheit erklären, beim Empfange unangenehmer Nachrichten die Nase zu rümpfen und das Gesicht zu verzerren.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 54.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 4. März 1835.

Wo war der Eigensinn bei einem Menschen größer.
Du denkst, er liebe mich; o nein, ich kenn' ihn besser.
Goethe.

Soldatenschicksale.

(Fortsetzung.)

Während Anna das Zettelchen las und wieder las, hatte Adolph das Zimmer verlassen. „Was hat er Dir aufgeschrieben?“ fragte Clara; „eine Deklaration?“ — „O nein,“ erwiderte Anna, „ein kaltes, halbspöttisches Lob. Wer ihn nur ergründen könnte!“ — „Nun,“ sagte Clara, „in Bezug auf Dich ist er eben nicht schwer zu ergründen, denn das hast Du wie wir alle doch längst bemerkt, daß er Dich anbetet.“ Anna erwiderte sehr ernst: „Ihr seyd in diesem Falle eben alle im Irrthum, denn ich kenne keinen Mann, über den ich weniger Herrschaft übte, als über Deinen Bruder. Er hat mir noch nie ein eigentlich verbindliches Wort gesagt, sein Lob ist immer zweideutig, und das Interesse, das er an uns nimmt, gilt mir nicht, denn bei jeder Gelegenheit vermeidet er es, mich auf irgend eine Art auszuzeichnen. Als er neulich auf euch alle allerliebste Gedichte machte, überreichte er mir allein einen nichtssagenden Scherz, worin er zwölfmal auf Zwiebel reimte.“ Clara lachte, aber Anna hatte die Thränen in den Augen. — „Und warum,“ nahm erstere das Wort, „läßt er denn jeden Augenblick, den seine Geschäfte ihm frei lassen, hier bei uns und gäbe uns gute Lehren? warum suchte er Musikalien für uns aus, wenn er in die Stadt geht? warum läse er uns Abends aus der Iphigenie vor?“ — „Ich weiß es nicht,“ sagte Anna, „aber sicherlich nicht, um sich mir angenehm zu machen, denn er sezt mich offenbar zurück und hat es dahin gebracht, daß ich in einer ewigen Spannung bin und wie auf Nadeln sitze, wenn er da ist.“ Clara wußte zu gut, wie werth ihr Bruder der Freundin war, um ihr diesen Erguß übel zu deuten. Sie küßte sie zärtlich auf die Stirne und brach das Gespräch ab.

Die Zeit der Trennung, da Claras Onkel und Tante das Weigandsche Landgut verlassen sollten, kam heran. Es war eine ziemlich weite Entfernung bis Osnabrück, und die beiden Freundinnen konnten nicht hoffen, sich vor dem nächsten Sommer wieder zu sehen. Adolph begleitete die Verwandten, obgleich er anfänglich die Absicht geäußert hatte, bis gegen Herbst in Nordburg zu bleiben. Anna war im Stillen gekränkt darüber, und Claras Briefe, voll Neckereien über die stumme Liebe des Bruders und der Freundin, vermochten sie nicht zu trösten.

So schrieb unter Anderm Clara: „Du kannst wohl denken, in welchem Kreise sich unser Gespräch auf der Herreise drehte: jezt ist Anna am Klavier, jezt liest sie dem Vater die Zeitung vor, nun überzieht sie, nun schreibt sie an mich, nun singt sie die Romanze von Rodrigo.

Digitized by Google

— Adolph ward bei diesem Worte düster, wie er leicht wird, wenn von Spanien die Rede ist; er sagte: „Anna ist kein spanisches Mädchen, und doch singt sie so klangvoll und so südlich, daß einem das Herz im Leibe zittert.“ So hat er zu Dir nie gesprochen, und auch mir sagte er nichts mehr.“ — Ein andermal: „Adolph ist traurig und macht mir Kummer, ich glaube, es ist, weil er die Romanze von Rodrigo so lange nicht gehört hat. Als wir neulich abgegessen hatten und er im Fenster stand, schlich ich mich zu ihm, machte das Fensterbrett zum Flügel, trommelte mit den Fingern darauf und sang ihm leise zu: „Du klagest, einzig verehrte Schöne.“ — Er sah mich wehmüthig lächelnd an, seufzte und fuhr sich mit der Hand über die Stirn.“

Als Adolph längst wieder in Weigands Hause war, schrieb Anna: „Du thust mir weh mit Deinen Scherzen über Adolph; warum willst Du Dir und mir etwas in den Kopf setzen, was doch nicht ist? Er vermeidet mich, statt mich zu suchen; wenn ich singe, nun ja, dann hört er zu; aber wer weiß, welche Erinnerungen ihn dabei beschäftigen? Ich fürchte, Du wirst mich ihm noch ganz fatal machen, indem Du ihn mit einer Neigung neckst, die er durchaus nicht hat. Was hinderte ihn wohl, sich auszusprechen? Mein Vater achtet ihn hoch, er ist sein Associé, ich bin ihm auch nicht gram — kurz, es gibt nur Ein Hinderniß, seine eigene Gleichgültigkeit. Ach, Clara, Dein leichtes Lerchenherz weiß nichts von dem Schmerze verschmähter Liebe! — Verrathe mich nicht, das ist meine inständigste Bitte, es wäre mein Tod! Könntest Du sehen, mit welcher eisigen Kälte er mich behandelt!“

Zu Anfang des Winters wurde Karl von Römmling nach Osnabrück versetzt, und er ward der Hausgenosse des Herrn von Brewitz. Auch Adolph kam und bald die Nachricht, daß Römmlings Regiment nach Spanien kommandirt sey. Hier ist nun der Leser auf dem Punkte, wo diese kleine, auf wahre Thatsachen gegründete Erzählung begann.

Auf Brewitzens Gartenhause versammelte sich nach und nach die Familie zum Frühstück und der Tag ging wie ein recht gewöhnlicher hin, obgleich in Claras Herzen alles anders geworden war. Sie lud am Abend den Bruder zu einem Spaziergange ein und vertraute ihm, was Vormittags zwischen ihr und Römmling vorgegangen war. Er erwiderte: „wenn Du sicher bist, daß Dich kein vorübergehender leichter Eindruck zu ihm hinzieht, so wüßte ich nicht, wen ich lieber als Schwager begrüßen möchte. Es ist nichts glücklicher, als wenn zwei heitere Charaktere, wie ihr beiden, gemeinschaftlich den Lebensweg betreten. Die heitern Menschen sind immer die besten, und jeder, dem eine Wolke auf der Stirne liegt, ist mir schon verdächtig. — Ihr seyd jung und frisch von Gemüth und Körper und werdet Euch leicht über alles Unangenehme hinwegfinden. Wohl Dir, wenn Deine erste Liebe eine glückliche ist; möge der Himmel es so fügen, daß Ihr zusammen kommt.“ Clara sah den Bruder befriedigt an. „Wie freut es mich,“ sagte sie, „daß meine Wahl Deinen Beifall hat. Karls heitern Sinn möchte ich nicht gegen eine Grafenkrone vertauschen; aber Du sollst mir die ernsten Männer auch nicht schelten; bist Du doch selten fröhlich und magst ein so strenges Urtheil über andere aussprechen, die das Leben nicht rosenfarb sehen?“ — „Liebe Clara,“ sagte er, indem er ihr sanft die Hand drückte, „Du hast mich lieb und ich verdiene es um Dich; aber glaube mir, daß ich nicht unverschuldet zu dem Kummer gekommen bin, der mich drückt.“

Sie sah ihn fragend an; er aber schwieg und vergaß auch die eigene Angelegenheit bald über Römmling, der eben nahte. Adolph ging ihm herzlich entgegen und wiederholte seine volle Zustimmung zur Verbindung des Freundes mit seiner Schwester, fand es jedoch jedenfalls gerathen, den Verwandten nichts von einem Bündnisse zu sagen, vor dessen endlicher Erfüllung noch so Vieles sich ereignen konnte. Auch war Clara die Rolle einer trauernden und bedauerten Braut gar zu fatal, obgleich sie sich wohl getraute, die Trennung mit Kraft zu tragen, wenn sie ungestört ihren Gefühlen leben könnte. Der Abschiedstag nahte heran. Adolph überraschte Karl noch mit einem Geschenke, das diesen innig rührte; es war die Kopie eines Bildes, worauf Clara, einen vollen Rosenkranz im Haare, treffend dargestellt war; eine kleine Brieftasche schirmte und verbarg das theure Andenken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Die große Aufmerksamkeit, welche die Beer-Mädler'sche Mondkarte (Mappa selenographica. Stuctoribus Guilielmo Beer et Joanne Henrico Maedler), von welcher in mehreren unserer vorangegangenen Berichte mit ehrender Anerkennung die Rede gewesen ist, durch ganz Europa erregt, veranlaßt mich, heute gleich wieder darauf zurück zu kommen. Daß bis jetzt zwei der vier Quadranten, aus denen sie besteben wird, erschienen sind, haben wir angeführt; jeder derselben kostet bei Schropp in Berlin 1¼ Rthlr., so daß also die ganze, drei Fuß im Durchmesser haltende Karte den Subscribenten nur auf 5 Thaler zu stehen kommt. Die beiden

Digitized by Google

letzten Sektionen werden mit Bestimmtheit in dem laufenden und dem folgenden Jahre versprochen. Mit meiner schwachen Stimme zum Lobe dieses Unternehmens haben sich unterdeß die gewichtigsten astronomischen Autoritäten vereinigt. Bessel in Königsberg erklärt diese Karte für eine der erfreulichsten Erscheinungen, selbst in einer Zeit, in welcher der Sinn für gründliche und genügende astronomische Untersuchungen die Forderungen bis zu einem hohen Grade gesteigert hat. Gleich günstig urtheilt Littrow in Wien darüber, indem er zugleich die Hoffnung ausspricht, daß nun auch Lohrmann zu Dresden seine so schön begonnene, von uns ebenfalls schon früher mit verdienter Auszeichnung erwähnte Arbeit über den Mond vollenden werde, eine Konkurrenz, von welcher sich die Wissenschaft die glänzendsten Resultate versprechen darf. Der König von Dänemark aber, bekanntlich einer der ausgezeichnetsten Dilettanten auf dem Gebiete der Astronomie, hat Beer und Mädler durch Professor Schuhmacher zur Vollendung ihrer trefflichen Arbeit auffordern lassen, und ein Gleiches ist von dem königlichen Institute von Frankreich durch den Akademiker Arago geschehen.

Eine andere Begünstigung des astronomischen Studiums darf von Vollendung der kaiserlich russischen Hauptsternwarte zu Petersburg gehofft werden, über welche unsere frühern Berichte auch schon mannichfaches Detail mittheilen. Seitdem hat aber das vom Architekten Brüllof entworfene Bauprojekt zur gedachten Sternwarte die kaiserliche Bestätigung erhalten, und der Bau hat auf dem Pulkowa'schen Berge unfern Petersburg begonnen; vom eigentlichen Observatorium sind die Fundamente gelegt und die Mauern bis zu ebener Erde heraufgeführt worden, so daß es in Zeit von einem Jahre unter Dach seyn dürfte. Rings umher darf, Behufs der Erhaltung eines möglichst freien Horizonts, auf bedeutende Entfernung kein anderes Gebäude aufgeführt werden. Alle drei projektirten Thürme bekommen übrigens bewegliche Kuppeldächer von einer durch den wackern Akademiker Parrot angegebenen Konstruktion, nach welcher er ein solches Dach mit glücklichem Erfolge schon in Dorpat für das so berühmte dortige Observatorium ausgeführt hat; mittelst dieser Beweglichkeit des Daches wird dem beobachtenden Astronomen die bequemere Verfolgung des scheindaren Laufes der Gestirne durch den Himmel bei ihrer täglichen Bewegung erhalten. Die gesammten Kosten des Bauanschlags betragen 1½ Million Rubel; zur ersten Anschaffung der Instrumente sind 230,000 Rubel ausgesetzt; der Etat des Observatoriums steigt auf 50,000 Rubel, und die Hälfte davon ist, bis zur Vollendung des Baues, zur Entschädigung der designirten Astronomen ausgesetzt. Man muß gestehen, daß, wenn die wissenschaftlichen Resultate dieser wahrhaft kaiserlichen Munificenz entsprechen, ganz Außerordentliches erwartet werden darf.

Wenn die Astronomie solchergestalt den glänzendsten Resultaten entgegeneilt, so hat sie andernseits einen sehr herben Verlust durch den Tod des fleißigen Astronomen Tobias Bürg erlitten, welcher seine irdische Laufbahn am 23sten November v. J. zu Wiesenau in Kärnthen geendet hat. Bürg war 1766 zu Wien geboren, und zeigte schon früh außerordentliche Anlagen für mathematische Studien. Van Swieten, damaliger Präses der österreichischen Studien-Hofkommission, wurde aufmerksam auf ihn, begünstigte sein Streben und brachte ihn in Verbindung mit Triesnecker, Adjunkt der kaiserlichen Sternwarte, unter dem er sich im Observiren übte und dessen Stelle er 1792 erhielt. Sein Hauptverdienst besteht in der Vervollkommnung der Theorie des Mondes, wodurch der verwickelte Lauf dieses gleichzeitig den Anziehungen der Erde und der Sonne unterworfenen Himmelskörpers genauer bestimmt, und die Voraussagung seines allaugenblicklichen Ortes am Himmel möglich gemacht wurde. Hievon aber hängt bekanntlich die Findung der Länge zur See und somit das ganze Schicksal der Schifffahrt ab, zumal wenn man sich nicht vollkommen auf die Genauigkeit der zu dem nämlichen Zwecke dienenden Längen- oder Seeuhren verlassen kann. Das Pariser Nationalinstitut gab, in Betracht der außerordentlichen Wichtigkeit dieses Gegenstandes, im Jahre 1798 die Preisfrage auf: Aus einer großen Zahl von Mondsbeobachtungen, mindestens 500, den genauen Ort der Erdferne in der Mondsbahn * für eine bestimmte Zeit, und eben so die Lage seines aufsteigenden Knotens, d. h. des Punktes anzugeben, wo er sich über die Ekliptik zu erheben und nördliche Breite zu bekommen anfängt.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Der Mond beschreibt eine elliptische Bahn um die Erde, in deren einem Brennpunkte letztere liegt. Der fernste Bahnpunkt von diesem Brennpunkte heißt die Erdferne (Apogäum); er ist selbst einer Fortrückung unterworfen.

R.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Beschluß.)

Zustand der solarischen Welt.

Das Lächerliche, welches manche Menschen darin finden, wenn sie Andere in Folge getäuschter Erwartung Gesichter schneiden sehen, und welches in vorliegendem Falle die

verschobene Nase der Prinzessin Victoria allerdings auch hat, muß jedoch bei einem Blicke auf die wegen Thronfolgestreitigkeiten mit Blut geschriebenen Blätter der Geschichte, bei einem Blicke auf die gegenwärtige Lage des aus gleichem Grunde furchtbar zerfleischten Spaniens sich schnell in tiefen Ernst verwandeln. Wie, wenn König Wilhelm stirbt, während ein noch ungebornes Leben unter dem Herzen der Königin klopft? In England, wie in Frankreich und wie in allen monarchischen Staaten, gilt und muß der Grundsatz gelten: der König stirbt nicht — the King never dies. Daher in Frankreich der betannte Ruf: le Roi est mort, vive le Roi! Kann ein ungebornes Kind, ein Geschöpf, von dem es zweifelhaft ist, ob es je zum Leben geboren werden wird, zweifelhaft, ob es selbst in dem Augenblicke lebe, wo ihm der Ruf erschallt: es lebe! kann ein solches Kind, sobald nicht ein ausdrückliches Gesetz die Entscheidung spricht, zum Nachfolger eines Throns erklärt werden, der nie erledigt seyn soll? Der Verstand und das strenge Recht — das Recht, das oft Unrecht ist — beide sagen meines Erachtens: nein, und nach solcher Ansicht würde, wenn König Wilhelm mit Hinterlassung eines ungebornen Kindes stürbe, Victoria Königin und das Kind bei seiner Geburt des väterlichen Erbes verlustig seyn. Wäre es auch zu wünschen, so wäre es doch nicht zu vermuthen, daß unter Englands Großen sich Keiner fände, das Recht von seines Königs Kinde zu verfechten, oder daß dieses Kind nicht selbst einmal den Anspruch auf seines Vaters Erbe geltend machte. Und dann stösse Bürgerblut. Ein hierüber entscheidendes Gesetz besitzt England nicht. Es war die Rede davon, daß eines gegeben werden sollte, als dem Anfange der gegenwärtigen Regierung die sogenannte Regencybill durchging; allein es geschah nicht, und bald es nicht geschah, muß um so mehr auffallen, da solches gerade die Nothwendigkeit einer solchen gesetzlichen Bestimmung sich gerade aus der Verschiedenheit der deßhalb herrschenden Ansichten ergab. Lord Lyndhurst, damals, wenn ich nicht irre, Lord-Kanzler, war der Meinung, daß, wenn der König stürbe mit Hinterlassung der Königin im unerkannten Zustande der Schwangerschaft, die Rechte des ungebornen Kindes auf den Thron ungeschmälert blieben. Zwei oder drei Rechtsgelehrte einigen gen sprachen ihre Ueberzeugung unbedingt dahin aus, daß der gesetzliche Grundsatz: der König stirbt nicht, sofort und ohne Rücksicht auf den Zustand der Königin das Recht des nächsten Erben in's Leben rufen würde. Ja, Lord Lyndhurst selbst war, nachdem er diesen Grundsatz zugegeben hatte, nicht ohne Verlegenheit, wie er, in Uebereinstimmung mit demselben und in Uebereinstimmung mit seiner Ansicht und mit der Unwiderruflichkeit und Unverletzlichkeit eines wohl erworbenen Rechtes, die ihm vorgelegte Frage entscheiden sollte, ob, wenn die Königin-Wittwe erst nach öffentlicher Anerkennung des Thronfolgers ihres Mutterzustandes sich bewußt werde, dieser sofort, oder erst nach erfolgter Geburt eines lebenden Kindes, oder gar nicht zur Niederlegung der Krone verpflichtet seyn solle? Man sagt, daß die Aehnlichkeit von der neu erschienen Hoffnung einer unmittelbaren Thronfolge — ob Gerücht oder Wahrheit — die Minister veranlaßt habe oder noch veranlassen werde, den liegen gebliebenen Gesetzesentwurf wieder aufzunehmen, und sollte daher die Nase der Prinzessin Victoria auch nur irrthümlich verrenkt worden seyn, die Verrenkung würde doch, wenn sie Gelegenheit gäbe, jedem diesfalls unlaglichen Successionswirrsale zu begegnen, eine höchst heilsame genannt werden müssen.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Theater.

Die komische Oper hat ein altes Stück, „Zemir und Azor,“ wieder vorgenommen, und zwar wider Erwarten mit ziemlichem Beifalle; aber weislich läßt man die Darstellung dieser alten Operette mit der des Freischützen abwechseln. Vom Zeit zu Zeit tödt sich das Pariser Publikum das Veralterte wohl wieder vor Augen und Gemüth bringen; jedoch muß dieses mit großer Vorsicht geschehen; es muß nur als zur Abwechslung reservirten und seine Hauptstelle einnehmen. Auch hat die Operette stets etwas Neues zur Hand. Leider hat sie seit dem Pré aux clercs nichts finden können, das rauschenden Beifall erhalten hätte. Uebrigens hat man die Bemerkung gemacht, daß im vorigen Jahre weit weniger neue Stücke auf den Pariser Bühnen erschienen sind, als in dem vorhergehenden, obschon kein einziges Theater, den Cirque olympique etwa abgerechnet, geschlossen gewesen ist. Man hat daraus natürlich gefolgert, daß das Publikum mit den ältern Stücken zufrieden gewesen, und weniger Neues gefordert hat, als zuvor. Aber nun könnte man wieder fragen, ob die Theaterdirektor im vorigen Jahre sich mehr nach dem Geschmacke des Publikums benommt haben, oder ob das Publikum nachsichtiger geworden ist; viele leicht Beides. Ich glaube überhaupt, daß seit Einführung der Theaterfreiheit und seit dem Umsturz der alten Dramaturgie in Frankreich das gutmüthige Publikum so ziemlich Alles durchgehen läßt, was ihm seine Langeweile machte; denn das Langweilige wird wohl nimmer in Paris mit Nachsicht aufgenommen werden. Voltaire hat dies witzig ausgedrückt: „Tous les genres sont bons, hors le genre ennuyeux;“ dies sieht man erst jetzt nach Verlauf von fünfzig Jahren, hier völlig ein, und daher versucht sich Jeder in der Weise, die ihm am besten anstehe. Einige Theaterdirektoren klagen über gänzliche Gleichgültigkeit von Seiten des Publikums gegen alle neuen literarischen Erscheinungen, und selten diese Gleichgültigkeit als eine Folge von Uebersättigung an. Man bedenke aber, daß sich das zuschauende Publikum jetzt alle Abend in mehr als zwanzig Schauspiele und Musikstücke vertheilt, daß folglich ein einzelnes Stück, ein Trauerspiel, eine Oper, ein Vaudeville nicht mehr das allgemeine Aufsehen erregen kann, als da weit weniger Schauspiele und kaum andere Belustigungen ihm zu Gebote standen, z. B. zur Zeit Napoleons, der die Pariser Schauspiele auf acht reducirt hatte. Und seitdem kühne Dichter sich über die sogenannten aristotelischen Theatergesetze oder die treu und links hinweggesetzt haben und vom Publikum deßhalb sehr gelobt worden sind, hat letzteres keinen andern Maßstab mehr, den es an die neuen Stücke legen könnte, als sein Gefühl und die Unterhaltung, welche ihm die Neuigkeiten gewähren. Daß das Publikum nicht überdrüssig sey, beweist ja eben die Fülle der vielen Schauspielstücke; wie hätte Robert le diable 120 Darstellungen erleben können, wenn sich das Publikum so gleichgültig erwiese, als es einige mit ihrer Zeit unzufriedene Kritiker behaupten? wie hätte sich Scribe bereichern können, wenn die Zuschauer vom Gymnase dramatique wege bleiben? Auch sehen die Dichter gar nicht so aus, als ob sie an die Gleichgültigkeit des Publikums glaubten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 55.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 5. März 1835.

Stets geforscht und stets gegründet,
Nie geschlossen, oft gründet,
Aeußres bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßtes Neue,
Heitern Sinn und reine Zwecke:
Nun! man kommt wohl eine Strecke.

Goethe.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Bürg rang um diesen schweren Preis, aber nicht etwa nach den geforderten 500, sondern vielmehr nach 3000 Beobachtungen. Er hatte nur einen einzigen Mitbewerber, den französischen Astronomen Bouvard. Beider Arbeiten, geprüft von den ersten damaligen Geometern, Lagrange, Laplace, Legendre, Mechain, wurden so vortrefflich befunden, daß man den Preis zu theilen beschloß, dergestalt jedoch, daß Bürg $^2/_3$, und Bouvard nur $^1/_3$ bekommen sollte. Aber in der feierlichen Sitzung des Instituts beschloß der erste Konsul vielmehr eine Verdopplung des Preises, und so erhielt Jeder ein Kilogramm Gold (260 Dukaten), ein Fall einzig in seiner Art und eine Anerkennung deutschen Verdienstes durch französische Munificenz, wozu wir umgekehrt keinen zweiten Fall zu citiren wissen. Bürg wurde seitdem den ausgezeichnetsten Astronomen beigezählt, und sein Kaiser gewährte ihm alle Muße zur Vollendung seiner schwierigen Mondtafeln, deren Herausgabe später ebenfalls das französische Nationalinstitut besorgte.

Vom Gebiete der Astronomie hiernächst auf das der Naturlehre übergehend, gedenken wir zuerst einer Abhandlung eines englischen Geistlichen Fisher über das Nordlicht, welche in der Sitzung der Royal Society vom 26sten November v. J. vorgelesen und mit großer Theilnahme aufgenommen worden ist. Der Verfasser, welcher selbst einen mehrjährigen Aufenthalt in hohen nordischen Breiten, dem Herde dieser so schönen und so viel besprochenen Lichterscheinung, gemacht hat, folgert aus seinen eigenen sorgfältigen Beobachtungen und den damit verglichenen Berichten mehrerer Seefahrer und Reisenden, daß sich das Nordlicht hauptsächlich an der Kante des gefrorenen Meers, kurz überhaupt da entwickelt, wo die Ausdünstungen großer Wassermassen schnell gefrieren. Unter solchen Umständen bemerkt man es auch sogleich, wenn es die obern Ränder der dunkeln Wolken beleuchtet, welche sich in Folge der Wasserverdunstung bilden; und den Schiffern in den nordischen Meeren ist diese Art von Phase des Nordlichtes, welche sie mit dem Namen des „Seeflimmerns“ belegen, wohl bekannt. Fisher beweist aus diesen Umständen, daß das Nordlicht eine elektrische Erscheinung sey. Durch die schnelle Verdichtung der Dünste, im Augenblicke des Gefrierens, wird das elektrische Gleichgewicht der benachbarten Luftmassen beeinträchtigt, und das Nordlicht ist der Wiederausgleichungsprozeß dieses also gestörten elektrischen Gleichgewichts der Atmosphäre. In gemäßigten Klimaten aber kommt diese Erscheinung darum nicht vor, weil der Grund: das

Digitized by Google

plötzliche Gefrieren großer Massen von Wasserdunst, wegfällt; die Natur bewerkstelligt den Wiederherstellungsprozeß des elektrischen Gleichgewichts hier durch Donner und Blitz, und man könnte das Nordlicht hiernach mit vollem Rechte das Gewittersurrogat der hohen nördlichen Breiten nennen, in denen es bekanntlich keine Gewitter gibt. — Ich gestehe, daß mich diese Art von Auffassung der Entstehung der Nordlichter sehr befriedigt hat, und man wird ihr auch wohl am Ende um so mehr Beifall schenken müssen, als an der elektrischen Natur des Phänomens überhaupt nicht wohl mehr gezweifelt werden kann. Der Gedanke aber, die Nordlichter unter dem Gesichtspunkte „nordischer Gewitter“ zu betrachten, ist neu und sinnreich.

Sehr schöne und erfinderisch ausgedachte Versuche über die Schnelligkeit, mit welcher sich das elektrische Fluidum durch Metalldrähte fortpflanzt, hat kürzlich der Professor Wheatstone am Kings College zu London angestellt. Er zog im Gebäude der Nationalgalerie Kupferdrähte von ½ englischen Meile Länge, welche mit einer Elektrisirmaschine in Verbindung standen und an einzelnen Stellen unterbrochen waren, so daß man das Ueberspringen des elektrischen Funkens von dem einen Ende zum andern in einem Drehspiegel beobachten konnte; letzterer Spiegel war so eingerichtet, daß er mehrere hundert Drehungen in einer einzigen Sekunde machte, welche sich zugleich angegeben fanden, so daß noch die Bestimmung des kleinsten Zeitintervalls möglich blieb. Wheatstone that auf diese Weise dar, daß die Schnelligkeit, mit welcher das elektrische Fluidum einen Kupferdraht durcheilt, die Schnelligkeit des Lichtes im Weltenraume fast um den dritten Theil übertrifft, d. h. also, einen Raum = 3 zurücklegt, während das Licht nur 2 macht. Nun legt das Licht, wie uns Beobachtungen über die Aberration der Fixsterne und die Verfinsterungen der Jupiterstrabanten lehren, in einer einzigen Zeitsekunde über 40,000 Meilen zurück, so daß es von der Sonne bis zu uns (etwa 20 Millionen Meilen) in 8 Minuten und einigen Sekunden gelangt. Das elektrische Fluidum dagegen durchläuft nach diesen Versuchen in einer Sekunde 60,000 Meilen, und würde, wenn eine Kupferdrahtverbindung zwischen Sonne und Erde möglich wäre, von jener zu dieser schon in etwa 5½ Minute gelangen. Ich stehe nicht an, diese Resultate der Wheatstoneschen Versuche zu dem Bedeutendsten zu zählen, was die Experimentalphysik seit lange geleistet hat.

In den früheren Nummern unserer Berichte ist wiederholt von einem sinnreich ausgedachten Apparate des berühmten Gauß zu Göttingen die Rede gewesen, um an einem schwebenden, den Einflüssen alles Metalls und selbst der Nähe des Beobachters entzogenen Magnetstabe die kosmischen und tellurischen Einflüsse auf die magnetische Deklination und Inklination auf das Genaueste zu beobachten. Einen ähnlichen Apparat hat jetzt der Professor Marx, derselbe, dem wir bei der Stuttgarter Naturforscherversammlung einen so lehrreichen Vortrag über diesen wichtigen Gegenstand verdanken, zu Braunschweig aufgestellt. Das Ergebniß der beiderseitigen Beobachtungen zu Göttingen und Braunschweig ist bis jetzt vollkommen übereinstimmend gefunden worden. Am 1sten November hatten sich beide Magnetstäbe wie gewöhnlich bewegt und waren in mehreren Stunden von der mittleren Richtung kaum um eine Bogenminute abgewichen. Am folgenden Tage (Sonntag, den 2ten November) dagegen zeigten sich beide eben so übereinstimmend höchst unruhig, und wurden bald nach 9 Uhr Morgens wie durch einen gemeinschaftlichen Stoß auf einmal um 22 Minuten von der ursprünglichen Richtung weggerückt. Welch ein eigenthümlicher Vorgang in der Natur hat diese ganz außerordentliche magnetische Anomalie erzeugt? Wir wissen es noch nicht, aber gleichwie die Kenntniß der Barometerveränderungen nach langjährigen Beobachtungen jetzt dergestalt ausgebildet ist, daß man aus bloßen Veränderungen in der Höhe der Quecksilbersäule mit Gewißheit auf bevorstehende Aenderung in der Witterung, Windrichtung u. s. w. schließt, eben so darf man hoffen, die Theorie der magnetischen Abweichungsänderung gleichermaßen bald zu einer solchen Vollkommenheit erhoben zu sehen, daß daraus mit derselben Sicherheit auf andere betreffende, unserer Aufmerksamkeit bis jetzt vielleicht ganz entgangene Naturprozesse, ja vielleicht wohl gar auf noch ungeahnte kosmische Ereignisse geschlossen werden kann. Ich kenne nichts Interessanteres, als diese Anregung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Soldatenschicksale.

(Fortsetzung.)

Anfangs Juli (1808) langte Römmling in England an und erhielt dort die ehrenvolle Stelle eines Adjutanten beim Obristen St. — Die englische Armee war voller Muth und Enthusiasmus; nach langer, gezwungener Ruhe leuchtete die Kampflust aus den Augen der Offiziere und Gemeinen, und der Befehlshaber, Sir John Moore, war der Mann, der seine Soldaten zu begeistern wußte. England hat keinen General gehabt, der allgemeiner als dieser der Liebling seiner Untergebenen gewesen wäre; Bravour, Herzensgüte, Leutseligkeit und Frohsinn waren in diesem zu früh verstorbenen Helden

Digitized by Google

vereinigt. Römmling fand schon im Augenblicke der Einschiffung Gelegenheit, sich durch seine Raschheit und Intelligenz bemerkbar zu machen. Am letzten Juli blähete ein günstiger Wind die Segel der englischen Flotte, welche majestätisch die blauen Wogen des sommerlichen Meeres durchschnitt. Sir John Moore stand etwas entfernt von seinem Gefolge und sah unverwandt auf das englische Gestade zurück; die jüngern Offiziere blickten ehrfurchtsvoll auf ihn, in dessen Zügen eine ungewöhnliche Rührung zu lesen war; Kapitän Blake, des Obristen St. erster Adjutant, ergriff Römmlings Hand, der neben ihm stand und sagte ernst: „Wer weiß, wer von uns diesen Küsten wieder entgegensegelt? Aber so lange unser edler Aufführer des Volk erhalten wird, wollen wir über den Verlust Einzelner nicht klagen und selbst mit festem Auge dem Tode entgegensehen.“ Der junge Mann, der diese Worte sprach, hatte ein von Lebenslust strahlendes Gesicht und gewährte das seltene, aber anziehende Bild eines fröhlichen Engländers, weßhalb auch Römmling sich gleich Anfangs freute, zu ihm in so naher Beziehung zu stehen. Der erste Tag der Fahrt war schöner als die folgenden, widrige Winde erhoben sich, und erst am 11ten August ward ihnen der ersehnte Anblick der Ufer von Portugal, wo sie in der Bay von Mondego landeten. Römmlings Chef ward sogleich von Sir John Moore in das Hauptquartier Sir Arthur Welleslеys, des nachmaligen Lord Wellingtons gesandt, um diesen von seiner Ankunft zu benachrichtigen. Schon jetzt begannen die Mühseligkeiten einer höchst beschwerlichen Campagne; doch ein Fußmarsch in der Hundstagshitze, unter dem glücklichen 40sten Breitengrade, ward ohne Unfall überwunden, und Obrist St. erreichte das englische Hauptquartier zu Vimiero, wo sie, trotz den bedauernswerthen Folgen der langen Verzögerung ihrer Ankunft, mehrend mit Jubel empfangen wurden. In Welleslеys Armeekorps war eine lebhafte Bewegung; eben sah man von weitem ein Detachement französischer Kavallerie heranrücken und rings im Lager erscholl der Ruf zu den Waffen; aber die Fahne eines Parlamentärs machte bald der Unruhe ein Ende. Mit einem glänzenden Gefolge nahte sich der General Kellermann, um im Auftrage des Generals Junot einen Waffenstillstand auf einige Tage zu unterhandeln, der vielleicht das Vorspiel einer friedlichen Vereinigung werden könnte. Und nicht lange, so erfuhr man wirklich, daß vor der Hand alle Feindseligkeiten aufgehoben seyen. Die Franzosen hatten durch die versprochene Räumung Portugals einen so vortheilhaften Waffenstillstand erlangt, daß ein allgemeines Murren unter den Offizieren und Soldaten der englischen Armee ausbrach. Das Ausbleiben des Mooreschen Korps, woran nur der unüberwindliche Einfluß der Elemente Schuld war, der Mangel an Energie unter den einheimischen Truppen, und endlich die bedenkliche Lage der Armee in dem fremden, ausgesogenen Lande, hatten Sir Hew Dalrymple, den Höchstkommandirenden, und Sir Arthur Welleslеy bestimmt, den Franzosen freien Rückzug mit den Waffen in der Hand und sichere Einschiffung in Lissabon zu gestatten. Der Unwille der Portugiesen war grenzenlos, wie ihr Haß.

Obrist St. ward beauftragt, bei der Einschiffung der französischen Truppen in Lissabon gegenwärtig zu seyn. Römmling war froh, ihm folgen zu dürfen; ihm ward dadurch die Gelegenheit, die schöne Hauptstadt im möglichst vortheilhaften Augenblicke zu sehen; denn das Korps des Sir John Hope, dem sie sich anschlossen, ward mit einem Jubel ohne Gleichen empfangen. Alle Häuser der malerisch gelegenen Stadt waren mit bunten Teppichen und Fahnen behangen, und ein Regen von Blumen und Bonbons fiel aus den Händen schöner Frauen auf die Einziehenden herab. Römmling fing mit der Spitze seines Degens ein Kränzchen von Rosen und Levcojen auf, und grüßte das erröthende Mädchen, dessen Hand es gesendet hatte, ritterlich und mit glänzenden Augen. Die ganze Scene war bezaubernd; das köstlichste Wetter begünstigte die Festlichkeit, der Tajo war bedeckt mit Booten, auf welchen, so wie auf den flachen Dächern der Häuser längs dem Ufer, unzählige Flaggen im Winde flatterten, von allen Kirchen und Kapellen ward geläutet, und in der hohen, azurblauen Luft mischte sich der Ton der Glocken mit dem Jubel des Volkes; die Portugiesen waren in diesen Augenblicken innig verbrüdert mit den Engländern, die ihnen als Retter erschienen.

Die Quartierbillette wurden vertheilt, und Römmling hatte die angenehme Ueberraschung, zu sehen, daß ihn das feinige zum Genossen des Hauses machte, aus dem das Blumenträuchen, das er noch immer am Griffe seines Degens trug, herabgeworfen worden war. Das Haus ward von einer etwas reichlich fetten Wittwe von etlichen und dreißig Jahren und ihrer jungen Tochter bewohnt. Im tiefen Alt der südlichen Sprachstimme riefen ihm die Frauen ein freudiges: „Willkommen!“ entgegen. Er ward in sein Zimmer geführt, das mit blaulem Marmor getäfelt war und einen Ausgang auf eine Terrasse hatte, die mit vielen, dort heimischen, unserm nördlichen Auge so festlich und zierlich erscheinenden Stauden geschmückt war. Als er in den Wohlgerüchen, welche die köstliche Luft durchwürzten, schwelgte, suchten Mutter und Tochter in südlicher Vertraulichkeit ihn dort auf. „O, mein Herr,“ redete ihn die Mutter an, „unsern Dank für den Theil, den Sie an der Befreiung unsers Landes haben, müssen Sie nicht verschmähen; Sie müssen der Sohn unsers Hauses, Giacoma's Bruder seyn, so lange Sie unter uns weilen.“

Digitized by Google

— Römmling kam ihrem herzlichen Benehmen freundlich entgegen, und ward noch an demselben Abend dem traulichen Kreise recht gut. Der Beichtvater der Damen, ein junger Pater mit klugem Gesicht, belebte Abends die Gesellschaft. Römmling sagte beschämt, nachdem man sich wieder in Danksagungen gegen ihn erschöpft hatte: „Wäre es mir doch nur möglich gewesen, Ihre Güte durch einen Tropfen Blutes, den ich für Ihre Sache vergossen hätte, zu verdienen; aber noch bin ich in keine feindliche Berührung mit irgend einem Franzosen gekommen.“ — Giacoma sah ihm keck in die Augen und sagte: „Es liegt etwas in ihren Blicken, was Bürgschaft dafür leistet, wie gerne Sie Ihr Blut für eine gute Sache verspritzen würden.“ — Römmling lächelte ihr einen Dank für die gute Meinung zu. — Am andern Morgen sollte ein rührendes Schauspiel stattfinden. Viertausend Spanier, welche die Franzosen auf Schiffen gefangen gehalten hatten, sollten auf die feierlichste Weise wieder in Freiheit gesetzt werden. Das Campo de Urica, ein Platz von ungeheurer Größe, war gewählt worden, um die Befreiten dort festlich zu vereinen. Römmling hatte keine Dienstpflicht dabei zu versehen; er bot also den Damen bei dieser Ceremonie seine Begleitung an. Mit dem frühesten Morgen war ganz Lissabon in Bewegung. Die Spanier standen in Reihe und Glied auf dem Platze, und nachdem sie ihre Uniformen und Waffen wieder erhalten hatten, formirten sie ein Quarré um ihre Offiziere und Generale. Die bleichen, abgezehrten Gesichter stachen seltsam gegen die stolze Fremde ab, die aus ihren Zügen sprach; aber auf manchen Physiognomien war ein Gefühl tiefwurzelnden Grolls bemerkbar.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

La Tour de Neale. Dlle. Duchesnois.

Alex. Dumas hat sich vor nicht gar langer Zeit mit einem andern Dichter, Namens Gaillardet, entschlagen, blos wegen des Antheils, den Jeder am Schauspiel la Tour de Neale, das auch beinahe hundert Darstellungen erlebt, zu haben behauptete. Sonderbar ist es, daß eines Prozesses, mehrerer Briefe in den Tagblättern und eines Duells ungeachtet, das Publikum doch noch nicht recht weiß, wie es sich mit dieser Sache verhält. Alex. Dumas hat die Sache im Musée des familles lustig erzählt, aber natürlich ganz zu seinem Vortheil. Er behauptet nämlich, kurz nach der Cholera im Jahr 1832. als das Theater der Porte St. Martin im ganzen Monat April nur 6000 Franken einnommen hatte, sey der Direktor Harel zu ihm, dem eben von der Cholera sich erholenden Alex. Dumas, gekommen und habe ihn um ein neues Stück gebeten, worin Dlle. Georges eine Hauptrolle bekommen könnte, und das im Stande wäre, das Publikum wieder anzulocken. Da nun die Sache seinen Ruf schon gelitten, so habe Harel ihm vorgeschlagen, den dramatischen Versuch eines jungen Dichters aus der Provinz zu bearbeiten, der mit der Bühne noch wenig vertraut sey, und ihm daher seinen Versuch gänzlich überlassen habe; der reits habe Jules Janin den Styl verbessert, aber die Bearbeitung aufgegeben, weil keine dramatische Handlung im Stücke sey. Harel habe ihm zu gleicher Zeit den Inhalt mitgetheilt, und versprochen, ihm am folgenden Tage das Stück zu bringen; und als nun Harel wiedergekommen, habe ihm Alex. Dumas zugerufen. das Stück sey schon halb fertig, indem er, der Dichter, in der Zwischenzeit einen Plan entworfen. Darauf habe er den Entwurf des jungen Dichters flüchtig durchgegangen, eine einzige Scene aus demselben benutzt, nichtsdestoweniger aber verlangt, der junge Dichter solle den Gewinnst mit ihm theilen und sein eigener Name nicht genannt werden. Harel habe sofort im Theaterzettel angekündigt: la Tour de Neale, par ** et Gaillardet. Dieser sey sogleich nach Paris gekommen, und obgleich er von seinem Stücke beinahe nichts wiedererkannt, habe er doch auf einer Aenderung in der Ankündigung bestanden. Harel sollte nämlich setzen: par Gaillardet et **, was Alex. Dumas spaßhaft mit der Anmaßung des Mannes vergleich, welcher in der Oper „die Karavane“ die Hinterbeine des papyrnen Kameels darstellte, und verlangte, man solle ihn endlich auch einmal in der Darstellung der Vorderbeine des bürtern lassen. Gaillardet begann einen Prozeß gegen Harel wegen der verlangten Versetzung der Sternchen, und gewann ihn. Auch verdiente er sich durch die vielen Darstellungen des Stückes unaefähr 12,000 Franken, und der trachtete sich allmählich als den einzigen und wahren Verfasser des Schauspiels Tour de Neale. Indessen versicherte er in demselben Musée des familles, jenes Stück sey sein erstes und bestes Schauspiel. Diese Versicherung mochte Alex. Dumas böse; er ergriff die Feder, um zu beweisen. daß dieses Schauspiel keineswegs Gaillardet zum Verfasser habe, sondern daß es von ihm, Dumas, herrühre. Gaillardet wollte aber einmal der Verfasser des Stückes seyn, und nun kam es zu einem Duell, das den Streit wohl mag geschlichtet haben, aber dem Publikum keinen Aufschluß gab. Uebrigens hätten Beide wohl besser gethan, wenn sie, statt sich mit einander zu schlagen und ihr Leben so leichtsinnig aufs Spiel zu setzen, Jeder für sich durch ein neues und gutes Drama bewiesen hätten, daß er es verdiene, für den einzigen Verfasser des Tour de Neale anaesehen zu werden. — Das Théâtre français hat unlängst eine Schauspielerin verloren, welche lange Zeit hindurch für die beste Tragiterin dieser Bühne galt, nämlich die Dlle. Duchesnois, die aber schon seit einigen Jahren nicht mehr spielte, und wie die meisten ihrer Schwestern in der letzten Zeit ihres Lebens viel von ihrem ehemaligen dramatischen Talente verloren hatte. Zur Zeit des Kaiserthums, als Napoleons Despotismus den Zeitungen die freie Erörterung der vaterländischen Angelegenheiten untersagt hatte, und Schauspiele und literarische Novitäten beinahe das Einzige waren, worüber die Journalisten ihre Meinung frei und auch parteiisch sagen durften, beschäftigte die Nebenbuhlerschaft zwischen den Dlles. Duchesnois und Georges lange die Tagblätter und den müßigen Theil des Pariser Publikums. Dieser Streit war gleichsam eine Erholung von den schrecklichen Schlachtgeschichten, welche die Bülletins der großen Armee lieferten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt-Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 56.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 6. März 1835.

Ach dämpfe dieses Feuer!
Uns trennet meine Pflicht.
Dem Freunde bist du theuer,
Doch fordre Liebe nicht.

Winters
unterbrochenes Opferfest.

Soldatenschicksale.

(Fortsetzung.)

Giacoma hatte schon während der ganzen Ceremonie, an der durchaus nichts Gemachtes war, Zeichen eines warmen Antheils gegeben; jetzt zitterte sie, ward roth und bleich, ohne daß Römmling den Gegenstand ihrer lebhaften Bewegung hätte errathen können. Aber nach kurzer Frist löste sich das Räthsel durch das Herantreten eines spanischen Offiziers, den sie wahrscheinlich längst hatte nahen sehen. Mutter und Tochter empfingen ihn mit gleicher Wärme; er aber hatte nur Augen für das schöne Mädchen. Römmling ward durch diesen Anblick lebhaft an seine Clara erinnert, und dachte des Wiedersehens, das für ihn — ach! noch so ferne lag. — Die Unterredung mit dem interessanten, blassen Fremden konnte nur kurz seyn, da er zu seiner Kompagnie zurück mußte, und diesen Augenblick des Wiedersehens nur stehlen durfte. — Jetzt fand sich auch der Pater ein und bot Giacoma den Arm, während Römmling den seinigen der Mutter reichte. Giacoma war heute interessanter als gestern: eine leichte Rührung ward durch ihre Fröhlichkeit bemerkbar, sie hüpfte um Römmling herum und wäre ihm gewiß um den Hals gefallen, wenn er sich nicht, aus Bekanntschaft mit der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur, von ihr entfernt gehalten hätte.

Römmling benutzte die einsamen Siestestunden, sich in Claras Andenken zu versenken; er rief sich ihre lieblichen Züge vor die Seele zurück, so ganz von denen der hiesigen Mädchen verschieden; er nahm Claras Bildniß öfter als sonst aus seinem Versteck hervor, als ob er selbst es für nöthig erachtet hätte, ihr Bild öfter als gewöhnlich in sich zu erneuern. Es war wohl der kleine portugiesische Schmetterling, der ihn umschwebte, mit dem er seine Phantasie mehr als billig beschäftigt fand, besonders seit der Spanier im Hause aus- und einging und das junge Mädchen ihre kleinen Gunstbezeugungen zwischen ihm und diesem theilte. Er hatte gewünscht, nicht länger in dem Hause bleiben zu dürfen, als bis zu Ribaldo's Abreise, die bald erfolgen mußte, da die befreiten Spanier den Befehl erhielten, nach Catalonien zu marschiren; aber sein Wünschen half nichts. Wie das ganze Korps, so war auch er verurtheilt, vorläufig seinen Aerger über die abgeschlossene Convention zu verbeißen, sich nach einem Wirkungskreise, der wenigstens die Möglichkeit einer Auszeichnung gewährte, vergebens zu sehnen und sich zum Ersatz einstweilen in Lissabon so gut wie möglich zu amüsiren, wozu die herrliche Gegend, das Theater, die Gesellschaft der Kameraden und manche angenehme Bekanntschaft mit den Portugiesen Stoff

Digitized by Google

genug darboten. Es konnte ihm nicht entgehen, daß seine Gegenwart die kleine Giacoma gar sehr über die nun erfolgte Abreise des früheren Geliebten zu trösten schien; sie war fast überall anzutreffen, wo er sich eben befand, auf der Teecasse, im Zimmer, im Garten, und doch war stets eine so unschuldige Unbefangenheit in ihrem Betragen, daß er ihr nicht zürnen konnte. Als sie ihn eines Tages traute in einer kühlen Grotte des Gartens sitzen sah, und es ihm auch bei ihrem freundlichen Gruße unmöglich war, den düstern Ernst sogleich aus seinem Gesichte zu verscheuchen, sagte sie theilnehmend: „Was ist Ihnen, Lord Karlos?“ (wie sie ihn scherzend zu nennen pflegte). „Fehlt es Ihnen an etwas bei uns, daß Sie so traute in die Wolken sehen?“ — „Ach ja,“ sagte Römmling, „an mancherlei fehlt mir's, aber an nichts, das Sie mir geben könnten, denn Sie sind viel freundlicher gegen mich, als ich es je vergelten kann.“ — „Vergelten,“ wiederholte Giacoma und setzte sich schmeichelnd neben ihn, „vergelten können Sie Alles, wenn Sie uns ein wenig lieb behalten und uns nimmer vergessen wollen.“ — „Ich müßte ja ein Undankbarer seyn,“ erwiderte er und streichelte ihr die Wangen. — „Ach nein, so meine ich es nicht; aus Dankbarkeit sollen Sie meiner nicht gedenken, aus Neigung, aus freier Herzensneigung.“ — „Gute Giacoma,“ flüsterte Römmling und bog ihr Köpfchen in die Höhe; „Du hättest mir ja doch kein Herz wiedergegeben, Deines gehörte ja schon, ehe ich kam, Rivaldo.“ — „Ja, es gehörte,“ sagte sie gedehnt. „Und gehört noch,“ fuhr er fort. „Du denkst wohl manchmal, daß ich Dir allzuwohl gefalle, aber es ist nicht so. Und sieh,“ sagte er schmeichelnd und zog Claras Bildniß hervor, „sieh, hier will ich Die auch das Bild eines holden Mädchens zeigen, das ich im fernen Vaterlande lieb habe und das ich Deiner Freundschaft auch empfehlen will.“ Seine Stimme zitterte unwillkührlich, als er sprach. Sie sah ihn an, ihre Augen füllten sich mit Thränen, und sie verbarg den Kopf an seine Brust. „Hast Du sie sehr lieb?“ fragte sie, an ihm hinaufblickend. „Wie mein Leben,“ erwiderte er; „wie Du Rivaldo auch wieder haben wirst, wenn es erst Friede ist und er Dich als Frau heimführt.“ — „Ich will sie auch lieben!“ rief Giacoma und warf sich an seine Brust, „und Du willst mein Bruder bleiben, nicht wahr? — Ich habe keinen.“

Von nun an war die Ruhe in Römmlings Herz zurückgekehrt; es war ihm so sehr Bedürfniß, mit ungetheiltester Treue seiner Clara zu gedenken, daß dies Bewußtseyn ihn allein beglücken konnte. — Jetzt trat aber eine Aenderung in den Aussichten der Armee ein. Sir Hew Dalrymple ward nach England zurück berufen, wo man vielleicht sein Verfahren in Betreff der Konvention nicht billigte. Sir Arthur Wellesley glaubte ebenfalls diesen Augenblick keinen Wirkungskreis nach seinem Geschmack vor sich zu sehen und folgte Sir Hews Beispiel, indem es ihm gelang, sich einen Urlaub zu verschaffen. So fiel der Oberbefehl der Armee an Sir John Moore, und die erste Wirkung dieser Veränderung war der Befehl an die Truppen, sich zum Abmarsch nach Spanien zu rüsten. Die Armee war ohngefähr 40,000 Mann stark und die Besorgniß, sie nicht auf einer und derselben Marschroute mit Fourage und Lebensmitteln versehen zu können, bewog den General, sie in drei Abtheilungen nach Salamanka zu beordern. Obrist St. und Römmling waed ihre Marschroute über Villa viciosa, Badajos und Talavera la real nach Madrid angewiesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Im Gebiete der Optik haben wir einer sehr artigen und unterhaltenden Erfindung des königl. preußischen Hofmechanikus und akademischen Künstlers Petitpierre zu erwähnen, welche jetzt in Berlin viel Interesse erregt. Dieselbe besteht in einer solchen Anordnung und Verbindung der Camera obscura mit einem weiteren Apparate, daß dieselbe als Camera clara benutzt werden kann. Es darf zur leichtern Uebersicht dieser Konstruktion zuvörderst daran erinnert werden, daß man in den optischen Wissenschaften den Namen einer Camera obscura jedem eingeschlossenen Raume, z. B. einem bloßen Kasten beilegt, in welchen kein Licht von außen anders, als durch eine einzige sehr enge Oeffnung eindringen kann. Die Wirkung einer solchen Veranstaltung besteht darin, daß sich die äußern Gegenstände, wenn sie stark genug erleuchtet sind, auf der der Oeffnung gegenüberstehenden Wand mit ihren natürlichen Farben in umgekehrter Stellung abbilden. Durch Mitanwendung eines zweckmäßig aufgestellten Spiegels läßt sich letzterem Uebelstande abhelfen, gleichwie die Bilder eine sehr große Lebhaftigkeit erhalten, wenn man in die oben erwähnte Oeffnung ein erhaben geschliffenes Glas einsetzt. Camera clara dagegen heißt eine ähnliche Vorrichtung, bei welcher aber das Bild nicht, wie oben, erst mit einer Wand aufgefangen, sondern, gleichwie im Fernrohre, unmittelbar durch ein seitwärts eingesetztes zweites erhabenes Glas betrachtet wird. Nach Petitpierres neuer Anordnung wird nun in der Mauer eines Zimmers eine Röhre angebracht, welche, wie oben, mit einem bloßen Kasten in Verbindung steht, der durch ein großes weißes Prisma

Digitized by Google

und ein Objektivglas alle, in der Landschaft oder Gegend, nach welcher die Röhre gerichtet ist, vorkommenden Gegenstände aufrecht und in den natürlichen Farben auf einer dazu eingerichteten Glasscheibe abbildet. Diese Scheibe kann man in einen zierlichen Rahmen fassen lassen, und erhält somit ein Tableau mouvant, welches, zweckmäßig angebracht, aus allen Punkten des Zimmers gesehen werden kann und das lebendigste und abwechselndste Schauspiel liefert, wie keine andere Art von Vorrichtung zu gewähren im Stande ist. Soz. B. wandelt in der Gegend, nach welcher die Röhre eben gerichtet ist, kein Bekannter vorüber, den man nicht augenblicklich und unverkennbar auf dem Bilde wahrnähme. Dieser äußerst niedliche und sinnreiche Apparat ist in Berlin schon in mehreren vornehmen Häusern aufgestellt, und wird, bei der großen Unterhaltung und Bequemlichkeit, welche er gewährt, wohl bald eine sehr weite Verbreitung finden.

Ich führe die Leser aus Petitpierre's Camera clara zu einer andern Seite der Natur, indem ich der schwierigen und lehrreichen Versuche erwähne, welche der Professor Meyer zu Königsberg in Preußen über das Wachsthum der Pflanzen angestellt hat und deren Resultat jetzt bekannt wird. Aus diesen, namentlich an jungen Getreidepflanzen gemachten Beobachtungen geht hervor, daß das Wachsthum überhaupt Nachts etwas geringer ist, als bei Tage. (Sollten warme, feuchte Mainächte, nach welchen man die Pflanzen oft augenscheinlich gewachsen findet, dabei nicht eine Ausnahme machen? Oder erstrecken sich die Beobachtungen des wackern Pflanzenphysiologen auch auf diesen Monat, was sich in der mir vorliegenden Notiz nicht angegeben findet?) Bei Tage insbesondere ist das Wachsthum von 8 Uhr Morgens bis 2 Uhr Mittags stärker, als von Mittag bis Abend; auch wird es abwechselnd beschleunigt und verzögert, so daß nach einem stärkeren Wachsen von 8 bis 10 Uhr Vormittags, ein langsameres von 10 bis 12 Uhr folgt, worauf wieder ein stärkeres von 12 bis 2 Uhr und dann abermals ein schwächeres eintritt. Diese Erscheinungen an den Pflanzen zeigen eine auffallende, vom Experimentator selbst aber vielleicht übersehene Analogie mit dem magnetischen Prozesse. Auch die Bewegungen (Aenderungen in der Deklination) der Magnetnadel sind im Ganzen im Sommer beträchtlicher als im Winter und, genau wie das Wachsthum der Pflanzen, bei Tage stärker als bei Nacht; ja, wie die Pflanze, nach jenen Beobachtungen, von Morgen bis Mittag stärker wächst, als von Mittag bis Abend, so hat die Magnetnadel ihreserseits von Morgen bis Mittag eine schnellere Bewegung, als von Mittag bis Abend. Ich verberge meine Freude über die von mir gemachte Bemerkung dieser so höchst auffallenden Analogie nicht, sie wird vielleicht einst noch dazu dienen, den Zusammenhang zwischen den Gesetzen, welche die geheimsten Naturagenten befolgen, näher aufzuklären und das Emporertreiben der Pflanzen aus dem Schooße der Erde durch die Lebenskraft der letztern, gleichwie die Einwirkung dieser nämlichen Lebenskraft auf die Bewegung der Magnetnadel, in ihrer gemeinschaftlichen Abhängigkeit vom nämlichen Grundprinzip darzuthun. Wir werden hierauf zurückkommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 25sten Februar.

Vorstellung im Hoftheater zum Schiller-Denkmal.

Wir leben in der Zeit dankbarer Rückerinnerungen. Der Wechsel ergötzt; auf kühne Thaten rührere Männer und Hoffnungen, und am Ende fromme Werke. Laßt uns die Todten begraben! — Mainz sammelt für Gutenberg, Stuttgart für Schiller. Mit Guttenbergs Denkmal steht es noch schlimm; die Summe ist sehr winzig ausgefallen. Der Direktor des Königstädtischen Theaters in Berlin hat inzwischen durch Mad. Birch-Pfeiffer dem guten Gänsfleisch zwischen seinen Knoblisen ein Denkmal setzen lassen, doch es ist ihm nicht eingefallen, dadurch für das Denkmal in Mainz kontribuiren zu wollen. Die Theater stehen aber auch in keiner Beziehung zur Buchdruckerkunst, wenn man die Komödiantengettel ausnimmt. Es ließe sich sogar beweisen, daß die Erfindung Guttenbergs den Zustand der Theater herabzog. Ohne Buchdruckerkunst, müßten da nicht die Direktionen Manuscripte kaufen, statt daß sie jetzt deren Druck nur abwarten dürfen, um das Honorar zu ersparen? Die Schauspielerinnen, müßten sie nicht ihre Stoffe weiter verholen, als aus den „vergriffenen Büchelchen" der Leihbibliotheken? und endlich die vielen falschen Necessitonen, werden Kunst und Künstler nicht durch sie verwirrt, gehärtet, beeinträchtigt, niedergedrückt? Und daran ist nur die Erfindung der Buchdruckerkunst Schuld. Aber mit Schiller ist es ein Anderes. Dem verdanken die Theater so Viel; drei seinem Denkmal sollen sie nicht ruhig zusehen, sie sollen sich rühren, und ihn nicht so lange auf das Denkmal warten lassen, als Gutenberg, der schon Jahrhunderte todt ist. Wollte man die Idee nun auch so alt werden lassen, und dann die Mittel zur Ausführung wiederum so langsam eintreiben, so thäte indessen der Komet erscheinen, der alle diese schönen Vorhaben vernichtet.

Die Franzosen sind mit solchen Dingen, wie mit vielem Andern, schneller zur Hand; aber wie flatterhaft und leicht sind sie auch; wir sind bedächtiger, besonnener. Gut Ding will Weil'! Eine Stadt wie Rouen brauchte vier Wochen zur Sammlung von Beiträgen, und noch einmal so viel Zeit zur Errichtung der Denkmäler für Corneille und Beleidieu. Wozu diese Eile? der Todte gedulbet sich ja, und die großen Männer sorgen bei Lebzeiten schon dafür, daß sie auch ohne unsere Denkmäler bei der Folgezeit fortleben. Die Nationeleitelkeit der Franzosen wollen wir uns nie zum Muster nehmen. Fraste nicht erst in diesen Tagen einer, bei Gelegenheit der Wiederaufführung des Freischützen in der Opera comique, in öffentlichen Blättern: wie es denn nun

Digitized by Google

Webers Wittwe stände? „On se rappelle qu'une représentation à son bénéfice fut donnée à l'Odéon, il y a onze ou sept mois depuis, quel est le sort de Madame Weber? Und am Ende segen sie ihm wohl gar ein Denkmal, nennen eine Straße oder Brücke nach ihm, ehe wir daran nur gedacht haben, zu fragen: „quel est le sort de Madame Weber?“ jedoch auf deutsch, wie sich von selbst versteht. —

Schillers Tod fiel in eine Zeit, die einem nationellen Aufschwunge nicht günstig war. Der Krieg in Preußen folgte bald darauf mit der ganzen Kette unglücklicher Ereignisse für Deutschland. Nur die Theater äußerten damals ihre Trauer laut, wie es ihnen zukam, denn sie waren von der propheticschen Ahnung ergriffen, was ihnen mit diesem Todesfall entrissen worden war. Die Nation beruhigte sich vorläufig damit; man wußte Schillers Reste ehrenvoll beerdigt, wenn es gleich ein wenig „nadowessisch“ ließ, seinen Schädel außerhalb des Grabes an einem dritten Orte aufzubehalten und vorzuzeigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Februar.

(Beschluß.)

Die Dlles. Georges und Duchesnois. Dlle. Desgarcins.

Der Abbé Geoffroy, welcher damals den Scepter oder die Ruthe der Theaterkritik im Feuilleton des Journal de l'empire führte, ließ es sich außerordentlich angelegen seyn, die Dlle. Georges, welche bei Weitem die Schönere von beiden Schauspielerinnen war, oben an zu stellen und ihr auf Kosten der etwas hölzichen, aber gefühlvollern und tragischern Duchesnois Weihrauch zu streuen, wobei er sich jedoch so plump benahm, daß die Anhänger der Duchesnois während auf ihn wurden und Karrikaturen und Spottverse dichteten. Es entstanden zwei Lager in Paris, das Duchesnoisische und das Georgesche; letzteres hatte den Vortheil, daß es von dem rüstigsten und dreistesten Abbé in den angesehensten der Pariser Tageblätter vertheidigt wurde. Napoleon mochte es wohl nicht ungern sehen, daß sich die Mühßigen, deren Gerede in den Salons ihn stets unruhig machte, um die Vorzüge zweier Schauspielerinnen stritten, indeß er seine großartigen Pläne in Ausführung brachte. Je wüthender der Abbé Geoffroy auf die Gegnerin der seinen Georges loszog, und je eifriger seine und ihre Gegner die Ausfälle des Abbé parirten, desto besser war es für die Stabilität des mächtigen Herrschers. Erst durch das Abtreten der Dlle. Georges, welche sich nach Rußland begab, vermuthlich, weil sie selbst des Streites müde wurde, entstand Ruhe. Dlle. Duchesnois blieb im Besitze der Hauptrollen des tragischen Faches. Der Abbé ließ nicht nach, sie zu kritisiren, aber ihn ereilte bald der Tod, und seitdem hatte Dlle. Duchesnois keinen Feind mehr; aber seitdem wurde sie auch weit weniger beachtet. Das Aufkeimen des Abbé im Feuilleton hatte das Gute für sie, daß ihre Freunde ihr dramatisches Spiel über Gebühr lobten; mit dem übermäßigen Tadel hörte auch das übermäßige Herausstreichen auf. Vielleicht hat sie sich zuweilen nach der guten Zeit zurückgesehnt, wo ein geharnischter Abbé gegen sie, und ihre Freunde für sie eine Lanze brachen. Dann kamen noch die großen politischen Begebenheiten hinzu, welche dem Theater überhaupt seine Wichtigkeit benahmen und den Schauspielern, zum außerordentlich verdunkelten. So kam Dlle. Duchesnois allmählich in eine Art von Vergessenheit; wenigstens erregte ihr Auftreten bei Weitem nicht mehr das Aufsehen, wie sonst. Da sie noch der Dlle. Georges den Scepter einer tragischen Königin streitig machte, und zuletzt war kaum noch die Rede von ihr. Ihre alten Bewunderer waren ihrem wüthenden Gegner Geoffroy in's Grab gefolgt, und die jüngern Habitues des Parterre im Théâtre français begriffen nicht recht, warum man sich so entsetzlich um sie gestritten habe. Die so Manches ausgleichende Zeit hatte auch die Nebenbuhlerschaft der beiden Tragikerinnen gütlich beigelegt. Man sah sie in der Folge zusammen wieder auf derselben Bühne auftreten, ohne daß es Jemand einfiel, für oder wider sie eine Lanze zu brechen. Dlle. Georges verließ zum zweiten Male das Théâtre français und Dlle. Duchesnois zog sich ganz zurück. Sie soll in ihrem Alter in beschränkten Umständen gelebt und einen Jahrgehalt der Regierung als einzige Unterstützung bezogen haben. Dlle. Georges spielt noch an der Porte St. Martin; sie ist das Sedene, deren Weis nicht mehr, das sonst einen Abbé zu ihrem Ritter machte; allein ihre Schönheit ist doch noch nicht ganz verblüht, und in den Alex. Dumasschen Schauspielen, worin ihr die Hauptrollen vorbehalten werden, macht sie noch einigen Effekt; Niemand aber unterstellt sich noch, sie als die erste Tragikerin auszuposaunen. Ueberhaupt hat schon lange keine Schauspielerin in Paris mehr als Tragikerin den Ruf, den sonst die beiden Nebenbuhlerinnen hatten. Ihr Thron ist unbesetzt geblieben und erwartet eine Königin ihres Gleichen. Eine Madame Valmore, welche in ihre Fußstapfen getreten war, aber ihren Ruf bei Weitem nicht erreicht hatte, ist kurz nach der Dlle. Duchesnois gestorben. Will man jetzt berühmte oder beliebte Schauspielerinnen in Paris sehen, so muß man sie in den kleinern Theatern suchen; dort gibt es noch einige Celebritäten, wiewohl sehr sehr untergeordneten Range, z. B. die Dlle. Desgarcins im kleinen Palais-royal-Theater, welche besonders die Studenten, Kaufmannsdiener und Clercs in wahres Entzücken versetzt durch die natürliche Weise, wie sie die Grisettenrollen darstellt, wie z. B. in dem Vaudeville Fredegonde, welches seit sechs Wochen jeden Abend gegeben werden muß. Eine Schule der guten Sitten ist dieses Stück eben nicht; allein sehr gut schildert es solche Sitten, wie man sie in großen Hauptstädten leider häufig antrifft. Zwar sein sittlich schönes, aber ein nur allzu treffendes Gemälde ist dieses Vaudeville, das Lieblingsstück der jungen Leute, wie die Hauptheldin der darin geschilderten Abenteuer ihre Lieblingsschauspielerin ist. Man hält sie für witzig, und schon schreibt man ihr allerlei Bonmots zu, wie man lange Zeit Brünet die kurirenden Bonmots und Wortspiele in Paris zuschrieb. Auch hat sich 24 Stunden lang der größte Theil des Pariser Publikums an dem Zorne ergötzt, den sie gelassen darüber soll, als der Kronprinz, Herzog von Orleans, einem bekannten Reitpferde ihren Namen Desgarcins beigelegt hatte. Es wurde sogar in den kleinern Tageblättern ein Schreiben von ihr mitgetheilt, worin sie sich über den vorgeblich ihr angethanen Schimpf beklagte; aber dieses Schreiben war unächt, und es folgte ein wahres, welches das erste verdammte; die Schauspielerin versicherte darin, daß sie nur Beweise von Güte von Seiten des Herzogs erhalten habe, und gerichtete Zeitungsblätter bemerkten dabei, daß die Engländer ihre Wettrennpferde nur nach berühmten Personen benennen; so höre man von einem Wellington, einer Taglioni, einem Peel, welche zu Newmarket den Preis als erste Läufer davonnehmen oder nicht gewonnen. Der Dlle. Desgarcins soll also durch jene Benennung kein Schimpf, sondern vielmehr eine Ehre erwiesen, wenigstens beweise der Herzog dadurch, daß er sie an den berühmten Personen jetziger Zeit rechne.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 57.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 7. März 1835.

Du blaue Tiefe der Wasser,
Wo die Woog' sich nicht hebet,
Wo man den Sturm nicht kennt,
Wo die Seeschlange lebet,
Wo die Nixe mit Muscheln ziert
Ihr Haar, so glänzend grün, so lang.

Byron.

An das Meer.

O Meer, verliehst du nicht den brennendrothen Saft,
Den heil'gen Purpur, draus man Kön'gen Mäntel schafft,
Den Männern von Berpt und Tyrus?
O finstres Meer, lag nicht in deiner grauen Fluth
Die dunkle Röthe, die mit königlicher Gluth
Umfloß den Heldenleib des Cyrus?

O du, des schwärzlichen Meergottes farb'ger Sohn,
Purpur, bedecktest du nicht Alexanders Thron
Im Land der Juder und der Scythen? —
O Meer, dein dunkler Schooß verbirgt ein Labyrinth
Von Wundern; — ist nicht auch die Perl', o Meer, dein Kind?
Gebarst du nicht selbst Aphrodite'n?

Ja, du bist reich! ich sah bis auf den Grund dich, Meer!
Wie dem von Sidon du die Muschel gabst, daß er
Den Purpur auf die Wolle drücke:
So hast du meinem Blick dein Inn'res aufgethan,
So ließest du im Geist mich deine Pracht empfah'n,
Auf daß sie meine Lieder schmücke.

Die alten Schätze, die auf deinem Boden ruhn,
Die Horte, die man einst in dich versenkt, die Truh'n,
Die durch das blaue Wasser blitzen;
Die Drachen, deren Mund blutrothe Flammen speit,
Die, Scepter in den Klau'n, im Scharlachschuppenkleid
Das anvertraute Gut beschützen;

Die Schlange, deren Leib, gleichwie ein Meridian,
Die halbe Welt umspannt, die Keines Augen sahn,
Als meine, die mit sieben Zungen
Das Eis des Nordpols leckt (— es schmilzt von ihrem Hauch,
Die Gleicherssonne sengt durch's Wasser ihren Bauch,
Den Südpol hält ihr Schweif umschlungen);

Die Städte, die dein Mund in seine Tiefe riß —
(Als Wächter stehn am Thor, und fletschen das Gebiß
Meermänner mit blutgier'gen Blicken —)
Den Seepolypen, der mit haar'gen Armen zuckt,
Den Leviathan, der den Mond, dereinst verschluckt,
Wenn er vom Himmel fällt in Stücken;

Das Grab Neptuns — in das, als er gestorben war,
Als ihn kein Steuermann mehr rief in der Gefahr,
Als Jeder sich an Heil'ge wandte,
An Fischefänger auf dem See Genezareth,
Und nicht an ihn mehr, dem der Aethiop das Fett
Von hundert Stieren einst verbrannte —

Digitized by Google

Sein Grab, in welches ihn ertrunkne Römer und
Hellenen — sie auch, die der rothgefärbte Sund
Von Salamis verschlang — begruben,
Sich drüber legten, und — o, welch ein Leichenstein! —
Aus ihrem eigenen verwitterten Gebein
Dem todten Gott ein Mal erhuben;

Die Flaschen, die der Ring des Salomo verschloß,
Die seit Jahrtausenden dein Wasser schon umfloß;
Die Krüge, gläsern oder irden,
In denen Geister sind, entsetzlich von Gestalt,
Die losgelassen dich, o Weltmeer, wie Asphalt
In lichte Flammen setzen würden; —

All' dah' ich es gesehn! — du hast dich mir gezeigt,
Auf daß mein Mund von dir und deinen Wundern zeugt,
Uraltes Meer, vor meinem Sterben.
Du reichst den Purpur mir: mein Lied ist das Gewand,
Auf dem er glühen soll, ich tauche mit der Hand
In deine Fluth, mein Lied zu färben.

Sieh', wie es funkelt! sieh', schon glänzt es purpurroth,
Schon glüht es farb'ger, als die Flagge, die das Boot
Aus China schmückt vor Surabaya!
Schon geht es, buntgeschuppt, in seiner Pracht einher;
Dem Goldfisch ist es gleich, dem blitzenden, wenn er
Sich sonnt im Busen von Biscaya.

Amsterdam.

F. Freiligrath.

Soldatenschicksale.

(Fortsetzung.)

Es war am 18ten Oktober des Jahrs 1808, als Römmling sich von Menschen trennte, die ihm in kurzer Zeit sehr lieb geworden waren und die er nun vielleicht im Leben nicht mehr wieder sehen sollte. Das Mädchen, das ihm leicht zu theuer hätte werden können, sah mit thränenschweren Augen aus dem Fenster, als er vorbeiritt und warf ihm wehmüthig ein Kränzchen von Rosmarin herab, das er, wie jenen vollen Blumenkranz, auffing und vor ihren Augen an seine Lippen drückte. Nichts trug aber mehr dazu bei, ihm die Trennung leichter zu machen, als Blakes lustige, langentbehrte Gesellschaft.

Die Gegend war öde und ohne Hülfsquellen; die Häuser leer, die Felder unbebaut. Die Luft allein war von Vögeln belebt, die kein Feind zu verscheuchen vermocht hatte. Die wenigen Landleute, die man antraf, brachten indeß freundig, was sie auftreiben konnten. Ein junges Mädchen reichte Römmling ein Huhn und sagte: „Es ist mein eigenes Lieblingsthier, aber Euch geb' ich's freudig hin.“ Er nahm es und sprach: „Ich danke Dir, mein Kind, für Dein Geschenk, und bitte Dich nun, eines von mir anzunehmen. Hier hast Du dein Huhn wieder und einen Piaster dazu, damit Dich seine Erhaltung in dieser schweren Zeit nichts kostet; das Hühnchen mußt Du aber nie schlachten, sondern als Geschenk von einem Engländer zum Andenken bewahren.“ Das Huhn gackerte vor Angst bei den vielen Manipulationen, und das Mädchen drückte freudig den Mund in das bunte Gefieder. In Villa viciosa brach eine Ruhr aus, die glücklicherweise nicht weit um sich griff, aber doch manchen Britten bettete, „wo ihm die Erde zu heiß.“ Trotz der spärlichen Bevölkerung, der Armuth des Landes und der damaligen Erschlaffung der Einwohner, war Portugal den Engländern doch lieb geworden; so zutraulich kam ihnen das Volk entgegen, so sehr erkannten die Portugiesen der Fremden Verdienste um ihr Vaterland an. In Etwas zeigte sich das Land noch einmal von seiner vortheilhaften Seite; ein helles Abendroth beleuchtete am 6ten November mit aller sommerlichen Pracht den (wie man dort versichert) tausend Fuß hohen Aquädukt, der diese Stadt mit Wasser versorgt. Bogen thürmt sich auf Bogen, und zwischen jedem sah man die sonnige Landschaft durchscheinen, gleich eingerahmt, in malerischer Darstellung. Von dem Festungsberge starrte die starke Befestigung in die Luft. wie eine Sphinx, die auf hohem Postamente den Eingang bewacht. Dieses Fort war vor Kurzem noch ein Stein des Anstoßes zwischen den englischen und portugiesischen Truppen gewesen, da letztere sich weigerten, den Franzosen den von den Engländern in Folge der Konvention garantirten freien Abzug zu gewähren. Eine ernste Vorstellung Sir Arthur Wellesley's hatte indessen die Zwistigkeiten geschlichtet.

Noch ein kurzer Marsch, und die blaue Guadiana lag prächtig, aber nicht, wie der Tajo und manche Flüsse des Nordens, durch zahlreiche Schiffe belebt, zu den Füßen der Armee. Nirgends trennt wohl ein Fluß, den die Natur zum Verbindungsmittel bestimmt zu haben scheint, zwei Landstriche so schroff, wie hier. Die Aehnlichkeit der Sprache abgerechnet, hat der Spanier gar wenig mit dem Portugiesen gemein; sogar die Nächstenliebe scheint hier eine Grenze zu haben, denn die Nachbarvölker hassen sich mit der größten Bitterkeit. Gleich am ersten Tage zeigte sich der Unterschied der beiden Nationen auf sehr bemerkliche Weise. So lange man in Portugal war, hallte die Luft von dem Vivatrufe der Einwohner wieder; sie überhäuften die hülfebringenden Fremden mit Versicherungen und Versprechungen, die sie nicht zu erfüllen im Stande waren. Sie suchten ihr Unvermögen durch Zuvorkommenheit und Gefälligkeit vergessen zu machen. Die Spanier dingegen fühlten ihre Würde und ihre Kraft; sie wußten, daß sie an Beharrlichkeit und Muth Niemanden zu weichen brauchten, und dieses Bewußtseyn malte sich

Digitized by Google

auf ihrer Stirn. Sie sahen daher die Engländer nicht als Wesen einer höhern Ordnung an, sondern als Brüder, die ihre Kräfte mit den ihrigen zu vereinen kamen, die sie deßhalb mit Gastfreundschaft, ja selbst mit Großmuth aufnahmen, aber denen sie sich völlig gleichgestellt glaubten, und denen sie gar wohl einst ihre Dienste erwidern könnten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Da wir uns einmal beim Kapitel des Magnetismus befinden, so wird es angemessen seyn, hier der Anwendungen zu erwähnen, welche man jetzt in Berlin von der Kraft des Mineralmagnets zur Heilung vieler Krankheiten macht, und welche den Gegenstand der lebhaftesten Unterhaltung, nicht bloß zwischen den Kunstgenossen, sondern, und viel mehr noch, an den Theetischen abgeben. Wir erinnern zuerst daran, daß schon der berühmte oder berüchtigte Mesmer um 1770 Kuren mit dem Mineralmagnete versuchte, bald aber gerathener fand, die eintretenden Wirkungen vielmehr einer aus seiner Hand ausströmenden Heilkraft beizulegen, welcher letzterer hypothetischen Kraft man, im Gegensatze jenes Mineralmagnetismus, den Namen des animalischen Magnetismus beilegte. Jetzt ist nun diese Sache von einem der ältesten, berühmtesten und würdigsten deutschen Aerzte, unserem verehrten Hufeland, wieder aufgenommen worden, welcher öffentlich erklärt *, „schon vor langen Jahren von Mesmer selbst darauf aufmerksam gemacht worden zu seyn, nach neueren wiederholten Versuchen aber die feste Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß durch Anwendung von Magneten, welche eine Zugkraft von hundert Pfund und darüber besitzen, ganz außerordentliche Wirkungen auf den menschlichen Organismus hervorgebracht, und mehrfache Leiden, besonders Krämpfe, Lähmungen ꝛc. siegreich bekämpft werden können.“ Ein anderer praktischer Berliner Arzt, mit Namen Barth, erbietet sich, auf den Grund dieser und mehrfacher selbst gemachter Beobachtungen über die Heilkräfte des Magnets, ganz besonders zu solchen magnetischen Kuren, und verkauft auch kleinere, zum Tragen auf der Brust geeignete Magnete, wodurch bei Magen- und Brustleiden heilsame Erfolge bewirkt worden seyn sollen. Allerdings läßt sich dieses aber auch schon a priori annehmen, und die geheime, bewundernswürdige Kraft des Magneten könnte sich, außer der Anziehung des Eisens, gewiß auch noch in Beziehungen äußern, wo sie bereits von ältern Aerzten, und nimmermehr ohne allen Grund, gesucht worden ist. — Uebergangen aber durfte der Gegenstand, bei der Bedeutsamkeit, die er jetzt für die Konversation gewonnen hat, in einem der Belehrung und Unterhaltung gleichzeitig gewidmeten Blatte nimmermehr werden.

Diese Betrachtungen über den thierischen Organismus führen uns auf einen größern Organismus, den unserer Erde selbst, rücksichtlich welcher man kürzlich, und zwar mit siegenden Gründen, behauptet hat, daß sie ein elastischer Körper sey. Von dieser Behauptung bin ich wieder desto mehr angezogen worden, je nachdrücklicher ich mir selbst stets die Nothwendigkeit einer solchen oder ähnlichen Naturvorsicht bei ursprünglicher Ausrüstung des Erdkörpers vorgestellt habe. Offenbar muß derselbe, zur Erhaltung seines eigenen Lebens, den unzähligen Prozessen, durch welche die Form seiner Oberfläche bedroht und letztere namentlich erniedrigt wird, eine gewisse Widerstandskraft entgegensetzen, und wir finden diese merkwürdige Kraft in der partiellen Erhebung der Erdoberfläche angedeutet, worüber wir lehrreiche Bemerkungen eines langjährigen und aufmerksamen Beobachters * vor uns liegen haben. „Durch die stete Thätigkeit der Natur sowohl als der Menschen,“ heißt es in diesen Bemerkungen, „erleidet die Erdoberfläche vielfache Veränderungen. Zuweilen wird sie von der unberechenbaren Gewalt der im Innern der Erde thätigen Naturkräfte plötzlich durchbrochen, und dergestalt zertrümmert, daß sie einer Ruine gleicht; manche dieser Veränderungen dagegen, und wahrscheinlich eben die, welche aus dem normalen Lebensprozesse des Erdkörpers hervorgehen, erfolgen so allmählig, daß sie erst nach dem Verlaufe von Jahrhunderten bemerkbar werden. Dahin gehört z. B. die, jetzt durch die sprechendsten Beweise klar gewordene, langsame Erhebung des Bodens in Finnland und Schweden, die sich aber wahrscheinlich noch viel weiter hinab nach Süden, durch Preußen und Polen, gegen den Dniepr und das schwarze Meer hin erstreckt. Denn es ist hinsichtlich dieser letztern Ausdehnung durch unzweifelhafte Beobachtungen entschieden, daß in Preußen und Polen die Anzahl sowohl, als der Umfang der Seen beständig abnimmt; es ist ferner gewiß, daß die Gegend um Bromberg und Nekel ehemals unter Wasser gestanden hat, wie denn dort in einer Tiefe von 20 Fuß, im Torf, ein Schiff mit zwei Ankern gefunden worden ist, und es steht endlich eben so fest, daß vor Alters die ungeheuern Sümpfe von Pinsk (im russischen Gouvernement Minsk, an der Mündung der Pina in den Pripez) befahren wurden, und daß die Tiefe in den Häfen der Ostsee eben so

* Journal der praktischen Heilkunde für 1834. R.

* Des englischen Naturforschers Lyell, der seinen Bericht über diese Beobachtungen in der Versammlung der Royal-Society vom 8ten Januar d. J. erstattete. R.

Digitized by Google

allmählig abnimmt.“ Die Erhebung der festen Rinde auf diesen Punkten der Erdoberfläche ist also keinem Zweifel unterworfen, und unsere oben ausgesprochene Ansicht von einer solchen allgemeinen Neigung der Erdrinde, was wir eben unter Elasticität des Erdkörpers verstehen und wodurch andere entgegenwirkende Kräfte im Gleichgewichte erhalten werden, verdient nach diesen und vielen andern ähnlichen Thatsachen alle mögliche Aufmerksamkeit.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 25sten Februar.

(Fortsetzung.)

Vorstellung im Hoftheater zum Schiller-Denkmal.

Nur im Herzen des kleinen Landes, das im engern Sinne sich Schillers Vaterland nennt, verbanden sich Männer, die ihn zu ihrem Patrone wählten und mit Pietät sein Gedächtniß feierten. Drei erhalten werde, als schlechten Zeiten und Stimmungen fuhren sie mit edler Beharrlichkeit fort, zu ehren, zu lieben und zu sammeln, bis sie in neuester Zeit öffentlich auftraten, ihren Plan mittheilten und zum Beitritte ermunterten. Aufgeforderter Enthusiasmus kam ihnen zwar nicht entgegen, aber förderlichen Anklang fanden sie überall. Sie hatten, die Zeichen der Zeit wohl erkannend und erfassend, zu einer Art von Pfennigbeitrag, wie sie jetzt Mode sind, ihre Zuflucht genommen, nämlich die Frauensammlungen zu 24 Kreuzern vorgeschlagen. Diese wurden ergiebig; eine andere Idee mit dem Dichteralbum war eben so wohl berechnet, und somit scheint es denn nun wirklich Ernst zu werden, daß Schiller dreißig Jahre nach seinem Tode ein Denkmal erhalten werde, das ihm die Generation, mit der er lebte, noch vor ihrem völligen Erblühen errichtet. Es konnte zwar bei deutscher Gründlichkeit nicht fehlen, daß sich auch Stimmen erhoben, die sehr weitläufig darthun wollten, warum auch jetzt noch das Denkmal unterbleiben müsse. So etwas tritt bei uns an die Stelle des Enthusiasmus. Einer behauptete, daß der Impuls von außen gerade in diesem Momente fehle, ein Anderer, man dürfe Schiller das Denkmal nicht errichten, da ja Goethe nur eben erst auferstehen sey. Ein Dritter ging weiter und wies nach, daß Schiller ein Geschichtsverdorbener sey und gar nicht ein so großer Dichter, wie man uns ihm machen wolle. Dies Raisonniren half aber nichts; die Tausende, die jetzt schon eingegangen, sind ein unläugbares Faktum, und Mensch, der jüngst eine Lustreise nach Nordamerika angetreten, hat schon ganz bestimmte Aufträge für Thorwaldsen von dem Schillerverein mitgenommen.

Großer, edler Schiller! welch ein Weg aus deinem kleinen Häuschen in Marbach bis zu dieser Apotheose! wie rührend sind deine ersten zaghaften Briefe an den Reichsfreiherrn von Dalberg, die du noch mit: Dr. Schiller, Regimentsarzt, unterzeichnetest; dann dein kurzes Leben, voll ernsten Strebens, voll Sorge und Krankheit, und nun, während sie dir das Denkmal vorbereiten, stellt ein geschmackloser, feichter Patron in einer wasserschlichten Zeitschrift deinen Patientenschlafrock und deine Nachtmütze zur Schau, und ein Anderer hat sogar die Prätension, deinen ewigen Dichterlorbeer anzutasten, den selbst die Fremden heilig achten!

An den Theatern ist es nun, ihr Werk der frömmsten Dankbarkeit zu üben. Das hiesige Hoftheater ist bereits mit dem schönen Beispiele vorangegangen. Gestern wurde „Fiesko“ aufgeführt, dem ein Prolog von Gustav Schwab voranging. Dieser Prolog war von dem Dichter auf besondere Einladung verfaßt worden. Er hatte sich Seydelmann als Sprecher gedacht, dessen weiches, eindringliches, jeden Wechsels fähiges Organ, seine besonnene Nuancirung, sein tiefes Gefühl, seinen feurigen Schwung, kurz, den Vortrag des herrlichsten Redners; aber der Sänger Herr Dobler sprach diesen Prolog. Dobler hat große Verdienste als Sänger, doch sind Sänger und Redner himmelweit verschieden, wie Jedermann weiß. Der Prolog, wie er war, war eben nicht ein Schuh, den Jeder nur anzuziehen brauchte, um darin auch gleich tanzen zu können. Herr Dobler selbst muß das gefühlt haben, denn er schien verlegen und las den Prolog ab. Das Publikum ist nun aber daran gewöhnt, sich vor der Bühne der Täuschung zu überlassen, die Sprechenden erfänden Alles selbst und folgten einer innern Begeisterung, einer höhern Stimmung. Daß Seydelmann, in den ersten Scenen des Stücks beschäftigt, nicht so schnell vom Prolog in das Kostüm der Rolle sich hätte werfen können, als es dem Publikum angenehm gewesen wäre, ist ein unzureichender Grund; aber Niemand wäre unzufrieden gewesen, wenn ihn jener Künstler mit der schönen Stimme uns in die Herzen gesungen hätte. Warum haben nicht gleich einen musikalischen Prolog gewählt? Der Liederdichter Schwab wäre damit eben so leicht fertig geworden, und unser nicht minder gebührt melodienreiche Lindpaintner hätte auch bald die Weisen dazu erfunden. Man würde so vollkommener erreicht haben, was durch die Wahl ausgezeichneter Ouverturen doch nur angedeutet werden konnte. Es ist wahrlich schade, daß Schillers Andenken an diesem Abend die Weihe der Tonkunst, das Publikum den Genuß und Dobler die Anerkennung seines schönen Talents entbehren mußte. Die Scene des Prologs war gut gewählt; sie stellte den freundlichen Gartenpavillon des thüringischen Residenzschlosses dar, durch eine mit Kränzen und Attributen der Dichtkunst und des Ruhmes geschmückte Halle gesehen, in deren Mitte sich, von Opfergeräthen umgeben, Dannekers kolossale Büste, mit dem Lorbeerkranze, auf einem gleichfalls bekränzten Piedestal befand. In diesem Gehege verlebte Schiller seine Jugend; hier liegt das sogenannte Akademiegebäude, wo er seine Bildung erhielt.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 51:
Der Gürtel.

Räthsel.

Ein groß Geschenk, das schon dein eigen war,
Eh' deine Mutter dich gebar;
Der älteste, der höchste von den Orden,
Durch welche Würde je geworden,
Doch Messer in der Hand des Kindes
Und Windmühl'n ist's im Hauch des Windes;
Ein Messer, das für Speise sorgt,
Und dir manch schönes Spielzeug schafft,
Ein Mühlwerk, das vom Geiste borgt
Sein Thun und seine beste Kraft.
Das allzu starker Wind zerbricht;
Ist er zu schwach, so geht es nicht.
Ein Mancher wirft es weg, nicht immer ohne Ruhm;
Doch wer es recht versteht, dem ist's ein Heiligthum.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 58.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 9. März 1835.

Liebe ist ein Kobold: so wurde Simson verlockt, und er hatte eine vorzügliche Stärke, so wurde Salomo verführt, und er hatte doch einen vortrefflichen Verstand.

Shakespeare.
Verlorne Liebesmüh.

Soldatenschicksale.

(Fortsetzung.)

Zwischen Talavera la real und Merida dehnt sich eine weite Ebene aus, mit Heerden der herrlichsten Schafe bedeckt, die ihr edles Blut an alle Schäfereien des nördlichen Europa spenden müssen, und im klassischen Schmutz ihrer vor Fett und Staub dunkelbraunen Wolle des Landmanns Reichthum ausmachen. Rinder gibt es hier nicht, übelriechende Ziegenmilch ist den Bewohnern ein Leckerbissen, und der Landmann spannt einen gutmüthigen Esel vor seinen Pflug, der die lockere Erde leicht aufwühlt und für das Korn bereitet, das eigentlich wenig mehr als die Erlaubniß zu wachsen begehrt. — Es war für die englischen Befehlshaber sehr schwierig, sich genaue Kunde über die Anzahl und Beschaffenheit der Hülfe, die sie von den spanischen Truppen zu erwarten hatten, zu verschaffen; daher wurden häufig Offiziere auf Recognoscirung ausgeschickt.

Römmling führte einst ein solcher Auftrag in ein Frauenkloster bei Merida, von wo aus er Gelegenheit zu finden glaubte, sich von der Lage der Dinge zu unterrichten. Als er dort in einem für Fremde bestimmten Saal des Klosters saß, bemerkte er, daß mehrere neugierige Nonnen verstohlen durch ein Schiebfenster guckten, welches die Aussicht in den Saal erlaubte. Dies Fensterchen befand sich oberhalb eines Drehkorbes, in welchem Provisionen oder sonstige Gegenstände für das Kloster durch eine einfache Maschinerie in das Innere desselben transportirt wurden. Römmling sah neugierig nach dieser Richtung und ward aufmerksam auf ein schönes Mädchengesicht, das mit dem Ausdrucke unendlichen Grams nach ihm hinblickte. Sie erhaschte einen Augenblick, wo sie sich von den Schwestern unbeachtet sah, und erhob die Hände mit einer bittenden Bewegung nach ihm. Bald darauf ward das Fenster leer, und Römmling wußte nicht, was er aus der Sache machen sollte. Er schritt nachdenklich im Saale auf und ab, da sah er ein Stück Papier dicht vor dem Fenster auf der Erde liegen. Es enthielt die Worte: „Wenn Sie, wie Ihr gutes Gesicht es verspricht, einer Unglücklichen zu helfen bereit sind, so legen Sie sich bei Tagesanbruch in den Drehkorb. Ich kenne nur dies eine Mittel, Sie in das Innere des Klosters zu bringen, wovon vielleicht mein zeitliches und ewiges Heil abhängt. Theresa.“

Römmling war über die Zumuthung höchlich verwundert und im ersten Augenblicke völlig entschlossen, sich nicht darauf einzulassen. Je mehr die Nacht vorrückte, je unmöglicher ward es ihm aber, einzuschlafen und an etwas anderes als an die bewußte Maschine zu denken. Er verließ sein Lager und schlich leise in den

Digitized by Google

Saal zurück, den der Mond hell erleuchtete; hier verfuchte er, die Winde umzudrehen, aber sie war von der andern Seite befestigt. Er sagte zu sich selbst: „Völlig wäre es doch, zu erfahren, was für ein Ding es ist, dem ich mich anvertrauen soll; ich lass' es lieber bleiben.“ Aber dann fielen ihm die traurigen Klostergeschichten von glühenden Herzen, die man in kalte Mauern vergräbt, von gezwungenen Gelübden und dergleichen ein; er war erweicht und entschlossen, wenigstens zu erfahren, welche Art von Anliegen Donna Theresia an ihn haben könne. — „Es wird doch kein Liebesabenteuer seyn?“ fuhr er im Laufe seiner Gedanken fort, und sein Herz pochte unruhiger bei dem Gedanken. „Immerhin,“ beruhigte er sich; „reizender als Giacoma wird sie nicht seyn; es war ein allerliebstes Mädchen.“ Er gähnte, als er diese Worte leise vor sich hin sprach, setzte sich auf einen Stuhl, und da der Mond untergegangen und dichte Finsterniß durch den Saal verbreitet war, schlief er ruhig ein. Aber als er seine Augen schloß, sah er nicht Giacoma, nicht die Nonne im Traum, sondern Clara, wie sie vor ihm stand und ein heiliges Lied sang. Das Lied tönte fort, als ein leises Knistern am Drehkorbe ihn erweckte. Er merkte jetzt, daß die Nonnen ihre Hora sangen, und faltete die Hände in unwillkührlicher Andacht. Nun bewegte sich die Maschine augenscheinlich und stand zu seiner Aufnahme bereit. Entschlossen ging er darauf los, schwang sich über den Rand des Korbes und zwängte, jung und schlank, wie er war, die Glieder in den möglichst kleinen Raum zusammen. Vorsichtig ward darauf der Behälter in seinen Angeln gedreht und er sah sich, einer jugendlichen Nonne gegenüber, im Innern des Klosters. Sie war als Novize in einen weißen Schleier gehüllt, legte den Finger ängstlich auf den Mund, ergriff Römmlings Hand und zog ihn rasch und leise mit sich fort, bis sie, durch winkliche Gänge, durch einen Hofraum und über eine Treppe in einen kellerartigen Raum, das Ziel ihrer Wanderung, gelangten; es war, schauerlich genug, ein Gewölbe, worin Todtengebeine lagen, vom bleichen Morgenlicht beschienen.

„Was wollen Sie von mir, Fräulein?“ fragte Römmling, als die Dame seine Hand losließ und in athemloser Angst vor ihm stand. „Hülfe!“ rief sie, ihm mit Thränen zu Füßen fallend; „Hülfe von einem Fremden, da die eigenen Verwandten mich lebendig an diesem Orte vergraben wollen.“ Römmling stand unschlüssig da. „Was soll ich für Sie thun?“ sagte er, sie aufhebend. Sie konnte nicht allein stehen, so hatte sie der gefährliche Schritt, den sie eben wagte, angegriffen. Er hielt sie in seinen Armen aufrecht, während sie, mit dem Kopfe auf seiner Schulter gestützt, mehr lag, als stand. Er bat sie, sich zu fassen, und führte sie zu einem steinernen Vorsprung, der ihnen beiden zum Sitz dienen mußte. Nun erzählte sie, wie die unerhörteste Härte eines Oheims sie zum Klosterleben verurtheilt habe; daß die Zeit ihrer Einkleidung herannahe, sie aber dieselbe auf keinen Fall überleben wolle. Gestern sey sie noch hoffnungslos gewesen, aber als sie ihn gesehen, sey er ihr wie ein vom Himmel gesendeter Retter erschienen. Er möchte sie mit sich nehmen, und das Gefühl, sie vor Verzweiflung bewahrt zu haben, als die einzige Belohnung für seine edle That betrachten; sie habe ihm sonst keine zu bieten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Beschluß.)

In die Kategorie dieser Forschungen über die innere Natur des Erdkörpers gehören denn auch die Versuche über die Zunahme der Temperatur bei zunehmender Tiefe, von welcher in unsern Berichten schon mehrfach die Rede gewesen ist, und welche kürzlich der Professor Phillipps in der Pemberton-Kohlengrube bei Sunderland mit vieler Umsicht wiederholt hat. Im Allgemeinen dürfen wir rücksichtlich dieses Gegenstandes zunächst daran erinnern, daß, da der Halbmesser der Erdkugel fast 860 geographische Meilen beträgt, und bis jetzt noch Niemanden gelungen ist, auch nur eine halbe Meile tief in das Innere derselben einzudringen, über ihren Kern und dessen Beschaffenheit natürlich auch nur muthmaßlich geurtheilt werden kann. Indessen forderten die Erscheinungen der Vulkane, der heißen Quellen u. s. f. zu einer Erklärung auf; und ohne zu entscheiden, wie weit die Entstehungsursachen jener Erscheinungen vom eigentlichen Erdmittelpunkte entfernt seyn könnten, sah man sich doch zur Annahme einer irdischen Grundwärme genöthigt, welche die ältere Physik als Resultat eines Centralfeuers, die neuere Naturphilosophie dagegen als Produkt einer innerirdischen besondern Lebensthätigkeit darstellt, indem sie dabei der Analogie des lebenden thierischen Körpers folgt, bei welchem die Temperatur, nach Verhältniß des Eindringens in das Innerste, auch zunimmt. Wenn man die älteren, nicht hinlänglich genauen Beobachtungen ausschließt, so ist Saussüre der erste, welcher eine Zunahme der Temperatur bei zunehmendem tieferem Eindringen in den Körper der Erde nachwies. Er fand in den Salinen von Ber (Kanton Waadt) in einer Tiefe von 332 Fuß 14,4 Grad, von 561 Fuß 15,6 Grad, und von 677 Fuß 17,4 Grad des hundertheiligen Thermometers, wobei zu bemerken ist, daß dort keine metallischen Substanzen, deren Oxydation auf die Temperatur hätte einwirken können, vorhanden sind, und daß seit drei Monaten Niemand in diese

Digitized by Google

Tiefen gekommen war. Eine Menge späterer ähnlicher Versuche ergab, im Ganzen genommen, immer das nämliche Resultat zunehmender Temperatur bei zunehmender Tiefe, und die hier in Rede stehenden Beobachtungen von Philipps endlich bestätigen dasselbe ebenfalls. Die ganze Tiefe der Grube, in welcher er experimentirte, beträgt von der Oberfläche bis zum Kohlenlager 1524 Fuß. Die Temperatur an der Oberfläche war 53 Grad (Fahrenheit), nahe am Ende des 60 Fuß langen Stollens 63°, dicht über den Kohlen aber 68°, und in einem tiefen Loche im Boden der Grube 71°. Auch hier ist also die wachsende Temperatur augenfällig, und die Voraussetzung einer Grundwärme der Erde erhält somit eine neue Bestätigung.

In den Gewerdswissenschaften, auf welche wir, das praktisch Wichtige dem bloß scientifisch Instruktiven niemals nachsetzend, nunmehr übergehen, verdient in vielfacher Rücksicht die kürzlich vorgeschlagene und jezt auch schon in Ausführung gebrachte Anwendung des Spiritus als Leuchtmaterial eine besondere Auszeichnung.

Da die Produktion des Spiritus für den Oekonomen, als sicherstes und einträglichstes Absatzmittel seiner Erzeugnisse, von ganz außerordentlicher Wichtigkeit ist, sich bis jezt aber eine andere Anwendung desselben im Großen, als zum Branntwein, dessen übermäßiger Genuß ohnedies die traurigsten Folgen hat, nicht darbot, so ist freilich jeder ausführbare Vorschlag zum anderweiten Gebrauch des Spiritus als eine wahre Wohlthat in dieser doppelten Hinsicht zu betrachten. Die Idee also, den Spiritus als Beleuchtungsmaterial anzuwenden, kann nur vortrefflich genannt werden; aber die praktische Ausführung bot große Schwierigkeiten dar. Der Spiritus, wie er ist, leuchtet nämlich bekanntlich nicht; er wird erst leuchtend durch den Zusatz eines ätherischen Oels. Dazu eignet sich aber, seiner Wohlfeilheit wegen, wiederum nur das Kienöl, welches anderseits sehr schwer auflöslich im Spiritus ist, und vielfache Versuche zeigten die praktische Unausführbarkeit unmittelbarer Anwendung des solchergestalt geölten Spiritus als Leuchtmaterial. Da verfiel man endlich, und zwar, so viel mir bekannt ist, zuerst, oder doch wenigstens unabhängig von anderswo gehegten ähnlichen Ideen, in Berlin auf den Gedanken, jenes Gemisch nicht in der unmittelbaren tropfbar flüssigen Form, sondern vielmehr mittelbar in Dampfgestalt als Leuchtflüssigkeit anzuwenden, indem man es in einem sonst verschlossenen Gefäße bis zum Kochen erhizte und die aus einer engen Oeffnung entweichenden Dämpfe hier anzündete, welche nun sogleich und zwar mit höchst leuchtender Flamme verbrannten.* Jezt ist man nun von mehreren Seiten her nur noch damit beschäftigt, dem Apparat zu dieser neuen Erleuchtung mit seiner unumgänglichen Vorrichtung, um das Leuchtgemisch von Spiritus und Kienöl auch in dem erforderlichen beständig gleichmäßigen Kochen zu erhalten, die zweckmäßigste und eleganteste Form zu geben, und wir werden, nach dem, was man uns darüber meldet, wahrscheinlich schon in unserm nächsten Berichte vollkommen Befriedigendes in dieser Beziehung mittheilen können.

Schließlich machen wir darauf aufmerksam, daß von der in unserm vorlezten Berichte rühmlich erwähnten merkwürdigen meteorologischen Schrift des Herrn von Brandenburg: Victoria, bereits eine zweite Auflage (Berlin, Oehmike) erschienen ist, und daß diese Schrift von dem berühmten Astronomen Struve der Aufmerksamkeit aller Naturforscher empfohlen wird. Es bedarf also der Wiederholung meiner Empfehlung derselben nicht mehr; indeß ist es mir doch angenehm, anführen zu können, daß die Witterungsvorhersagungen, welche ich, in Uebereinstimmung mit den dort entwickelten Ansichten, gewagt habe, bis jezt vollkommen eingetroffen sind. Eine große Witterungsveränderung scheint der nördlichen gemäßigten Zone darnach allerdings bevorzustehen.

---

* Allerdings hat der Nordamerikaner Moray einen ähnlichen Gedanken gehabt, indem er, auf den Grund der von uns in einer frühern Nummer dieser Berichte erläuterten Rutterschen Wasserverbrennungsmethode, ein Gemisch von Wasser und Kienöl ebenfalls in ein Gefäß einschloß, zum Kochen brachte, und die durch eine Oeffnung ausströmenden Dämpfe anzündete. Allein es ist anzunehmen, daß sich der Spiritus praktisch besser bewähren wird, und wir stellen den deutschen Erfinder daher höher als den Nordamerikaner. Jener Deutsche heißt aber, wie ich eben finde, Lüdersdorf und lebt in Berlin. — Suum cuique!

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

Stägemann.

Man backt eben Kuchen, windet Kränze und dichtet Reden zu Ehren eines Mannes, dessen fünfzigjähriges Jubiläum daran erinnert, daß er noch lebt. Viele sind nicht gerne an die Zeit erinnert, wo der ausgezeichnete Mann mit den großen Geistern der Zeit zur Wiedergeburt des Vaterlandes wirkte. Stägemann ist eine der lezten, ich möchte nicht gerne Ruinen sagen, aber ich finde keinen andern Ausdruck, aus jener Bewegungs- und Regenerationsperiode des preußischen Staates und Volkes. Noch lebendigen Geistes, rüstig in Dienst und Amt, wollte ich ihn einen Pfeiler aus jener Zeit nennen, aber ich weiß nicht, was er trägt. Er steht isolirt da, einer der lezten jener Geister, die, aus sich selbst herausgeboren, wie eine Tafelrunde den Regenerator Hardenberg umgaben, und unter ihm das Unmöglichscheinende zur Wirklichkeit machten. Die Meisten sind gestorben, oder alt geworden und fügsam untergekrochen unter das Gebäude von ehedem, das sich nach jenes größten Staatsmannes Tode wieder langsam aus dem Schutt erhoben hat.

Digitized by Google

Stägemanns Verdienste sind zu deutlich, seine Gesinnung zu rein, sein Witz zu treffend und seine Kräftigkeit zu anerkannt, als daß man ihn hätte ganz bei Seite schieben können, darum hat man ihn nur isolirt; und die unbequeme Zeit, welche selbst durch den unschädlichen Kalender sich kund macht, zwingt zu einer Anerkennung, die mit so manchen unangenehmen Erinnerungen verknüpft ist. Stägemann ist auch als Dichter bedeutend, freilich ein Dichter aus einer alten Dichterzeit; er schrieb Oden, und Oden schweben nicht wie Heinesche Verse auf frivolen Zungen, dafür aber viele seiner Sarkasmen, deren Quell noch jezt nicht versiegt ist. In dem Greise erkennt man noch den liebenswürdigen Welt- und Lebemann, den heitern Gesellschafter. Zu den Vielen, welche seine Thätigkeit als Staatsmann gern vergäßen, gehört sein König nicht, vor dessen klarem Gemüthe Alles, was Stägemann ihm und dem Staate geleistet, deutlicher steht, als es ihm aus den Registraturen vorgetragen werden könnte, und in der Art, wie die königliche Huld dem Veteranen dankbar ist, spricht sich auf's Neue der menschlich schöne Sinn unsers Monarchen aus. Stägemann ist bekanntlich nicht der Sproß einer großen Familie, aus dunkelm Ursprung stieg er empor, und verdankt, was er ist, Niemanden als seinem Geiste, bis Hardenberg, im Suchen nach Geistern, die ihn verstanden, auch ihn fand. Was er in dieser Karriere geleistet, ist bekannt; aber auf einen unsers Erachtens sehr ehrenwerthen Umstand darf schon hier aufmerksam gemacht werden. Jene geniale Zeit entbehrte einer Tugend, der Oekonomie; mit vollen Händen theilten jene Männer aus und ließen sich austheilen, und Stägemann, der, an Hardenbergs Seite, selbst aus dem Vollen greifen konnte, der den einflußreichsten Aemtern vorstand — er war einst auch Bankdirektor — ist arm geblieben, und mehr als arm. Es gibt eine Armuth, die der schönste Orden für einen Staatsbeamten ist.

(Die Fortsezung folgt.)

Stuttgart, 28sten Februar.

(Beschluß.)

Vorstellung im Hoftheater zum Schiller-Denkmal.

Das nun folgende Trauerspiel war von Herrn Seydelmann für diese Darstellung eingerichtet worden. Das Scenische war zum Theil genügend, eben so einige Kostüme mit Geschmack neu verfertigt worden, und das Ganze zeugte von dem Eifer aller Mitwirkenden für den ungewöhnlichen Anlaß. Herr Moriz, der seit Kurzem in einer Reihe von eminenten Darstellungen das Streben nach Ernst, Wahrheit und Charakteristik seinen übrigen Eigenschaften zu verschwistern gesucht hat, nimmt immer mehr unsern vollen Beifall in Anspruch. Er gab den Fiesko. Man war im Voraus gespannt auf seine Lösung dieser schwierigen Aufgabe, worauf er einen bedeutenden Fleiß verwendet haben soll. In einigen Scenen übertraf er jedoch jede Erwartung. Der Auftritt mit den Handwerkern und die Fabel, die er ihnen erzählt, gelangen meisterhaft, eben so das Wegwerfen der Verstellung in der Scene mit der Imperiali, in Gegenwart seiner Gattin und der Gäste. Durchweg war der Darsteller bemüht, alle jene Züge festzuhalten, welche der Dichter für seinen Fiesko selbst angegeben hat, und weder in der Libertinage, noch im Stolze, weder in der verstellten Liebelei zur Gräfin, noch in der wahren Herzensneigung zu Leonoren zu weit zu gehen, und in diese mit Dichtereigensinn und Dichteroorliebe geschaffene Mischung Einheit zu bringen. Der Mohr wurde von Herrn Seydelmann gegeben. Ochsenheimer in Wien war zu seiner Zeit berühmt in dieser Rolle; man konnte nicht denken, daß man sie anders und doch richtig zu geben im Stande seyn sollte. Seydelmann zeigte dies. Seine Leistung war neu und originell. Diese Beweglichkeit und Leichtigkeit, diese wilden, übertriebenen Gesten, diese afrikanische Glut: das war nicht mehr das Feuer des Südländers, des Italieners oder Spaniers; es war der gelenke Satz des Tigers, der glühend listige Blick der Schlange, das Geberdenspiel des Affen, kurz, das eigenthümlichste Leben der Wüste unter dem Aequator. Wir empfanden Schauer bald, bald lachten wir; die bunte Erscheinung ergözte und riß mit sich fort, war er auf der Scene, so gehörte sie ganz ihm; dieser „kohlschwarz fizirte Mohrenkopf," wie ihn Schiller selbst nannte, ward zum wilden Dämon, der das Stück beherrschte; es war der Golim der alten Rabbinen, der Besen des Zauberlehrlings; es liegt etwas Gewaltiges darin, wenn eine solche Rolle, von Seydelmann dargestellt, in's Leben tritt und nun Gestalt annimmt und vor uns wandelt. Dem. Stubenrauch gab die sanfte, schwärmerische Leonore sehr ausgezeichnet. Sie ist der rührendste Charakter im Stück, und dabei so unwahr und wahr zugleich, so gelungen und verfehlt. Die Schauspielerin, die es dem Dichter hierin zuvorthun will, bringt sich um den Dank. Dem. Stubenrauch ließ die Italienerin ganz aus dem Spiele und hob die Deutsche, die Leonore eigentlich nach Schiller ist, schön hervor. Ihr Schmachten, ihre Entsagung, ihre Liebe, selbst ihr Zorn, Alles ist deutsch; so fühlt, so handelt keine Italienerin. Die Darstellerin wußte in dieser Auffassung zu wirken und zu rühren. Herr Maurer als Verrina war ganz der kräftige, stolze, tieffühlende Mann, aber auch ein Deutscher durch und durch. Wer jemals einen Italiener sah, im Zorn, in Wuth, einen Fluch aussprechend, in dem Augenblicke, wo er einen Mord begehen könnte, wie er sich entfärbt, wie alles Blut in's Herz zurückfliehet und ihn zu ersticken droht, wie die Lippen beben, die Fäuste sich ballen, die Zähne knirschen, die Augen rollen und dann die Worte sich wie dumpfer Donner aus dem Vulkane der Brust entladen, der wird die Grenzen kennen, in denen sich Verrina bewegen darf. Verrina ist finster, vornehm, stolz, verschlossen, entsezlich, ein Held des Republikanismus. Mad. Maurer als Imperiali, Herr Wallbach als Gianettino verdienen noch erwähnt zu werden; alle übrigen Rollen wurden mit Fleiß dargestellt, und von allen Seiten ward gestrebt, zum Gelingen der Vorstellung beizutragen. Im lezten Akte ließ die Dekoration: das Portal des Pallastes Doria, der Hafen mit den Galeeren u. s. w., der Phantasie des Zuschauers den weitesten Spielraum; das Ballfest hingegen war gut geordnet und machte einen angenehmen Effekt. Das Haus war gefüllt und das Publikum nahm den lebhaftesten Antheil. — Von diesem Abend an hoffen wir nun eine Reihe Schillerscher Stücke zu gleichem Zwecke auf allen deutschen Bühnen erscheinen zu sehen, und versprechen der Sammlung für das Denkmal eine reiche Ausbeute davon. Auch Wien wird hoffentlich nicht zurückbleiben, obgleich es sich bis jezt noch ganz ruhig verhalten hat. Die größte Stadt in Deutschland wird in dieser Hinsicht gewiß nicht hinter Petersburg zurückbleiben wollen.

Unser Seydelmann aber wird, wie einst Garrick nach Stratford, mit den Mitgliedern des Hoftheaters und der Kapelle nach Marbach ziehen, um dort, wo Schillers Wiege stand, demselben einen neuen Triumph zu bereiten. Alle Gutgesinnten und Wohldenkenden wünschen ihm den ergiebigsten Erfolg.

August Lewald.

Beilage: Literaturblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 59.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 10. März 1835.

Da sah man über'n Erdenkreis,
Mit seinen weiten Kränzen,
Hinaus nach einem höhern Preis,
Den man sah droben glänzen;
Und überall entzünderte,
Wo Christum man verkündete,
Ein Ringen sich, ein Kämpfen,
Das nicht mehr war zu dämpfen.

Rückert.

Das kaiserliche Mahl.

1.

Zur Tafel schreitet Roma's Kaiser ein;
Die Tische feuchtet schon der Opferwein,
Gelagert ruhn der Gäste frohe Schaaren,
Von Myrthe duftend, Blüthen in den Haaren.

Die Goldpokale schäumen und es droht
Des heitern Tafelkönigs Trinkgebot,
Rasch eilen durch den Saal in weißen Schürzen
Die Sklaven aus und ein mit seltnen Würzen.

Den Duft der Blumen und der Spezerein
In vollen Zügen schlürft der Athem ein,
Das Auge sucht sich lüstern seine Weide
Am blanken Schmuck und flimmernden Geschmeide.

So ruhen sie, auf Betten hingeschmiegt,
Von weichen Flötenklängen eingewiegt,
Und alle Sinne trunken sich entzücken
An leichten Tänzen und an Possenstücken.

Durchkostet hat die Schüsseln all' der Gaum,
Vom Eye bis zum frischen Apfelschaum;
Im Rausche sind die Augen matt zerflossen
Und haben wollustmüde sich geschlossen.

Aufspringt der Kaiser, schlummertrunken ganz,
Vom Haupte reißt er den verdorrten Kranz,
Und eilt nach seinem Schlafgemach von hinnen
Mit dürstender Begier und welken Sinnen.

2.

Bei diesem üppigreichen Fürstenmahl,
Wo blieb des Kaisers edles Ehgemahl?
Wo ist sie heut, bei diesem Festesprangen,
Mit ihrem Töchterlein zu Gast gegangen? —

Im öden Felde draus, in tiefer Nacht,
Da drängt sich's in den dunkeln Felsenschacht,
Es flüchtet dort geheimnißvoll die Menge
Sich zwischen Särgen hin durch lange Gänge.

In einem Saal, von Kerzenlicht erfüllt,
Vor einem Grab Jungfrauen stehn verhüllt,
Und plötzlich lüften sie die weißen Flöre,
Gesang erschallt wie ferne Geisterchöre.

Und auf den Knieen liegt das Volk umher,
All' mühselig und beladen schwer:
Erlahmte, Sklaven, Arme voll Beschwerden,
Sie beugen ihr geächtet Haupt zur Erden.

Digitized by Google

Und auf dem Grab, von Blumen überdeckt,
Hält Brod und Wein der Priester ausgestreckt,
Den Dürftenden mit segensmilden Händen
Das Gottesbrod, den Himmelstrank zu spenden.

Sie küssen sich die Stirn und drücken sich
Die Hände still, verständnißinniglich.
Vollendet ist das Mahl, und „Amen, Amen!“
Erschallt es rund, „in Jesu Christi Namen!“

Dem Sklaven schlägt das Herz in Freiheitsmuth,
Den Lahmen trägt wohl eine Stühe gut,
Dem Blinden, der am Quell des Lichts getrunken,
Ist Weg und Steg erhellt von Sternenfunken.

Und aus der Halle drängt sich allzumal
Der Gäste Schaar, erquickt vom heil'gen Mahl,
Und durch den Hauf der Sklaven kommt inmitten
Die Kaiserin mit ihrem Kind geschritten.

Des Brodes Kraft durch ihre Glieder sprüht,
Vom Gotteweine roth die Wange glüht;
Rasch eilt sie nach dem Kaiserhaus von dinnen
Friedhellen Auges und mit frischen Sinnen.

Adolph Stöber.

Soldatenschicksale.

(Fortsetzung.)

Römmling hätte, aufrichtig gesagt, viel darum gegeben, wenn die Schöne ihn mit ihrem Vertrauen verschont hätte, denn dadurch machte seine Lage in keiner Hinsicht angenehm. Ein englischer Offizier, der sich in ein Kloster einschleicht, hatte ohnedies auf keine Belohnung für dies Heldenstück zu rechnen, wenn es ruchbar werden sollte, da strenge Manneszucht an der Tagesordnung war. Und die Entführung einer Nonne war noch eine ganze andere Sache! Dies waren jedoch nur entfernte Bedenklichkeiten; für den Augenblick quälte ihn der Gedanke an seine zweideutige Lage dem Mädchen gegenüber noch mehr, weil ihn die Angst vor seiner eigenen Schwäche nie verließ. Sie war ein reizendes Wesen, mit üppigen Formen und einem Busen, dessen ungestümes Wallen wirklich auch wenig zu dem Klosterleben gestimmt haben würde; ein südliches Gewächs voll Süßigkeit und Feuer ding sie an seiner Seite, daß ihm schwül und sonderbar zu Muthe ward. Es war ihm nun einmal nicht gegeben, ohne Herzpochen einem schönen Mädchen zu nahe kommen zu können. Er dachte an Clara, es half nichts; er sah von Theresa weg auf die unheimlichen Todtenknochen, ihr volles Leben blühte nur desto frischer daneben. Endlich stand er auf, lehnte sie sanft an die Wand und trat an das niedere Fenster des Gewölbes; er sah in die blaue Luft hinein und hoffte, der frische Morgenhauch solle sein Blut kühlen; aber der Morgenhauch that nicht immer, was man eben davon hofft. — Da stieg eine Lerche schmetternd in die Luft — und vor seinem Sinn stand der Morgen, an dem er Clara zuerst seine reine Liebe bekannt hatte und an dem desselben Vogels Lied die Eingangssymphonie zu den schönsten Augenblicken seines Lebens gewesen war. Und siehe, der Friede kehrte in seine Brust zurück, und zugleich der Entschluß, der Bedrängten zu helfen. Diese lag, in Thränen aufgelöst, auf der Bank, da sie sein Abwenden für ein Zeichen ansah, daß ihre letzte Hoffnung gescheitert sey. Mit dem Ausdruck der leidenschaftlichsten Dankbarkeit küßte sie seine Knie, seine Hände, sein Gewand, als er sie des Gegentheils versicherte. — Er war verlegen und wußte nicht, wie er sie beruhigen sollte. Die Bemerkung, daß die Zeit verrinne, that endlich ihre Wirkung. Er sagte ihr nun, er müsse den folgenden Tag zur Armee zurück; es ward daher verabredet, er solle sie um Mitternacht auf dieselbe Art aus dem Kloster bringen, auf welche sie ihn hereingebracht hatte; er werde für Knabenkleider und ein Pferd sorgen, und ihr liege dagegen nichts ob, als zu rechter Zeit den Schieber zu öffnen, ihn aber jetzt auf einem andern Wege wieder in's Freie zu versetzen. Die Mauer, welche den Raum, worin sie sich befanden, umschloß, war von Innen nicht schwer zu erklettern, da die Erde hoch daran aufgehäuft lag, und Römmling schwang sich ohne Schwierigkeit darüber weg. Er ließ sogleich sein Pferd satteln und ritt in das Land hinein; doch war ihm nicht gar wohl zu Muthe, wie der Leser sich leicht wird denken können. Unsicher war es immer, wie das Abenteuer ablaufen und ob es überhaupt zu etwas Gutem führen würde. Aber der Gedanke, daß er das Rechte und Gute wolle und die Verantwortung der Folgen daher nicht auf seinem Gewissen lasten könne, so wie die Abneigung, die ihm seine frühzeitige Erziehung gegen Klosterzwang eingeflößt hatte, blieben entscheidend.

Seine Geschäfte riefen ihn tiefer in das Land hinein, wo eine spanische Truppenabtheilung, deren Zustand er untersuchen sollte, kantonirt war. Er fand die Equipirung und Mannszucht der Leute unter aller Erwartung, ärgerte sich über die niederträchtigen Ehrenbezeugungen und Schmeicheleien, die sich die Offiziere nicht entblödeten, ihm zu spenden, und ritt mißvergnügt in der Richtung des weit entfernten Klosters zurück; eine

Digitized by Google

einzige Ordonnanz folgte ihm. Er zog ruhig seines Weges, als ein donnerndes „qui vive!“ ihm hinter einer hervorspringenden Mauer entgegenschallte, und er mit Schrecken sah, daß er in die Nähe eines französischen Fouragirungsgeschwaders gerathen war, das wegen Mangel an Nahrungsmitteln seine Runde weiter als gewöhnlich hatte ausdehnen müssen. — Römmlings Schreck bei der großen Uebermacht der Feinde war nicht gering, und eine schnelle Flucht das einzige Mittel, um einer Gefangenschaft zu entgehen, die seine Hoffnungen für die Zukunft auf lange vereitelt hätte. Die Franzosen waren abgesessen und verzehrten ihre leichte Mahlzeit; dieser Umstand verschaffte ihm und seinem Bedienten einen Vorsprung, den, wie sie mit Grund hofften, die Schnelligkeit ihrer Pferde bald vergrößern mußte. Mit Windeseile jagten sie vorbei; eine Hecke ward übersprungen und eine Maulbeerpflanzung brachte sie bald auf einen Augenblick aus den Augen der Franzosen. In der Entfernung von einer halben Stunde lag ein Dorf; auf dieses sprengte Römmling zu, entschlossen, in das erste beste Haus einzulenken und Schutz bei dessen Bewohnern zu suchen. Bei einem der ersten Häuser, dicht an der Straße, stand die Pforte nach dem Hofraume offen. Römmling sprengte hinein, schwang sich vom Pferde und befahl dem Diener, die beiden Thiere rasch in den offenen Stall zu ziehen und die Thüre hinter sich zu schließen. Er selbst eilte in die Hütte und störte durch seinen Ueberfall eine ehrbare Wittwe, die in einem Breviere las, und ihren, eben dem Knabenalter entwachsenen Sohn, der eine Jagdflinte puzte, aus der Ruhe. Ein Wort reichte hin, um Mutter und Sohn von seiner Lage zu unterrichten; lezterer trat sogleich besonnen vor die Hausthüre; nach wenigen Minuten sprengte das Piket von etwa zwanzig Jägern heran und fragte den jungen Mann, der sich gefliſſentlich in ihren Weg stellte, ob er einen englischen Offizier und einen gemeinen Dragoner hier habe vorbeireiten sehen. „Ja,“ erwiderte der Jüngling, „vor fünf Minuten; aber wir achteten nicht darauf, da wir glaubten, sie wollten sich nur mit der Schwadron ihres Regiments, die eine Viertelstunde weit drüben steht, vereinigen.“ Dieser Bescheid machte die Reiter stuzig. „Stehen hier Engländer?“ fragte der eine. „Wie stark ist die Schwadron?“ — „Seit gestern — etwa zweihundert Mann, denk' ich,“ erwiderte der junge Spanier. — Die Franzosen beredeten sich einen Augenblick und wandten dann ihre Pferde, um zurückzureiten, woher sie gekommen waren.

„So dank' ich Euch denn, ehrwürdige Frau, und Eurem Sohne, meine Freiheit,“ sagte Römmling, indem er dem wieder eintretenden Jüngling die Hand reichte. „Wie soll ich's Euch vergelten?“ — „Von Vergeltung kann hier nicht die Rede seyn, erwiderte die Matrone, „denn welche Gefahren Ihr hier auch zu bestehen habt, Ihr besteht sie um unsertwillen. O, mein Herr! in welche Lage ist Spanien gekommen, daß es fremde Hülfe anrufen muß, daß seine eigene Kraft nicht mehr ausreicht!“ Sie wischte sich eine Thräne aus den Augen, und es lag etwas Edles in den strengen Zügen und der geraden Haltung der alternden Frau, was das schwarze Wittwenkleid noch mehr heraushob. „Mutter,“ sagte Juan, „Mutter, wir würden uns endlich wohl selbst zu helfen wissen. Seht,“ hiebei warf er einen Bündel auf den Tisch, „hier ist meine Studentenkleidung, ich brauche sie nicht mehr. Ich will mit der kurzen Jacke und der Flinte auf der Schulter zu la Romana gehen und mich von den schwachen Söhnen des Hauses lossagen und meine Bande abstreifen.“ — „Du hast meinen Segen längst,“ erwiderte die Mutter, „und möge es Gott und der h. Ignatius so fügen, daß Dein Blut nicht von Nöthen sey zum Siege der großen Sache. Denn Du bist das Scherflein der Wittwe; doch lege ich Dich freudig in Gottes Hand.“

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

Die Engländer, eine spelsende Nation.

Lord Normanby nennt die Engländer eine ewig wandernde Nation, und er hat recht. Sollte noch ein sechster Welttheil entdeckt werden, es würde Wunder nehmen müssen, wenn man nicht auch dort bereits seit Jahren ansäßige Engländer träfe. Mistreß Jameson nennt die Engländer eine heirathstiftende Nation, und sie hat ebenfalls recht. Der ungemeine Kindersegen, welcher den englischen Familien eigen ist, zwingt Mütter und Väter, sich nach Schwiegersöhnen umzusehen, und da wird mancher Hokus Pokus gespielt. Wo aber geschieht dies nicht? wo nicht vorzugsweise in Haushaltungen, die eben so reich an Mädchen, als arm an Staatspapieren und ähnlichen guten Dokumenten sind? Doch Niemand hat den Charakter der Engländer treffender bezeichnet, als der selige oder unselige Voltaire. Er nennt England ein dinirendes Land und die Engländer eine dinirende Nation. Kann man wohl eine Zeitung in die Hand nehmen, ohne auf eine bald längere, bald kürzere Beschreibung eines bald mehr, bald weniger interessanten Diners zu stoßen? Und das ist nicht jezt bloß der Fall, wo die unglücklichen wie die glücklichen Parlamentskandidaten von ihren Freunden und Anhängern mit öffentlichen Gastmählern überhäuft werden, jene, um darin Trost für die gesunkene Hoffnung ihres Ehrgeizes und Balsam für die vergeblich geschlagenen Geldwunden, diese, um darin eine Aufforderung, sich des Vertrauens werth zu zeigen, und Stärkung für den beginnenden Kampf zu finden. Was kann in England gethan und verhandelt werden ohne Diner? Mit

Digitized by Google

Einem Worte: nichts, der Gegenstand sey ein leeres Schaugepränge oder eine ernste Feierlichkeit, Bildung einer Gesellschaft, Aeußerung der Mildthätigkeit, Vergnügen oder Trauer, Gastfreundschaft oder Geschäft. Die Krönung selbst schließt mit einem glänzenden Mittagsmahle, und wann wird die Thronrede den Mitgliedern beider Häuser bekannt? nach Tische. Können die in England so vielfachen und wichtigen Kirchspielsangelegenheiten ohne Schmaus abgethan werden? keineswegs. Die „Vestries" kommen zusammen und — speisen. Und so ist bei Hoch und Gering, bei Groß und Klein das liebe Essen die Seele der englischen Zusammenkünfte. Vielleicht wäre Niemand im Stande, in den Tavernmeetings die oft so schönen und gewichtigen Reden zu halten, wenn er nicht zuvor ein gutes Mahl genossen und hinlänglich Wein getrunken hätte, das gute Mahl zu verdauen. Wer kennt nicht den Namen des leidenschaftlich für Freiheit glühenden Sir George Saville? Nun, nachdem dieser jahrelang mit seinen Freunden und Anhängern zu Förderung ihres großen Zwecks in der Krons- und Anker-Taverne gegessen und getrunken hatte, erhielt die ungetheilte Aufmerksamkeit, welche seine Freunde und Anhänger ihren regelmäßig wiederkehrenden Banketts zollten, den edeln Saville dergestalt an, daß er endlich laut erklärte, sie möchten, statt Freunde der großen Charte, sich lieber Freunde der Speisekarte nennen. Was wäre aller Glanz und alle Herrlichkeit des Lord Mayor ohne das glänzende, herrliche Lord-Mayorsessen in Guildhall mit seinen jährlichen Lasten von Schildkrötensuppe und andern enormen Leckerbissen? Ihm ist, gleich vielen Andern, die es sich Geld, und viel Geld kosten lassen, um Stellen zu erhalten, die eine Menge Sorgen und kein Geld eintragen, das Diner der süße Zucker nach der bittern Arznei. Ja, die Lust am Essen beschränkt sich nicht etwa auf die Bewohner der Hauptstadt; sie ist den Provinzialen nicht minder eigen, und die Eigenthümlichkeit des englischen Charakters besteht keineswegs bloß in der Lust, selbst zu essen: ein wahrer Britte muß fast eben so viel Freude darin finden, Andere essen zu sehen. Wäre das nicht, was würde die Galerien der Speisesäle so gedrückt mit Zuschauern füllen, und warum müßte man in Pidcocks Menagerie ein Extra-Viergroschenstück zahlen, um die Löwen füttern zu sehen? Das gastronomische Interesse erstreckt sich noch weiter, es erstreckt sich auch auf die Plätze, wo, und auf die Gefäße, in welchen gekocht, um nicht der Orte zu gedenken, wo das Speisematerial gekauft wird. Nichts netter, als eine englische Küche. Ist es daher zu verwundern, daß es jetzt zur Mode gehört, den Kochapparat, oder vielmehr das Modell eines Kochapparats in Augenschein zu nehmen, welcher in einem hiesigen Museum — Nummer 28. Leicester-Square — seit Kurzem ausgestellt ist? Ich würde meine Korrespondentenpflicht gröblich verletzen, wollte ich nicht von diesem angestaunten Wunderwerke sprechen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, Februar.

(Fortsetzung.)

Dankfest der Freiwilligen. Streckfuß und Raupach.

Dicht an dieses Erinnerungsfest schließt sich diesmal das alljährlich gefeierte des königlichen Aufrufs an die Freiwilligen von 1813 an. Idee, sinnreiche Ausführung und die mit jedem Jahre reger werdende Theilnahme, eine seltene Erscheinung, erheben dieses Fest, weit über seinen ersten Plan, zu einem bedeutsamen Volksfeste, durch welches die namhaftesten Männer des Staates feierlich bekunden, daß sie sich gern jener großen Zeit erinnern, und des erhabenen königlichen Wortes, welches die mächtige Aufregung hervorrief. Es ist dies ein feierlicher Protest, den die Mitfeiernden gegen zwei Seiten einlegen, gegen die, welche jene große Zeit, weil sie nicht alle Früchte trug, die sie erwarteten, verkleinern, und gegen die, welche die Erinnerung daran, weil sie gefährlich werden könnte, in Vergessenheit einhüllen möchten. Jedesmal beginnt das Fest mit der Vorlesung des königlichen Aufrufs, der bei den friedlich Versammelten noch einen ähnlichen Eindruck hervorzubringen scheint, wie dazumal in den Tagen der Krisis. Der erste Toast auf den König und das königliche Haus und der stille Nachruf an die Abgeschiedenen werden mit den nämlichen Empfindungen der Theilnahme aufgenommen. Diesmal rief die Erinnerung an die Letztern eine besonders ernste Stimmung hervor durch das Andenken an den erst vor Kurzem und so plötzlich geschiedenen Lützow. Körners Lied, das ihn verherrlicht, wurde gesungen. Stägemann, dessen glänzendste Thätigkeit sich an jene Zeit der Freiwilligen knüpft, war diesmal als Ehrengast von der Versammlung geladen.

Bei dem Ordensfeste, welches um eine Woche früher begangen wurde, hielt wie immer Dr. Eylert die Weihrede. Er deutete an, daß es vielleicht das letzte Mal sey, und dem würdigen Greise ist in der That Ruhe zu gönnen, wenn man die Schwierigkeit bedenkt, immer neue Wendungen für die Versicherungen seiner Loyalität ausfindig zu machen. Wiewohl Niemand an der eigenen des würdigen Geistlichen im Geringsten zweifelt, so pflegen unter den Zuhörern doch auch Männer zu seyn, die, von dem kritischen Geiste der Zeit angesteckt, für etwas, das sie gewiß nicht minder schätzen als er, statt dergebrachter Bilder und süßer Versicherungen Beweise verlangen, und Anwendungen, welche den Begriffen und der hohen Bildung der Angeredeten entsprechen. Unter der großen Zahl der diesmal durch die königliche Huld Ausgezeichneten befinden sich auch zwei Dichter, Streckfuß und Raupach. Ersterer erhielt die Schleife zum rothen Adlerorden dritter Klasse, Letzterer diesen selbst, vorläufig ohne Schleife, was aber an sich schon eine besondere Auszeichnung umschließt, da, den Statuten gemäß, der dritten Klasse die vierte vorangehen mußte. Bei Streckfuß hat die Sache kein Bedenken, indem er nicht für die neue Ausgabe seines Dante, sondern als geheimer Oberregierungsrath diese Auszeichnung wohl erwarb; dagegen wollen in der Ertheilung an Raupach Einige eine Veränderung des Prinzips erblicken, und meinen, er habe als Dichter diese Ehre erhalten. Dies wäre eine gefährliche Annahme, welche uns in die schwierige Materie, ob der Staat Genie und Talent anerkennen dürfe, verwickelt. Die Sache löst sich viel einfacher und analoger, wenn wir wissen, daß Raupach jüngst eine Art Theaterdichteranstellung und Pension bei der Hofbühne angenommen hat. Da er sich durch diesen Akt in den hergebrachten Gang gefügt, ist es auch eben so in der Ordnung, daß er mit der Zeit Anspruch auf Dekorirung sich erwarb. Mag sie nun auch etwas beschleunigt seyn, so findet auch dies seinen natürlichen Grund in dem Umstande, daß Raupachs Stücke vorzugsweise zur Unterhaltung der hohen Herrschaften aus dem Norden beitragen mußten, und ihm dafür eine Anerkennung vergebrachtermaßen gebührte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 60.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 11. März 1835.

Les revenues des citoyens ne s'y afferment point: ils ne consistent qu'en esprit et en industrie, chacun a la sienne, qu'il fait valoir de son mieux. Toutes les boutiques sont tendues de filets invisibles, où se vont prendre tous les acheteurs.

Montesquieu.
Lettres persanes.

Die Pariser Kaufladen.

Wer in seinem Leben niemals veranlaßt worden, nach Paris zu reisen, kann sich schwerlich eine genügende Vorstellung von der Menge und Pracht der hiesigen Kaufladen machen, und Keiner, welcher diese schöne und merkwürdige Stadt besucht, wird so leicht wieder den Eindruck vergessen, welchen das eigenthümliche und glänzende Aeußere dieser Gewölbe auf ihn hervorgebracht. Man kann die Zahl derselben auf 30,000 anschlagen, denn ich kenne in den bevölkerten Stadttheilen nicht ein einziges Haus, dessen Erdgeschoß nicht wenigstens einen oder mehrere Laden enthielte. Ehemals waren die Buden des Palais-royal fast ausschließlich wegen ihres Glanzes und Reichthums berühmt; heutiges Tags trifft man jedoch in den wohlhabenden Stadtvierteln, wie in dem Quartier der Chaussé d'Antin, der Tuilerien, und besonders in den zahlreichen Durchgängen eine Menge Laden, welche denen des Palais-royal hinsichtlich ihrer innern und äußern Ausstattung durchaus in nichts nachstehen und Alles bieten, was der ungemessenste Luxus nur fordern mag.

Die innere Einrichtung dieser Waarenbuden ist im Allgemeinen äußerst geschmackvoll und prächtig. Die zum Verkauf ausgelegten Waaren sind meistens mit solchem Kunstsinn geordnet, daß man glauben sollte, die Pariser Kaufleute haben alle Aesthetik gehört, und zwar mit besserem Erfolg, als die französischen Gelehrten, welche jene Wissenschaft so wenig zu handhaben verstehen. Diejenigen, welche behaupten, es sey nichts als Eitelkeit und Gefallsucht, was diese kunstreichen Dinge hervorbringt, mögen in vieler Hinsicht Recht haben; soviel ist aber gewiß, daß die Pariser ihre Buden mit wohlgefälliger Pracht ausschmücken und deßhalb alles Lob verdienen. Es gibt kein Produkt, so kostbar und schön, oder so unbedeutend und häßlich es immer seyn mag, das sie nicht durch eine schickliche Umgebung zu verschönern, oder ihm durch eine passende Anordnung Glanz zu geben wüßten. Es scheint auch sehr begreiflich, warum die Pariser Kaufleute, vom ersten Großhändler bis auf den letzten Kleinkrämer herab, ein eigenes Studium daraus machen, ihren Laden durch geschmackvolles Aeußere und stets neu ersonnene Formen in der Ausstattung ihrer Waaren einen neuen Reiz und neue Anziehungskraft zu verleihen.

Gleichwie es in Paris für den Einzelnen so schwer hält, in dem Wogen und Treiben so vieler Tausende, von denen Jeder Etwas seyn oder vorstellen möchte, sich auszuzeichnen und hervorzuthun, so ist es eine nicht minder schwierige Aufgabe für den Kaufmann, Krämer und Handwerker, das, was er feil hat, den kauflustigen Sinnen der Hauptstadt bemerklich zu machen. Daher

Digitized by Google

besteht hier zu Lande, wie es scheint, gleichsam eine stillschweigende Uebereinkunft, daß man, unbeschadet seiner Ehre, allerlei Mittel aufbieten darf, um seinen Zweck zu erreichen, Mittel, die man an jedem andern Ort mit dem Namen Charlatanerie brandmarkt. Da man ja im Uebrigen ein ganz ehrlicher Mann seyn kann, so haben alle Stände der Gesellschaft hier mehr oder weniger marktschreierisches Kolorit. Ohne diese Schminke gelingt es weder der Bescheidenheit, noch der Gelehrsamkeit, die gewünschte Anerkennung zu finden; ohne diese Färbung gibt es kein Mittel, in Paris die Blicke auf sich zu ziehen und in's Gerede oder in die Kundschaft der Leute zu kommen. Der Professor, welcher eine vornehme Haltung auf dem Katheder anzunehmen versteht, ein Glas Zuckerwasser mit einstudirter Grazie ausleert oder sich mit Anstand räuspert, besitzt die ersten unentbehrlichen Eigenschaften, welche seinen Ruf und sein Glück bei den Damen, und in Folge dessen auch bei dem Publikum begründen. Im Handwerksstande haben diese kleinen Kunstgriffe, die Enterhaken der öffentlichen Gunst, einen andern Schnitt. Der Kaufmann will seine Waare zwar auch gerühmt, aber, da er nicht, wie ein Gelehrter, sich mit luftiger Eitelkeit zufrieden gibt, sie zugleich auch auf's Vortheilhafteste verkauft wissen. Nun gibt es aber in dem Zweige seines Geschäfts so zahlreiche Konkurrenten, welche sich alle gleichmäßig außer der Gunst auch um das Geld des Publikums bewerben, daß es darauf ankommt, die sinnreichste Art ausfindig zu machen, wie die Vorübergehenden gefesselt und fremde und einheimische Kaufslustige angelockt werden.

Jeder Kaufmann schreibt mit großen Buchstaben seinen Namen und den Namen seiner Waaren zu verschiedenen Malen und an verschiedenen Stellen seines Hauses an die Mauer, an die Fenster, an die Thüren, auf die Schilder. Oft auch begnügt er sich nicht damit, sein eigenes Gewölbe überall zu beschreiben, sondern er läßt noch in verschiedenen entfernteren Stadttheilen sich und seine Waaren an andere Häuser schreiben. In der Rue de Rivoli, Rue de la Paix und Rue Castiglione sind diese Aufschriften an den Laden meistens in englischer Sprache, weil in diesen und den benachbarten Stadtgegenden die meisten vornehmen und reichen Fremden, besonders Engländer und Nordamerikaner wohnen. Höchst selten liest man an einem der großen Glasfenster die bescheidenen Worte: „Hier spricht man deutsch.“ Außerdem haben aber die hiesigen Verkäufer noch eine auffallendere Art, die Augen anzuziehen. Vor vielen Kaufläden sind nämlich große, wahrhaftige Gemälde ausgehängt, welche die Art des Verkehrs oder einen launigen, witzigen Einfall des Verkäufers sinnbildlich darstellen. Diese Gemälde sind oft so neckisch, daß man unwillkührlich davor stehen bleibt. Am wunderlichsten sind diejenigen, welche nach der Angabe von Meldern komponirt zu seyn scheinen. In der Rue Coquillière hängt ein Oelgemälde mit lebensgroßen Figuren; es hat die Ueberschrift: A la Déesse de l'amour. Ein knieendes Mädchen empfängt aus den Händen einer Frau den Amor, nach dem sie stehend die Hände ausstreckt. Unten an der Hausthüre liest man die Anzeige, daß in diesem Hause ein Nachweisungsbüreau für Heirathslustige etablirt sey. In einer andern Straße sah ich einmal über dem Eingang eines Hauses ein Bild, auf dem eine ältliche Dame gemalt war, welche den kleinen Liebesgott bei den Flügeln hat und an's Herz drückt, was anzeigen sollte, daß dort eine Dame wohne, welche verunglückten Mädchen aus der Noth helfe. Auf einem Gemälde vor der Wohnung einer Hebamme ist eine zierliche Frau abgebildet, welche die Schürze aufhebt, um ein aus den Wolken fallendes, neugeborenes Kind aufzufangen. Diese Anschauung ist fürwahr poetischer, als diejenige, welche man uns in der Jugend einzuprägen pflegt, nach welcher nämlich die unschuldigen Kleinen aus einem tiefen, tiefen Brunnen an's Tageslicht gezogen werden. — Das Schild eines Marchand de vin auf dem Quai de Bethune führt die Aufschrift: Au pauvre diable. Ein Geistlicher sitzt an einem Tische mitten unter Lumpensammlern, Plagbedienten und Cabrioletkutschern; er hat mit der christlichen Demuth auch den Anstand abgelegt; sein Gesicht ist hochroth und er reicht gerade einem von den um ihn herumstehenden Burschen die Hand, während ein schwarzer Kerl aus dem untersten Pöbel, der hinter ihm steht, sich halb krank lacht, weil er dem geistlichen Herrn seinen Hut abgezogen und sein kahles Haupt entblößt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Soldatenschicksale.

(Fortsetzung.)

Römmling sah diesem Auftritte mit wohlthuender Rührung zu, und da die Mutter hinausging, um ihre fließenden Thränen zu trocknen, bat er Juan, seine Pferde aus dem Stalle ziehen zu lassen. Als er sich allein im Zimmer sah, ergriff er das Kleiderbündel und warf es zum Fenster hinaus in den Garten, legte aber an dessen Stelle den dreifachen Werth auf den Tisch und verließ das Zimmer. Die Pferde standen bereit; er bob draußen das Päckchen unbemerkt auf und gab es seinem Diener, sagte dann den Bewohnern des Hauses ein herzliches Lebewohl, drückte dem Jüngling noch ein

Digitized by Google

Goldstück in die Hand und ritt davon, hoffend, die Wittwe werde ihm seinen Diebstahl verzeihen. Er kam spät Abends in das Kloster zurück, und sah nun erst mit Befriedigung, daß er eine vollständige schwarze Kleidung, wie sie die Schüler, die sich der Theologie widmen, zu tragen pflegen, erbeutet hatte, die, wenn gleich etwas weit für Theresa, doch aus aller Verlegenheit half.

Eines der Bagagepferde ward seiner Last entledigt, die man auf die übrigen vertheilte, und als die mitternächtige Glocke vom Thurme erschallte, ging Römmling, nicht ohne Herzklopfen, in den Saal, seinen Mantel um die Schultern geschlagen. Der Riegel des verhängnißvollen Drehkorbes ward leise weggeschoben, und er nahte sich der Winde, die er, besorgt, den Inhalt zu verletzen, vorsichtig drehte. Die allerniedlichste Novize lag zusammengekauert, wie ein Vogel im Nest, vor ihm. Hastig hob er sie heraus, nahm sie wie ein Kind auf den Arm, schlug seinen Mantel um sie und trug sie in sein Zimmer, wo die Kleider bereit lagen. Als Theresa den Schritt unwiderruflich gethan sah, brach sie in ein heftiges Schluchzen aus. Römmling ermahnte sie, sich schnell umzukleiden; aber sie konnte nicht allein mit der ungewohnten Toilette fertig werden; er mußte ihr helfen, was zu einer Scene Anlaß gab, die in jedem andern Augenblicke Stoff zum Lachen gegeben haben würde. Jezt war er fast verlegener, als die Schöne; nichts destoweniger machte er seine Sachen so gut er konnte. Mit einem muthigen Schnitt löste er ihre langen Haare von dem Scheitel, knöpfte den Rock zu, hing das Mäntelchen darüber und zog sie schnell mit sich in den Hof, wo die Pferde rasch bestiegen wurden, und nun ging's im Galopp in die Nacht hinein, nachdem der Nonneuschleier in einen nahen Kanal geworfen worden waren, was im Kloster auf den Gedanken an einen Selbstmord führen mußte. Theresa konnte sich kaum auf dem Pferde halten, aus Furcht und Mangel an Gewohnheit, und ihre Aengstlichkeit wäre höchst lustig gewesen, wenn die ganze Sache nicht einen zu ernsten Charakter gehabt hätte. — Römmling schalt sich jezt einen Rasenden, der in der Trunkenheit gehandelt habe; er verhehlte sich nicht den Verdacht, den die höchstwahrscheinliche Entdeckung von Theresa's Geschlecht gegen ihn erregen mußte. Aber alle diese Bedenklichkeiten kamen zu spät. Gegen Mittag erreichte er das Hauptquartier und war herzlich froh darüber, denn seine Begleiterin drohte vor Müdigkeit vom Pferde zu sinken. Die Soldaten warfen manchen mitleidigen Blick auf den armen Knaben, den Römmling ihnen, wie später den Offizieren, als einen verlassenen Jüngling vorstellte, den er aus Barmherzigkeit mitgenommen habe, da die Franzosen ihn von Valladolid mit sich fortgeschleppt und nach der Schlacht von Obidos seinem Schicksale überlassen, der aber jezt im Begriff gewesen sey, sich nach seiner Vaterstadt zurückzubetteln.

Römmling hatte unterwegs Zeit gehabt, zu überlegen, was er zu thun habe, um den üdeln Folgen seines Schrittes vorzubeugen. Er ließ sich daher, sobald er sich nach dem nächtlichen Ritte umgekleidet hatte, bei Sir John Moore melden, um seinen Rapport abzustatten. Der General saß in einem Lehnstuhle vor seinem Schreibtische, den er jedoch bei Römmlings Eintritt verließ, um mit ihm auf- und abzugehen. „Gute Nachrichten?“ rief er ihm entgegen. — „Was die Stimmung des Volkes anlangt,“ erwiderte Römmling, „vortreffliche; aber was mir von organisirten Truppen aufgestossen ist, bleibt hinter den bescheidensten Erwartungen zurück.“ — „Ich weiß nicht, wie wir uns halten sollen,“ versezte Sir John, die Hände auf dem Rücken übereinanderschlagend und hastiger schreitend, „dem Riesen gegenüber, der Europa unterjocht hat, und von allen Hülfsquellen entblößt, auf dieser ausgemergelten Halbinsel, wo nicht einmal ein grüner Baum steht, der einem englischen Haupte Schatten gibt. Wollte Gott, ich hätte eine Macht unter meinem Kommando, die mich in den Stand sezte, diesem armen Volke zu helfen; aber der Horizont umwölkt sich täglich mehr.“ — „Excellenz,“ sagte Römmling schüchtern, und schlug die Augen nieder, „ein Jeder thut auf seinem Wege, was er kann, und so habe ich diese Nacht einem ganz kleinen Theile dieser armen Nation zur Freiheit verholfen, und ich wollte, ich hätte meine Beichte, die ich mir vorgenommen habe, vor dem Tribunal Ew. Excellenz abzulegen, erst vom Herzen.“ — „Nun, was gibt's?“ rief der General. — „Ich wünschte, ehe ich spreche,“ erwiderte Römmling, „daß mir erlaubt wäre, zu fragen, ob ich mir diese Audienz ausschließlich bei Sir John Moore, dem Vater seiner Armee, erbitten dürfte, und ob der strenge General wohl geneigt wäre, zu ignoriren, was ich jenem sage?“ — „Der Vater ist immer zu Hause,“ sagte Sir John, „und will verschwiegen gegen seinen Kollegen seyn. Nur zu!“ — „Ich habe,“ nahm Römmling wieder das Wort, indem seine Stimme ein wenig unsicher wurde, „eine Novize aus dem Kloster San .... entführt.“ — Der General stieß einen Ruf aus, der unserm Deutschen „Ei so hole Sie der Teufel!“ als freie Uebersetzung dienen könnte. — Römmling stand stumm, auf weitere Befehle harrend. „Nun, wie kam es denn?“ fragte der General endlich barsch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

(Fortsetzung.)

Spenerś Gedächtniß. Die Berliner Zeitungen.

Der berühmte Theologe und Polyhistor Spener, aus dem Elsaß gebürtig, lange Zeit in Dresden von ausgebreiteter Wirksamkeit, verbrachte bekanntlich den Rest seines Lebens in Berlin, und starb hier als Probst der Marienkirche. Seine Familie hat sich nicht, wie die so mancher großen Männer, in's Dunkel verloren, sondern existirt noch in verschiedenen Branchen. Ihr ist freilich von dem theologischen Lustre ihres Ahnen wenig verblieben, indem die Durchgangsepoche durch die Friedericianische Zeit den großväterlichen Felsenglauben nicht allein erschütterte, sondern einem ganz andern Glauben Platz machte, aber namhaft und mit Glücksgütern ausgestattet ist die Familie noch heute, und hat erst vor Kurzem in dem Besitzer der Haude- und Spenerschen Zeitung ein sehr angesehenes Glied und einen originellen Mann zur Erde bestattet. Dennoch wäre es zweifelhaft, ob die Familie oder die Marienkirche des zweihundertjährigen Geburtstages des großen Spener gedacht hätte, wäre nicht aus dem heutigen Frankreich an den großen Theologen erinnert worden. Aus seinem Geburtsort im Elsaß schrieb man nämlich hieher und forderte zu einer Sammlung auf, um ihm ein Ehrendenkmal zu stiften. Die Mahnung zündete; aber man fand es zweckmäßiger, hier eine Separatsammlung zu bewerkstelligen, die für Berlin verbleiben soll. Es sind schon bedeutende Beiträge eingegangen, die zu einer dauernden Stiftung verwandt werden sollen, und um einigermaßen im Sinne des großen Mannes, der den Konfirmandenunterricht in der evangelischen Kirche so besonders förderte, zu handeln, will man die Interessen zur Unterstützung und Kleidung dürftiger Kinder bei ihrer Einsegnung verwenden. Außerdem wird sein Bildniß in der Marienkirche aufgestellt werden. Zu dem seiner Erinnerung geweihten Gottesdienste waren alle Nachkommen Spenerś eingeladen, und die Anwesenheit der königlichen Prinzen und Prinzessinnen, so wie der höchsten Behörden trug zur würdigen Feier des Gedächtnisses eines großen Mannes bei. Spener gilt als Stifter der pietistischen Sekte, und doch möchte sich schwerlich eine größere Verschiedenheit denken lassen, als zwischen dem beschränkten Sinn eines heutigen Pietisten und der lebensfrohen, umfassenden Thätigkeit des frommen Mannes aus jener alten Zeit.

Die Zeitung, welche sein Nachkomme in Verbindung mit dem Buchdrucker Haude in den ersten Regierungsjahren Friedrichs des Großen gründete, ging bekanntlich seit dem Tode des sogenannten alten Spener — oder schon einige Zeit vor demselben — durch eine Art Kauf in die Hände des Bibliothekars Dr. Spiker über. Von den Berliner Zeitungen war nie viel zu sagen, und in dieser Eigenschaft machen sie noch immer Progressen, indem ihre kritische Stellung sie zu einer größtmöglichen Meinungslosigkeit nöthigt. Um so kurioser erscheint es, wenn unser Publikum sich doch noch Mühe gibt, nicht allein nach Meinungen, sondern sogar nach Nüancen darin zu suchen, als ob die Welt so arm an Gegensätzen wäre, daß man sie selbst da chemisch extrahirt, wo keine sind. Ja, es gibt unter unsern Pfahlbürgern ordentlich heftige Anhänger von Voß und Spener, den beiden Aushängeschildern dieser Zeitungen. Diese suchen bei Spener die sichersten Nachrichten von den neuen Schafzüchtereien auf Van Diemens Land, die besten Privatnachrichten aus England und authentische Berichte über die königlichen Hofschauspieler. Jene lesen die Vossische Zeitung wegen der musikalischen Kritiken von Rellstab, und weil auf eine unbegreiflich freimüthige Weise über die Naturerscheinungen und den Gang der Kometen darin gesprochen wird.

(Der Beschluß folgt.)

London, März.

(Fortsetzung.)

Der Sonnenofen.

Der erfinderische Künstler hat sein Geschöpf the solar stove, den Sonnenofen, getauft; warum, wird sich vielleicht später erklären. Die Maschine ist aus messingenen Platten zusammengefügt und ungefähr zwei Fuß hoch, einen Fuß breit und einen Fuß tief. Sie enthält vier Schubladen, deren eine in verhältnißmäßig großen Buchstaben die stolze Aufschrift trägt: die Küche. In zwei andern befindet sich laut der haarsträubenden Phraseologie des Erfinders „die ewige und unträgliche Bindung und Trennung der Elemente.“ Worin diese besteht, wird den Zuschauern nicht vertraut; dagegen empfangen sie die liebenswürdige Versicherung, daß der Kostenaufwand sich ziemlich auf Null reduzirt. Die Elemente sollen seyn: Luft, Erde und Wasser, Feuer, ohne dessen Beihülfe, wie eine mir nahestehende Dame wissen wollte, der ich als einer vornehmen Engländerin nicht die Hälfte der hiemit entwickelten Kochkenntniß zugemuthet hätte, die Kunstfertigkeit aller europäischen Köche und Köchinnen nur Flickwerk und eitles Wesen seyn würde. Feuer hat mit diesem Apparate der Gutschmeckerei schlechterdings nichts zu schaffen. Sobald nun alle Vorbereitungen zum Beginnen des feuerlosen Kochens getroffen sind, werden in ein Loch, in eine Art Schornstein oder Rauchfang auf der Spitze der Maschine, zwei oder drei Dutzend Tropfen Wasser geträufelt. Sofort fängt die bis jetzt eiskalte Maschine an, warm, heiß zu werden. Der Erfinder öffnet die sogenannte Küche, legt ein Beefsteak hinein und schließt sie wieder. Und heißer und heißer, unleidlich heiß wird die Maschine; aber kein Dampf steigt auf, kein Rauch wirbelt empor. Wie gar und trefflich nun auch, trotz aller Unbegreiflichkeit, das Beefsteak in der Vorstellung der Zuschauer schmore, sie empfinden doch bereits bei dieser unbegreiflichen Kocherei einen für Gutschmecker unersetzlichen Verlust. Da ist nichts zu hören von jenen sanften, dann immer stärkern kreischenden Tönen, welche ein Zeichen sind von der beginnenden Wirkung des Feuers, von der Saftigkeit des Beefsteak, und damit eine Wollust für die Ohren des lauschenden Gutschmeckers. Da ist auch nichts zu riechen von jenem köstlichen, mundwässernden Dunste, der die Vorübergehenden an Dollys Speisehause zum Stillestehen, zum Eintreten, zum Essen verführt, und den der Gourmand mit weit geöffnetem Munde in langen, tiefen Zügen eine geraume Zeit einsaugt, ehe er zu dem substantiellern Genusse vorschreitet. In der Nähe der unbegreiflichen Kochmaschine ist Alles still und geruchlos. Nur wenige Minuten — und die Küche öffnet sich. Aller Erwartung ist gespannt, Aller Augen sind auf die Erscheinung gerichtet, und das Beefsteak erscheint. Der Erfinder langt es hervor, zerschneidet es und reicht den Zuschauern die Stücke zum Kosten. Und bald hastig, bald zögernd führen die Zuschauer die genommenen Bissen zum Munde, kauen so langsam, wie der Weinkenner den Wein, den er prüfen will, sehen sich gegenseitig an, und Aller Neugier ist befriedigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 61.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 12. März 1835.

— O Ihr,
Gewalt'ger Helfer aus der Noth! so helft
Euch selbst nun aus der selbstgeschaffnen Klemme.

Beaumont und Fletcher.

Soldatenschicksale.

(Fortsetzung.)

Römmling erzählte den ganzen Hergang vollkommen der Wahrheit gemäß; nur die kleine Lerchengeschichte bei der Versuchungsscene als gänzliche Privatsache übergehend. — Der General erheiterte sich nach und nach; endlich sprach er: „Also Sie haben keinen tadelnswerthen Beweggrund bei Ihrem höchst unbesonnenen Streiche gehabt? Das frage ich Sie als Mann von Ehre.“ — „Keinen!“ erwiderte Römmling, die Hand auf die Brust legend. „Wie würde ich's auch sonst gewagt haben, Ew. Excellenz zum Vertrauten zu machen?“ — „Ich glaub's, ich glaub's,“ sagte Sir John. „Aber, junger Freund, ich verbiete Ihnen auf's Strengste, irgend Jemanden zu sagen, daß Sie dies gethan haben. Vor der Hand weiß ich Ihnen übrigens keinen Rath zu geben, als die Heldin Ihres Romans ohne Liebe sobald als möglich wieder los zu werden.“ — „Wenn ich nur irgend wüßte,“ versetzte Römmling, „wie ich über sie disponiren sollte, lieber heute als morgen.“ — „Nein, nein, nicht heute, nicht morgen,“ sagte Sir John, „sondern bei der ersten guten Gelegenheit, wo Sie das Mädchen unter ehrenvolle Obhut stellen können. Vor der Hand bleibt sie der Schüler von Valadolid. Ihnen sage ich, bringen Sie ihr nur keine Wissenschaften bei, die man dort auf dem Katheder nicht lehrt — und drücke ein Auge zu.“

Römmling beurlaubte sich bedeutend leichter um's Herz, als er gekommen war, und mehr als je für seinen General begeistert. In seinem Quartier fand er Blake. „Ei!“ sagte dieser, „was für einen Knappen hast Du aufgeladen? Die ganze Armee spricht davon, Du habest heute mit einem Schüler im schwarzen Talar, der wie ein Mehlsack auf dem Pferde hing, Deinen Einzug gehalten. Laß doch einmal sehen.“ — „Mein armer Emeterio schläft,“ sagte Römmling und wiederholte die tragische Geschichte von der unglücklichen Lage des Burschen mit einem Eifer, der Blake vielleicht an ihrer Wahrheit zweifeln ließ, denn er fragte, wo er liege, und äußerte den Wunsch, ihn zu sehen. Römmling sagte mit einiger Befangenheit: „auf meinem Bette;“ und ehe er's hindern konnte, war Blake in der anstoßenden Kammer und stand vor Theresa. Der Schlaf, der sie umfing, hatte jede Spur der Ermüdung verwischt; wie ein Bild der Gesundheit und Jugend lag sie mit gerötheten Wangen da und athmete in tiefem Schlummer. Blake betrachtete sie bewundernd. „Das ist ja ein wahrer Amor,“ sagte er und sah Römmling forschend und schelmisch an. „Findest Du?“ erwiderte dieser gleichgültig, „ich habe ihn noch nicht so genau angesehen.“ — „O Du Spitzbube!“ rief Blake, „Du Heuchler! Wenn Du den schlafenden

Digitized by Google

Engel da noch nicht genau angesehen hast, und wenn er nicht ein Engel weiblichen Geschlechts ist, so bin ich nicht Henry Blake im zehnten Dragonerregiment.“ Römmling zog ihn hastig in die andere Stube. „Bist Du toll?“ rief er. „Quäle mich nicht, ich bitte Dich; Du machst mich rasend.“ Aber Blake ließ sich nicht stören; er neckte ihn unbarmherzig, ohne ihm jedoch ein Geständniß entlocken zu können. — Endlich ging er, ohne Theresa's Erwachen abzuwarten, was Römmling sehr erfreute, seinen Geschäften nach.

Römmling machte mit seiner Wirthin eine Einrichtung, der zufolge Emeterio eine Kammer für sich beziehen konnte, und überließ sich der Unruhe, die Blakes Scharfblick in ihm erregt hatte. Seine Hauptbesorgniß war, was Clara sagen würde, wenn sie durch irgend einen der boshaften Zufälle, die immer eintreten, wenn man sie am wenigsten wünscht, erführe, daß er ein verkleidetes Mädchen bei sich habe. Unter diesen Betrachtungen trat Theresa herein; sie schritt munter und frei auf ihn zu und sagte lustig und gefühlvoll: „Den Heiligen sey gedankt, daß ich wieder einmal auf Gottes freier Erde erwache; und wem danke ich mein Glück, als Euch, Herr Offizier? Ihr habt mich von dem fürchterlichsten Schicksale errettet, und mein ganzes Leben soll ein Dankgedet für Euch seyn; aber nun verkennt mich auch nicht, wenn ich Euch frage, was nun aus mir werden soll? Ich weiß in der ganzen Welt keinen Ort und keinen Menschen, wo ich mich hinwenden könnte; meine Verwandten sind nicht weit von hier, in Madrid; sie aber dürfen am wenigsten erfahren, daß ich die Hauptstimme in der Entscheidung meines eigenen Schicksals wieder erlangt habe. — Nicht wahr, Ihr vergönnt mir, über die Begebenheiten meines frühern Lebens zu schweigen? ich mag nicht schmerzliche Erinnerungen wecken. Ein unglückliches Verhängniß hat die Meinigen bewogen, mich in ein Kloster zu stecken; aber es lastet keine Schuld auf meinem Gewissen, das glaubt Ihr mir, nicht wahr?“ Römmling glaubte, was sie wollte, er wünschte ihr Vertrauen nicht und sah sie nicht einmal mit Aufmerksamkeit an, um sich ja in keine Versuchung zu begeben. Guten Rath wußte er zwar nicht, aber er versprach ihr, sie auf keinen Fall zu verlassen. Sie möge sich vor der Hand hier einrichten, sich viel auf ihrem Zimmer halten, in keine Verbindung mit Offizieren treten, sich einen längern und festern Schritt angewöhnen und ein Päckchen Wäsche und Kleidungsstücke von ihm annehmen, das er ihr gleich überreichte. — Theresa schien verletzt durch die Kälte seines Benehmens und nahm sein Geschenk stillschweigend an, indem sie sich nach ihrem Zimmer erkundigte, das sie alsbald in Besitz nahm.

Am andern Morgen schon ward der Befehl ertheilt zum Aufbruch nach Salamanca. Nach einem langen und beschwerlichen, aber an interessanten Begebenheiten armen Marsch, langten die Truppen dort an, und nun hatte Römmling die Freude, zum unmittelbaren Dienst um Sir John Moores Person beordert zu werden, und jetzt traten auch Begebenheiten ein, die sein ganzes Interesse für die allgemeinen Angelegenheiten des Krieges in Anspruch nahmen. Napoleon hatte sich endlich mit Alexander in Erfurt satt conferirt, und ehe man sich's versah, war er in Vittoria. Mit Windesschnelle sandte er den Marschall Soult gegen die spanischen Insurgenten, und mit Windesschnelle wurden die Armeen des Generals Blake in Villarcajo, des Generals Belvidere in Estremadura und des Generals Castannos in Andalusien vernichtet. Doch dem Leser soll hier keine Geschichte des spanischen Feldzugs vorgetragen werden; ihm wird die Bemerkung genügen, daß die persönliche Gegenwart Napoleons, die Entblößung von allen Hülfsmitteln, welche die Spanier durch Mitwirkung ihrer Armee versprochen hatten, und die traurige Gewißheit, auf keine Verstärkung irgend einer Art hoffen zu können, den General Moore zu der Ueberzeugung brachten, daß in Spanien kein Heil mehr für ihn und die Seinen zu suchen sey, daß ihm daher nichts mehr übrig bleibe, als ein ehrenvoller Rückzug nach Gallizien, wie es hieß nach Vigo, wo die englische Flotte zur Einschiffung der Truppen bereit seyn sollte. Er beschloß also, einen Rückzug zu beginnen, der zwar, wie die Folge zeigte, den Ruhm der englischen Krieger vermehrt hat, der aber dennoch Trauer und Verdruß in manchem Herzen erregte. Römmling namentlich war tief betrübt bei dem Gedanken, Spanien verlassen zu müssen, ohne den Feind anders als in freundschaftlichem Verkehr oder hinter einer Mauer erblickt zu haben. Was war aus seinen Träumen von Ruhm und Auszeichnung geworden? Er war Lieutenant, und blieb Lieutenant, und wußte nicht einmal, wie ihm dem feindlichen Feuer gegenüber zu Muthe seyn würde. Und wenn die Stimme des Egoismus schwieg, erwachte in seinem Innern um so lebhafter das Mitgefühl für die armen Spanier, deren letzte Hoffnung mit dem Rückzuge der Engländer zu sinken begann, mit ihrer Einschiffung gänzlich zu verschwinden drohte. — Aehnliche Gefühle regten sich fast in jedem Herzen und keiner behielt seine gute Laune, als Kapitän Blake, der in Salamanca wie in Merida den armen Römmling mit seinem trenen Knappen neckte, ohne je sein Geständniß über dessen Geschlecht erlangen zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Pariser Kaufladen.

(Fortsetzung.)

Außer diesen sinnreichen, sinnlichen und sinnreizenden Mitteln entwickeln die Pariser Kaufleute ihren

Digitized by Google

angedornen Kunstsinn noch in der Anordnung der Waaren selbst auf die mannichfaltigste Weise. So hängen die Tuchhändler die Wollen- und andere Zeuge nicht, wie es bei uns zu geschehen pflegt, in Musterkarten an den Fensterladen auf, sondern sie breiten ihre Waaren gleich in ganzen Stücken vor Thür und Fenstern aus. Die Stücke sind aufgerollt und oft so groß, daß sie vom zweiten, dritten Stock bis auf das Straßenpflaster herabreichen. Die Außenwände mancher Magazine sind gleichsam mit farbigen Teppichen und Shawls tapezirt. Die Seidewaaren sind hinter großen, durchsichtigen Glasscheiben aufgehängt; königliche Cascheminshawls schlingen sich zierlich durch einander, und nicht selten sieht man ganze weibliche Figuren, welche höchst malerisch drapirt und mit den feinsten Blonden und Spitzen auf das Verführerischste herausgeputzt sind.

In der Rue Vivienne trifft man die meisten und schönsten Putzladen. Die neuesten Modehüte, die herrlichsten Gürtelmuster, die kunstreichsten Blumen, die stolzesten Hutfedern, die züchtigsten Damenschleier sind hier in hellen gläsernen Gewölben der Neugierde und den Kennerblicken Aller zur Schau ausgestellt. Hier hat die Mode ihr Hauptquartier aufgeschlagen; der Häßlichkeit bietet man hier Alles, was sie braucht, um sich zu verbergen, und die Schönheit nimmt sich hier nach Auswahl und Belieben Alles, was sie noch schöner macht. Im Winter ist diese Straße eine der belebtesten in Paris; kurz vor und nach Neujahr ist sie den ganzen Tag über von reichen Equipagen gesperrt, und auf ihren Trottoirs drängt sich unaufhörlich eine solche Menge von Spaziergängern, daß man die meiste Zeit unaufhaltsam vorwärts getrieben wird. Manches unschuldige Mädchen, manche tugendhafte Frau geht nicht ohne Erstaunen, oder richtiger, nicht ohne Qual an allen diesen Herrlichkeiten vorüber.

Aus den Bijouterieläden blinken uns die Diamanten und Juwelen, die Geschmeide von Gold und Edelsteinen durch krystallhelle Fenster entgegen, Alles in so reichem, kostbarem Vorrath, daß jedes Pariser Gewölbe ein Dresdner grünes Gewölbe in verkleinertem Maßstabe erscheint. Und wenn gar erst Abends ein solcher Laden wie in einem Feuermeere glüht, wenn die hellen Gasflammen in den spiegelblanken Fenstern widerstrahlen und unsere Blicke auf eine schöne Frau im Innern fallen, um die Alles schimmert und flimmert, da denken wir wohl zurück an die blaue Bibliothek und das Märchen von Schönchen Goldhaar und der bezauberten Prinzessin, wenn anders der Vergleich nicht unstatthaft ist, da die Pariser Prinzessinnen aller Stände mehr bezaubern, als bezaubert sind, wie es meistens den Prinzessinnen der Feenmährchen begegnet. — Die Waffenschmiede und Schwertfeger stellen die schönsten Damascenerklingen und ihre kunstreichsten Waffen aller Gattungen in Glaskasten vor den Laden aus; die Büchsenmacher zeigen dem Jagdliebhaber die zierlichsten, leichtesten Gewehre hinter schönen Glasscheiben, und die Sattlermeister hängen die reichsten Pferdegeschirre vor ihrer Thüre auf. Die Schneider haben stets einen unermeßlichen Vorrath von Kleidungsstücken und man findet in ihren Buden Kleider vom feinsten Stoffe streng nach der Mode des Tags fix und fertig. Hinter den acht bis zehn Fuß hohen Glasscheiben, welche ihre Laden schließen, breiten sie ihre Westen von Caschemir und den reichsten Lyoner Seidenzeugen in malerischen Gruppen aus; dazwischen schlingt sich hier und dort ein Pantalon mit der feinsten Grazie, und der Schlafrock selbst erhält eine ästhetische Bedeutung. Die Apotheken sind zierlich und einladend. Vor den Fenstern der Geldwechsler liegen die Goldstücke und Banknotten und Wechselzettel der verschiedensten Nationen haufenweise und friedlich neben einander; eine übrigens nicht sehr lobenswerthe Sitte, welche wohl nicht wenig dazu beiträgt, das verderbliche Talent eines Beutelschneiders aus dem Schlummer zu wecken.

Die Schuh- und Hutmacher haben eine seltsame Manier, die Augen anzuziehen und ihr Gewerbe anzudeuten. Sie lassen nämlich die ganze Außenseite ihrer Werkstätten mit Schuhen, Stiefeln, Hüten und Kappen bemalen, welche paarweise und zu Dutzenden neben und über einander gereiht sind. Die Fensterladen der Strumpfhändler sind mit kolossalen weißen Strümpfen und Unterhosen bemalt, die einem Furchtsamen bei Nachtzeit Grauen und Angst erregen können. Die Handschuhmacher haben über ihren Thüre zwei große, hölzerne, in der Regel roth angestrichene Handschuhe ausgehängt, und vor den Fenstern der Optiker ist ein Tubus von Mannslänge befestigt, welcher jedem Herkules füglich als Keule dienen kann.

Die Eswaarenhändler sind besonders erfinderisch, die Pforten unserer Sinnlichkeit aufzuschließen. In buntem Gemisch lassen sie Trüffeln, Schildkröten, die herrlichsten Südfrüchte und die feinsten Weine in unsere Sinne einziehen. Ein angenehmer Duft aus den Garküchen, welche immer mit solchen Laden verbunden sind, kündigt uns schon von Weitem das Daseyn derselben an, und wenn man sie in der Nähe betrachtet, liegt dort Alles, was die Erde und das Meer an schmackhaften und leckern Schätzen aufzuweisen hat, vor den Blicken ausgebreitet; Alles, was nur den Gaumen eines Wohlschmeckers kitzeln, was nur die Laune eines Essers wünschen und vergnügen mag, umgaukelt die Sinne. Bemerkenswerth ist, daß vor dem Jahr 1830 der Laden des Herrn Chevet im Palais-royal der einzige dieser Art in Paris war; gegenwärtig findet man fast in allen Passagen Marchands de comestibles, deren Boutiquen mit einem gleichen Ueberfluß der feinsten, seltensten und kostbarsten Leckerbissen versehen sind.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

(Fortsetzung.)

Der Sonnenofen. Eisenbahnen.

Wie mannichfaltig und verschieden sich auch die Ansichten und Urtheile der Kostenden gestalten und äußern mögen, darin sind Alle einverstanden, daß das Beefsteak in der Zwischenzeit des Einlegens und Herausnehmens einige Veränderung erfahren hat. Die Verschiedenheit der Ansichten betrifft daher nur die Verschiedenheit der Grade des stattgefundenen Wechsels, und das ist nicht Sache des Erfinders das ist Sache des Geschmacks. Ueber jeden Zweifel erhaben steht fest, daß das Beefsteak zubereitet ist, und mehr hat der Tausendkünstler nicht versprochen. Daß es nicht nach Vorschrift des Dr. Kitchiner oder Meg-Dodds aussieht, die der allerdings nur eben erweichten Masse ein dunkleres Braun und eine reichere Färbung gegeben haben würden, ist das dem Erfinder als ein Fehler seiner Maschine anzurechnen, ihm, der wiederholt erklärt, daß er das Beefsteak gerade so am liebsten esse? Der Erfinder versichert, daß „weder Feuer, noch Flamme, weder Rauch, noch Dampf, weder Gas, noch Oel, weder Weingeist, noch irgend ein chemisches Präparat" die Wirkung erzeuge. Was ist es also? Für mich und für Alle, die zugleich mit mir der Kocherei zusahen, ein Geheimniß. Uebrigens vermuthe ich, daß der Künstler eben wegen dieses mysteriösen Umstandes seiner Maschine den Namen Sonnenofen beigelegt hat. Und da er selbst zugesteht, daß sie noch einiger Verbesserung fähig ist, so will ich gerne glauben, daß über kurz oder lang einmal die Zeit ihres effektiven Nutzens kommen kann, wenn es kein Brennmaterial mehr gibt, und die Liebhaber von Beefsteaks nicht hungrig genug sind, sie ganz roh zu verzehren.

Nächst dieser undegreiflichen Kochmaschine erregen gegenwärtig zwei Eisenbahnen, die bereits im Baue begriffen sind, nebst einer dritten, erst noch in Bau zu nehmenden, die Aufmerksamkeit der guten Londoner. Es muß wirklich verwundern, daß zur Zeit nicht eine einzige Eisenbahn von London ausläuft, und daß diejenigen, welche auch einmal versuchen wollen, wie es sich mit Schwalbenschnelligkeit fährt, zuvörderst hundert und mehr Meilen nach Manchester reisen müssen, um von da nach Liverpool zu fliegen. Diesem Uebelstande soll daher jezt nach drei verschiedenen Richtungen abgeholfen werden, und ganz natürlich erregt dies große Theilnahme. Die eine und die am Weitesten vorgerückte, jedoch noch keineswegs fahrbare Bahn wird London um mehrere Stunden näher an Birmingham bringen. Für vergnügungslustige Londoner ist das allerdings kein sonderlicher Gewinn, denn das räucherige, ewig qualmende und ewig schmutzige Birmingham bietet mit seltenen Ausnahmen, wie bei Gelegenheit des Musikfestes im letzten Oktober, dem Fremden, der nicht Kaufmann oder Maschinenbauer ist, herzlich schlechte Unterhaltung. Desto mehr Gewinn wird der Handel davon haben, und das ist der Zweck. Selbst auf einer englischen Stage-coach braucht man jezt zwölf bis vierzehn Stunden, um von der einen Stadt zu der andern zu gelangen. Mittelst der Eisenbahn wird man um sechs Uhr früh London oder Birmingham verlassen, zwischen acht und neun Uhr in London oder Birmingham frühstücken, bis um fünf Uhr seine Geschäfte besorgen und zwischen sieben und acht Uhr, als sey man den ganzen Tag über zu Hause gewesen, mit seiner Familie zu Mittag speisen. Ich denke, das ist ganz hübsch; wiewohl indessen der Bau mit größter Thätigkeit — sogar Sonntags, man höre! in dem den Sabbath mit entschiedenstem Müßiggange feiernden England sogar Sonntags und an mehreren Orten zugleich betrieben wird, sind doch laut vorläufiger Berechnung vier ganze Jahre zur gänzlichen Beendigung erforderlich.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, Februar.

(Beschluß.)

Zeitungsreformen.

Es läßt sich in der That nicht leugnen, daß der Verfasser der naturhistorischen Artikel in der Vossischen Zeitung — man nennt den Direktor Klöden — so frei darin spricht, als man im Jahre 1855 nicht gewohnt ist, sprechen zu hören, und noch viel kecker urtheilt, wo es ihm erlaubt ist, Herr Rellstab (er muß sogar wegen injuriöser Ausfälle gegen Spontini, freilich nicht in dieser Zeitung, sondern auswärts, einige Wochen in unser St. Pelagie, die Hausvogtei); aber das Prädikat der Liberalität schien doch deßhalb die ehrwürdige Vossische Zeitung — sie besteht weit über ein Jahrhundert, und wurde einst von Lessing redigirt, während jezt noch ein Seitendescendent desselben ihr vorsteht — nicht zu verdienen. Im Gegentheil zeichnete sich die Spenersche auch noch unter Dr. Spiker durch eine gewisse kühne Freisinnigkeit bis vor einigen Jahren aus; aber allerdings sind seitdem bedeutende Umschläge vorgekommen, deren Wichtigkeit freilich nur wir hier am Orte ganz empfinden können, und ein lezies Ereigniß hat die Thatsache, daß die Vossische Zeitung sich zum liberalen Prinzip der Bewegung neigt, in's helle Licht gesezt. Seit Uralters existirt nämlich für beide Zeitungen ein geographisches Prinzip, vermöge dessen Deutschland eingetheilt wird in die „Niederelbe," „Mainstrom," „Wien und Dresden" und „Vermischte Nachrichten." Unter diese Rubriken rangiren seit einem Jahrhundert alle politischen Nachrichten aus Deutschland, und die ehrwürdige Eintheilung hat sich trotz dem siebenjährigen Kriege, der Auflösung des deutschen Reichs, dem Tilsiter Frieden und dem Wiener Kongreß erhalten. Neuerdings hatte in einem hiesigen Blatte ein Aufklärer sich dagegen movirt und mit den Scheingründen, welche dem Liberalismus überall zu Gebote stehen, dargethan, daß die Eintheilung nicht mehr passe, dem gesunden Menschenverstand entgegen, ja sogar in ihrer Anwendung absurd sey, indem z. B. unter der Rubrik Niederelbe die feingebildeten Hannoveraner und die schmutzigen Lappländer zusammen, wie Nachbarn und Stammgenossen, rangirten. Dies hat allerdings etwas für sich; aber soll deßhalb eine uralte geographische Eintheilung, die sich über dem Strom der Zeit so lange erhielt, verworfen werden, und einer ungewissen, neuen, die mit jedem Kriege und Frieden sich ändern kann, weichen? Nichtsdestoweniger hat die Vossische Zeitung seit dem ersten Januar ihre uralte Verfassung umgestoßen und mit einem Federstrich die neue Geographie eingeführt, wonach Dresden und Leipzig unter Sachsen, Wien unter Oesterreich und die Nachrichten aus der preußischen Monarchie, die bisher als vermischte Nachrichten kamen, unter der Rubrik Inland erscheinen, alle diese Rubriken zusammen aber unter dem Generalrubrum Deutschland. Möchte diese so ehrenwerthe Zeitung diesen raschen Schritt nie bereuen, und wenn sie sich dem Prinzip der Bewegung hingeben will, dies wenigstens mit mehr Mäßigung thun. — Die Spenersche Zeitung ist ihrem seit drei Jahren übernommenen conservativen Charakter auch darin getreu geblieben. Sie versicht die altenglischen Torpyinteressen und hat bei uns noch ihre Niederelbe, ihren Mainstrom und ihre vermischten Nachrichten. Ihr Redakteur hat seinen Lohn gefunden, nicht in der wandelbaren Volksgunst, sondern, was dem Rechtlichen mehr ist, in seiner Brust.

Beilage: Kunstblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 62.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 13. März 1835.

— Tout marchands que nous sommes,
Messieurs, nous observons les hommes:
D'un bout du monde à l'autre bout
L'habit fait tout.

Béranger.

Die Pariser Kaufladen.

(Beschluß.)

Millelots Magazin im Passage des Panoramas funkelt von Krystalltafeln, von Vergoldungen und Verzierungen aller Art; wenn Abends das Gaslicht seine weißen Lichtströme durch die zahllosen gläsernen Leuchtkugeln über alle die süßen Herrlichkeiten ausgießt, über die Zuckerblumen und Zuckerfrüchte und die feinen liqueurs des îles in schlanken blauen, grünen, rothen und weißen Flaschen, dann kostet's den Neuangekommenen in der That keine geringe Ueberwindung, sich nicht von der Versuchung hinreißen zu lassen und von diesen Herrlichkeiten zu kosten. Der Charcutier setzt Blumenvasen zwischen seine Würste und seine Promages de cochon; der Fleischer schlägt die Wände mit weißen Tüchern aus, seine Gigots sind häufig mit Blumen geziert, auf den größern Fleischstücken sieht man wohl das Bild des Kaisers oder des Père Enfantin ausgeschnitten. An den Fensterladen der Coiffeurs sind die transparenten Seifenkugeln, die Bürsten vom feinsten Holze, die Parfümerien aller Art gar nett und lockend aufgeschichtet; Wachsbüsten in voller Parure prunken dazwischen: schöne Jünglingsköpfe mit griechischer Gesichtsbildung, mit einer Coiffure à la Perinet le clerc und um die Wangen ein Haarkollier à la jeune France; allerliebste Frauengesichtchen mit der etwas herrischen Haltung und dem dreisten Blicke, der hier das schöne Geschlecht charakterisirt, frisirt à la Ferronnière, oder wie sonst die neuesten Coiffuren heißen. Hier und da stößt man wohl auch auf originelle Inschriften: im pays latin befinden sich deren nicht weniger als vier in vier verschiedenen Sprachen an einer Friseurbude für Studenten; die lateinische klingt folgendermaßen:

Hic fingit solers hodierno more capillos
Dextera, naturaeque novos ars addit honores.

Hinter dem Palais-royal wohnt ein Genie, das hat seine Zuflucht zu einer Affiche genommen, des Inhalts: aux hommes sensibles. An einem solchen Zuruf geht nicht leicht Jemand vorüber. Der Mann empfiehlt denen, die ein empfindliches Kinn haben, seinen Savon onctueux pour la barbe. Es gibt auch Coiffeurs, welche sich Professoren nennen und Vorlesungen ankündigen; sie erstatten Berichte in den Modejournalen, sie freuen sich der Fortschritte ihrer Kunst, die sich à la hauteur du siècle befinde. Ein Schneider hat kürzlich einen traité encyclopédique de l'art du tailleur herausgegeben: der Verfasser habe Alles geschaffen, Ausdrücke, Prinzipien u. s. w., es sey eine épopée didactique sur l'art de s'habiller. Voltaire's Ausspruch, die Franzosen haben keinen epischen Geist, hat demnach ein Schneider widerlegt; der Mann heißt Barde, ein ominöser Name; er

Digitized by Google

soll sich mit einer Sammlung vermischter Gedichte beschäftigen, unter denen sich eine Ode auf die Caleçons besonders auszeichne.

In der eigentlichen Literatur finden wir einen noch thätigern, leckern Charlatanismus. Zuerst kommen hier die Lesekabinette, gegenwärtig die wichtigsten literarischen Institute, denn es sind die einzigen, welche zahlen. Sie werden meist von alten Jungfern gehalten, die den Ton in der Literatur angeben; sie entscheiden über das Schicksal der Autoren; ihr Urtheil ist gültiger als das der geistreichsten Recensenten: ihnen verdanken Mortonval, Dinocourt, Ricard und so viele andere schlechte Romanfabrikanten ihren Ruf, während Alfred de Musset, eine der originellsten Dichternaturen, ohne die Revue des deux Mondes nicht aufkommen könnte. Die Cabinets de lecture kleben an Thüre und Fenster die Titel aller Zeitschriften, aller neuen Romane, die da zu finden, die pikantesten Blätter des Charivari und der Karikature; da sieht man gegenwärtig Louis Philippe als Jongleur gekleidet, wie er die Freiheitskugel mittelst eines Strohhalms auf der Nase balancirt. Die Recensionen der meisten Werke rühren von den Verfassern selbst her. Der Buchhändler, der eine Annonce seines Verlagsartikels in ein Journal einrücken läßt, hat nämlich das Recht, zugleich einen lobenden Artikel abdrucken zu lassen, der von mehr oder minder beträchtlichem Umfange seyn darf, je nachdem die Annonce mehr oder weniger Zeilen umfaßt. Diese Annoncen bilden einen großen Theil der Revenüen des Journals. Die Theater versäumen auch nichts, um den Erfolg ihrer Unternehmungen zu sichern; ist ein Stück angenommen, so wird alsbald eine Annonce in die gelesensten Blätter eingerückt: „man spricht in der literarischen Welt von einem neuen Vaudeville, das zu den pikantesten dramatischen Erscheinungen gehören soll," oder auch: „das Comité de lecture hat das Drama * * * mit einstimmiger Akklamation angenommen; der rühmlichst bekannte Verfasser wünscht ungenannt zu bleiben." Prozesse zwischen den Autoren oder Schauspielern und den Theateradministrationen sind mitunter auch recht energische. Mittel, die Menge der Schaulustigen herbeizuziehen; so habe ich den Direktor der Porte St. Martin stark im Verdacht, daß seine gerichtlichen Händel mit dem Schauspieler Bolage, die nonne sanglante betreffend, nur fingirt waren. Man sieht, bei dieser kleinen Abschweifung auf das Gebiet der Literatur haben wir uns von unserem Gegenstand durchaus nicht entfernt.

So sucht in Paris jeder Verkäufer die Sinne zu bestechen und sich die Kauflust geneigt zu machen, was man hier meisterhaft versteht. Man sieht hier täglich tausend und aber tausend Dinge, die auffallen, weil sie glänzen, die glänzen, weil sie schön sind, die Neid erregen, weil man sie täglich brauchen könnte, die man liebt, weil man sie gerne selbst haben oder im Besitz geliebter Freunde und Freundinnen wissen möchte, wenn man Geld genug hätte, sie zu kaufen. Mer Alles ist hier sehr theuer, und obschon die gewöhnliche Schwindsucht hier eine häufig vorkommende Krankheit ist, so darf doch wohl die Geldschwindsucht noch mehr zu den hier angesiedelten Epidemien gezählt werden. Was aber noch das Schlimmste von Allem ist, man wird in den Pariser Laden sein Geld auf eine Art los, über die man nicht böse werden und gegen die man im Grunde nichts einwenden kann. Läßt man sich nämlich verlocken, in eine Bude zu treten, um Einkäufe zu machen, so ist die erste erfreuliche Erscheinung ein hübsches Mädchen oder eine schöne Frau am Zahltisch, welche den Eintretenden freundlich und verbindlich empfängt. Wenn nun der Käufer seine Waaren auch mit dem Doppelten über den gewöhnlichen Kaufpreis einhandelt, kann er da in Zorn gerathen, vorausgesetzt, daß er ein artiger Mensch und kein griesgrämiger Engländer ist? Von einem niedlichen Gesichte läßt man sich überall gerne eine Schelmerei gefallen und Schönheit ist immer ein Talisman gegen aufwallenden Zorn, selbst wenn man geprellt wird. Das müssen auch die Franzosen sehr gut; denn hier besorgen die Weiber Alles. Die Frauenzimmer der gewerbtreibenden Klassen sitzen den ganzen Tag über am Bureau, nehmen Geld ein, führen die Rechnung über's Hausweſen, beschäftigen sich dabei mit Nähen oder sonst etwas Nützlichem, oft jedoch auch mit etwas Unnützem, mit Romanlesen und Liebäugeln. So sieht man die Weiber in den Kaffeehäusern, Restaurationen, Apotheken, Buchhandlungen, Zucker-, Bilder- und Kramläden. Wenn ich noch hinzufüge, daß sie den ganzen Tag über mit Papilloten und im Negligé dasitzen und erst nach Sonnenuntergang und mit der Gasbeleuchtung sich zu putzen und gesprächig zu werden anfangen, so ist das reine, lautere Wahrheit.

Schließlich will ich noch des neuen Bäckerladen des Herrn Dusaure in der Rue Feydeau erwähnen. Drei bis vier Fuß hohe Glasscheiben öffnen die Aussicht in das Innere desselben, welches mit einem hier noch nie gesehenen Luxus, nämlich außer mit großen Wandspiegeln, noch mit Stuckarbeiten und Arabesken ausgeziert ist. Wenn Paris einst wie Herkulanum und Pompeji plötzlich unter die Erde versenkt wird und spätere Nachgrabungen auf die Entdeckung dieſes Hauſes führen, werden sich die Alterthumsforscher nach tausend Jahren den Kopf zerbrechen, welcher reiche, kunstliebende Größe hier gewohnt haben mag, und Niemand wird auf den Einfall kommen, daß das Erdgeschoß dieſes Hauſes einst zu einem Bäckerladen gedient habe. In derselben Straße findet man noch einen prächtigen Metzgerladen, dessen Wände zwar nicht mit allegorischen Darstellungen, aber doch mit

Digitized by Google

schönfarbigem Marmor bedeckt sind, und dessen Decke von drei korinthischen Marmorsäulen mit zierlichen Kapitälern getragen wird, vor denen große Stücke Ochsenfleisch, ganze Kälber und Hämmel herumhängen, welche sich in den im Hintergrunde angebrachten Wandspiegeln wiederholen. Man sieht, wie sehr ich Recht hatte, im Anfang zu behaupten, daß es kein Produkt gibt, es sey noch so undedeutend und häßlich — was ist prosaischer, als eine gebackene Semmel, was garstiger, als ein geschlachteter Hammel? — welchem der Pariser nicht durch eine geschmackvolle Anordnung und Umgebung einen poetischen Anstrich und einen gewissen Adel zu geben wüßte.

Soldatenschicksale.

(Fortsetzung.)

Eines Tags trat Kapitän Blake zu Römmling in's Zimmer, wo Theresa eben im Begriff war, sich über ihr künftiges Schicksal mit Römmling zu bereden, welcher keinen Rath wußte, als sie nach England zu nehmen. „Schöner Emeterio," sagte Blake, „Du könntest mir einen Gefallen thun, ja mehr als das, Du könntest mir durch eine kleine Gefälligkeit einen außerordentlich großen Dienst leisten. Sieh," fuhr er fort, da Theresa ihre Bereitwilligkeit an den Tag legte, „ich habe hier die Bekanntschaft eines allerliebsten Mädchens gemacht, das im Kloster in der Kost ist und kein Mittel hat, daraus zu entkommen, obgleich es im Uebrigen wohl entschlossen wäre, mir nach Vigo, oder Corunna, oder sonst wohin ich wollte, zu folgen." Theresa und Römmling waren beide wie mit Blut übergossen. „Nun," sagte Blake, „ich habe nichts im Sinne, was Euch erröthen machen könnte; ich will sie heirathen." — „Heirathen!" rief Römmling, „Du?" — „Ich!" erwiderte Blake in komischer Entrüstung. „Seh' ich nicht aus, als wenn ich heirathen könnte? Also, es kommt Alles darauf an, daß sie diesen Zettel hier erhält. Du, Emeterio, siehst so zart und mädchenhaft aus, daß jeder, der nicht, wie ich, das Gegentheil weiß, Dich für ein Mädchen halten muß. Nun, thue mir den Gefallen, nimm diese Kleider, hülle Deine zarten Glieder darein, und Jeder — ich stehe Dir dafür — hält Dich für das schönste Mädchen in Salamanca." Blake wußte so beredt zu bitten, daß Emeterio bald einwilligte und mit dem Bündel in sein Zimmer ging. — Römmling stand wie auf Nadeln; endlich sagte er: „Blake, Du bist ohne Zweifel der verrückteste Mensch, den ich kenne; welche Tollheiten treibst Du!" — „Ja, Römmling," antwortete Blake, und sah ihm schelmisch in's Gesicht, „diesmal hast Du Recht; einen tolleren Streich kann es nicht geben, als mitten in Spanien ein Mädchen aus dem Kloster zu entführen, und Du kannst mir auch glauben, daß ich noch nie in meinem Leben etwas so Unsinniges vorgenommen habe. Aber, sage mir selbst, was soll ich anders thun?" — Römmling hatte nicht viel zu sagen, als daß es doch in allen Fällen das Beste sey, der Vernunft treu zu bleiben, daß er ihn, als Freund, vor der Ausführung seines Vorhabens warne, da es noch Zeit sey, davon abzustehen, und daß am Ende doch nichts als Fatalitäten bei solchen Abenteuern herauskämen. „Meinst Du?" fragte Blake. „Nun, am Ende weißt Du's besser, als ich." — Indem trat Theresa herein. Blake sah sie einen Augenblick forschend an, dann sprang er auf sie zu, schloß sie ohne Umstände in die Arme und küßte sie, trotz alles Sträubens, auf den Mund. Theresa riß sich los und warf sich Römmling zu Füßen. „Schützt mich!" rief sie, und brach in Thränen aus. — „Junge, bist Du toll?" rief Blake, und kniff sie in die Wangen. — „O Gott, Gott!" schluchzte sie, „warum habe ich mich einer solchen Behandlung ausgesetzt! Ihr Heiligen, schützt mich vor diesem Zudringlichen!" — Römmling trat nun erst zwischen sie und Blake. „Du mißbrauchst meine Freundschaft," sagte er, „indem Du dieses Mädchen beschimpfst, das meinem Schutze anvertraut ist." — Ah so?" sagte Blake, und zog sich unverzüglich zurück. „Mehr wollte ich ja gar nicht wissen; aber da es Dir als ein so gar toller Streich erschien, eine Jungfrau aus dem Kloster zu entführen, konnte ich unmöglich denken, daß diese Dame denselben gefährlichen Weg gegangen sey. Römmling, gib mir doch die Hand; bist mir doch unmöglich ernstlich böse wegen meines Scherzes? Es ist nämlich nichts mit meiner Entführung, ich wollte nur die kleine Dame in Frauenkleider locken, um endlich einmal aller Zweifel los zu werden. Jezt will ich Dich aber ruhig im Besitze Deines Juwels lassen; ich bin nicht der Mann, der anderer Leute Freuden stört." — Römmling entgegnete freundlich, aber mit Würde: „Du irrst Dich dennoch. Es findet zwischen mir und dieser Dame kein anderes Verhältniß, als das der Menschenliebe statt." — Theresa seufzte bei diesen Worten tief und schüttelte bestätigend mit dem Kopfe. — „Jezt aber vertraue ich Deiner Verschwiegenheit." — „Das kannst Du," versezte Blake, und schüttelte ihm treuherzig die Hand.

Es war Römmling jezt lieb, daß Blake statt seines Quälers sein Vertrauter geworden war; denn nun suchte er mit Zartgefühl Allem vorzubeugen, was Theresa und seinen Freund in Verlegenheit setzen konnte, und sorgte auf alle Weise für des Mädchens Bequemlichkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Dupuytren.

Daß Dupuytren todt ist, weiß jezt ganz Europa; daß er einer der geschicktesten und reichsten Wundärzte unseres Zeitalters sey, wußte man auch schon lange; daß er aber sieben Millionen Franken nachlassen würde, hatte man wohl nicht vermuthet. Wenn man bedenkt, daß er arm und hülflos aus seiner kleinen Vaterstadt in der Jugend nach Paris gekommen war, hier erst lernen mußte, ehe er etwas gewinnen konnte, und daß er nur durch seine wundärztlichen Operationen dieses bedeutende Vermögen hat erwerben können, so muß man gestehen, daß der Mann außerordentlich viel operiet haben muß, um so reich zu werden, zumal er nicht sehr alt geworden ist. Freilich operirte Niemand leichter, ja man könnte sagen zierlicher und eleganter, als Dupuytren; der Mann war zum Operiren gleichsam geschaffen; daher wandten sich auch Arme und Reiche, Einheimische und Fremde, Fürsten und Unterthanen an ihn. Er hatte wenig Ruhe, wenig Erholung, und man kann behaupten, daß er die Annehmlichkeiten des Lebens wenig hat genießen können, wofern die größte Annehmlichkeit nicht darin besteht, daß man seinen angebornen Neigungen folgt, und sich auf das legt, was einem Lust macht. Die Leute warfen ihm vor, er sey hart und unempfindlich; aber wo hätte er all das Mitleid hernehmen sollen, das ihm die Tausende von Patienten, die sich an ihn wandten, hätten einflößen können? Wenn er bei Jedem in Thränen zerflossen wäre, so hätte er keine 500 Menschen operiren können, und er hat deren gewiß 20.000, vielleicht gar doppelt oder dreimal so viel operirt. Eben weil ihn keine zarte Empfindung störte, konnte er mit so sicherer Hand seine Instrumente führen und handhaben. Er operirte schnell und glücklich, und dies war die Hauptsache. Es wäre doch zu viel gewesen, wenn man von ihm verlangt hätte, er solle jeden Morgen die Schmerzen der hundert Kranken mitfühlen, die bloß im Hôtel-Dieu auf ihn warteten. Eine Empfindsamkeit, wie man sie von ihm forderte, wäre eine sonderbare Erscheinung gewesen. Das Mitgefühl ist eine Gabe des Himmels, die man froh ist, an seinem Mitmenschen anzutreffen; allein von einem Wundarzte erwartet man vor Allem eine geschickte Hand, welche dem Uebel schnell abhilft; ein zärtlicher Stümper muß den Leidenden weit härter vorkommen, als ein geschickter Operateur, wenn auch sein Herz ein wenig mit Erz beschlagen ist. Ein anderer Vorwurf, den man Dupuytren machte, war, daß er sich gegen die Unbemittelten nicht gefällig genug zeigte. Man erzählt von Leuten, welche ihre kleine Habe verkaufen mußten, um das Honorar aufzubringen, das er für eine Operation forderte. Vielleicht ist etwas Wahres an der Sache; allein um dieselbe richtig zu beurtheilen, muß man sich in die Lage eines so berühmten Wundarztes in einer großen Hauptstadt hineindenken. Dupuytren hatte so viel zu thun, daß seine Zeit kaum hinreichte. Die ganz Armen kamen im Hôtel-Dieu unter seine Obhut; dort konnten sie aus seiner Geschicklichkeit Nutzen ziehen, so gut wie die Reichen in ihren Häusern, welche ihm für eine Operation einige tausend Franken zahlten. Hätte der Mann nun auch noch die vielen unbemittelten Patienten, die seine Hülfe unentgeldlich oder für eine Kleinigkeit verlangten, pflegen wollen, so würden sich seine Kräfte bald erschöpft haben, und es wäre ihm weder Zeit, noch Kraft geblieben, um auch Andere zu pflegen. Vielleicht fordert man, er hätte sich, wenn er ein wahrer Menschenfreund gewesen wäre, ganz dem Dienste der Nothleidenden widmen sollen. Das wäre freilich ein Muster von Heldentugend; warum verlangt man aber so etwas nicht von allen Leuten, vom Fürsten an bis zum untersten Beamten?

(Der Beschluß folgt.)

London, März.

(Beschluß.)

Eisenbahnen.

Bis zur Vollendung der Eisenbahnen amüsirt es die Londoner, die Unbeschäftigten in der Woche, die arbeitende Klasse des Sonntags, nach der Gegend zu wallfahrten, wo Tausende von Händen sich rühren. Hundeete von Karren auf interimistisch gelegten Eisenschienen Berge von Schutt und Erde ab- und zuführen, und dann und wann zur Abwechslung ein Arbeiter verschüttet und ein Zuschauer überfahren wird. Die Bahn geht nicht über, sondern durch Primrose-Hügel, denn der Hügel wird wirklich durchbrochen. Auf Primrose-Hill werden bekanntlich die meisten Zweikämpfe gefochten. Primrose-Hill ist aber auch wegen der Fernsicht über London, was der gefeierte Kirchhof Père la Chaise aus gleichem Grunde für Paris ist; wer ihn daher nicht besucht, um sich den Hals brechen zu lassen oder im Blute eines Andern seine beschmuzte Ehre rein zu waschen, der erklimmt ihn um des herrlichen Panoramas willen; für wen dieses kein Interesse hat, der wünscht die Eisenbahn zu sehen, und wen auch das nicht lockt, den lockt die bunte, wandernde Menge, und so sind es vier gewichtige Beweagründe, welche jezt Primrose-Hill, in der Woche wie Sonntags, zu einem der beliebtesten und in der That lieblichsten Spaziergänge machen. Die andere Eisenbahn soll London mit Greenwich verbinden. Die während der Tageszeit fast zu jeder Minute von hier nach dort und von dort nach hier rollenden öffentlichen Wagen legen die drittehalb Wegstunden in weniger als einer halben zurück. Viel zu langsam. Die Dampfwagen sollen nur vier bis fünf Minuten brauchen. Die Greenwicher Eisenbahn beginnt fast unmittelbar an der neuen Londonbrücke, und der Bau schreitet trotz aller Hindernisse des Terrains so rüstig vorwärts, daß der nächste Sommer oder Herbst die Vollendung sehen wird. Die dritte, noch im Anschlag begriffene Eisenbahn soll zwischen hier und Brighton gelegt werden. Da die Kleinigkeit des Kostenbetrags von 700.000 Pfund Sterling in Aktien zu 50 Pfund bereits unterzeichnet ist, so leidet der Fortgang keinen Zweifel, und bei der immerwährenden Verbindung, welche zwischen hier und Brighton stattfindet, ist auch ein Fehlschlagen des Unternehmens kaum denkbar. Jezt fährt man die fast siebzig Meilen in etwa sechs Stunden; auf einer Eisenbahn und mit Dampf wird die Reise in Einer Stunde beendigt; das ist ein Unterschied; und um alles das bekümmert die Regierung sich nur, insofern sie die Erlaubniß zur Anlegung ertheilt, deren es zur Erlangung des Grund und Bodens — gegen gute Bezahlung — allerdings bedarf. Fehlt es in Deutschland an Geld, oder woran fehlt es sonst, daß Unternehmungen, die hier mit Blitzesschnelle in's Leben treten, dort jahrelang erwogen, besprochen und endlich in den großen Schrank schöner Hoffnungen und frommer Wünsche still bei Seite gelegt werden? W. S. *

* Von demselben Korrespondenten sind im Jahrgange 1834 die Artikel aus London Nr. 227 — 230. 238 — 239. 245 — 246. 266 — 273. 276 — 278. 281 — 282. 302 — 304 und 309 — 311, so wie in gegenwärtigem Jahrgange 14 — 22. 43 u. 44. D. Red.

Beilage: Literaturblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 63.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 14. März 1835.

Das sizt beim Herd und prahlt mit Wissenschaft
Vom Capitol: wer seinen Aufschwung nimmt,
Wer blüht, wer fällt; da stiften sie Partei'n,
Und treten unter die geflickten Schuhe,
Wer ihnen nicht gefällt.

Shakespeare.
Coriolanus.

Eröffnung des englischen Parlaments im Februar 1835.

Man kann die physische und moralische Aufregung, in welche der erste Zusammentritt des neu berufenen Unterhauses am 19ten Februar die gute Stadt London versezte, sich nicht lebhaft genug vorstellen. Unter zehn Menschen, denen man auf der Straße begegnete, hörte man gewiß acht die Frage verhandeln, ob Sir Charles Manners Sutton, seit achtzehn Jahren Sprecher im Hause der Gemeinen, oder der für diesen Posten neu in Vorschlag gebrachte Master Abercromby, der ehrenwerthe Deputirte von Edinburg, den Sieg der Stimmenmehrheit davon tragen würde. In Gesellschaften konnte an jenem Tage dieser Zweifel nicht Gesprächsstoff seyn, da die Frage entschieden war, ehe in London die Gesellschaften sich vereinigen, d. h. etwas vor Mitternacht. Aber in dem Frühkonzerte, welches Miß Chambers gab, die kindliche Tochter des unglücklichen Bankier Chambers, hörte Mancher für seine sieben Schillinge Eintrittsgeld weniger von der uninteressanten Musik, als von der lauten und interessanten Unterhaltung seiner Nachbarn in Betreff der Sprecherfrage. An der Börse in der City, wo muntere Leute mit Bleifedern und Schreibtafeln in den Händen zu jeder Minute Hunderttausende umsetzen, hingen die Bleifedern und Schreibtafeln unbeschäftigt und eigentlich nur aus Gewohnheit zwischen den Fingern, während ihre Inhaber bald mehr, bald weniger lebhaft die Chancen des Tags und deren muthmaßlichen Einfluß auf die dreiprocentigen Consols besprachen. Kam man nun vollends nach Westminster, in die Nähe der Parlamentshäuser — welches Gedränge! Alle Wagen mußten Schritt fahren; selbst die Fleischerburschen, die, mit ihrem Korbe an der Seite und mit den unbedeckten, meist stark behaarten Häuptern, ein besonderes Vorrecht zu besitzen scheinen, ihre plumpen Gäule stets im Galopp durch die Straßen zu jagen, selbst sie mußten langsam reiten, denn alle nach den Parlamentshäusern laufenden Gassen und Gäßchen waren mit stehenden und wandelnden Menschenhaufen bedeckt und zum Theil versperrt. Die Zungen waren hier ebenso geschäftig, wie die Augen. Mit demselben Rechte, mit welchem die erstern die Gesinnungen der Parlamentsglieder besprachen, verlangten die leztern, ihre Gesichter zu sehen, und wohin man daher auch horchen mochte, sobald ein schwarzgekleideter Herr aus dem Wagen stieg, oder ein anderer sich aus dem Sattel schwang, oder ein dritter, weil er der Volksgunst sich gewiß wußte, in stolzer Bescheidenheit seinen Weg zu Fuße fürbaß ging, überall hörte man nur fragen: wer ist das? und antworten: das ist der und der, oder, ich weiß es nicht.

Digitized by Google

Der hohe, selbst im stets politisirenden und jetzt nur politisirenden London ungewöhnlich hohe Grad von Theilnahme an der Wahl des Sprechers war nicht Folge der aus dem Monat Januar nachzuckenden, damals durch das Auftreten der Parlamentskandidaten veranlaßten Bewegung, noch Folge des in den öffentlichen Blättern seit Wochen stattgefundenen Durchsprechens dieses Gegenstandes, noch natürliche Folge von der Wichtigkeit und dem politischen Einflusse des Sprechers. Das Parlament ist so oft aufgelöst und wieder zusammenberufen worden, daß die daraus entstehenden Reibungen selten das Abbrechen der Hustings überdauern; die Zeitungen sind das Organ, und zwar das freie, ungehemmte Organ der verschiedenartigsten Ansichten und Meinungen, und wenn auch der Einfluß derselben auf die Volksstimmung nicht geleugnet werden kann, so ist doch der Engländer an diese papiernen Kämpfe gewöhnt; an die Stellung des Sprechers aber knüpft sich ihrer eigenthümlichen Natur nach ein politisches Gewicht durchaus gar nicht. Was ist denn der Sprecher? Nichts anderes, als was ein sogenannter Richter, heiße er Amtmann, Stadtrichter oder Gerichtsverwalter in den deutschen Ländern ist, wo der Richter nicht richtet, sondern die geschlossenen Akten einem Andern zum Fällen des Richterspruchs vorlegt. Da ist der Richter der Handlanger der Parteien, sieht auf die Beobachtung der vorgeschriebenen Formen, beaufsichtigt die gesetzlichen Fristen, und darf innerlich, so viel er will, äußerlich aber nicht um ein Jota eine Partei vor der andern begünstigen. Alles das ist beim Sprecher des Unterhauses der Fall. Obgleich sein Rang ihn zu den obersten Beamten der vereinigten Königreiche zählt, so darf er sich doch ebensowenig schämen, Diener und Handlanger des Hauses der Gemeinen genannt zu werden, wie der König nicht böse seyn kann, der erste Diener der Nation zu heißen. Denn gerade in den Dienstleistungen, zu welchen der Sprecher dem Hause der Gemeinen verpflichtet ist, liegt der Umfang seiner Pflichten, der Inhalt und die Bedeutung seiner Stellung. Wer von den Mitgliedern des Hauses das Wort nehmen will, sucht zuvörderst das Auge des Sprechers zu fangen; er muß es gefangen haben, ehe er auftreten und die Lippen öffnen darf; wer es zuerst fängt, hat das erste Recht des Wortes. In diesem Sinne ist der Sprecher für das Unterhaus, was Mekka für den Mahometaner ist. Mahomet fesselte das Auge und die Gedanken seiner Andänger an einen sichtbaren Punkt des Horizonts, damit Auge und Gedanken des Betenden nicht unstät und ohne Halt umherirren sollten, und nannte diesen Punkt Mekka. Das Gesetz des Unterhauses fesselt den Blick seiner Mitglieder und die Reihenfolge ihres Auftretens, damit nicht ein regelloses Gewirre entstehe, an das Auge eines Mannes, und nennt diesen Mann den Sprecher. An ihn, nicht an die Versammlung, oder vielmehr durch ihn an die Versammlung richtet der Redner seine Rede, und weil des Sprechers Auge Allen gehört, so muß es auch Allen gleichmäßig zugewendet, muß ein unparteiliches Auge seyn.

Wenn nun in politischer Beziehung im Allgemeinen gar nichts darauf anzukommen scheint, ob dieser oder jener auf dem Sprecherstuhle sitzt, so war es diesmal etwas ganz Anderes: diesmal war die Wahl Parteisache, der Ausgang mußte entscheiden, ob die Whigs oder die Tories die Mehrheit des Hauses bildeten, und in dieser Entscheidung war, wenn auch nicht die sofortige Lösung, doch ein fast untrügliches Merkzeichen für die Lösung der Frage enthalten, ob das Peel'sche Ministerium fallen oder stehen werde. Sir Charles Name lag in der Schale der Minister, Abercromby's Name in der Schale der Opposition; die Persönlichkeit der Männer blieb dabei ganz aus dem Spiel. Das Publikum war hievon vollständig unterrichtet; daher die Spannung, die am 19ten Februar durch ganz London herrschte; daher die Begier, dem Orte der Entscheidung möglichst nahe zu seyn; daher eine Menge der bedeutendsten Wetten, da nun einmal in England nichts geschehen kann vor der letzten Entscheidung ohne Wetten, nach ihr ohne Gastmähler. Mancher ging nach Westminster, einen alten Hut auf dem Kopfe, aber die freudige Hoffnung im Herzen, die Wahl nach seinem Wunsche ausfallen und demgemäß mit einem neuen Hute sich heimkehren zu sehen; denn wenn irgendwo, ist es doch wohl nirgends so sehr, wie in London, Sitte, um einen neuen Hut zu wetten. Viele gingen den Weg, berechnend, was sie mit den gewetteten und natürlich zu gewinnenden hundert Guineen anfangen sollten — und Mancher kehrte mit dem alten Hute und einer Rechnung für seines Freundes neuen Hut, und Viele kehrten, zwar um eine Erfahrung reicher, aber um hundert Guineen effektiv ärmer, von Westminster heim.

(Die Fortsetzung folgt.)

Soldatenschicksale.

(Fortsetzung.)

Zu Anfang Decembers hatte General Moore den Befehl zum erwähnten Rückzuge gegeben; aber wer malt den Jubel der Armee, als auf einmal widerrufende Befehle ausliefen! Nachrichten aus Madrid, dessen Bevölkerung sich bereit erklärte, sich unter den Ruinen der Stadt zu begraben, ehe sie dieselbe dem Feinde auslieferte, und vielleicht auch die allgemeine Unzufriedenheit der englischen Soldaten hatten diese Veränderung

Digitized by Google

bewirkt. Die französische Armee zog sich indessen drohender zusammen, von Ney und Moncey kommandirt. Am 20sten December war das englische Hauptquartier über Toro, Villapudo, Valderosa bis Majorga vorgerückt. Jezt endlich nahte sich die Aussicht auf eine Schlacht. Das Korps des Sir David Baird hatte sich in Majorga mit dem Hauptkorps vereinigt und Alles prophezeite eine baldige Bewegung. Es war ein fieberartiger Zustand in der englischen Armee eingetreten; Alles lechzte nach einer entscheidenden Schlacht und glaubte, jede Stunde müßte sie bringen; aber alle diese Wünsche, alle diese Hoffnungen wurden durch die Nachricht zu Boden geschlagen, daß Napoleon selbst heranrücke an der Spitze einer Macht, die General Moore der englischen so weit überlegen glaubte, daß er jeden Gedanken an eine Schlacht wenigstens für den Augenblick fallen ließ. Der 24ste December brachte den erneuten Befehl zum Rückzuge nach Gallizien, wo die Nähe des Meeres noch immer eine Einschiffung erlaubte, im Fall die Provinz nicht behauptet werden konnte. Napoleon nahte sich indessen mit Riesenschritten, es fielen häufige Kavaleriegefechte vor, die im wechselnden Kriegsglück oft glorreich für die Engländer, oft traurig endeten, und hier endlich ward Römmling das Glück, vielfältig in's Feuer zu kommen.

Welch einen unermeßlichen Abstand bot die jetzige Lage der Armee gegen die Hoffnungen dar, mit denen sie Spanien betreten hatte! Die Furcht bei der persönlichen Annäherung Napoleons hatte die Spanier entmannt, sie verließen ihre Wohnungen, versteckten ihre Lebensmittel vor den Engländern, besorgt, ihre Bereitwilligkeit gegen diese büßen zu müssen. Dies Benehmen hatte eine traurige Rückwirkung; auch jene fingen nun an, die Spanier als Feinde zu betrachten, machten Exzesse und gaben sich vielen Unordnungen hin. Die französischen Streifkorps erschwerten überdies ihren Rückzug auf jede Art und neckten sie, wie sie konnten. Es fehlte den Soldaten an Schuhen und allem Nothwendigen; selbst die Offiziere, welche Vorräthe an Kleidungsstücken aller Art aus England mitgebracht hatten, waren von allen Hülfsmitteln entblößt, da die Lastthiere, matt vor Hunger, in den erbärmlichen Wegen stecken blieben, und auch die edlen Pferde der englischen Kavalerie konnten die Last ihrer Reiter nicht mehr tragen. — Die Hoffnung auf eine Schlacht ward immer wieder vernichtet und man war genöthigt, die steilen Gebirge, die auf dem Wege nach Villa franca lagen, zu ersteigen. Hier fielen die Pferde in Massen, und ihre Reiter sahen sich gezwungen, die Begleiter ihrer Mühseligkeiten zu tödten, um sie den Feinden nicht in die Hände fallen zu lassen. Auch die Bagagewagen mußten zerstört werden, und die Noth erreichte den höchsten Grad. In Villa franca, wo man Anfang Januars 1809 anlangte, war es Römmling zuerst wieder möglich, sich nach Theresa zu erkundigen; sie war verschwunden, und es war zu befürchten, daß sie in einer der schrecklichen Scenen, die fast in jedem Wirthshause oder Dorfe vorfielen, weil sich die Soldaten mit Gewalt Lebensmittel verschaffen mußten, ein Opfer der entfesselten Leidenschaften gefallen war. Er erschrak heftig über ihren Verlust; aber der Ursachen der Betrübniß waren zu viele, als daß er dieser einen ausschließlich hätte nachhängen können. Denn der Marsch der englischen Armee war eine Folgereihe von Greueln und Unglücksfällen; doch fanden jezt viele Treffen mit dem Feinde statt, die Römmling in dem Rufe eines tapfern Offiziers befestigten. Das Schrecklichste für ein fühlendes Herz war in dieser Zeit der Noth der Zustand der armen Frauen und Kinder, die der Armee in großer Anzahl gefolgt waren, und manchmal, wenn Römmling unglückliche Weiber, von Mutterwehen befallen, mitten auf dem Wege antraf, oder Kinder verschmachten sah, schwellte eine Thräne sein Auge. Die Kälte, auf die Niemand vorbereitet war, raffte viele Menschen dahin, mehrere noch die Muthlosigkeit und manche verfehlte Maßregel. Endlich verließ man das Königreich Leon und langte in Gallizien in Lugo an, wo General Moore entschlossen war, seine Armee in Schlachtordnung zu sammeln. Ein paar Tage vergingen, ehe sie vereinigt war; den 6ten Januar fielen kleine Plänkeleien vor, und erst am 7ten Abends schien ein ernster Kampf beginnen zu wollen. Die Armee jubelte bei dieser Aussicht, und ihr Befehlshaber fühlte, daß nur ein Sieg so vielen Jammer heilen könne, indem er ihm die Mittel verschaffen würde, sich ungestört in Corunna, wie er es jezt beschlossen hatte, einzuschiffen. Aber der 8te verging in aufgestellter Schlachtordnung und peinlicher Erwartung, und Abends kam abermals der Befehl, den Rückzug fortzusetzen. Am 11ten endlich, Nachmittags, erblickte die Avantgarde das Meer, das hülfeverheißend seinen Lieblingskindern die Arme öffnete; doch, was man so gewiß gehofft hatte, sollte wieder eine Täuschung seyn — keine heimische Flotte war zum Empfange bereit. Neue Ursache zu trauriger Ahnung! — Es dauerte mehrere Tage, bis die Franzosen die Engländer einholten, die sie dann, kriegsgerecht in Schlachtordnung gereiht, erwarteten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Beschluß.)

Dupuytren.

Geld muß Dupuytren sehr geliebt haben; denn wie hätte er sonst sieben Millionen Franken zusammengebracht?

Digitized by Google

Er mag auch wohl in seinem Leben nicht sehr freigebig gewesen seyn; aber auf seinem Todtenbette war er es gewiß in hohem Grade; denn die halbe Million Franken, die er zur Stiftung wundärztlicher Anstalten ausgesezt hat, sind eine großartige Wohlthat. Besonders werden die zwölf armen Aerzte, für welche er ein Pensionat gestiftet hat, sein Andenken bis in die spätesten Zeiten segnen. Von denjenigen, die bezahlen konnten, ließ er sich seine Mühe und Geschicklichkeit reichlich belohnen. Er wußte, daß er zu den geschicktesten Wundärzten gehörte, und daß diejenigen, welche sich vielmehr an ihn, als an einen andern unter den vielen Wundärzten wandten, mit der Ueberzeugung kamen, sie werden von Niemand besser behandelt werden, als von ihm. Sie mußten ihn nach Maßgabe ihrer Erwartung und seiner Leistung bezahlen. Berühmte Männer sind derselben Unannehmlichkeit ausgesezt, wie Fürsten, daß man nämlich ein Auge auf ihre häuslichen Verhältnisse hat, und sich darum bekümmert, ob sie mit ihren Ehehälften in gutem Einverständnisse leben oder nicht. Diese Neugierde war denn auch in Betreff des Dupuytrenschen Hauses schon vor langer Zeit rege geworden, und da hatte man denn allgemein erfahren, mit dem ehelichen Einverständnisse sehe es daselbst schlecht aus; zulezt wußte ganz Paris, daß die Frau sich von dem Manne getrennt habe, und daß dieser sein Haus von seiner einzigen, an den jungen Grafen von Beaumont verheirathet en Tochter versorgen lasse. Natürlich warfen Einige die Schuld auf den Mann, Andere auf die Frau; vielleicht hatten Beide Schuld. Für die Frau hatte dies die tragische Folge, daß einmal während ihrer Abwesenheit Abends ihre Wohnung von einem ehemaligen Bedienten geplündert und ihre Kammerfrau ermordet wurde. In dem lezten Willen Dupuytrens scheint seiner Frau gar nicht erwähnt zu werden, und die sieben Millionen fallen seiner Tochter anheim. Er hatte sich bei ihrer Trennung gegen eine jährliche Rente von sechstausend Franken mit ihr abgefunden. Wahrscheinlich wird sie dieselbe auch von ihrer Tochter erhalten. Sein Begräbniß war prachtvoll, und es hat an seinem Grabe nicht an ehrenvollen Reden gefehlt, so wenig als in den Tagesblättern; einige sezten hinzu, häuslicher Kummer habe wahrscheinlich sein Leben abgekürzt, was auch wohl wahr seyn mag; nur bleibt immer noch zu wissen, ob und inwiefern er diesen Zustand selbst herbeigeführt hat. Durch sein Vermächtniß werden die wissenschaftlichen Anstalten an der medizinischen Fakultät eine bedeutende Erweiterung erhalten. Erst kürzlich hat diese Fakultät, für welche Orfila in seiner Eigenschaft als Doyen sehr thätig sorgt, ihr neu eingerichtetes Gebäude zum praktischen Unterrichte ganz vollendet; es steht der sogenannten Ecole de médecine gegenüber, und hat eine geschmackvolle Façade bekommen, an der Stelle eines öffentlichen Springbrunnens, welcher das Besondere hatte, daß unter einem Säulenportale das Wasser von oben herunterfiel, wie von einem Felsen in Gebirgsgegenden. War viel Wasser vorhanden, so nahm sich dieser Sturz recht schön aus; allein die Hälfte des Jahres fehlte es leider an dem Nöthigsten, an Wasser, und alsdann sah der Katarakt erbärmlich aus. Indessen ist es doch schade, daß dieser Wassersturz nicht mehr vorhanden ist; er war doch zu gewissen Jahrszeiten überraschend. Das Wasser und der Felsen sind verschwunden, und das Säulenportal dient nun zum Haupteingange der klinischen Anstalt, zu welcher Dupuytren eben einen neuen Lehrstuhl gestiftet hat. Ob das anatomische Museum, welches ebenfalls mit den von ihm dazu angewiesenen Geldern errichtet werden soll, hier oder in der Ecole de médecine, wo sich die Bibliothek und eine Sammlung von Präparaten bereits befinden, angelegt werden wird, ist mir nicht bekannt; wahrscheinlich in der leztern Anstalt. Es sah in der anatomischen Sammlung der medizinischen Fakultät etwas dürftig aus, und diese Mangelhaftigkeit bildete mit dem reichhaltigen und prächtigen Naturalienkabinet (bald wird man Naturalienpallast sagen müssen) einen etwas grellen Kontrast. Das Dupuytrensche Vermächtniß wird die längst gefühlte Lücke wo nicht ganz ausfüllen, doch beträchtlich vermindern, und Paris wird eine Sehenswürdigkeit mehr bekommen. Seine beträchtliche Büchersammlung hat Dupuytren bekanntlich einem Neffen vermacht. An Büchern fehlt es den öffentlichen Sammlungen nicht, und die medizinische Fakultät besizt eine bedeutende Bibliothek. Jezt kommt es darauf an, den berühmten Wundarzt am königlichen Institute, an der medizinischen Akademie und besonders am Hôtel Dieu zu ersezen. Dem Publikum wird er schwerlich sobald ersezt werden, obschon es hier an geschickten Wundärzten keineswegs fehlt. Sein Nachfolger müßte nicht allein seine außerordentliche Geschicklichkeit, sondern auch noch seine rastlose Thätigkeit, und was wohl die Triebfeder dieser Thätigkeit gewesen seyn mag, seine Lust am Gewinne besizen, obschon man es ihm eben nicht übel nehmen würde, wenn er etwas weniger als Dupuytren auf Geld erpicht wäre.

Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 57:

Das Leben.

Räthsel.

Es ist ein Geist; mit seinem Finger weist er
Nach einem wohlbekannten Ziele hin;
Den rechten Weg die Menschen suchen heißt er,
Doch gilt's ihm gleich, wenn falschen Weg sie zieh'n;
Er selber ziehet fort in mächt'gem Strom
Nach seinem Ziele mit dem Flug der Geister.

Der Geist wirkt schon seit alten Zeiten Wunder,
Nimmt oft im Leib des Menschen seinen Sitz;
Er macht den Körper, drin er weilt, gesunder,
Lockt in die Seele fremden Geist und Witz;
Oft webt er zwischen Zweien hin und her,
Und also wird er stiller Liebe Zunder.

Versendet wird er auf geheimen Wegen,
Der Geister Einer vor des Ew'gen Thron,
Ihr Restchen Witz den Thoren auszufegen;
Dem stillen Forscher bringt er sichern Lohn;
Dem Teufel selber dient er auch zum Spiel:
Fluch hält sein linker Arm, sein rechter Segen.

Er waffnet sich, dann hebt er schwere Lasten,
Die keine Menschenhand aufklüpfen mag;
Doch braucht er Nahrung, muß er lange fasten,
So schwindet seine Kraft mit jedem Tag;
Pracht liebt und Sturm sein Weib; doch soll noch heut'
Auf solcher Ehe tief Geheimniß lasten.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 64.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 16. März 1835.

Dies wär' für mich ein passend Grab gewesen!

Byron.
Manfred.

Schiffbruch.

Fragment.

Wohl wünsch' ich Vieles mir; doch wär' ich ein Matrose,
Dann wünscht' ich einen Sturm und eine Wasserhose
Im fernsten Südmeer mir; dann wünscht' ich, daß mein Schiff
Der zürnenden Gewalt des Trombengeists verfiele,
Daß, mast- und segellos, es säße mit dem Kiele
Gespießt auf ein blutroth, thurmhoch Korallenriff.

Des Meeres Arme sind die zackigen Korallen;
Aus seiner Tiefe streckt es sie, wie blut'ge Krallen,
Nach den belasteten Ostindienfahrern aus;
Und hat es sie gefaßt, dann hält es sie den Schlägen
Der Sturzfluth und dem Zorn des Tropensturms entgegen,
Und reißt sie jauchzend in sein wunderbares Haus.

Die Wände seines Saals — Eisberge! glänzend stehen
An beiden Polen sie! — bedeckt es mit Trophäen:
Der Schiffe Flaggen und zerriss'ne Segel sind's.
Ha! wär' ein Schiffer ich, dann wollt' ich, so versänke
Mein Schiff, geschleudert auf die scharlachrothen Bänke
Des unbekanntesten und fernsten Labyrinths

Von Südseeinseln, die, wie unbewegt das flache,
Saftgrüne Lotosblatt auf einem stillen Bache
Schwimmt, auf dem Meere ruhn; sie schlummern auf der Fluth,
Schilfgürtel tragen sie und Kokospalmenkronen,
Die prächt'gen Vögel, die hoch auf den Kronen wohnen,
Sind das Gestein daran, goldgelb und roth, wie Blut.

Wie Kinder ruhn sie an der Brust des Oceanes,
Sie lächeln durch den Sturm, die Stimme des Orkanes
Stört ihren Schlummer nicht; des Meeres schäumend Naß,
Das sie mit Untergang bedroht, macht sie nicht zittern:
So lächelnd schlummerte, inmitten von Gewittern,
Der Sohn des Menschen einst auf dem Tiberias. —

F. Freiligrath.

Digitized by Google

Soldatenschicksale.

(Fortsetzung.)

Den 14ten standen sich beide Armeen kampffertig gegenüber, als eine fürchterliche Erschütterung den Boden meilenweit erzittern machte. Ein Pulvermagazin, in welchem 4000 Tonnen aufbewahrt lagen, ward in die Luft gesprengt, und die ungeheure Feuersbrunst, die einen Augenblick den Himmel zu entflammen drohte, dann aber dröhnend in sich selbst zusammenstürzte, erfüllte alle Gegenwärtigen mit Staunen und Entsetzen. Am 18ten ertönte ein Jubelruf in den englischen Reihen; die Flotte schwamm majestätisch der Küste zu, und noch an demselben Abend griffen die Franzosen an. Für Römmling begann ein saurer Tag; er hatte in des Generals Gefolge über die Einschiffung der Frauen und Kinder, der Kranken und Gefangenen zu wachen. Mit welchem Entzücken diese Unglücklichen, vielleicht mit Ausnahme der leztern, die Schiffe betraten, läßt sich nicht beschreiben. Um Mitternacht waren diese Geschäfte beseitigt, und Sir John Moore war eben zu Pferde gestiegen, um eine Runde zu halten, als von allen Seiten Alarm geblasen wurde.

„Ist der Augenblick endlich da!“ rief der General. „England wird von Euch hören, folgt mir, brave Jungen!“ Er sprengte vor, von seinen Adjutanten begleitet, und es begann ein heißer, blutiger Kampf, bei dem Alle ihre Pflicht treulich erfüllt haben, und welcher in Jedem, der ihn mitfocht, ein Gemisch von glorreichen und traurigen Erinnerungen zurückgelassen hat. Die Morgensonne beschien ihn, und je höher sie stieg, desto hitziger ward das Gefecht. Um die Mittagszeit stand der General auf einem Hügel; Römmling hielt an seiner Seite, er sprengte mit einem Befehl von dannen, und als er wieder kam, lag Sir John Moore todt auf dem Flecke, wo er ihn verlassen hatte. Römmling sah ihn verstört an, merkte sich den Ort und ritt hin, wo die Pflicht ihn rief.

Die Schlacht ward gewonnen, der Feind zurückgeschlagen, und die Nacht breitete ihren Schleier über so viel Greuel. Der Mond ging auf, und die, welche hoffen durften, ihr Vaterland wieder zu sehen, arbeiteten emsig an der Einschiffung, die nun nach gewonnener Ruhe mit doppeltem Eifer betrieben ward. Aber von den emsig Arbeitenden trennte sich ein Häuflein von zwölf Soldaten und zwei Offizieren. Ernsten Schrittes nahmen sie ihren Weg quer über das nun verödete Schlachtfeld; Laternen, die sie auf langen Stöcken trugen, beleuchteten, soweit ihre Strahlen reichten, den Weg der Vierzehn noch heller als der Mond, der mit vorüberziehenden Wolken kämpfte und schwankend seine silbernen Strahlen über das Leichenfeld goß. Manche traurige Gruppe ward für einen Augenblick durch die grellen Lichter aus der Finsterniß hervorgezogen und fiel dann wieder in Nacht oder Dämmerung zurück. Dort lag ein blondlockiger Jüngling, die Brust, die gestern noch dem Leben und dem Ruhme so heiß entgegen geschlagen hatte, von einer klaffenden Wunde geöffnet; dort ballte sich noch im Tode eine Faust, die einem kühnen Krieger angehört hatte, doch sein bärtiges Gesicht zürnte nicht mehr, es lag kalt und ernst dem Himmel zugewandt; hier rührte ein Unglücklicher im Sterben noch ein Glied, aber ehe einer der vorüberziehenden Brüder zu Hülfe eilen konnte, war er für immer still geworden. Viele Tapfere mußten hier auf spanischer Erde vermodern, deren Anhörige Summen Goldes für die theuren Ueberreste gegeben hätten. — Jezt war das Häuflein still an dem Orte angekommen, den es sich zum Ziel seiner Wallfahrt gesezt zu haben schien. „Hier verließ ich ihn,“ sprach Römmling. „Sezt die Bahre nieder, Kameraden, und laßt uns das ernste Werk beginnen.“ — Es geschah, wie er sagte, und das helle Licht der Laternen fiel auf den lang gestreckten Leichnam eines Helden, der, in seinen Mantel gehüllt, keinen Sarg entbehrte. Die Soldaten gruben mit ihren Bajonetten ein Grab, dessen Länge und Breite Blake mit dem Schwerte abgezeichnet hatte. Es war eine feierliche Handlung, die kein Laut störte, als das leise Geräusch, welches das ernste Geschäft mit sich brachte. Römmling und Blake gaben sich stumm die Hand. Als das Grab fertig war, entstand eine Pause. „Wir müssen daran,“ sagte Römmling endlich, denn einzelne Flintenschüsse tönten von dem feindlichen Lager durch die Nacht herüber. Die Soldaten stellten sich in einen Kreis um ihren General, sahen ihm fest in das bleiche Angesicht, auf dem kein menschliches Auge mehr ruhen sollte, und hoben die Last von der Bahre. Ein lautes Schluchzen unterbrach jezt das Schweigen; doch ward der Held behende und vorsichtig in die enge Grube gelegt und die Erde mit den mangelhaften Instrumenten auf ihn geworfen. Noch war der Grabhügel nicht vollendet, als die englischen Signale riefen und die Schüsse dem Orte näher kamen. Römmling stellte sich mit schwellendem Herzen an das Haupt des Begrabenen und sagte: „Dich umschließt kein Sarg und kein Leichentuch. Der Feind wird über dein niedriges Bette hinwegschreiten, während uns die Wellen heimwärts tragen. Aber liege ruhig, edler Held, in dem Grabe, das brittische Krieger dir gegraben haben. Wir errichten dir keinen Stein, wir setzen dir keine Inschrift — wir lassen dich allein mit deinem Ruhme.“ Vielleicht haben diese Worte, die Römmling an seines Generals Grabe sprach, Veranlassung zu der Sage gegeben, daß Lord Byrons unübertreffliche Verse: „on Sir John Mores burial,“ nicht von ihm, sondern von einem jungen Offiziere gedichtet seyen, der sie ihm zur Benutzung gegeben habe. Dem ist aber nicht so.

(Die Fortsezung folgt.)

Digitized by Google

Eröffnung des englischen Parlaments im Februar 1835.

(Fortsetzung.)

Nächst diesen speziellen Interessen war allerdings auch die gebotene Gelegenheit, die Parlamentsmitglieder, und unter ihnen Männer europäischen Rufs, von Angesicht zu Angesicht zu schauen, eine starke Lockung. Man konnte gewiß seyn, daß keiner, der sich in London aufhielt, wegbleiben, und man wußte, daß nur Wenige gezögert haben würden, sich einzufinden. Bei früheren Parlaments-Zusammentritten pflegten die gewählten Deputirten nur langsam und einzeln anzukommen. Die Wahl des Sprechers war ihnen gleichgültig; also beeilten sie sich nicht, am ersten Tage anwesend zu seyn. Diesmal war das anders, auch hatten sowohl die Führer der Parteien, als die öffentlichen Blätter, jene durch Rundschreiben, diese durch täglich wiederholte Aufsätze ihren Anhängern die Nothwendigkeit vorgestellt, dem ersten Kampfe beizuwohnen, und so waren denn von den 658 Mitgliedern des Unterhauses 622 in der ersten Sitzung anwesend, ein in der englischen Parlamentsgeschichte unerhörtes Beispiel parlamentarischen Eifers. Das Resultat war abermals ein in der englischen Parlamentsgeschichte einziges Beispiel von einem am ersten Tage über die Minister erfochtenen Siege. Mit Blitzesschnelle lief die Nachricht von Haus zu Haus, von Mund zu Mund, und da die gute und große Stadt London nur Gegner der Minister zu ihren Vertretern gewählt hat, so kann man sich leicht denken, daß die öffentlichen Ausrufe, Ausfälle und Freudenbezeugungen auch nur in diesem Sinne sich äußerten. Der große Haufe in London weiß seinen Empfindungen auf keine andere Art Bahn in's Leben zu brechen, als daß er seine Lieblinge jubelnd begrüßt und die, die ihm fatal sind, auszischt und mit Koth bewirft. Beides wurde vorzugsweise den Herzogen von Cambridge und von Wellington zu Theil, obgleich beide im Unterhause weder Sitz, noch Stimme haben. Was fragt der Londoner Haufe darnach, ob die, die er nicht leiden kann, bei soeben stattgefundenen Verhandlungen Mitsprechende gewesen sind oder nicht? Er denkt, wenn sie nicht mitgesprochen haben, so haben sie wenigstens mitgedacht, und das ist Alles Eins. Auch gilt ja das Zischen und das Kothwerfen in der Regel mehr der Partei als der Person und ist bloß eine Redefigur. Der Haufe haßt die Minister, der Herzog von Wellington ist einer derselben, was daher der Haufe ihm thut, meint er durch ihn Allen zu thun.

Die Tories haben bei der lezten Parlamentswahl es sich zu viel Zeit, zu viel Mühe und zu viel baares Geld kosten lassen, um ihnen günstig Gesinnte in's Unterhaus zu bringen, als daß der Verlust des ersten Gefechts im Stande gewesen wäre, sie muthlos aus den Schranken zu treiben. Sie würden gejauchzt haben, wären sie die Sieger gewesen; die Geschlagenen trösteten sich mit dem Gedanken, daß nur eine kleine Mehrheit ihnen die Palme entrissen, mit der Hoffnung, daß die nun vorzunehmende Vereidung des Hauses Viele an ihre wahren Pflichten erinnern werde, mit der Thatsache, daß die Wahl des Sprechers, wie sehr sie auch gegen den Wunsch der Minister ausgefallen, diese doch nicht veranlassen könne, von der Bühne abzutreten, kurz, mit demselben Troste, welcher in Marryath's neuester Novelle: Jacob Faithful, dem Helden sowohl als dessen Vater über alle Bedenklichkeiten und Unfälle des Lebens schnell und leicht hinweghilft, dem Troste: „'t is of no use crying, better luck next time," — „was da, Weinen und Klagen! das nächste Mal wird's besser gehen." Die nächste Gelegenheit aber, ihr besseres Glück zu versuchen, war die Verhandlung der Adresse an den König in Antwort auf die Thronrede. Sind die Stellvertreter des Landes mit dem Inhalte der Rede, was soviel heißt, als mit den Ministern, welche die Rede gefertigt haben, und folglich mit deren Ansichten und Grundsätzen zufrieden, so ist bekanntlich die Adresse ein fast wörtlicher Widerhall der Thronrede. Findet aber das Gegentheil statt, so wird zu diesem Widerhalle ein Amendement votirt, eine Nachschrift zu der Hauptschrift, ein ächt weibliches Postscript, in welchem die schönen Briefstellerinnen gewöhnlich das Wichtigste des ganzen Briefs mittheilen, und daher eigentlich nichts Anderes, als eine loyale Bitte, daß Seine Majestät der König geruhen möge, seine dermaligen Minister zu entlassen und an deren Statt sich Männer zu Rathgebern zu wählen, welche das Vertrauen des Volks in dessen derzeitigen Vertretern genießen. Es liegt demnach auf der Hand, daß diese Debatte in der Regel die erste Probe ist, welche das Ministerium zu bestehen hat, und mehr als Einmal haben die Minister in Folge eines solchen Amendements ihre Entlassung genommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, Februar.

Spindlers Waldmann.

Sie haben sicherlich, lange bevor diese Zeilen zu Ihnen gelangten, in irgend einer Zeitung gelesen: „In Zürich ist ein neues Schauspiel, Hans Waldmann, von Spindler, mit ungeheurem Beifall dargestellt worden," und ich bin fast gewiß, daß Sie mit flüchtiger Eile über diese Zeilen weggesehen, und allenfalls dabei dachten, Spindlers Name sey einmal wieder, wie das so oft geschieht, mißbraucht worden, um das Publikum zu einer Darstellung zu locken, deren Titel, selbst mit dem Zusatz: „vaterländisches Schauspiel," noch nicht anziehend genug schien. Nun mögen Sie aber erfahren, daß in der That Niemand sonst, als Spindler

selbst, daß mit so großer Begeisterung von den Zürichern aufgenommene Schauspiel gedichtet hat, und so wird es Ihnen gewiß interessant seyn, einiges Nähere über ein Werk zu vernehmen, in welchem der Dichter eine Epoche betritt, von der ein großer Theil der Leserwelt im Voraus urtheilen wird, sie sey ihm fremd, obwohl sie ihm eigentlich nicht einmal neu ist.

Schon längst wußte man, daß Reimer, wie Spindler, die Kunst inne hat, Charaktere und Situationen mit jener drastischen Wirkung uns vorzuführen, welche vergessen macht, daß die dargestellten Bilder unter dem Bann des typischen Zodiakus liegen. Im Waldmann hat er nun bewiesen, in welch hohem Grade er auch die seltene Fähigkeit besitzt, den scenischen Effekt zu berechnen und sich dienstbar zu machen, ohne ihm etwas von seinem eigenen Geist und seiner eigenthümlichen Phantasie zu opfern; denn das Schauspiel ist zu gleich ein Meisterstück scenischer Wirkung und dichterischer Begeisterung, und hat überdies noch das Verdienst, daß es, in seiner klaren Anordnung und seiner einfachen, kräftigen und ungebundenen Sprache, sich gesund und fernhaft den siechen Erzeugnissen der modischen Schule gegenüberstellt, die durch glatte Verse und überschwänglische Bilder ihre wesentlichen Mängel zu überdecken suchen. Ich will es versuchen, Ihnen in flüchtigen Umrissen den Inhalt des Dichters anzudeuten. — Das Stück wird durch ein Vorspiel eingeleitet, in welchem der jugendliche Hans Waldmann, seinem Zeitgenossen ein Greuel, von einem eifersüchtigen Ehemann, dem Patrizier Lagarus Göldli, in später Nacht bei einem gärtnerischen Stelldichein im Gartenhaus überrascht und mit mörderischer Waffe angegriffen, seine drei Freunde, den Junker Meiß, den Schreiber Amman und den Handwerker Oedeim trifft, und ihnen seinen Entschluß verkündet, Zürich zu verlassen; denn sein Gewerbe liegt darnieder, Schulden drängen ihn, und seine ungetreue Gelieble hat einem Andern, dem Krämer Theiling von Luzern, ihre Hand gegeben; dasür hatte Waldmann den Luzerner verwundet, und war von dem Rath in den Wellenberg gelegt worden. (Der Wellenberg ist ein Thurm, der mitten im Wasser steht, wo der See in die Limath mündet.) In dieser Exposition entwickelt sich ganz der wilde, beschäftende und dabei genußsüchtige Sinn des Helden, so wie die Charaktere seiner drei Freunde, des Junkers, des Schreibers und des Handwerkers, die wesentliche Bestandtheile des Schauspiels bleiben. Die Freunde wollen noch einen Abschiedstrunk nehmen, und da sie ein fleines Haus im Hintergrunde wahrnehmen, dessen Fenster erleuchtet sind und aus dem Musik schallt, so hatten sie es für eine feiner Kneipen, deren in Zürichs Umgebung so viele verstehen; sie klopfen an mit dem Wesen trunkener Nachtschwärmer, und lärmen immer mehr, da man ihnen den Einlaß weigert, bis endlich der Hausherr erscheint, ihnen erklärt, daß er eine Kindtaufe feiere, und mit höhnischer Gelassenheit sagt, er habe die jungen Herren noch nicht erwartet, obschon sie ihm alle gewiß seyen. Der Mann aber ist Meister Peter, der Scharfrichter, und die lärmenden Gäste weichen scheu zurück. Da zieht, bei anbrechender Morgendämmerung, eine Schaar kriegerischer Jugend vorüber; Waldmann wirft sich an, wird von den Leuten zum Führer erkoren, und eilt mit ihnen fort. Das Vorspiel schließt mit Lazarus, der sein Weib, dicht verschleiert, dem Knecht übergibt, um sie in's Kloster zu führen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

Wir bedauern, die uns so eben zugekommene Berichtigung der Irrthümer zu geben, welche einer unserer Londoner Korrespondenten uns hat beachten lassen. Der Charakter des Letztern bürgt uns übrigens dafür, daß er die persönlichen Verhältnisse der ehrenwerthen Frau nicht absichtlich entstellt hat, und daß dieselben in London selbst nicht überall gedrückt bekannt sind. D. Red.

•

Im Julihest des Morgenblatts von 1834 Nr. 180 kommen unter der Rubrik London in Betreff des Autors der „Besuche und Skizzen aus der Heimath und Fremde“ einige Unrichtigkeiten vor, die, bereits in andere Zeitschriften übergegangen, um so mehr Berichtigung verdienen.

Mistreß Jamesou hat ihre Landsmännnnen keineswegs im Allgemeinen des Branntweintrinkens beschuldigt. Die Stelle, auf welche angespielt wird, befindet sich im ersten Theil Seite 172 ihres Buches, und will nur so viel sagen: „durch das Ausbrennen der geselligen Kreise sind in die spätre Nacht, durch die ermüdenden und aufregenden Lebensgewohnungen vieler unserer höhern Stände wird die Gesundheit und die Lebenskraft erschöpft, und Reizmittel, unter der Form von Medizin oder auf andere Weise, sind daher gewiß allgemeiner, als in Deutschland. Die niedrigsten Klassen unserer Frauen in London und in den Fabrikstädten trinken im Uebermaß eine in Deutschland, sogar unter den Verworfensten ihres Geschlechts, beinahe unbekannte Sache.“ Als die Verfasserin aus Wohlmeinen für ihre Landsmännnnen diese Parallele zog, hatte sie keineswegs die Absicht, jene unter die deutschen Frauen herunter zu setzen.

Der Vater von Mistreß Jamesou war der jüngere Sohn einer alten irländischen Familie, und ordentlicher Mater der Prinzessinnen Charlotte, Auguste und Sophie von England, nie aber Kupferstecher. Er malte für die Prinzessin Charlotte eine Sammlung der berühmten Windsor-Schönheiten nach den sich zu Windsor befindenden Originalien. Auf Veranstaltung seiner Tochter gestochen, das diese Gemälde gestochen wurden, um ihn zu unterstützen, als die Prinzessin starb, ohne sie bezahlt zu haben, und in der nämlichen Absicht schrieb Mistreß Jamesou die „Denkwürdigkeiten,“ welche jetzt diesen Kupferstichen beigefügt sind.

Ihr Gatte ist der honourable Robert Sympson Jamesou, Generalfiskal von Kanada, Mitglied des dasigen Regierungsraths und der gesetzgebenden Versammlung. Er war der Zögling und Freund von Basil Montagu, einem der berühmtesten unserer englischen Rechtsgelehrten und Anwalt bei der Court of Chancery. Herr Jamesou war aber nie, was man einen Barrister nennt. Nachdem er seine regelrechten Studien beendigt, wurde er gleichfalls Advokat bei jenem Gerichtshofe. Im Jahr 1829 wurde er durch den Herzog von Wellington zum Oberrichter von Dominika ernannt; allein da das Klima und der verworrene Zustand Westindiens einen sehr ungünstigen Aufenthalt für seine Gattin darboten, so lehnte er 1832 nach England zurück, nachdem er öffentliche Beweise der Zufriedenheit der Regierung erhalten. Im Jahr 1833 wurde er zum Generalfiskal von Kanada ernannt, und zu gleicher Zeit benachrichtigt, daß seine augenblickliche Gegenwart in Kanada nothwendig sey. Schon nach vierzehn Tagen schiffte er sich ein; seine Gattin blieb zurück, um ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen und mit dem Vorsatz, ihm gleich im nächsten Jahre zu folgen. Literarische Verhältnisse jedoch veranlaßten diese, eine Reise auf den Kontinent zu machen, ehe sie ihren endlichen Aufenthalt in Amerika nahm. Dies geschah mit ausdrücklicher Erlaubniß, ja sogar nach dem Wunsche ihres Mannes, und die oben erwähnte Darstellung der fraglichen Verhältnisse im Morgenblatt ist daher um so verzeihender zu unrichtiger sie ist.

Beilage: Literaturblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 65.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 17. März 1835.

Nichts kann den Unstern dieses Tages wenden;
Er hebt das Weh an. —

Shakespeare.

Soldatenschicksale.

(Fortsetzung.)

Nicht so leichten Herzens, wie er es betreten hatte, verließ Römmling das schöne Spanien. Er hatte viel Ernstes in der lezten Zeit seines Aufenthaltes dort erlebt. Theresa's Verlust und Sir John Moore's Tod hatten eine Last auf seine Seele gewälzt, von der ihn die Bewegung der Reise nicht zu befreien vermochte. Ein günstiger Wind brachte die Flotte nach England, wo Römmling sogleich Schritte that, um eine Stelle in der Armee, die unter Lord Wellington im Frühjahr nach der Halbinsel zurückkehren sollte, zu erlangen. Seine anerkannte Geschicklichkeit und Bravour ebnete alle Schwierigkeiten; er ward zum Kapitän im regulären Dienst ernannt, da er nicht mehr wünschte, die Stelle eines Adjutanten bei einem Generale zu bekleiden. Aber diese Angelegenheiten füllten den kurzen Aufenthalt in England völlig aus, und bei der großen Schwierigkeit aller Kommunikation mit dem Kontinent mußte er sogar auf die Freude verzichten, eine Antwort auf einen Brief an Adolph zu erhalten, so daß er ohne alle Nachrichten von einem Orte blieb, wo sein Liebstes wohnte, und nicht einmal wußte, ob einer der von ihm geschriebenen Briefe den Ort seiner Bestimmung erreicht habe.

Ich muß nun einen bedeutenden Zeitraum überspringen, da mir von den Begebenheiten dieses zweiten Feldzugs bis zu einer gewissen Epoche wenig bekannt ist. Erfände ich diese Geschichte, so könnte ich leicht eine bedeutende Anzahl von Abenteuern in diese Zwischenzeit drängen; aber der Leser wird sich später von der Wahrheit derselben genugsam überzeugen, um mit mir das Unthunliche einer solchen Behandlungsweise des Stoffes einzusehen. Das Wenige, was mir bekannt geworden, läßt sich in folgende Worte zusammenfassen: daß sich unser Held bei jeder Gelegenheit wie ein braver Soldat benahm, und von seinen Kameraden, obgleich er kein geborner Engländer war, genannt ward, so oft von den Tapfersten die Rede war. — In Lissabon hatte er Giacoma als Ribaldos glückliche Frau wiedergefunden; der Geliebte war durch seine Wunden zum Dienste unfähig und somit zum ruhigen Hausvater geworden.

Am 6ten Juli 1811 endlich, also nach drittehalb Jahren eines rastlosen Kriegerlebens, finden wir Römmling vor Badajoz wieder. Es war der Tag vor einem Versuche, die Stadt mit Sturm zu nehmen. Eine Bresche war nach langen Anstrengungen geschossen worden, und der Ingenieurlieutenant Töster marschirte mit fünf-und-zwanzig Mann in der Mitternachtsstunde

Digitized by Google

darauf los. Um 1 Uhr folgte ihm Römmling an der Spitze von zweihundert Mann, die mit Leitern und allen nöthigen Instrumenten versehen waren. Blake, sein alter Freund und Waffenbruder, schritt ihm bei dieser Expedition als Freiwilliger zur Seite und heiterte den ernsten Gang durch Scherz und muntere Laune auf. Es ging jedoch anders, als man gehofft hatte. Der Feind war benachrichtigt von dem, was vorgehen sollte, und ein wüthendes Feuer empfing die Angreifenden an der Bresche; die Leitern waren angelegt, aber fast Alle, die sie zu ersteigen trachteten, wurden von den Kugeln oder Säbeln der Feinde getroffen; auch den tapfern Blake traf dieses Loos. Dieser Anblick erfüllte Römmling mit Wuth; ohne sich durch das Schicksal des Freundes abschrecken zu lassen, stand er im nächsten Augenblick auf dem Platze, den Blake eben verlassen hatte. Immer kühner strebte Römmling hinan, endlich, dicht an der Bresche, traf ihn ein Lanzenstoß an den Kopf; er fühlte sich stürzen, glaubte stundenlang immer tiefer und tiefer zu fallen, und fühlte dann nichts mehr.

Er erwachte auf einem sorgsam bereiteten Lager, das in einem schönen Gartensaale stand, nach langer, vielleicht wochenlanger Betäubung. Die sommerliche Abendluft durchwehte das Gemach; Büschel von Catalpablumen schwankten, von leisem Winde bewegt, vor der Gartenthüre, duftende Daturen senkten ihre fußlangen Kelche, von der Hitze des Tages ermüdet, noch tiefer; eine späte Nachtigall verkürzte mit langen Tönen die Langeweile des brütenden Weibchens, und ein Springbrunnen plätscherte so hörbar, daß er die Stille des Abends durch sein Geräusch erst recht bemerkbar machte. Römmling rief bei wiederkehrendem Bewußtseyn zuerst unwillkührlich Blakes Namen, weil der Freund sein lezter Gedanke gewesen war. Eine alte Frau nahte sich seinem Bette und sagte auf Spanisch: „Ruhig, ruhig, Herr Engländer.“ Römmling gehorchte, denn seine Sinne hüllten sich wieder in einen durchsichtigen Schleier. Er fühlte, wie die Blumen um ihn immer lieblicher dufteten und die Nachtigall zärtlicher und klagender schlug, so wie der Abend sich kühler herabsenkte. „Warum klagt sie?“ sagte er sich im wachen Traum; „sie hat ja ihr Weibchen neben sich; aber ich sollte klagen, denn ich liege hier einsam im fremden Lande und sterbe hülflos. Und doch ist mir so wohl, so zauberhaft wohl.“ — Wer die Wonne eines Genesenden gekostet hat, wird Römmlings Gefühl verstehen. Ein erquickender Schlummer umfing ihn bald und am andern Morgen erwachte er wu[illegible] gestärkt; ja er fühlte sich zu seiner Verwunderung kräftig genug, mit dem Beistand seiner alten Wärterin das Bett zu verlassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eröffnung des englischen Parlaments im Februar 1835.

(Fortsetzung.)

Der König bestimmte den 21sten Februar zur Eröffnung des Parlaments in eigener Person. Heftig daher, wie die Aufregung am 19ten durch alle Adern der Hauptstadt pulsirt hatte, und ohne Zweifel noch heftiger als an jenem Tage, vibrirte sie an diesem von einem zum andern Ende der Stadt. Die Auffahrt des Königs ist ein Schauspiel; wen also das politische Gewicht des Tags nicht zog, den zog die Pracht und der Glanz des Schaugepränges. Dabei munkelte man von Aufläufen, welche beim Erscheinen des Königs entstehen würden, von Stein- und andern Würfen, die seinen Wagen treffen dürften, und von all den unschuldigen Ereignissen, die nothwendig damit verbunden sind — Geschrei und Rauferei, prügelnde und geprügelte Polizei, einhauende und zurückgetriebene Reiterei — lauter Dinge, unter denen Keiner leiden, die aber Jeder gern mit ansehen will. In natürlicher Folge waren Tausende, ja Hunderttausende an jenem Vormittage auf den Beinen, und die buntesten Haufen drängten sich und wogten durch die Straßen und über die freien Plätze, welche des Königs Auffahrt berührte. Es ist für den Berichterstatter von dergleichen Aufzügen eine so unerläßliche Pflicht geworden, der Witterung zu erwähnen, daß, wie ungern ich auch das Wetter zum Gesprächsstoff nehme, ich doch nicht umhin kann, mich dem Brauche zu fügen. Leider bringt mich die Wahrheit um die stolze Freude, sagen zu können: der Himmel war mit Wolken bedeckt, Regen drohte, einzelne fallende Tropfen verscheuchten die schönen Zuschauerinnen, und ein durchdringend kalter Wind trieb selbst die männliche Menge nach Hause — siehe! da öffnete sich die große Pforte des ehrwürdigen Pallastes von St. James, der König trat heraus, stieg in seinen Wagen, und durch die Wolken blizte die Sonne, die Wolken flohen, die Wolken regneten nicht, eine warme Luft thaute mild auf den Herrscher nieder, die Männer kehrten zurück und die Frauen, des Schauspiels Zierde, strömten herbei, und ein Jauchzen durchwogte die Menge. Ach nein! die Wahrheit ist, daß das Wetter, im höchsten Grade unaufmerksam, ganz dasselbe war, das es in den lezten acht oder zehn Tagen gewesen: vom frühesten Morgen bis zur zweiten oder dritten Nachmittagsstunde der Himmel blau, die Sonne warm, die Luft Frühlingshauch, dann Wolken auf Wolken, Regen auf Regen und eisigkalter Wind. Demnach war es gleich der ersten Hälfte bis zu dem Augenblicke, wo der König sich Westminster näherte, und gleich der zweiten Hälfte für den Rest des Tages.

Digitized by Google

Der Aufzug war in allen seinen Theilen der gewöhnliche: eine Abtheilung der prächtigen Leibgarde zu Pferde, drei Staatswagen, jeder mit sechs Rossen, des Königs Thronwagen mit achten und eine zweite Abtheilung der Leibwache; dazwischen gingen Viele, die zum Hofstaate gehören; der König in Admiralsuniform mit dreieckigem Hute; ihm gegenüber zwei Herren in bloßen Häuptern, und sein ausgezeichnet dicker Kutscher mit einer schwarzsammtnen Mütze über der flachsenen Perrücke und einem Blumenstrauße auf der von Gold starrenden Brust. Ich erwähne die schwarzsammtne Mütze und die gelbflachsene Perrücke absichtlich. Er war der einzige Kutscher mit einer Mütze; alle übrigen Kutscher hatten dreieckige Hüte. Wahrscheinlich wird es wider den Respekt geachtet, daß des Kutschers Kopf so bedeckt sey, wie des Königs Haupt. Flachsene Perrücken trägt die ganze königliche Dienerschaft. Einer der vier George hat den Gebrauch eingeführt; man sagt, yachdem er zufällig auf seinem Teller über Tafel etwas gefunden, was nach der alten Regel deutscher Wirthschaftlichkeit nicht gut genug ist, in's Haus getragen zu werden. Dem königlichen Aufzuge voraus rollten eine Menge Wagen mit schönem und häßlichem, mit jungem und altem Inhalte dem Parlamentshause zu. Unter den Gesandten zeichnet sich regelmäßig der Vertreter Oesterreichs, Fürst Esterhazy, durch große und geschmackvolle Pracht aus. Man behauptet, der eitle vierte Georg habe es sehr unangenehm empfunden, bei seiner Krönung von dem ungarischen Fürsten überstralt zu werden. Unter den gesandtschaftlichen Karossen machten sich ferner die des französischen und preußischen Gesandten bemerklich, jene durch Eleganz und Reichthum, diese durch sehr große Einfachheit.

Sobald der König das Oberhaus betrat, donnerten die Kanonen. Da aller innere Schmuck des Hauses neu und wirklich in edlem Geschmacke ist, so bildete das Ganze einen malerisch-schönen Anblick, doch den schönsten boten die Seitengalerien und einige der vordersten Bänke. Hier wie dort saßen die Gemahlinnen der Pairs, in reichen Farben, in blitzenden Juwelen, mit wogenden Federn und in blühender Schönheit. Wäre es nicht schon gesagt worden, ich möchte der Erste seyn, es zu sagen, daß weibliche Schönheit, aus allen Ländern in Eine Form vereinigt, eine englische Schönheit ist. Wenn ich aber, da ich des Lieblichsten in der Versammlung zuerst gedacht habe, alles Uebrige mit Schweigen übergehe, wer mag mir das verargen? Wer es thut, hat auf Champagner nie Porter getrunken. Nachdem der König dem Hause der Lords und einem, unter Vortritt des Sprechers erschienenen, ziemlich starken Theile der Gemeinen vom Throne herab die Eröffnungsrede vorgelesen und hierauf, unter abermaligem Donner der Kanonen, sich entfernt hatte, begann das Wichtigste und Interessanteste des Tags: die Debatte im Unterhause über die Lebensfrage der Minister. Diese Blätter sind nicht der Ort zu Mittheilung der parlamentarischen Reden; politische Leser haben sie längst anderswo gefunden, und bloß schöngeistige — unter denen ich mir vorzugsweise Leserinnen denke — verlangen nur Eins zu wissen, nur das Eine: ob, und wie, und was ihr Liebling, der Deputirte von Lincoln, Eduard Lytton Bulwer, geredet hat? Demnach antworte ich: E. L. Bulwer hat zur allgemeinen Freude seiner Freunde nicht gesprochen; aber ein Torp ist er nicht, er hat für Abercrombv und für das Amendement gestimmt; zweifelhaft dürfte es dagegen seyn, ob er der Whigpartei noch lange angehören wird. Sie hat ihn in den letzten Verhandlungen schwer gekränkt. Die Tories gaben, artig genug, ihren Gegnern zu bedenken, daß, wenn die gegenwärtigen Minister auf den Grund der Annahme des Amendements sich bewogen finden sollten, ihre Entlassung zu nehmen, in den Reihen der Whigs keine Männer wären, geeignet und geschickt, Minister zu werden. Die Whigs widersprachen und nannten solche Männer, und nannten unter ihnen — Bulwern nicht. Er soll das sehr übel genommen haben. Dazu kommt, daß die Tories nicht säumen, der Welt zu beweisen, wie sie diejenigen entschädigen, die im Kampfe für ihre Sache fallen. Man erwartet in wenigen Tagen die Ernennung des entstuhlten Sir Charles Manners Sutton zum Pair des Reichs. Solche Warnungen gehen nicht verloren.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Faschingsbälle.

Nun sind wir mitten in einem Strudel von Bällen, oder wie es auf den Einladungsbilletten bescheidener heißt, von Soirées dansantes; zuweilen wird auch verrätherischerweise eine bloße Soirée angekündigt, mit dem schlichten Beisatze: il y aura un violon, und statt der einfachen Soirée erblickt man zwanzig Kutschen vor dem Hotel, große Säle mit vielen Lustres, hundert Damen im größten Putze, und eine so zahlreiche Gesellschaft, daß man sich kaum durchdrängen kann. Ueberhaupt scheint es jetzt Mode zu werden, weit mehr Leute einzuladen, als die Säle fassen können. Nur mit vieler Mühe können Damen und junge Leute zum Tanzen kommen, und sich Arme und Beine frei machen. Das sind aber gerade die lustigsten Bälle. So gab neulich ein reicher Holzhändler auf dem Boulevard Kay einen Ball, zu welchem 500 Personen eingeladen waren, obschon seine Wohnung nur etwa die Hälfte fassen konnte. Da war ein Gedränge, ein Vergweifeln der Damen, welche mit ihrem aufgedunsenen Putze nicht ohne Schaden durchdringen konnten, ein Wirrwarr wegen des Ausfuchtens der engagirten

Digitized by Google

Tänzerinnen u. s. w.; aber gerade dies gab dem Balle ei-nen besondern Charakter; denn sonst gleichen sich die hundert Bälle, die hier auf einander folgen, wie ein Ey dem an-dern. Einen sehr glänzenden Ball gab ein bloßer Privat-mann, Namens Moreau, in dem Marais, wo es noch große Häuser mit weitläufigen Gemächern aus der alten Zeit gibt. Dieser Moreau war zum Mitgliede des Pariser Municipalrathes gewählt worden, und zur Feier dieser Wahl hatte er das prächtige Fest veranstaltet, wobei sich beinahe tausend Personen eingefunden haben sollen. Diamanten und Perlen waren hier zum Schmucke der Damen verschwendet, und die Beleuchtung war ganz dazu geeignet, den Schmuck in's glänzendste Licht zu setzen; denn in jedem Saale hing in der Mitte ein großer Kronleuchter mit vier kleinern umher, und außerdem waren noch halbe Kronleuchter, welche hier bei Bällen allgemein gebraucht werden, an den Wänden angebracht. Die Treppe war mit fremden Gesträuchen auf beiden Seiten besetzt, und in der Mitte mit einem grünen Teppiche bedeckt. Vor dem Eingange der geräumigen Zim-mer hatte man ein schönes Zelt aufgestellt, oder vielmehr das Obere der Treppe in Gestalt eines Zeltes verziert. Die Pariser Tapezierer sind Meister in der Kunst, jeden Raum, so häßlich er seyn mag, zu verschönern und wie mit einem Zauberschlage in einen prächtigen Saal umzuschaffen. Ge-wöhnlich sucht man zu den großen Bällen eine gute Musik-truppe von fünf bis sechs Mann zu bekommen, die, wenn sie von einem berühmten Meister geliefert werden, sich theuer bezahlen lassen, besonders gegen Ende des Karnevals, wo sie kaum zu bekommen sind. Bei Herrn Comte, dem Direk-tor der Postverwaltung, hatte man neulich die sonderbare Anordnung getroffen, daß ein Trupp von Sängern und Sängerinnen bloß mit Begleitung eines Flügels die Tänze sang; ich zweifle aber sehr, ob diese Neuerung viele Nach-ahmung finden wird. Bei den diesjährigen Bällen bemerkt man schon einen ziemlich häufigen Gebrauch der Trompete à piston, die auch bei den Regimentsorchestern zum Theil die Klarinette ersetzt und sich zu den Solo's vortrefflich aus-nimmt. Für die schönen vornehmen Damen in Paris ist der diesjährige lange Fasching eine harte, aber auch ent-gäckende Jahreszeit; denn von einer Soirée wandeln sie zur andern, kaum haben sie Zeit, zuweilen eine ganze Nacht auszuruhen. Es ist wirklich eine schwere Aufgabe für eine schöne Frau in Paris, Alles mitzumachen und nirgends zu fehlen, wo sich die große Welt oder doch ein ansehnlicher Theil derselben versammelt. Natürlich sind alle diese Lust-barkeiten mit vielen Kosten verbunden; allein wenn in Pa-ris kein Geld zu Belustigungen vorräthig wäre, wo anders sollte man es finden? Die vielen und großen Hofbälle tre-ten zwischen diese Privatlustbarkeiten als Hauptepisoden, und geben den Putzmacherinnen, den Miethkutschern, Lohnlakaien u. s. w. gewaltig viel zu thun.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zürich, Februar.

(Fortsetzung.)

Spindlers Waldmann.

Wenn sich in dem engen Rahmen des Vorspiels das bewegte Bild einer wilden, zügellosen Jugend darstellte und entwickelte; wenn in raschen, kräftigen Zügen die Verirrung eines großen Charakters da gezeichnet ward, wo er, sich losringend, den Pfad zum Ruhm betritt, und in diesem Losringen selbst die Bürgschaft künftiger Erfolge bietet; wenn die prophetische Ahnung einstiger Größe durch Meister Pe-ters Erscheinung wie von einem Blitzstrahl ihre stolzen Schwingen versengt fühlte, und so ein Mißton bange. Er-warnung die muthige Kriegsmusik der abziehenden Streiter durchschrillte: so beginnt mit dem ersten Akt ein von großem Interessen belebtes Bild, in welchem der ruhmgekrönte Held und Diplomat (um mich eines Modewahrspruchs zu bedie-nen), der Ritter Hans Waldmann von Dübelstein, die Hauptfigur vorstellt, umgeben von Freund und Feind, und dem Treiben einer Republik, in welcher der uralte Kampf zwischen Patrizitern und Plebejern nimmer ruht und rastet. Die Handlung beginnt mit dem Hin- und Herwogen der Massen, das die Wahl eines Bürgermeisters herbeiführt. Geschäftig erscheinen die Freunde Waldmanns, vor Allen sein Stiefsohn, der Junker Edlibach, der in kunstloser Rede auf Waldmanns Siege und Verdienste hinweist; geschäftig erscheinen die Feinde des Helden, und vor Allen, im Ge-genlauf zu Edlibach, mit geifernder Zunge der Prior der Predigerabtei, und Theilung von Luzern, derselbe, welcher einst dem Jünglinge Waldmann die Braut abspenstig machte, und dem Feldherrn Waldmann durch den Tag von Giornico sich als Nebenbuhler gesellte; und während Edlibach, der milde und muthige Freund des Stiefvaters, der ernste For-scher vergangener Zeit, Waldmanns Ruhm preist, sprechen die Feinde von der Schmach jenes Tages, da die Eidgenossen unter Waldmann den Theilung und seine balwachte Hirten-schaar im Stich ließen, und diese Verlassenen in ihrer Ver-zweiflung den Feind niederrangen. Waldmann steht, und in ihm die Partei der Plebejer, denn der steige Adel der freien Stadt rechnete auch den Ritter Waldmann nicht zu den Seinen. Der durchgefallene Alt-Bürgermeister, Ritter Heinrich Göldli, sucht nun mit seiner List den neuen Kom-mi für die Aristokratie zu gewinnen, aber vergeblich, denn der hochfahrende Waldmann strebt nach unumschränkter Macht, um die kühnen Entwürfe seines Ehrgeizes auszuführen; da-bei ist er zu redlich, um zum Nachtheil des Gemeinwesens die Vornehmen zu begünstigen, zu unbändig, um sich den Rücksichten auf irgend wen zu fügen. So verbannt er sei-nen alten Feind Lazarus Göldli, Heinrichs Neffen, aus der Stadt, und wirft den Theilung, der nicht anfrdet, ihm zu schmähen, in den Thurm. Um diese Gewaltthätigkeit deckt sich zunächst der Fortgang der Handlung; Edlibach, aus dem der gute Engel des wilden Mannes spricht, räth um-sonst zur Milde gegen Theilung, der vor das Gericht Lu-zerns gehört, und Edlibach ist es, der Margarethen, Wald-manns Jugendliebe und des Theilung Weib, einführt. Durch die Bitten der gedrängten Frau wird der strenge Richter gerührt und fast erweicht; da erdönt eine Glocke, und Wald-mann athmet hoch auf, denn sein Entschluß mag zur That-führung, die den Spruch unwiderruflich macht, und das Eine Wort; „zu spät!“ schneidet alle weitern Bitten ab. Diese Ungerechtigkeit gegen den Luzerner ist der Rostflect auf Waldmanns Namen. Seine Feinde aber wissen ihn auch zu andern falschen Schritten zu verleiten, oder vielmehr zu zwingen, und seiner Volksthümlichkeit gibt der Befehl gegen Kleiderpracht und übermäßigen Aufwand einen harten Stoß. Der Uebermuth seiner Freunde bewegt ihn zu dem Gebot, den Unterbauen der Stadt, den Sedauern, die Hände zodtzuschlagen, und diese Anordnung gibt den „ar-men Leuten“ Anlaß zur offenen Empörung.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 66.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 18. März 1835.

Buckingham. — Ich sprach: wer seinem Lande wohl will, rufe:
„Gott schütze Richard, Englands großen König!“
Gloster. — Und thaten sie's?
Buckingham. — Nein, kalt mit Gott, sie sagten nicht ein Wort.
Shakespeare.

Eröffnung des englischen Parlaments im Februar 1835.

(Beschluß.)

Die Auftritte und Ungebührnisse, welche, wie Viele vorhersagten und Viele wünschten, die sich dabei in Sicherheit wußten, während der Auffahrt des Königs stattfinden sollten, hatten das Schicksal der Revolutionen, welche vor einigen Jahren in verschiedenen deutschen Hauptstädten von Zeit zu Zeit regelmäßig angesagt wurden; es wurde nichts daraus. Doch nein, etwas geschah doch. Zwei Schneidergesellen, von denen der Eine in St. James Park, der Andere in der Nähe der Westminsterabtei Posto gefaßt hatte, ließen es sich einfallen, ihre Unzufriedenheit mit dem Könige in einem halben Dutzend anstößiger Worte zu äußern. Letzterer soll die Verwegenheit sogar bis zu dem Entschlusse getrieben haben, im Fall seine Aeußerungen Anklang fänden, an ein Weiteres denken zu wollen. Beide wurden von der Polizei festgenommen, in Verwahrung gebracht, noch desselben Tags verhört — des Hochverraths schuldig erkannt und gehängt? Nichts weniger, jeder um fünf Schillinge gestraft und dann laufen gelassen. Man wird auf dem Kontinente dieses Verfahren für zu mild erkennen. Auch in England würden die beiden Störer der öffentlichen Ordnung härter gezüchtigt worden seyn, wären sie nicht — Schneider gewesen. Dies läßt sich wenigstens aus dem Eingange der richterlichen Entscheidung folgern: „in Betracht, daß James Parker ein Schneidergeselle ist“ u. s. w. Ungeachtet der erfahrenen Milde, hat der Vorfall eine solche Angst und Bestürzung unter der wohllöblichen Schneiderinnung von Westminster verbreitet, daß in einer sofort berufenen Versammlung einmüthig der Beschluß gefaßt wurde, Sir Robert Peel zum Ehrenmitgliede aufzunehmen, und durch die zu Ueberbringung des Diploms erwählte Deputation ihm den Wunsch und die Bitte auszusprechen, er möchte das innigste Leidwesen der Innung über den momentanen Wahnsinn zweier ihr Angehörigen, so wie die Versicherung unwandelbarer Treue und Loyalität am Fuße des Thrones niederlegen. Sir Robert hat in einem sehr verbindlichen Schreiben seinen tief gefühlten Dank für die ihm angethane Ehre und seine Bereitwilligkeit ausgedrückt, dem Könige die treuen und loyalen Gesinnungen der Schneider von Westminster ohne Verzug zu überliefern. Aus diesem Schneidervorfalle ergibt sich, einmal, daß auch andere Staatsbürger als Advokaten aufrührerische Gedanken hegen und hochverrätherische Handlungen begehen können, und zweitens, daß zwar jener große Psycholog und Kriminalist in Berlin nicht Unrecht hat, der die Schneider wegen ihrer, durch die

Digitized by Google

Art ihres Sitzens erzeugten Vorliebe zu tumultuarischen Bewegungen für die staatsgefährlichsten Menschen erklärte, daß jedoch die Schneider von Westminster dabei auszunehmen sind.

Obgleich indessen laut der in's Publikum gekommenen Nachricht nur zwei Individuen sich so weit vergessen haben, ihre Unzufriedenheit mit dem Könige in unanständigen Worten zu äußern, so ist doch nicht zu leugnen, daß viele Tausende ihr Mißfallen über den letzten Ministerwechsel dem Könige bei dieser Gelegenheit sehr deutlich zu erkennen gegeben haben. Die wenigen Beifallsrufe, die seine Ankunft begrüßten, wurden fast allgemein, sobald sie sich erhoben, durch Zischen und Pfeifen übertäubt. Wo weiße Tücher aus den Fenstern und von Balkons dem Ankommenden entgegenwehten, fehlte es nicht an starken Stimmen, welche die Inhaber und Inhaberinnen der Tücher ersuchten, sie gefälligst einzuziehen, und mit wenigen Ausnahmen fanden die Stimmen Gehör und Beachtung. Es hat aber auch nicht verlautet, daß einer jener wenigen Ausnahmefälle irgend eine Rohheit zur Folge gehabt habe. Man kann daher wohl behaupten, daß die Volksstimmung sich an jenem Tage mehr schweigend als handelnd ausgedrückt. Wo der Beifall schwieg, schwieg auch das Mißfallen, und der königliche Wagen fuhr zu zehn und zwanzig Schritten, ohne daß ein Laut der einen oder der andern Art ihn bewillkommte. Volksgunst, wie Volkshaß, ist eine Rauchsäule, die jeder Luftzug nach einer andern Richtung führt. Dennoch buhlen Viele um jene, und fürchten sich Viele vor diesem, und selten wird Einer doch stehen im Staate, dem es gleich gälte, ob der Jubel oder das Gezisch der Menge ihn empfängt. Hieraus erklärt sich, ohne daß man nach einem verborgenen Grunde zu forschen braucht, warum kein Frohsinn auf den Zügen des Königs ruhte, sondern er steif und ernst und finster durch die Menge nach dem Parlamentshause und von da zurück nach St. James fuhr. Es würde aber auch auf der andern Seite eine falsche Meinung seyn, als ob das Volk an thätlicher Bezeigung seiner Unzufriedenheit durch Bajonette und Säbel verhindert worden wäre. Nur eine kleine Abtheilung Fußgarde war am Parlamentshause aufgestellt; in den Straßen und auf den offenen Plätzen, über welche der Zug sich bewegte, blinkte neben den gewöhnlichen Schildwachen — und diese sind sehr dünn gesät — kein Extrabajonett. Allerdings wurde die königliche Auffahrt von der Leibgarde zu Pferde eröffnet und von ihr geschlossen, allein die Abtheilungen waren im Verhältniß zur Volkszahl so unbeträchtlich und ritten so weit vor dem ersten und so weit hinter des Königs Wagen, daß sie nur als Schmuck, nicht als Schutz dienen konnten. Die Polizei war durch besonders vereidete Konstables verstärkt und längs der Straßen und Plätze aufgestellt. Ihr kurzer Stab ist bei anscheinender Unbedeutendheit eine furchtbar wirksame Waffe. Doch würde der höchste Anschlag kaum zwei Polizeidiener auf fünfhundert Zuschauer rechnen dürfen. Man braucht den englischen Pöbel nicht zu kennen, die breiten Schultern und die riesigen Fäuste der arbeitenden Klasse nie gesehen zu haben, um vollkommen zu begreifen, daß es der Polizei unmöglich gewesen wäre, die Ausführung beschlossener Ungebührnisse durch physische Kraft zu verhindern. Es ist daher weniger als zweifelhaft, daß die diesfalls ausgebreiteten Gerüchte leere Erfindung waren.

London würde nicht London seyn, hätten die fingerfertigen Gauner am Tage des ersten Zusammentritts und am Tage der Eröffnung des Parlaments die Gelegenheit zu reichlicher Ernte sich entgehen lassen. Sie haben auch, laut der öffentlichen Berichte, das Mögliche daraus zu machen gewußt, und manche Uhr und manche Börse hatte am Abende jener beiden Tage ihre Herren gewechselt. Es wird indessen den englischen Taschendieben oft unrecht gethan. Weil die Versicherung, pick-pocketted zu seyn, stets unbedingt Glauben findet, so müssen die guten Taschendiebe viele Uhren stehlen, die ehrlich versetzt worden sind, und viele Beutel abschneiden, deren Inhalt an Orten verloren ging, wo es nur anständige Diebe und keine gemeinen Beutelschneider gibt. Ueberhaupt scheint das Stehlen in und um London im Abnehmen zu seyn, ob aus verbesserter Moralität oder in Folge verbesserter Polizei, wer möchte das entscheiden? Als Colquhoon im Jahre 1800 sein Werk über London herausgab, schlug er den Betrag der jährlichen Diebstähle aller Art in und um London, jedoch mit Ausnahme dessen, was als unüberfehbar auf der Themse, auf den Kais und in den Schiffswerften abhanden kommt, zu der artigen Durchschnittsumme von 99,010 Pfund Sterling an. In einer spätern Auflage bemerkte er, daß er zwar Grund habe, einige Ansätze zu ermäßigen, aber eben so vielen Grund, andere zu erhöhen, und daß er daher, da das Facit das frühere bleibe, es auch bei der frühern Summe bewenden lassen müsse. Seit dem Schlusse des Jahres 1834 hat die hiesige Polizeibehörde einen sehr ausführlichen Bericht ihrer Wirksamkeit bekannt gemacht, in welchem der, von den Bestohlenen selbst angegebene Werthbetrag sämmtlicher im Laufe des Jahres zur Kenntniß der Polizei gekommenen Diebstähle innerhalb des von Colquhoon bezeichneten Distriktumfanges die runde Summe von 24,000 Pfund Sterling ausgemacht. Zu bedauern ist, daß in dieser Angabe der Betrag des in der City gestohlenen Gutes fehlt. Den zu ermitteln, liegt außer der Macht der Polizei, denn dort regiert der Lord Major.

Digitized by Google

Soldatenschicksale.

(Fortsetzung.)

Kaum hatte Römmling sich etwas umgekleidet und auf ein Ruhebett niedergelassen, so trat ein ältlicher Herr mit gemeinen Zügen, aber nicht ohne eine gewisse Grandezza in's Zimmer und sagte, als Römmling aufstehen wollte, mit gnädiger Miene: „Bleiben Sie sitzen, ich will Sie nicht in Ihrer Bequemlichkeit stören; denn ich weiß sehr wohl, daß von einem Kranken die gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen nicht zu verlangen sind.“ Darauf setzte er sich neben Römmling auf das Sopha. „Ohne Zweifel,“ nahm dieser das Wort, „sehe ich den Herrn dieses Hauses und vermuthlich den Erhalter meines Lebens vor mir.“ — „Das Haus ist allerdings mein,“ erwiderte der Fremde, „und es freut mich, einem Verwundeten die Bequemlichkeiten, die es bietet, angedeihen lassen zu können.“ Er warf bei diesen Worten einen wohlgefälligen Blick um sich. — „Was Ihr Leben anbelangt, so haben meine Leute Sie den Tag nach Ihrem verunglückten Sturme im Stadtgraben gefunden und mit einigen Ballen Waaren unbemerkt in dieses Haus transportirt, da sie wußten, daß Fabrique Fonseca nicht nur ein reicher, sondern auch ein patriotischer Mann ist, der den Engländern immer zugethan war.“ — „Wie soll ich Ihnen, wertheſter Don Fabrique,“ sagte Römmling, „für alle Ihre Güte danken? Wie viel Menschenliebe haben Sie an mir bewiesen, und ich habe Ihnen nichts als Ungelegenheit dafür gemacht.“ — „Was das anbetrifft,“ erwiderte Fabrique, behaglich lächelnd, „so macht es in einem Hause, wo so viele Dienstleute sind, wenig Unterschied, ob ein Mann mehr oder weniger darin zu ernähren ist. Es mangelt uns, Gott sey gedankt, an nichts.“ — „Das ist mehr, als man von den meisten belagerten Festungen sagen kann,“ versetzte Römmling. „Ja, während der Belagerung war das etwas anderes,“ sagte Fabrique; „aber jetzt sind wir Gott sey Dank wieder auf freiem Fuß. Lord Wellington ist abgezogen.“ — „Mein Gott!“ rief Römmling erschrocken, „so bin ich gefangen?“ — „Nein, nein,“ beruhigte ihn Fabrique, „ich din im Herzen ein guter Engländer, obgleich ich es auch mit den Franzosen nicht verderben mag. Sehen Sie, ein reicher Mann ist der Natur der Sache nach eigentlich mehr ein Weltbürger, als irgend etwas anderes; die Sprache, die er spricht, verstehen alle Nationen. Nein, Niemand weiß etwas davon, daß Sie hier sind, und ich habe schon meiner Frau versprechen müssen, Sie gelegentlich wieder zu den Ihrigen zu schaffen. Auch auf die Verschwiegenheit meiner Leute kann ich rechnen, denn wer gut bezahlt, wird gut bedient. Jetzt nehmen Sie nur Ihre Geduld zusammen; man muß die Gelegenheit abwarten, die man übrigens, wie einen Vogel mit der Leimruthe, gar oft mit einer gespickten Börse fangen kann.“ — Er schlug sich dabei auf die gefüllte Westentasche. — „Meine Dankbarkeit ist groß, wertheſter Herr,“ rief Römmling, dem es leicht ward, über seines Wirthes wahrhaft großmüthiger Handlungsweise dessen Eitelkeit zu übersehen; „aber wie soll ich's Ihnen je beweisen?“ — „Ei,“ sagte Fabrique, „indem Sie sich's in meinem Hauswesen wohl gefallen lassen, bis wir Sie wieder in Freiheit sehen können. Es soll Ihnen an nichts fehlen. Sie sehen heute so wohl aus; kommen Sie doch an unsern Familientisch, der freilich nur aus meiner Frau und mir selbst besteht, an dem Sie sich aber desto zwangloser fühlen werden.“

Römmling nahm dieses Anerbieten zwar nicht für heute, aber, wenn er wohl genug sey, doch für den folgenden Tag an. Die Perspektive, anstatt im Dienste thätig seyn zu können, vielleicht lange Zeit in diesem spanischen Ehebündniß der Dritte seyn zu müssen, dessen zweite Hälfte er sich der ersten ziemlich analog dachte, schlug ihn etwas nieder. Aber er fand dennoch Ursache genug, Gott zu danken, daß er sein Schicksal so gnädig gelenkt hatte. „Es wird eine fette Spanierin seyn, der ich nun einige Wochen den Hof machen muß,“ dachte er sich, als er am folgenden Tage einen seidenen Schlafrock um die Glieder geschlagen hatte und sich anschickte, der Wärterin zu folgen, die ihm den Weg in die Zimmer ihrer Herrschaft zeigte. Eine Dame saß allein im Fenster, den Rücken gegen ihn gewendet, und den Kopf nicht einmal umdrehend, als ob sie ihn nicht hörte. „Ach Gott, taub noch obendrein!“ dachte sich Römmling. Indem ging die Wärterin hinaus und er befand sich mit der Dame allein.

„Römmling!“ rief eine bekannte Stimme, die ihn durchbebte, „Römmling, erschrecken Sie nicht; ich lebe und sehe Sie wieder.“ — Rasch trat er vor und stand — Theresa gegenüber. Beinahe hätte er sie in die Arme geschlossen, so überraschte und erfreute ihn das Wiedersehen, und bei jedem Augenblick näherem Nachdenkend begriff er ihr Schicksal weniger. Sie gab ihm die Hand und sagte eilig: „Kein Wort von einer frühern Bekanntschaft! mein Mann ist eifersüchtig wie ein Tiger. Seyn Sie eher barsch, als zu höflich gegen mich.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, Februar.

(Beschluß.)

Spindlers Waldmann.

Inmitten dieses Treibens sehen wir eine freundliche Gestalt auftauchen: Regina, Waldmanns Pflegetochter, die er.

Digitized by Google

ein Kind, einst aus einer brennenden Hütte in Burgund rettete, und die er heimlich bei seinem Freunde Amman, dem Stadtschreiber, hegt. Sehr zart und dennoch deutlich genug zeichnet der Dichter des Helden Gefühl für dieses Mädchen, das ihn kindlich verehrt, aber seine Liebe einem Jüngling (Frauenfeld, Rathsherr und des Bürgermeisters Freund) zuwendet. Zunächst erblicken wir den Lenker des Staates beim freundschaftlichen Abendtrunk mit seinen Vertrauten „auf der Zunft zum Schnecken," wo es verboten ist, von öffentlichen Angelegenheiten zu reden; dennoch aber wendet sich das Gespräch auf diesen Gegenstand, und weil Alle in die Strafe verfallen, begehrt Waldmann auch sein Theil zu bezahlen, und dafür ein Wort zu sagen; und er sagt es, ungeschminkt, treu und wahr, so daß der Hörer selbst die Irrthümer des Mannes liebgewinnt; endlich fragt er, welch höhern Lohn ihm nun noch das beglückte Vaterland aufspare? Da tritt Meister Peter ein, und legt des Theiling Nachlaß auf den Tisch.

Unter den Bewegungen, welche der Aufstand des Landvolks hervorruft, und den die Verschwörungen der Feinde Waldmanns, welche sich um den Prior der Predigermönche schaaren, unterstützen, erscheint des Helden böse Ehe mit Anna Landolt, der Begründerin seines Reichthums. Anna entdeckt Regina's verborgenen Aufenthalt, und überhäuft das arme Kind, das in ihr eine Mutter zu finden begehrt, mit grausamen Warnungen. Noch einmal erscheint die Zunft zum Schnecken, in der ein lustiges Bankett sich bewegt, als dessen Königin die schöne Marie von Basel erscheint, welche Waldmann, einem jungen Liebesritter gleich, umflattert. Mitten in der Lust des Festes unterschreibt der Bürgermeister das unselige, auf seinen Befehl verfälschte Protokoll, in welchem der Vertrag mit den Seebauern dargestellt wird, als ob diesen nicht Zugeständnisse gemacht, sondern Verzeihung und Huld erwiesen worden wären. Diese Fastnachtslust — welche, nebenbei bemerkt, uns ganz in den Geist jener Zeit versetzt, so eigenthümlich ist sie mit wenigen kräftigen Strichen gezeichnet — erregt in Waldmann solchen Taumel, daß er beschließt, sie in Baden fortzusetzen, wozu die schöne Marie sich alsbald bereit zeigt, und vergeblich sind nun Edlibachs warnende Vorstellungen. Nur einen Augenblick wankt Waldmann, als Regina, blaß und verstört, erscheint, vor Anna gleichsam Schutz suchend; aber er sendet das Mädchen unter Frauenfelds Obhut in das Nonnenkloster zu seiner Freundin Klara, der ehemaligen Frau des Lazarus Göldli, und unternimmt die Badenfahrt, die ihn verderbt, weil er dabei die Zeit vertändelt, in der er sich vielleicht gerettet hätte. Die Feinde sind wachsam und thätig, die Freunde ohne das leitende Haupt. Nur noch einmal senkt sich die Wage zu Waldmanns Gunsten, als er selbst erscheint; aber im entscheidenden Augenblick hebt sich seine Schale, und er unterliegt den Ränken seiner Gegner, der Empörung des Landvolkes und dem Hasse des Pöbels. Ergreifend ist der Schluß: des Helden Versöhnung mit sich selbst, sein edler Wille, der sein Herz zum Tode läutert, und die Reue, die im Augenblick selbst, wo sein Haupt fällt, die erbittertsten Feinde ergreift. Die Scenen mit Klara, mit Regina und Frauenfeld, mit Meister Peter und andere reihen sich effektvoll aneinander.

Es war mir unmöglich, in dieser kurzen Andeutung auf alle Schönheiten des Kunstwerks hinzudeuten; aber sie dient vielleicht, Ihrem Publikum einen Vorschmack von dem zu geben, was es von einem Schauspiel zu erwarten hat, das ohne Zweifel in kurzer Zeit über Deutschlands [illegible] Bühnen gehen wird, und diesen Weg jedenfalls betreten würde, wenn auch unser armes deutsches Theater nicht so verwaist wäre, als es in der That ist, und wenn auch unsere vorzüglichsten Künstler nicht ihre Kräfte an leere bombastische Rollen verschwenden müßten, wie ihnen in der That die neuere Zeit sie aufdrängt, während in dem fernen Zürich ein namenloser Komödiant, von den Schwingen der Dichtung getragen, sich den ungetheiltesten Beifall erwarb.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Bälle.

Die Theater müssen Alles aufbieten, um gegen die Tanzlust bei Hofe, bei Ministern, Gesandten und Privatpersonen anzukämpfen. Das Théâtre nautique hat den Einfall, in der künftigen Woche ein chinesisches Ballfest zu geben; eine sinnreiche Art, wie es scheint, um aus dem zu seinem chinesischen Ballette angeschafften Zubehör einigen Nutzen zu ziehen, da seine dramatischen Darstellungen bereits in's Stocken gerathen sind. Sein Wasserbecken, das noch immer besteht, aber wahrscheinlich ehestens ausgetrocknet werden wird, soll den großen Kanal in China vorstellen (vielleicht wird man es durch ein Vergrößerungsglas zeigen). Ueber diesen Kanal soll eine Brücke geschlagen werden, was eben keine mühsame Arbeit seyn wird; wahrscheinlich wird die Umgebung auch in chinesischem Geschmacke ausstaffirt werden. Dann wird das Publikum noch eingeladen, um die Täuschung zu vollenden, bloß in chinesischer Tracht zu erscheinen, die es sich bei einem gewissen Kostümier verschaffen könne, der wahrscheinlich die jetzt unbrauchbaren Kostüme aus dem weiland chinesischen Ballette unter den Händen hat. Ein anderes Theater, dem es, wie es scheint, nicht so sehr um die Qualität, als um die Quantität des Zuspruchs zu thun war, hatte es sich einfallen lassen, unter der Hand eine Menge von Billetten zu einem Franken austheilen zu lassen. Dadurch war denn der Odeonsaal am vorletzten Sonntag zwar ganz voll geworden, aber von Leuten, die man sonst nicht auf den theuern Theaterbällen zu erblicken pflegt. Obschon sich nun der sogenannte Pöbel in Paris gesittet zu betragen pflegt, besonders da, wo er nicht die Mehrzahl ausmacht, so war er diesmal doch so ausgelassen lustig und auf seine Weise spaßhaft, daß der Saal dadurch sehr übel zugerichtet wurde, und der Theaterdirektion die Lust vergangen ist, einen zweiten populären Ball zu geben. Ihr ganzer Profit ist durch die Kosten der Reinigung und Wiederherstellung des Theaters daraufgegangen. Eine andere Gattung von Bällen sind die Wohlthätigkeitsbälle, welche in mehreren Stadtarrondissements oder Revieren zum Besten der darin wohnenden Armen gegeben werden. Da der Eintritt zehn Franken zu kosten pflegt, und es auf denselben sehr stattlich hergeht, so werden sie auch nur von den Reichen besucht. Jedes Arrondissement sucht es dem andern dabei zuvorzuthun, und nach englischer Art wird bei jedem Ball eine Anzahl von Dames patronesses angeworben, die dann nicht umhin können, eine solche Ehre mit Gold zu belohnen, und ihr Protektorat nicht allein beim Balle, sondern auch bei der Kasse zu bethätigen. Obschon solche Wohlthätigkeitsbälle ihr Gutes haben und in den Zeitungen hoch gepriesen werden, mit Aufführung der Namen der vielen Patronesses, so hat sich doch so eben ein streng moralisches Blatt, le Semeur, welches von Mitgliedern der hier noch wenig ausgebreiteten Methodistensekte verfaßt werden soll, gegen dieselben aus einem moralisch-philanthropischen Gesichtspunkte erhoben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 67.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 19. März 1835.

Garganum mugire putes nemus aut mare Tuscum:
Tanto cum strepitu ludi spectantur et artes.

Horat:

Theatralische Miszellen.

(Aus dem Englischen.)

Das Applaudiren.

Gleichmäßiges Klatschen, ewige Bravo's schienen mir immer unzulänglich, um die verschiedensten Eindrücke, von tausend Gegenständen in unsern Schauspielen erzeugt, auf gehörige Weise auszudrücken. Ich dachte mir, die Alten, von denen wir so viel gelernt haben, müßten auch hiefür vielfältigere Zeichen gehabt haben; und wirklich beobachteten sie bei ihren Beifallsbezeugungen gewisse Nüancen, eine bezeichnende Stufenfolge, wie sie der Werth der dargestellten Werke oder der Darsteller erforderte; mit einem Worte, sie verstanden es, diese Beweise ihrer Zufriedenheit zu klassifiziren, statt sie so unverständig zu verschwenden, wie wir es zu thun gewohnt sind. Folgendes theilen uns Sueton, Seneka, Tacitus u. A. hierüber mit.

In den ersten Zeiten nach Roms Erbauung applaudirte man ohne Ordnung und ohne Takt, ungefähr wie wir es heutzutage machen. Später wurde die Kunst zu applaudiren unwiderruflichen Gesetzen unterworfen. Bald mußte der Mittelfinger an das lezte Glied des Daumens geschnellt werden, was ungefähr einen Effekt wie unsere Castagnetten machte; dies war die schwächste und mindest schmeichelhafte Art des Beifalls. Wurde mit allen Fingern der rechten Hande in die flache linke geschlagen, so war es schon eine größere Auszeichnung. Dies mochte ohngefähr dem Geräusche gleichkommen, als wenn man irdene Töpfe mit Stöcken zerschlägt, daher kam auch der Beiname dieser Art zu applaudiren: testas. Wurde mit beiden Händen zusammengeschlagen, so geschah es entweder mit flachen, oder mit hohlen. Jene Art wurde mit imbrices bezeichnet, und machte ein Geräusch wie der Hagel auf einem Ziegeldach; die andere hieß bombus, und kam dem Summen der Bienen gleich. Die Römer benuzten auch ihre Togen, mit deren Zipfel sie den Schauspielern Beifall zuwehten. Kaiser Aurelian ließ unter dem Volke Streifen Zeuges austheilen, deren es sich statt der Toga bedienen konnte.

Soviel vom stummen Beifall. Der Zuruf, oder laute Beifall war aber auch gewöhnlich und bildete eine Art von Melodie. Properz beklagt sich über die Unkenntniß der Landleute, welche durch Geschrei die allgemeine Harmonie des Beifallrufes störten. Auch Tacitus erwähnt dieser ungeschickten Beifallspender. Hieraus ergibt sich, daß bei den Alten zwischen der Ursache und der Wirkung stets ein richtiges Maaß waltete, ein Verhältniß zwischen dem Werthe der Stücke oder der Schauspieler, und dem Danke der Zuschauer. Aber das ist es

Digitized by Google

eben, was uns jezt gänzlich fehlt, und zwar liegt dieses nicht an unserm Geschmack, sondern am Mangel der gehörigen Zeichen; daher nun dieser wilde Lärm, dieses Klatschen, Stampfen und Schreien, die unsere Schauspielhäuser erfüllen, und bald dem Verfasser einer Bagatelle, bald dem Dichter eines Meisterwerkes, dem Liede wie der Arie, dem Possenreißer wie dem großen Schauspieler zu Theil werden. Es wäre zu wünschen, daß sich eine Stufenleiter in diesen Beifallsbezeugungen bildete, daß man bemüht wäre, die Arten zu bestimmen, und die Sensation, welche sie ausdrücken sollen. Die Schauspieler würden auf diese Weise durch das Publikum selbst streng klassifizirt; nach und nach würde der Eine und der Andere sich auf schmeichelhafte Weise erhöht sehen und so den deutlichsten Beweis seines Fortschreitens erhalten. So lange man die höchsten Zeichen des Beifalls Anfängern zu Theil werden läßt, wie man sie nur bedeutenden Künstlern ertheilen sollte, welche lange Gewohnheit der Scene und tiefes Studium dieser Ehre würdig macht, so lange hat die Mittelmäßigkeit das Recht, sich über Alles erhaben zu wähnen, und sich in der That für das non plus ultra zu halten. — So arbeiten wir selbst immerwährend daran, das wahre Talent zu untergraben und das Theater herabzuwürdigen. *

Schon Juvenal geißelt in seinen Satiren die Leidenschaft des gemeinen Mannes in Rom für die Schauspiele. Was würde er erst jezt dazu sagen, daß die lezten Klassen der Gesellschaft sich's an der Nahrung abbrechen, um diesen zur Epidemie gewordenen allgemeinen Geschmack zu befriedigen? Nach diesen Betrachtungen halte ich es für unerläßlich, gewisse Gesetze zu erfinden, denen jene Klasse von Zuschauern unterworfen werden müßte, welche kein durch Erziehung gebildetes Urtheil besizt, und diese Gesetze müßten in den Eingangshallen unserer Schauspielhäuser angeschlagen werden.

Es gibt keinen Rang im Theater; jeder Zuschauer ist für sein Geld dort und zu seinem Vergnügen; aber Erziehung und Kenntnisse bilden die natürliche Grundlage eines unantastbaren Rechts, des Rechts, die Stücke und die Künstler zu beurtheilen. Die Logen geben jedoch nirgends mehr den Ton hierin an; aber als das Parterre sich dieses Privilegiums bemächtigte, war es eben gebildeter als jezt.

Sollte man nicht gegen den Mißbrauch, den Schauspieler in dem schönsten Momente der Scene, auf dem höchsten Gipfel seiner Kunst, durch unbescheidenes Geschrei zu unterbrechen, und so das allgemeine Vergnügen zu stören, die ernsthaftesten Maßregeln ergreifen? Doch ich glaube, dündig genug die Nothwendigkeit einer Reform in dieser Angelegenheit dargethan zu haben, und wie wünschenswerth es sey, neue Zeichen des Beifalls zu ersinnen, welche, von progressivem Werthe, bei den verschiedenen sich darbietenden Gelegenheiten, selbst im Laufe einer und derselben Vorstellung sich anwenden ließen.

* Dies ist auch sehr wahr in Bezug auf unser Theater. Mit dem „das junge Talent muß man aufmuntern," wird in unsern sogenannten großen Städten ein gar arger Mißbrauch getrieben, besonders wenn das junge Talent einem Mädchen inwohnt.

Soldatenschicksale.

(Fortsezung.)

Don Fabriques Eintreten ließ Theresa verstummen. Sie ging ihm feierlich entgegen und sagte: „Mein lieber Fonseca, Dein spätes Erscheinen sezt mich in die unangenehme Lage, mich einem Fremden gegenüber zu sehen, der mir nicht einmal vorgestellt ist." — „Liebe Theresa," erwiderte Fabrique, „ich habe so eben erst nach unserm Gaste geschickt und begreife nicht, warum derselbe so früh hergeführt worden ist. Indessen vorstellen kann ich ihn Dir nicht, da mir selbst sein Name noch unbekannt ist." Römmling verbeugte sich verbindlich und sagte: „Kapitän Römmling, zu Ihren Diensten." — „Rumely?" fragte Theresa. „Römmling, mein Kind," lachte Fabrique. „Sie hat gar ein schlechtes Ohr für ausländische Namen, meine Theresa, aber ein gutes englisches Herz, nicht wahr, Täubchen?" Theresa nickte vornehm, und man sezte sich zu Tisch. — Nur ein Diener wartete auf an der mit Pracht servirten Tafel, die jedoch für Römmling auch mit Krankenspeisen versehen war, von denen er nur mäßig genoß, weil seine leicht erhizte Kopfwunde ihn an seine Schwäche erinnerte. — Nach Tisch trennte man sich, um die Siesta zu halten; Römmling begab sich in den reizenden Garten, wo für den dunkeln Schatten, der ein Bedürfniß des Südens ist, hinlänglich gesorgt war. Er legte sich auf eine Gartenbank und verlor sich in Vermuthungen über Theresas Schicksal und ihr sonderbares Betragen. Auch mit ihrer Gestalt war seine Einbildungskraft beschäftigt. Sie war jezt über die ersten Jahre der jungfräulichen Blüthe hinweg, etwa zwei-und-zwanzig Jahre alt und eine verheirathete Frau. Dieser Umstand hatte ihrer Schönheit nicht geschadet; es gibt Gestalten und Physiognomien, die das Feuer der Erfahrung besser kleidet, als das Eis der Jungfräulichkeit; zu diesen gehörte sie. „Was ist wohl anders an ihr geworden?" sagte er sich; „jeder Zug ist derselbe geblieben, das Bischen mehr Fülle kann's nicht allein seyn. Und doch ist der Eindruck, den sie jezt auf mich macht, himmelweit verschieden von dem früheren." Da stand sie vor ihm, als wolle sie seine Zweifel lösen. Er wollte aufspringen, sie aber sagte, ihn sanft auf den Siz zurückdrängend: „Schonen

Digitized by Google

Sie sich! — Nur unter der Bedingung kann ich bleiben; und ich habe Ihnen so viel zu sagen und bliebe so gern.“

Sie sezte sich neben ihn, hielt den Mund zu, den er zum Reden öffnen wollte, und fuhr fort: „Hören Sie mich. Unser Zusammentreffen ist zu außerordentlich, als daß ich es durch unnützes Zögern noch abkürzen sollte. Es drängt mich, Ihnen mein Vertrauen zu schenken; Sie sollen meine ganze Geschichte wissen. Ich bin die Tochter eines reichen Kaufmanns aus Madrid, und war noch jung, als ich die Mutter verlor, und mir selbst und der Leitung eines sehr beschäftigten Vaters früh, zu früh überlassen. Ich war sechzehn Jahr alt, als ein junger Deutscher in unser Haus kam und bald mein Herz zu gewinnen wußte. Mein Vater durfte nichts von unserer Liebe wissen, denn er war Protestant, und es gehörte die Stärke meiner Leidenschaft dazu, sollte ich selbst diesen Punkt übersehen; aber ich dachte oft, daß ich durch meine heißen Gebete seine Seele vor der ewigen Verdammniß bewahren könne. Römmling! verachten Sie mich nicht, wenn ich Ihnen sage, wir liebten uns zu heiß, zu unvorsichtig; wir wußten uns nicht vor uns selbst zu schützen, und jezt noch muß ich die Stunden unserer, wenn auch zu heißen, doch reinen Liebe zu den glücklichsten meines Lebens zählen. Ihr Nordländer urtheilt anders über die Liebe, Ihr seht sie als eine Macht der Hölle an, uns ist sie bloß Nothwendigkeit.“

Bei diesen Worten sah sie Römmling mit so glühenden Augen an, daß er die seinen davor niederschlug und daher zu seinem Unglück keine Lerche in der Luft erblikken konnte. — Sie fuhr fort: „Mein Freund mußte nach Deutschland zurück, aber er versprach mir auf das Heiligste, in Jahresfrist zurückzukehren und mich zur Frau zu nehmen, mit oder trotz dem Willen meines Vaters. Er war nur wenige Wochen fort, als ich mich Mutter fühlte. Ich war nahe daran, mich in's Wasser zu stürzen; aber mir fehlte doch der Muth dazu. — Bald darauf brach der Krieg aus und ich blieb ohne alle Nachrichten von dem Vater meines Kindes, was meinen Kummer noch unendlich vermehrte. Ich wußte mir keinen Rath, als meiner alten Amme, die noch in unserm Hause wohnte, mein grenzenloses Elend zu entdecken. Die Verrätherin! sie machte meinen Vater zum Mitwisser dieses traurigen Geheimnisses. Seine Wuth war unbeschreiblich; er schleuderte mich zu Boden, ohne Rücksicht auf meinen Zustand, und stieß mich von sich, wie einen Hund, als ich flehend zu seinen Füßen kroch. Nach Anbruch der Nacht brachte man mich in einen Wagen und steckte mich in das Kloster San . . ., wo meine Tante Aebtissin war. Dort blieb ich gefangen in meiner Zelle, bis ich endlich ein todtes Mädchen gebar. Die übrigen Tage meines Lebens in diesen Mauern zubringen zu müssen, war mir als mein unwiderrufliches Schicksal angekündigt worden, und in stummer Verzweiflung ergab ich mich in das Unvermeidliche. Endlich gewährte man mir die Freiheit, mich im Innern des Klosters, wie die übrigen Nonnen, zu ergehen. Da sah ich Sie, und für eine lange Zeit war meine Geschichte die Ihrige, bis in Venivedro, einem Dorfe nahe bei Villa franca, ein Trupp Fronzosen unsern Wagen erbeutete, und mein jetziger Mann, der als Lieferant der Armee folgte, mich vor den schrecklichsten Mißhandlungen schüzte. Von seiner Liebe und meinen Kämpfen will ich lieber schweigen; genug, ich ward seine Frau, es blieb mir ja kein anderer Schutz auf der weiten Erde. Er ist unermeßlich reich, und ich bin durch ihn eine der angesehensten Frauen in Badajoz; aber mein Herz ist unbefriedigt; was Sie von ihm gesehen haben, wird Ihnen sagen, ob er es befriedigen kann.“ — Hier seufzte sie tief und fuhr dann fort: „Ueberdies plagt er mich mit der lächerlichsten Eifersucht, und nur die gemessenste Kälte in meinem Betragen gegen Sie kann seinen Argwohn einlullen. Verrathen Sie mich nicht, Römmling, wenn Ihnen meine Ruhe lieb ist; sprechen Sie kein Wort von unserer frühern Bekanntschaft; ach! ich wollte, daß ich sie selbst vergessen könnte! Behalten Sie auch die Binde um den Kopf, so lange Sie bei uns sind, damit er nicht ahne, welch schöne Stirn und welche Locken darunter verborgen sind.“ — Mit einer schnellen Bewegung schnellte sie das Tuch weg, küßte mit feuchten Lippen die frischverharschte Wunde und verschwand.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Februar.

Der Winter. Karneval.

Der jetzige Winter ist ganz geeignet, die schon lange in Mißkredit gekommene Kunst der Weissagung um ihre lezten Anhänger zu bringen. Schon mitten in der Sommerhize stiegen ihnen die Haare zu Berge vor der Unzahl erfrorner Nasen und Ohren, die ihre Phantasie bereits in dem damals noch bevorstehenden Winter schauerlich zusammenklappern hörte, und nun, da er schon seit drei Monaten alle Holzhöfe und Steinkohlenniederlagen aufgefressen haben könnte, behandelt er uns noch immer so mild, als ob er seinen Ruhm darein sezte, einen schlechten Sommer vorzustellen. Da hängen und liegen nun die elegantesten Winterpelze, Pelerinen und Boa's, womit der heilige Christ unsere Grazien versorgte, in ihrem dumpfen Gefängnisse, und kommen, statt in die Luft, aus der Mode. Sogar die kostbaren Mäntel müssen häufig dieses grausame Geschick mit ihnen theilen, weil ihre Pracht allerdings den ewigen Stürmen und Regenschauern nicht gewachsen seyn möchte. Die Spaziergänge in der Mittagsstunde entbehren ihren wandelnden bunten Blumenflor. Weder Schlittenfahrten, noch Schlittschuhlauf findet aus dem, allerdings hinreichenden Grunde des fehlenden Schnees und Eises statt. Daß aber gestern (den 15ten)

endlich der Himmel blau geworden und der Eisschollen bedeutend weniger geworden sind, beides Umstände, die unmittelbar zuvor recht sehnsuchtsvoll herbeigewünscht wurden, verbindert sogar diese Sehnsüchtigen nicht an der Klage, daß es doch wirklich ein Winter zum Erbarmen sey. So bestätigt sich denn die uralte Wahrheit immer auf's Neue, daß es Niemand den Leuten weniger recht machen kann, als der liebe Gott. Wahr ist es übrigens, daß der häufige Wechsel von Kalt und Warm mit weder Kalt noch Warm eine Menge kleiner ärztlicher Nahrungszweige, wie Rheumatismen, Gichtanfälle und andere Körperleiden herbeiführt, welche voraussichtiger als gewöhnlich sich behaupten.

Das Zeichen des begonnenen Karnevals, die Gesichtsmasken, welche seit dem Anfang des verflossenen Monats fortdauernd aus den Fenstern und Glasthüren einer Menge Verkaufsläden die Vorübergehenden anspielen und angreifen, lockt nicht vergebens. Der öffentlichen wirklichen Maskenlust ist schon, hauptsächlich im Hotel de Pologne, Thür und Thor geöffnet worden. Es hat, dem Vernehmen nach, sogar an Theilnehmern nicht gefehlt. Gleichwohl erscheinen, zufolge einstimmiger Nachrichten, diese Institute immer mehr als die entseelten Reste einer verschwundenen bequemern, und daher für solche Scherze aufgelegter gewesenen Zeit. Gerade der gebildetere Theil der Jugend ist durch die wichtigen gesellschaftlichen Fragen, welche gegenwärtig zur Entscheidung vorliegen, viel zu ernst geworden, um jenen, aus der wirklichen Welt verschwundenen Charaktermasken auch nur ein vorübergehendes komisches Leben mit Erfolg einzuhauchen. Und sage man, was man wolle, ohne diese alten Masken in ihrer ganzen munteren Gewandtheit kein Redoutenreiz! Jedem lustigen Maskenballe werden allezeit jene schnarrenden, schwirrenden, zischenden, pfeifenden, tanzenden, tänzelnden Doktoren, Pantalons, Pierrots und Harlekins, und wie diese lebendigen Puppen alle heißen mögen, zur Grundlage dienen müssen. Dadurch die neuere und neueste Zeit dem Witze manche köstliche Figur für künftige Zwecke darbietet, so sind jene gewohnten, schon durch glückliche Kontraste die laute Freude allgemein befördernden Charaktere, mit ihren stereotypischen, aber durch die Eigenthümlichkeiten der Darsteller mitunter eine recht geistvolle Varietät zulassenden Späßen, gleichwohl nicht zu entbehren, wenn der üppige Strom der Lust nicht bald erschöpft werden soll. Sogar bei Aufzügen, die neuerlich allerdings mit ungewöhnter Pracht stattfinden und dergleichen so eben wieder sich in Köln vorbereiten, gehört ein eigenthümlicher Volkstroß dazu, aus solchen komischen Masken bestehend. Die unglückseligen Domino's, welche sich schaarenweise hin und herschieben, sind wahrlich eher geeignet, alle Lust zu ersticken, als sie zu erhalten und anzufachen.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Wohlthätigkeitsbälle. Herr v. Lubersac.

„Die wahre Barmherzigkeit," sagt der Semeur, „äußert sich nicht im Tanzen, sondern im Hülfeleisten. Sie prunkt nicht auf den Bällen, sondern findet sich in den Dachstübchen der Nothleidenden ein, tritt auf's Krankenbett, tröstet die Betrübten und hilft dem Mangel ab. Mancher Reiche glaubt vielleicht, er habe für die Armen alles Mögliche gethan, wenn er sich in vollem Putze auf einem glänzenden Balle zeigt und sich dort eine Nacht hindurch belustigt. Ist dies nicht in der That ein recht verdienstliches Werk? Wer weiß aber, wie viel von diesen glänzenden Bällen noch übrig bleibt, um die Noth der Unglücklichen zu mildern!" Darin hat der Semeur recht, daß diese Bälle gerade dazu beitragen können, die Aufmerksamkeit von dem freilich nicht reizenden Anblicke des Elends abzuziehen und unter dem Schimmer einer großen Assemblee zu verbergen. Auch wenige solche Bälle, die zuweilen sehr kostspielig sind, im Grunde den Armen oft wenig einbringen; allein man könnte fragen: geschähe mehr für die Armen, wenn solche Vereine nicht statt hätten? Dann muß man auch in Erwägung ziehen, daß, je glänzender solche Bälle sind, desto größer der Aufwand der Reichen ist, mithin desto beträchtlicher der Erwerb der Handwerker, Kaufleute, Dienstleute und aller derer, die von ihnen leben, desto größer der Umlauf des Geldes, und dies ist ja eben eines der zweckmäßigsten Mittel zur Beförderung der Noth. So lange die Reichen den Aermern mit ihren Aufträgen Beschäftigung geben, ist von Noth wenig die Rede. Auch verlangen die meisten Armen ja nur Arbeit, und die keine verlangen, verdienen auch keine Unterstützung, wofern sie noch arbeiten können. Keiner von ihnen ist so unklug, sich, wie Herr de Lubersac, um's Leben zu bringen, weil ihm nur noch 25 bis 30.000 Franken jährlichen Einkommens übrig bleiben. Ich erwähne dieses Herrn de Lubersac, weil in diesen Tagen sein Vermächtniß Herr Berichterstatter gekommen, und da der Erwähnung in den Tagesblättern ungeachtet, seine Geschichte vielleicht nicht alle gemein bekannt geworden ist, so muß sie Einigen barbieren sagen. Lubersac war ein alter, steinreicher Mann von einer vornehmen Familie. Weil man aber im Alter leider nicht immer klug wird, sondern noch Jugendstreiche begeht, so hatte er einen beträchtlichen Theil seines ungebrauchen Vermögens mit gefälligen Weibern durchgebracht, die sich über den alten Gecken lustig machten und auf seine Kosten bereicherten. An lustigen Frauen, welche einen alten Vogel geschickt zu rupfen verstehen, fehlt es in Paris nicht; sie sind hier sogar noch weit leidenschaftlicher und weit geschickter, als anderswo. Eine derselben hatte sich von ihm einige hunderttausend Franken versprechen lassen, und bisweilen der alte Mann unter dem Joche, das sie ihm aufgelegt hatte, bart seufzte, so war er doch nicht im Stande, es abzuschütteln, und zuletzt setzte er diese Frau zu seiner Universalerbin ein. Als dies geschehen, überrechnete er den Zustand seines Vermögens, und fand, daß ihm nur noch 25 bis 30.000 Franken jährlichen Einkommens übrig blieben, ihm, der sonst über 60.000 Franken jährlich zu verzehren hatte! Nun überfiel ihn plötzlich der tiefste Kummer, und er machte am 25sten September 1835 seinem Leben ein Ende. Da mochte die Favoritin glauben, ihre Glanzperiode beginne nun sie brauche sich nur in den Besitz des ganzen Vermögens des alten Mannes zu setzen. Das Vermächtniß wurde vorgezeigt; es war regelrecht abgefaßt, aber ganz am Ende fand sich ein kleiner bedeutlicher Umstand; der Mann war am 25sten September, wie gesagt, gestorben, und demnach war der letzte Wille vom 1sten Oktober datirt. Nun ist aber Mangel an Datum, oder, was beinahe eben so schlimm ist, ein falsches Datum ein Beweggrund zum Umstoßen eines letzten Willens. Auch waren die Vettern und Muhmen des Verstorbenen (nähere Verwandte hatte er nicht) bald bei der Hand und thaten ihr Möglichstes, um das Testament für ungültig erklären zu lassen. Sie behaupteten, der Mann sey seiner Besinnung nicht mächtig gewesen, folglich könne auch sein letzter Wille nichts gelten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 68.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 20. März 1835.

Der Urstoff ist von Anfang derselbe, die Form Zeiten und Lagen gemäß;
unter keiner Hülle mißkenne den Bruder im Menschen.

Joh. v. Müller.
Vorrede zu Herders Vorwelt.

Mexikanische Alterthümer.

Mitgetheilt von Alexander v. Humboldt.

Die Archäologie eines Kontinents, den wir den neuen zu nennen pflegen, die Spuren der Civilisation amerikanischer Urvölker sind erst wieder seit dem Anfange dieses Jahrhunderts ein Gegenstand gründlicher Untersuchung geworden. Sie hatten, eilf Jahre nach Columbus Tode, als, an der Küste von Yucatan, Hernandez de Cordova die ersten großen Bauwerke von Stein (Tempel, mit Skulptur geziert) erblickte, ein lebhaftes Interesse in Spanien und Italien erregt. Dies Interesse ward gesteigert, als die Conquistadores in Südamerika bis zu dem Hochlande von Tiahuanaco, Cuzco und Quito vordrangen, wo sie dem Nationalkultus geweihte Denkmäler, Wohnungen der Incas (Heliaden), öffentliche Bäder und steinerne Caravanserais, durch Kunststraßen verbunden, fanden, die, in einer Länge von fast 300 geographischen Meilen, auf Bergrücken von zehn bis vierzehn tausend Fuß Höhe fortliefen. Da die ersten Geschichtschreiber der blutigen Eroberung und spätern friedlichen Ansiedlung der Europäer Mönche und rohe Kriegsleute waren, so haben Hyperkritik und die sogenannte philosophische Strenge des achtzehnten Jahrhunderts, aus vornehmem Dünkel, Alles abgeleugnet, was die Reisenden selbst gesehen und mit naiver Einfachheit erzählt hatten. Das oberflächliche Werk eines gelehrten und geistreichen Mannes, Robertson's Geschichte von Amerika, trug besonders dazu bei, dieser Methode des bequemeren Ableugnens Eingang zu verschaffen, und erst seit den lezten drei Jahrzehnten, in denen der neue Kontinent zugänglicher geworden, glückte es einigen Reisenden, welche die Reste jener Denkmäler untersucht, jene Kunststraßen gemessen, jene Skulpturen in spröden, widerstrebenden Massen von Porphyr und Diorit abzuzeichnen begonnen haben, allmählich wieder das Interesse für die sich entwickelnde Kunst der Urvölker Amerika's (eines vom übrigen Menschengeschlechte lange getrennten Stammes) zu erwecken und an das zu erinnern, was man nie hätte vergessen sollen, da es schon in dem klassischen Zeitalter des Pomponius Laetus, des Bembo und Anghiera, die Einbildungskraft vieler, mit römischer und griechischer Kunst vertrauten Männer lebhaft beschäftigt hatte.

Unter den lehrreichen Notizen, welche diese Blätter häufig enthalten, sind einige bereits den Forschungen über alte amerikanische Monumente gewidmet gewesen. Wenn ich heute die Aufmerksamkeit der Leser darauf zurückführe, so ist es, um ein Unternehmen bekannter zu machen und zu empfehlen, welches den architektonischen und plastischen Werken der Eingebornen von Anahuac

Digitized by Google

(dem Hochlande von Mexiko) gewidmet ist, und Alles verheißt, was man in archäologischer und pittoresker Hinsicht von einem ausgezeichneten Künstler erwarten darf. Der Architekt, Herr Nebel, aus Hamburg gebürtig, hat, nachdem er seine Studien in Italien vollendet, mit lobenswerthem Eifer, unter den mannichfaltigsten Beschwerden, fünf Jahre lang die Reste mexikanischer Bauwerke und Skulpturen aufgesucht, von denen einige, z. B. die Treppenpyramiden von Papantla, in dem Staate von Veracruz, und von Xochicalco (zwischen Cuernavaca und Miacatlan, auf dem westlichen Abhange der Cordillere), fast ganz unbekannt waren. Das erste dieser merkwürdigen Denkmäler (ein Gotteshaus, teocalli) liegt westlich vom Rio Tecolutla, gleichsam in dem Dickicht eines Waldes der heißen und ewig feuchten Zone, am Fuß der östlichen Cordillere, verborgen. Den Indianern der Küstengegend allein bekannt, wurde die Pyramide von Papantla von Jägern spanischer Abkunft um das Jahr 1775 zufällig entdeckt. Herr Nebel mußte sich mehrere Tage damit beschäftigen, die Stufen der Pyramide von den baumartigen Tropengewächsen reinigen zu lassen, welche sie verdeckten und die Messungen hinderten. Demselben Reisenden verdanken wir den Grundriß der sonderbaren, von Säulen unterstützten Bauwerke, welche auf einem Hügel, südöstlich von Zacatecas, zusammengedrängt sind, und für eine schon weit entwickelte, viel bedürftige Civilisation zeugen.

Die bildende Kunst der Völker, die wir Barbaren nennen, kann nicht Anmuth und Schönheit darbieten. Ihr Studium wird nicht empfohlen, weil sie ein inneres, höheres Leben in äußern Formen wiedergibt. Die bildende Kunst, selbst bei den rohesten Nationen, gewährt ein Interesse anderer Art, ein historisches, das mit der Geschichte des Menschengeschlechts, seinen Verzweigungen, der allmählichen Entwicklung des Sinns für Verhältniß und geometrische Formen, für wirkliche oder symbolisirende Nachbildung des Organischen, für Auffassung des Bedeutungsvollen und Edeln in der menschlichen Gestalt innigst zusammenhängt. Der Zweck eines solchen Studiums mag daher immer ein äußerer genannt werden, er umfaßt nicht minder, was in ewigem, befruchtendem Wechselverkehr mit einander steht, den Kultus (das religiöse Leben der Völker) und das mehr oder minder glückliche Schaffen eigenthümlicher Kunstformen; die traditionelle Symbolik und das endliche Erwachen einer freien, aus der innern Empfindungsweise hervorgerufenen, plastischen Thätigkeit. In den Bildwerken der Azteken suchen wir nicht das Heitere und Erfreuliche, so wenig als in der Skulptur der süd- und ostasiatischen Völker, die an Civilisation den amerikanischen weit überlegen sind. Klein erschien von jeher der Erdraum, in dem das Erfreuliche, Edle, Ideale der Form herrschend war. Wie schwindet es rasch östlich vom Halys gegen die Semitischen Stämme hin, in den Sitzen alter Menschenkultur, unter den Babyloniern und Phöniciern, dann in den Hochebenen und südlichen Thälern von Iran, oder jenseits der Pentapotamide, wo indische Geistesbildung durch den Buddhismus bis in die ferne asiatische Inselwelt gedrungen ist. Das vergleichende Sprachstudium, eine der herrlichsten Bestrebungen unseres Zeitalters, bietet, wie das allgemeine Studium der Kunst, ein zweifaches Interesse dar, ein inneres, das den organischen Bau der Sprache umfaßt, und ein äußeres historisches, welches die Abstammung und früheren Wanderungen der Volksstämme berührt. Die Zeiten sind vorüber, wo man die Idiome roher Völker ohne Schrift und Literatur (inculti sermonis horrorem), und die Bildwerke ungriechischer Stämme einer gleichen Verachtung Preis gab.

(Der Beschluß folgt.)

Soldatenschicksale.

(Fortsetzung.)

Es war Römmling wunderbar zu Muthe; sein erster Gedanke war: „wäre es doch lieber eine fette, ältliche Spanierin gewesen.“ Denn war auch nichts in Theresa's Geschichte und Betragen, was seine Achtung für sie in Anspruch genommen hätte, so war doch in ihrem ganzen Wesen, in ihrem feurigen, durch Wasser schimmernden Blick nur allzuviel, was seinen irdischen Theil bestach. Auch konnte er nicht umhin, mit der Nachsicht, die alle Männer für diejenigen Frauen haben, die ihnen, und denen sie gefallen, sie mehr unglücklich als schuldig zu finden. Er war indeß viel zu sehr ein Mann von Ehre, um sich nicht vorzunehmen, das Gastrecht an seinem Wirthe auf keine Weise zu verletzen.

Don Fabrique war viel in Geschäften außer dem Hause, seine Frau viel im Garten, und der Garten der einzige Ort, wo Römmling die Hitze nicht unerträglich erschien. Dennoch hielt er sich tapfer und wich allen offenbaren Gelegenheiten vorsichtig aus. Sollte es einer der Leser vielleicht einmal erlebt haben, daß er wochenlang fast allein mit einer schönen Frau eingesperrt war, die ihm offenbar sehr wohl wollte, deren Tugend nicht unüberwindlich schien, sollte er dabei — selbst feurigen Temperamentes — allen Anfechtungen widerstanden haben, so lache er unsern armen Helden aus, wenn dieser Tag und Nacht keine Ruhe mehr hatte, wenn er sich keinen Rath wußte, halb nach dem Augenblicke der Befreiung seufzte, und halb wünschte, sie möchte sich noch

Digitized by Google

eine Weile verzögern. — Oft wollte er sich Clara's Andenken zurückrufen, aber dann machte er sich Vorwürfe, ihrer in solchen Umgebungen und unter solchen Umständen auch nur zu gedenken. Er machte sich's zum Gesetz, die Kapsel ihres Bildnisses nicht zu öffnen. — Als er Theresa seine Verbindung mit ihr vertraute, erwiderte diese: „Ich weiß es, ich habe oft ihr Bild neidisch betrachtet, als ich noch Emeterio war. O Römmling! Karl! theurer Freund!“ rief sie plötzlich aus und zerfloß in Thränen; „haben Sie es damals nie geahnet, wie ich Sie liebte, wie bei Ihrem Anblick das Andenken an den Verräther, der mich elend machte, verwischt war? Die Liebe zu ihm war nur das Erwachen des ersten Gefühls, das sich an den ersten besten Gegenstand anschloß; die zu Ihnen war unwiderstehlich, bei Ihrem Anblick entzündet, durch Ihren Edelmuth, Ihre sanfte Männlichkeit genährt und durch Ihre Gleichgültigkeit zur Leidenschaft angefacht. Ach, Karl! wie oft hat mich Ihre Kälte gequält, wie hab' ich geweint in meiner einsamen Kammer! Aber Ihre dauernde Unempfindlichkeit weckte meinen Stolz; ich schwieg, und mußte schweigen. Die gewaltsame Trennung wiegte meine Gefühle nach und nach soweit ein, daß ich meinem Leben hoffnungslos, aber ohne Verzweiflung entgegen sah, daß ich sogar — heirathete. Und als es geschehen, als ich unwiderruflich von Ihnen getrennt war, bringt man mir Ihren halbtodten Körper in's Haus! Was ich von Kraft, von Ueberwindung besessen habe, ward in dem Augenblick verschwendet, wo ich an Ihrem Bette stand und Ihr theures, blutbedecktes Haupt wiedersah, ohne ein Zeichen des Erkennens geben zu dürfen. Ich habe keine mehr. Zürnen Sie mir, verachten Sie mich, daß ich es Ihnen sage: ich liebe Sie, ich liebe Sie noch mit doppelter, verzehrender Leidenschaft!“

„Liebe, theure Theresa,“ erwiderte Römmling mit nichts weniger als fester Stimme, „Sie lassen sich von Ihren zu warmen Gefühlen hinreißen.“ — Hier faßte er ihre Hand und bedeckte sie mit Küssen. — „Die Ehre, die Tugend, Alles zwingt uns, solche Gespräche, solche Augenblicke zu fliehen.“ — „Ja, Karl,“ rief sie, und warf sich weinend an seine Brust, „Sie waren immer besser, als ich; leiten Sie mich auch diesmal auf dem Wege der Tugend. Ach! ich verachte mich bitterlich; thun Sie es auch?“ — „O Theresa!“ rief er, und drückte sie feurig an sein Herz; „wäre es an mir, Ihr Richter zu seyn? an mir, dem Sie in Ihrer süßen Schwäche nur zu liebenswürdig erscheinen? Aber wir wollen zusammen die Versuchung besiegen, der wir einzeln nicht gewachsen sind. Wir wollen uns trennen!“ — „Das ist das einzige Mittel,“ sagte sie schluchzend, „uns ein reines Bewußtseyn zu bewahren. Ich habe es erfahren, daß mir Ihre Nähe nur zu gefährlich ist.“ — Bei diesen Worten drückte er sie fester an sich. — „Dieser eine, lezte Kuß noch, Theresa!“ versezte er endlich, und fest umschlungen saßen die beiden Tugendhaften in der schattigen Grotte, und gelobten sich, der Pflicht treu zu bleiben. — Es läßt sich daraus die Moral ziehen, daß man unter solchen Umständen besser thun möchte, den Weg der Tugend allein, als vereint zu wandeln. Doch glaubten Beide, als sie wieder in ihren einsamen Gemächern waren, daß sie einer schweren Versuchung wacker widerstanden hätten, und wie jener Trunkenbold, der zur Belohnung dafür, daß er an einer Schnapsbude vorbeigegangen war, umdreht und sich ein Gläschen vom Besten geben läßt, belohnten sie sich am nächsten Tage durch eine lange Umarmung.

In der Hälfte des Juli trat Don Fabrique Fonseca eines Tages triumphirend zu Römmling in's Zimmer und sagte: „Herr Kapitän, es ist mir gelungen, einen sichern Plan für Ihre Befreiung ausfindig zu machen. Ihre Wunden sind geheilt und ich fühle, daß Ihnen der Aufenthalt hier nicht länger angenehm seyn kann, zumal, da meine Theresa in ihrem Benehmen gegen Sie meinen Wünschen nicht entgegengekommen ist. Tragen Sie ihr ihre unverbindliche Art nicht nach, obgleich sie Ihnen die Hausgenossenschaft mit ihr verbittern mußte. Für persönliche Abneigungen kann man nichts, und glauben Sie mir, daß sie es doch im Ganzen gut mit Ihnen meint. Ich habe mir nun vorgenommen, durch diese Art der Befreiung eine kleine Rache an meiner Frau zu nehmen. Es ist mir gelungen, für Theresa und mich Päße zu einer Ausflucht nach Toledo zu erlangen, aber statt meiner Frau, nehme ich Sie mit; jene muß so lange das Haus hüten. Uebermorgen ist Alles in Bereitschaft; es könnte schon morgen seyn, aber Sie begreifen, daß ein Mann, auf dem so viel ruht, wie auf mir, wenn er sein Haus ordnen will, leicht einen Tag mehr braucht, als andere Leute.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Februar.

(Beschluß.)

Hôtel de Saxe. Schauspielhaus. Schröder-Devrient.

Ein Haupterforderniß nicht nur zu einem zweckmäßigen Etablissement von öffentlichen Maskenbällen, sondern auch zu andern allgemeinen, glänzenden Tanz- und Musikvereinen, nämlich ein passender **großer** und **wohldekorirter** Saal, wurde seit längerer Zeit schon in Dresden sehr vermißt. Auch diesem wirklichen Mangel abzuhelfen, ist bereits Anstalt getroffen. Der jetzige Wirth des in den lezten

Digitized by Google

Jahren ungemein besuchten Hôtel de Saxe, aufgemuntert durch den außerordentlichen Beifall, den sein Gasthof sich erworben, hat noch zwei rechts und links an ihn stoßende, ansehnliche Häuser dazu gekauft, um sowohl seiner Anstalt überhaupt mehr Größe und Glanz zu verschaffen, als auch besonders einen durch überwiegende Eleganz empfohlenen Saal zu erbauen und einzurichten. Die Vorbereitungen sind bereits begonnen und das Werk scheint mit großem Feuer angegriffen zu werden. Ferner, sagt man, soll die längst ersehnte Befriedigung eines gewiß nicht minder dringenden Bedürfnisses endlich an die Reihe kommen. Dies ist die Erbauung eines neuen Schauspielhauses. Das jetzige, ursprünglich sehr kleine und durch nach und nach erfolgte Anbaue und Verbesserungen im Aeußern zur Physiognomie eines eigentlichen Ungeheuers erwachsene Theater leidet im Innern an wenigstens eben so großen Gebrechen. Besonders faßt es ganz notorisch viel zu wenig Zuschauer. Nur eine Menge gewiß nicht unwichtiger Rücksichten und Hindernisse waren seither Ursache, daß dem längst gefaßten Projekt, ein passenderes Gebäude für diesen Zweck herzustellen, die Ausführung noch vorenthalten werden mußte. Doch schmeichelt man sich allgemein, es werde im jetzigen Sommer gewiß dazu kommen. Der lebendigen Bühne steht übrigens mit dem Frühlinge schon ein unangenehmes Ereigniß bevor. Der höchste Schmuck der hiesigen Oper, die Grazie Schröder-Devrient, hat, auf ihre Gage für ein Jahr freiwillig Verzicht leistend, sich Urlaub für diese Zeit erbeten. So empfindlich auch der lange Verlust einer solchen Künstlerin jedem Kunstfreunde seyn muß, so sehr gönnt doch gewiß die Mehrheit derselben ihrem Lieblinge den freien Ausflug in die heitern Räume Italiens. Möge sie, mit den neuen Siegeskränzen geschmückt, die ihrer dort harren, gern zurückkehren. In ihrer Abwesenheit beabsichtigt, dem Vernehmen nach, die Bühnendirektion, das Publikum durch eine Auswahl von besonders beliebten Sängern und Sängerinnen des Auslandes nach und nach zu erfreuen. Unter ihnen nennt man das vor einigen Jahren hier angestellt gewesene Fräulein Schubert. Man sah sie damals so ungern scheiden, daß sie gewiß auf ein recht einstimmiges Willkommen rechnen darf. Die neue Oper: „Turandot," von dem, nebst dem Kapellmeister Moriacchi um die hiesige Oper sehr verdienten Kapellmeister Reißiger, hat drei Mal (nur so viel Mal wurde sie bis jetzt aufgeführt) ein überfülltes Haus bewirkt. Ohr und Auge müssen also wohl ihre Rechnung bei ihr finden; denn auch das Auge macht bekanntlich in neuerer Zeit an die Oper bedeutendere Ansprüche, als jemals. Auf dem deutschen Theater war unstreitig Raupachs „Konradin" die bedeutendste neue Erscheinung.

Der zum Tode verurtheilte Mörder, dessen Flucht aus der Frohnfeste mein lezter Brief meldete, ist bis jezt nicht wieder ergriffen worden. Minder gut glückte seitdem seinem ebenfalls bereits unter dem Schwerte des Nachrichters stehenden Mitschuldigen Gäbler der Versuch, sich der nahen Hinrichtung zu entziehen. Wohl einsehend, daß nach der entdeckten Flucht Nietzschels die Vorsicht sich verdoppeln und an das Entkommen weniger als je zu denken seyn würde, faßte er den Entschluß, sich durch einen heimlichen Weg dem öffentlichen nach dem Blutgerüste zu entziehen. Es gelang ihm auch, eines Werkzeugs habhaft zu werden, wodurch er die Oeffnung der Pulsader zu bewirken hoffte. Obschon aber seine Mordoperation die rechte Ader verfehlte, so würde er sich doch unstreitig verblutet haben, wenn nicht der Gefängnißaufseher zu ungewohnter Zeit sein Behältniß besucht und ihn so gerettet hätte.

Paris. Februar.

(Fortsetzung.)

Der Prozeßsüchtige.

Der Anwalt der Universalerbin behauptete, Lubersac sey bis zu seinem lezten Augenblicke recht verständig gewesen; zum Beweise könne ja das vernünftig geschriebene Testament dienen; daß er sich um einige Tage verrechnet habe, sey eine bloße Zerstreuung, der man wohl unterworfen sey, wenn man seinen lezten Willen niederschreibe. Das Gericht meinte auch, von einer Verrücktheit sey keine Spur im Testament; allein die Abwesenheit eines richtigen Datums sey hinreichend, dasselbe umzustoßen. Somit wurde die Favoritin abgewiesen. Da aber zwei ältere Vermächtnisse vorhanden waren, mit gültigem Datum, und sie in diesen als Erbin eines Vermögens von 180.000 Franken eingesezt war, so wurde die Familie angehalten, ihr diese Summe auszuzahlen. Die Begünstigte könnte sich also wohl darüber trösten, daß sie nicht Universalerbin des lebensfatten de Lubersacs geworden ist; dennoch versicherte die Gazette des Tribunaux, keine von beiden Parteien sey mit dem Urtheilsspruche des Gerichts zufrieden; wahrscheinlich werden sie also beide an ein höheres Gericht appelliren; dann kann sich die Sache noch eine Zeitlang so hinziehen, bis die Leute endlich müde werden und sich vergleichen, oder sich in den Urtheilsspruch fügen. Da ich einmal am Erzählen bin, so muß ich auch noch eines Prozesses aus der reichen Welt erwähnen, der zur selben Zeit, wie der Lubersacsche, vor Gericht kam. Dieser betraf ebenfalls einen sehr reich gewesenen, aber herabgekommenen Mann, der sein Geld nicht mit Liebschaften, sondern mit Prozessen vergeudet hatte. Es gibt hier, wie überall, Leute, welche zum Prozeßführen gleichsam wie geboren sind, und denen nichts erwünschter scheint, als ein neuer Prozeß; diese Leute sind niemals besserer Laune, als wenn sie recht viele Händel haben, und sie werden melancholisch, wenn man ihnen die Mittel benimmt, ihrer Liebhabneigung zu Aktenstößen und Gerichtsverhandlungen zu fröhnen. Solch ein Mann war denn auch und ist vermuthlich noch derjenige, dessen Sache in diesen Tagen vor Gericht kam, und welcher diesmal gegen seine drei Töchter Prozeß führte. Die Sache war diese. Der Mann hatte ungefähr 30.000 Franken jährlichen Einkommens gehabt. In dieser glänzenden Zeit hatte er seine drei Töchter verheirathet, und als er nichts mehr zu thun gehabt, sich auf's Prozessiren gelegt, was für ihn die angenehmste aller Beschäftigungen war. Er reiste mit seinem Wagen in Frankreich umher, hielt sich an den Orten auf, wo er Prozesse hatte, und war seine Anwesenheit irgendwo nöthig, so begab er sich hin und prozessirte. Advokaten und Prokuratoren sahen ihn recht gern, und er war auch ihr Freund und zahlte sie gut. Dadurch gingen aber alle seine Einkünfte darauf. Da nun nach den französischen Gesetzen die Kinder, wenn sie zu leben haben, genöthigt sind, für den Unterhalt ihrer darbenden Eltern zu sorgen, so hatte der prozeßsüchtige Vater zum Gesetze seine Zuflucht genommen und seine Töchter um einen Jahrgehalt angesprochen. Dieser war zu 2400 Franken festgesezt worden. Der arme Mann versuchte das mit zu leben, es war aber nicht möglich. Wie viel Prozesse kann man mit 100 Louisd'or führen, wenn man noch dazu dies Geld zu seinem Unterhalte braucht!

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 69.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 21. März 1835.

— Wie nun? Hab' ich, hat sie die Schuld?
Versucher und Verfuchter — wer fehlt mehr?
Shakespeare.
Maas für Maas.

Soldatenschicksale.

(Fortsetzung.)

Die englische Armee war theils in Alentejo, theils längs des Tajo aufgestellt, und das Hauptquartier in Portalegre. Dorthin mußte also eigentlich die Reise, statt nach Toledo gehen. Der Gedanke der Trennung erschütterte Römmling mehr, als er geglaubt hätte, und die Vorwürfe, die er sich darüber machte, halfen nichts. Thereſa behielt in Gegenwart Fabriques ihre stolze Haltung; aber kaum war sie allein mit Römmling, als sie ihm weinend zu Füßen stürzte und seine Hände an ihre Lippen drückte. „Uebermorgen ist mein Todestag!“ rief sie weinend, „Karl! verlassen Sie mich nicht, nehmen Sie mich mit sich!“ — „Thereſa,“ sagte er, „wie wäre das möglich? ich würde Sie auf immer elend machen. Ich beschwöre Sie, fassen Sie sich; denken Sie an Ihren Mann.“ — „O! an meinen Mann!“ rief sie verzweifelnd, „warum erinnern Sie mich an den? Sie könnten es nicht, wenn Ihre Liebe im geringsten der meinigen gleich wäre. Ach! das Leben liegt kahl und freudlos vor mir; ich Elendeste, warum mußte ich Sie je sehen! warum blieben Sie kalt für meine Liebe, als uns noch nichts trennte, als wir beide frei waren und uns ohne Vorwurf angehören durften!“

Römmling war froh, daß die Nachhausekunft Fabriques diese peinliche Scene unterbrach; er zog sich zeitig in sein Zimmer zurück und hörte schwermüthig zu, als nach und nach das Geräusch im Hause und in der Stadt abnahm. Sein Herz war schwer, die Eindrücke der Gegenwart und der nächsten Vergangenheit hatten in diesen Augenblicken die Oberhand. Thereſa's Bild schwebte in glühenden Farben vor seiner Einbildungskraft; er versuchte umsonst, sich zur Ruhe zu legen, immer jagte es ihn wieder auf in den kühleren Garten, aber die betäubenden Düfte der Blumen beruhigten ihn nicht, er trug dieselbe Erregung auf sein Lager zurück, und auch im Schlummer verließ sie ihn nicht. — Plötzlich weckte ihn ein leises Geräusch — Thereſa stand, mit einer Lampe in der Hand, an seinem Lager. Leser, rufe Dir Alles in's Gedächtniß zurück, was Du von dem Einfluß südlicher Lüfte, von dem „dunkelsüßen“ Leuchten spanischer Augen, von dem Drange der Umstände, vom verrätherischen Mondschein und von der allgemeinen Schwäche des menschlichen Herzens weißt. Dies Alles stürmte auf Römmling ein und er vergaß in den nächsten Stunden seine ferne Liebe und seine Grundsätze. Und Clara! was thatest Du in diesem Augenblick? Du lagst, von lieblichen Träumen umfangen, an den Einziggeliebten deiner Seele denkend.

Der Tag vor der Trennung war ein Tag voll berauschender, entzückender, zerstörender Gefühle für die

Digitized by Google

beiden schuldigen Wesen, die Fabrique mit schwerfälligen, aber gutmüthigen Scherzen verfolgte. Er freute sich, daß seine Frau nun doch endlich einige Theilnahme an seinem Gastfreunde zu äußern schien. Denn, zu Theresa's Ehre sey es gesagt, ihre Gefühle spotteten heute aller Verstellungskunst. „Ist sie nicht ein himmlisches Wesen?“ sagte Fabrique heimlich zu Römmling; „denn heute haben Sie sie erst ganz kennen gelernt.“ — „Sie sind ein glücklicher Mann,“ sagte Römmling im Laufe des Tages. „Weil ich so reich bin?“ fragte Fabrique. „Auch darum,“ erwiderte Römmling; „aber mehr noch, weil die schönste Frau in Spanien die Ihre ist.“ Fabrique war entzückt über dieses Lob; denn nach Art der meisten Eifersüchtigen war er es nur da, wo er keinen Grund dazu hatte, und ging am rechten Punkte vorbei, wie einer, der Blindekuh spielt.

Mit Tagesanbruch stand die schwere Staatskarosse des reichen Kaufmanns bereit; Fabrique trat mit seiner Frau Mantel und Schleier in Römmlings Zimmer und hüllte ihn darein, herzlich über seine List lachend. Theresa blieb unsichtbar, sie traute ihrem Schmerze nicht.— Erhitzt, ermattet und sich selbst tief verachtend, stieg Römmling in den Wagen und nahm neben seinem gutmüthigen Retter Platz. Nach kurzem Aufenthalt am Thore erreichte man das Freie, bald auch den Ort, wo es möglich war, ohne Verdacht zu erregen, eine andere Richtung zu nehmen, und endlich die englischen Vorposten.

Hier war es Römmlings erste Sorge, seine Uniform anzuziehen. — Gleich nach seiner Umwandlung eilte er aber zu seinem großmüthigen, mit Undank belohnten Befreier zurück. Dieser staunte, als er ihn zum erstenmale ohne entstellende Umhüllung in kriegerischer Kleidung eintreten sah. „Ei, Herr Kapitän,“ sagte er lächelnd, „Sie haben ja eine Figur, wie ich sie mir mit all meinem Reichthum nimmermehr verschaffen kann. Ich bin beinahe froh, daß meine Theresa Sie nur als Invalide gesehen hat, sonst könnte ihre Abneigung nur zu bald verschwunden seyn.“ Römmling hatte die Thränen in den Augen, als er ihm für seine Güte dankte. „Versichern Sie Ihre Frau Gemahlin noch einmal,“ sagte er beim Abschiede, „wie tief ich mich Ihnen beiden verpflichtet fühle, Don Fabrique, und verzeihen Sie mir, wenn ich störend in Ihr Hauswesen eingegriffen habe.“ Er beugte sein Haupt tief herab, als er dies sagte, und eine Thräne entrollte seinen Augen. Fabrique's waren augenblicklich überschwemmt. „Ei, Sie sind ja ein wahrer Ausbund von Dankbarkeit!“ rief er schluchzend, und schloß, alle spanische Grandezza im Feuer des Augenblicks vergessend, den gepeinigten Römmling an seine Brust. Beim letzten Abschied rief er ihm zu: „So möge der Himmel Ihnen Ihr Glück so reichlich zumessen, als Sie mir Ihren Dank!“ Dieser Segenswunsch klang dem Schuldbewußten wie ein Fluch; als wollte er ihm entfliehen, warf er sich rasch auf sein Pferd und eilte Portalegre zu. Hier wurde er mit um so größerem Jubel empfangen, da man ihn natürlich todt geglaubt hatte. Aber diese Freude rührte ihn nicht; er gedachte Clara's, er gedachte fast mehr noch Don Fabrique's und seines schwarzen Verraths an beiden.

Im englischen Lager war eine Zeit der Erholung und des Wohllebens. Der Feldherr gestattete seinen Offizieren und Soldaten, so oft kein activer Dienst sie beschäftigte, erlaubte Freuden zu suchen. Man hielt sich Meuten der schönsten Jagdhunde und pflegte überhaupt der Jagdlust mit Leidenschaft, wozu die ununterbrochenen, an Füchsen und Hasen reichen Ebenen der Umgegend von Portalegre die schönste Gelegenheit darboten. Wer kein Freund dieses Vergnügens war, ging anderem nach, dem Spiel, dem Tanz; Römmling aber nahm an nichts Theil, er war nicht mehr derselbe, sein Frohsinn war gebrochen. Er durfte nicht mehr auf einen freudigen Empfang in Deutschland hoffen, und es war ihm überhaupt, als hätte er sich jede Aussicht auf eine glückliche Zukunft für immer versperrt. Manche schoben seine düstere Laune auf die Nachwirkung seiner gefährlichen Kopfwunde, manche auf die Trauer über den Verlust seines Freundes Blake, dessen Andenken er nun, da er von dem Rausche, der ihn in Badajoz umfing, erwacht war, manche ernste Stunde weihte. Viele aber hatten etwas Besseres zu thun, als sich um das trübselige Gesicht eines mißgelaunten Kameraden zu bekümmern. Doch ihn erfüllte nicht allein das böse Gewissen mit Gram, auch an Theresa's Schicksal dachte er mit Unruhe; er konnte nicht hoffen, bald etwas von ihr zu erfahren, und er glaubte oft, daß die Heftigkeit ihrer Leidenschaft unheilbringend für sie werden könnte. — Doch ich will mir hier einen Anachronismus in meiner Erzählung erlauben und den Leser ein- für allemal über diese Dame beruhigen. Sie starb nicht vor Gram, sondern wählte sich einen französischen Offizier zum Nachfolger des englischen, ein Sieg der Feinde über das verbündete Heer, von dem der Herzog von Wellington vermuthlich nie etwas erfahren hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mexikanische Alterthümer.

(Beschluß.)

In der neuen Welt hat sich der Strom der Völker von Nordwest gegen Süden bewegt. Man verfolgt diesen Strom von dem See Timpanogos und von den Casas Grandes am Rio Gila bis zur Laguna de Nicaragua

Digitized by Google

hin. Die Tolteken erscheinen im siebenten, die Azteken im eilften Jahrhunderte in Anahuac. Ob ein Nebenzweig des Tolkefischen Hauptstammes gegen Osten zog und dort in der obern Luisiana, zwischen dem Obio und den großen canadischen Seen (Breite 39° bis 44°) jene polygonischen Umwallungen und conischen Grabhügel aufführte, die noch jetzt um so mehr in Erstaunen setzen, als sie Skelette einer sehr kleinen Menschenrace enthalten, bleibt überaus zweifelhaft. Die gegenseitige Abhängigkeit mehrerer Centralpunkte aufkeimender Civilisation ist in Amerika wie in Innerasien schwer zu bestimmen. Diese dämmernden Lichtpunkte waren: Cibora und Quivira bei Neumexiko, ein nördliches Dorado, in dem noch im sechzehnten Jahrhundert der Mönch Marcus von Nizza einen bärtigen, das Kreuz anbetenden König Tataraz (eine Art Priester Johannes) suchte; Anahuac, oder das tropische Gebirgsland der Tolteken und Azteken; das cochenillereiche Oaxaca, wo sich der Trauerpallast von Mitla (Miquitlan) erhebt; Teochiapan, Guatimala und Nicaragua, wo die berühmten Ruinen von Copan, Peten, Utatlan und Santo Domingo Palenque (einst Culhuacan der Tzendalen) liegen; südlich von der Landenge von Panama das Reich des Muyscas (Cundinamarca oder Neugranada), wo ein geistliches und ein weltliches Oberhaupt waren; die Hochebenen von Quito, Cuzco und Titicaca. Ackerbauende Völker, von Priestergewalt und politischen Justitutionen bedrückt, die der Ausbildung des Einzelnen, nicht mehr allgemeinen Wohlstande und einer Kultur der Masse, wie wir sie in Egypten, bei den Nasenern (Etruskern) und in Tübet sehen, hinderlich waren, bewohnten nur den gebirgigten Theil des neuen Kontinents, der Asien gegenüber liegt. In dem östlichen, ebenern Theile schwärmten Jägervölker von roher Gesittung umher. Der Uebergang vom Jagdleben zur festen Ansiedlung war um so schwerer, als der Mangel milchgebender Hausthiere in Amerika das Hirtenleben unmöglich machte. Der hier bezeichnete Kontrast, einer der wichtigsten Grundzüge der Geschichte jenes Welttheils, übt noch gegenwärtig einen mächtigen Einfluß auf die Schicksale der amerikanischen Staaten aus. Im Westen bilden die ackerbauenden Ureinwohner einen wichtigen Theil der Bevölkerung. Die europäischen Ansiedler sind nur der alten Civilisation gefolgt; sie haben alten mexikanischen und peruanischen Städten neue Namen gegeben. Im Osten sind dagegen die wilden Jägervölker zurückgedrängt und dem gänzlichen Untergange nahe gebracht worden. Die weiße und afrikanische Race und ihre Gemische bilden allein die Bevölkerung in Nordamerika und Brasilien. Die Staaten, gegen welche Cortez und Pizarro gekämpft, existirten aber nicht, als scandinavische Seefahrer im Anfange des eilften Jahrhunderts Winland entdeckten. Die Kultur und Verbreitung ackerbauender Völker, welche die Spanier im westlichen Alpenlande fanden, war kaum 500 Jahre alt. Hätte die scandinavische Entdeckung des nördlichen Amerika's dauernde Folgen gehabt, so würde der Zustand der europäischen Ansiedelungen ganz von dem verschieden seyn, der jetzt die östlichen und westlichen Theile jenes Kontinents charakterisirt.

Von den großen Bauwerken, die Herr Nebel gezeichnet, sind einige, die Pyramiden von Cholula (Cholollan) und Papantla, wahrscheinlich toltekischen und also ältern Ursprungs, als die Entdeckungs-Fahrten von Biarn und Leif Eriksson. Die erstere dieser Pyramiden, welche 1350 Fuß lang und 178 Fuß hoch ist, war nach dem Muster des wohl orientirten Teocallis von Teotihuacan, unfern des Sees von Tezcuco, erbaut. Die Zeichnungen des Architekten Nebel, den wir die Freude gehabt haben, vor wenigen Wochen in unsern Mauern zu besitzen, sind aber nicht bloß von geometrischer Genauigkeit und charakteristisch treu in Auffassung des eigenthümlichen Styls der Basreliefs und anderer Skulpturen, sie haben auch einen großen künstlerischen Werth in landschaftlicher Hinsicht. Die üppige Fülle und der wilde Reichthum der Vegetation, die Physiognomik der Tropengewächse, das ganze Naturleben des Erdraumes, wo jene Völker ihre sonderbaren Bauwerke aufgeführt, sind mit bewundernswürdigem Talente dargestellt. Ansichten neuer, von den Spaniern gegründeter Städte, Kostüme und Scenen des häuslichen Lebens sind den archäologischen Gegenständen beigesellt, und nach den Proben kolorirter Lithographien zu urtheilen, welche Herr Nebel hier vorgezeigt, werden seine sorgfältig ausgeführten Zeichnungen, wie seine geistreichen Skizzen befriedigend auf Stein übertragen werden. Das Werk selbst wird in Paris in zehn Heften, jedes Heft zu fünf Kitbographien, unter dem Titel: Voyage archéologique et pittoresque dans la partie la plus intéressante du Mexique, erscheinen. Ich benutze um so freudiger diese Gelegenheit, die verdienstvolle Arbeit eines deutschen Architekten anzuzeigen, als ich selbst in meinem Werke: Ansichten der Cordilleren und Monumente der Urvölker des neuen Kontinents (70 Kupfertafeln, Folio), längst schon den lebhaften Wunsch geäußert habe, meine eigenen unvollkommenen Darstellungen durch genauere, von einem ausgebildeten Künstler im Angesicht der Monumente entworfene Zeichnungen ersetzt zu sehen.

Der Text, welcher Herrn Nebels graphische Arbeit begleitet, hat, neben seiner Kürze, noch ein anderes Verdienst, das ich nicht verschweigen darf. Herr Nebel hat mit richtigem Sinne gefühlt, der Zweck seines Buches sey, zu zeigen, was die aus dem alten, unbekannten Huehuetlapallan und Aztlan ausgewanderten Volksstämme an Bauwerken und Idolen ihres gemeinsamen Kultus hervorgebracht; er hat in Mexiko nur

Digitized by Google

Merikanisches (Toltekisches und Aztekisches) gesehen, und wird die Leser nicht mit Diskussionen über den Ursprung des amerikanischen Menschengeschlechts, über phönizische, galische und chinesische Kolonien (aus Fousang), über die Atlantis des Plato (in deren Poseidonischer Burg neuerlichst ein scharfsinniger Literator den Plan zu der erst 1325 erbauten aztekischen Stadt Mexiko erkannt hat) langweilen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Beschluß.)

Reklamkeit des Spekulationsgeistes. Kunst und Künstler.

Der Mann grämte sich ab, alle Lebenslust verging ihm; jedoch war er nicht so rasend, wie Lubersac; er blieb hübsch beim Leben, brachte aber eine Klage gegen seine Töchter ein, wobei er das Vergnügen hatte, doch einmal wieder einen Prozeß zu haben. Er klagte nämlich, es sey ihm gar nicht möglich, mit den 100 Louisd'or auszukommen, ihm, der an ein üppiges Leben gewöhnt sey und seinen Töchtern eine so reichliche Aussteuer gegeben habe. Den Töchtern konnte er jedoch das Herz nicht erweichen. Ihr Anwalt behauptete, wäre der Herr Vater nicht ein so arger Prozeßdilettant, so würde er noch jezt vollauf zu leben haben. Wie könne er verlangen, daß sich seine Töchter das Nöthige abgehen lassen sollten, bloß damit er Advokaten und Prokuratoren reichlich besolden könne? Und was ihre Aussteuer betreffe, so komme diese großentheils von ihrem mütterlichen Erbtheile her. Die Richter urtheilten, mit 100 Louisd'or könne Jemand zwar nicht viele Prozesse führen, aber doch anständig leben; mithin wurde der Kläger angewiesen, sich damit zu begnügen. Zuweilen sind die Richter gescheite Leute in ihren Urtheilen; so auch diesmal; denn war es nicht höchst vernünftig, daß sie den Mann mit seiner Prozeßsucht und seinen 100 Louisd'or abfertigten, und es ihm überließen, wie er die beiden Dinge vereinigen könne, wenn auch seine Töchter in Ueberfluß leben, und neben ihrem zu Fuße nach dem Gerichtshofe gehenden Vater vorbei, zur Oper oder zu Assembleen fahren sollten? — Ich kann diesen Bericht nicht schließen, ohne noch Verschiedenes zu melden, was für die reiche Klasse in Paris gethan wird; denn sie ist besonders das Ziel alles Spekulirens der nicht Reichen, oder derjenigen, die sich nicht für reich genug hatten und noch gerne reicher werden möchten. Für sie sind kürzlich mehrere Clubs, oder, wie es hier heißt, Cercles in verschiedenen Stadtrevieren eröffnet worden; für sie untermengt man die vielen Schauspiele und Bälle mit Konzerten, bei denen der Eintritt sich auch bereits, wie bei den Opernbällen, zu zehn Franken gesteigert hat. Für sie stattet man die Journale und die neuen Prachtausgaben klassischer Werke mit Vignetten aus, an denen die Künstler, wenigstens die in besonderm Rufe stehenden, genug zu arbeiten haben. Für sie haben die Maler den ganzen Winter gearbeitet, um im künftigen Frühjahr mit einer, wo nicht gehalt-, doch zahlreichen Gemäldegalerie vor dem Publikum erscheinen zu können, und die Gemäldezahl in Paris mit einem Tausend neuer Kunstwerke zu vermehren; der Bildhauer und Zeichner nicht zu erwähnen, die auch nicht ermangelt haben, eine ganze Galerie voll neuer Stücke zu verfertigen. Bereits wird Anstalt zum Aufstellen all dieser neuen und schönen Sachen getroffen; dies gibt dem Gespräche wieder eine neue Richtung; man verläßt Wellington und Peel mitten in ihren Anstrengungen, sich im Gleichgewicht zu halten; sogar Guizot und Thiers laufen Gefahr, einige Tage lang nicht besprochen, belacht oder verspottet zu werden. Die Künstler triumphiren; ihre heroischen Schilderungen, ihre Landschaften, Träumereien, Einfälle, niedliche und läppische, und ihre Legion von Porträts nehmen eine Weile die Aufmerksamkeit des Publikums in Anspruch, und die hohen Spalten der großen Tagblätter öffnen sich zur Kritik, zum Lobe oder zum Tadel ihrer Leistungen; sie werden zum Tagesgespräch, man drängt sich zu der Ausstellung, man merkt sich die auffallenden Stücke, man empfiehlt sie einander; an den Freitagen kommt die reiche Welt in Equipagen herbeigefahren, und die schönen Damen wandeln im höchsten Putz unter den schönen Gemälden einher und lassen von holden Lippen Worte des Beifalls und der Aufmunterung fallen. Der Künstler genießt seines Triumphs, und mancher bekommt neue Bestellungen oder setzt sein Werk auf eine vortheilhafte Art ab. Aber bald wird die große Welt wieder vom Strudel anderer Zerstreuungen ergriffen, läßt die Ausstellung und die Künstler stehen und eilt andern Vergnügungen oder Belustigungen nach, und der Künstler kann sich glücklich schätzen, wenn die bescheidenere Welt, welche zu Fuße sich zum Louvre begibt und keine privilegirten Tage hat, seine Werke beachtet, an denselben ihr Vergnügen findet und ihm auch ein wenig Beschäftigung gibt. Zuweilen belohnt ihn diese zahlreiche Klasse besser als die andere, welche nicht viel Zeit zum Bewundern hat, nicht immer den Werth und die Bedürfnisse eines Künstlers kennt, und auch das ganze Jahr hindurch Gelegenheit hat, Kunstwerke zu sehen. Die Girourschen Salons enthalten deren eine Menge zum Verkauf, und in andern Laden hängen die Wände voll von neuen Gemälden und Skizzen, für welche die Kunsthändler dem armen, noch unbekannten Künstler eine Kleinigkeit bezahlt haben, und die sie den Reichen als unschätzbare Kunstwerke zu hohen Preisen wieder verkaufen. Erst wenn er berühmt geworden ist, kann er selbst die reichen Kunstliebhaber in Kontribution setzen. Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 65:

Magnetismus.

Charade.

Das Erste wechselt wie der Wind,
Ist neckisch, launenhaft, voll Tücke;
Wenn noch so gut die Zeichen sind,
Schlägt es oft um im Augenblicke.

Wie schnell und leicht das Zweite bricht,
Ist schon des alten Spruches Sagen.
Oft, wenn das Ganze: „schön," verspricht,
Läßt dich das Erste bitter klagen.

Wenn rasch es in die Höhe ging,
Droht nahe Fall — „dem Weiterglase!" —
Nein! es ist kein so schuldlos Ding,
Lockt oft auf des Verderbens Straße.

W.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 70.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 23. März 1835.

Marotte en main, dans le char qu'il promène,
Momus au bal conduit sages et fous.

Béranger.

Der Fasching-Dienstag in Paris.

Seit zwei Monaten wird zu Paris getanzt, und die Stockengländer, welche sich einen Franzosen nicht anders als tanzend und Frösche essend vorstellen, müssen jezt völlig überzeugt seyn, daß ein Franzose das ganze Jahr hindurch tanzt und an nichts anderes denkt, als an Bälle. Die drei lezten Faschingstage hindurch war es besonders arg, und am Fastendienstage war beinahe halb Paris auf den Boulevards, um zu sehen und gesehen zu werden. Zwei Reihen von Kutschen, und an einigen Orten gar vier, fuhren hin und her, großentheils offen und mit schön maskirten Personen gefüllt. Bei manchen waren auch Kutscher und Bedienten charakteristisch verkleidet und die Pferde schön mit Bändern geschmückt, so daß sich eine solche Equipage vortrefflich ausnahm. Eine dichte Reihe von Zuschauern bildete auf jeder Seite der großen Boulevardsallee einen breiten Saum, und in den beiden Seitenalleen spazierten noch eine Menge Masken zu Fuße; aber die schönsten saßen oder standen in den Wagen. In einem dieser Wagen saßen drei Kinder; der Knabe in einem blauseidnen gestickten Hofkleide alter Mode, mit hochfrisirten Haaren, und die beiden Mädchen ebenso im alten Kostüm als Marquisinnen; auch die Bedienten waren maskirt, und es war nicht wohl möglich, zu entdecken, von wem dieser halbsatirische Aufzug herrühre. Das Kostüm des alten Marquis und der Marquisin ist eine Lieblingsverkleidung auch auf Bällen, weil sie den Reichen Gelegenheit gibt, große Pracht zu entwickeln. Aus einem unbekannten Wagen wurden Bonbons unter das Volk und Blumensträuße in die vorüberziehenden offenen Wagen geworfen, eine Galanterie oder Freigebigkeit, die, wie ein Tagesblatt versichert, von Manchen übel aufgenommen worden ist, so daß die Blumensträuße aus vielen Wagen, so wie sie hineinflogen, auch wieder herausgeworfen wurden. Man will daraus schließen, daß die Pariser sich noch nicht daran gewöhnen können, dem Fasching auch einen galanten Anstrich zu geben, sondern die Hauptbelustigung nur in dem Verkleiden und im Anschauen der vorüberziehenden Masken suchen. Es läßt sich aber doch begreifen, daß Familien, welche in ihrer Equipage dahin fahren, keine Geschenke von einem Unbekannten annehmen und einen Blumenstrauß nicht aufheben mögen, ohne zu wissen, von wem er kommt. Man behauptet sogar, an einigen Orten sey der freigebige Unbekannte zum Lohne mit Koth beworfen worden. Dies wäre denn freilich ein großer Undank für eine Freigebigkeit, die allerdings wohl unnütz seyn mag, aber doch aus guter Gesinnung kam. Ein andermal wird der Unbekannte mit seinen Bonbons und Blumensträußen nicht so freigebig um sich werfen.

Digitized by Google

Dem alten Brauche, den fetten Ochsen in feierlichem Aufzuge mit Reiterei, Musik, Gensdarmen u. s. w. in der Stadt herumzuführen, und auch in den Tuilerien sehen zu lassen, blieben die Metzger auch dieses Jahr treu. Der fette Faschingsochse ist mancherlei Regenten in Paris seit vierzig Jahren vorgestellt worden, den Konsuln der Republik, dem Kaiser, den ältern Bourbonen und der Orleanschen Linie. Die kleinern Tagesblätter unterlassen nicht, ihre Scherze darüber preiszugeben. Eines will wissen, der Ochse, als er aus dem Tuilerienhofe getreten, habe eine ernsthafte, zerstreute Miene gehabt; wahrscheinlich habe man ihm ein Ministerportefeuille angeboten. Das Volk ist auf diesen allerdings glänzenden Aufzug sehr erpicht, kauft auf den Gassen den Zettel, worauf das Itinerarium des fetten Ochsen gedruckt ist, und läuft, um ihn wo möglich mehr als einmal vorüberziehen zu sehen. Hinter dem Ochsen folgt ein eigens dazu verfertigter, schön geschmückter Triumphwagen, auf welchem ein prächtig gekleidetes Kind sitzt. Das Volk liebt besonders schöne Kinder, und ein solches bieten seiner Schaulust die Metzger jedes Jahr pünktlich dar, wie denn überhaupt die Pariser Metzger sich durch schöne Züge und eine blühende Gesichtsfarbe auszeichnen. Dies scheint die neulich in der königlichen Akademie der Wissenschaften gemachte Bemerkung zu bestätigen, daß in dem Fleische, der gewöhnlichen Nahrung der Metzger, weit mehr und ersprießlicherer Nahrungsstoff steckt, als in Gemüsen und überhaupt in vegetabilischen Speisen. Natürlich ist der Ochse, den die Fleischer am Fasching herumführen, das ungeheuerste Schlachtvieh, das sich nur hat auffinden lassen; zuweilen haben sie auch zwei, da für einen das lange Herumspazieren in der großen Stadt zu ermüdend seyn würde. Man nennt in den Zeitungen die Gegend Frankreichs, wo er oder sie hergekommen, und auch wohl den Mann, der ihn oder sie fett gemacht, und für welchen solch ein ungeheures Produkt eine große Empfehlung ist.

(Der Beschluß folgt.)

Soldatenschicksale.

(Fortsetzung.)

Am ersten August verließ die Armee ihre Quartiere, um das große Werk zu unternehmen, Ciudad-Rodrigo aus den Händen der Franzosen zu befreien. Den 30ten schlug Lord Wellington in Fuente-Guenaldo, nicht weit von der zu belagernden Festung, sein Hauptquartier auf, wo Römmling mit der dritten Division blieb, während die übrige Armee so vertheilt ward, daß man hoffen konnte, die Festung durch Hunger zur Kapitulation zu zwingen. Allein die Umstände vereitelten diesen Plan, und schon am 29sten September ward die Campagne für beendigt angesehen und die Truppen wurden in die Winterquartiere vertheilt.

Nichts zerstreute Römmlings Schwermuth in dieser uninteressanten Epoche. Das schlechte Wetter machte den auch hier beliebten Jagdpartien ein schnelles Ende, und die Langeweile zog in das englische Lager ein. Ein einziger Umstand erheiterte Römmling. Don Julian Sanchez war der Held unter den spanischen Guerillas, den manche Romanze besang und der im Munde des spanischen Volks fortleben wird, wie unsere Lützow'sche Jagd im Munde der Deutschen. Dieser Guerillachef besuchte die Engländer oft, wenn er von seinen Streifereien zurückkam, und Römmling hatte das Vergnügen, den jungen Juan, dem er einst seine Studentenkleider für Theresa entwendet hatte, unter des Generals kühnen Männern wiederzufinden. Juan's Freude war außerordentlich. Er stimmte ein Lied in freien Versen an, worin er besang, wie Don Julian den französischen General Régnauld gefangen nahm, als er vor Ciudad-Rodrigo spazieren ritt, während er, Juan, das in der Nähe weidende Vieh der Besatzung erbeutete. Die muntere Laune, mit welcher der Sänger die Begebenheit, die damals der neuesten Vergangenheit angehörte, vortrug, versetzte Römmling in eine heiterere Laune, als er sie seit langer Zeit gekannt hatte.

Die Vorbereitung zur Belagerung ging indessen ihren regelmäßigen Gang, den zu verfolgen nicht in das Gebiet einer Erzählung dieser Art gehört. Am 11ten Januar 1812 wurden die Kanonen auf den Batterien der ersten Angriffslinie, dem Hügel, auf dem Ciudad-Rodrigo liegt, gegenüber, aufgeführt. — Es war ein Tag von seltener Schönheit; keine Wolke unterbrach das blaue Zeltdach des frohen Himmels, der ohne Bewußtseyn der Scene, die sich unter ihm vorbereitete, in ungetrübter Klarheit glänzte. Ein Augenzeuge sagt: „Um vier Uhr Nachmittags begann das Feuer; es ist unmöglich, sich ein erhabeneres Schauspiel zu denken. Der Abend war prächtig und vollkommen stille, nicht die kleinste Bewegung durchzitterte die Luft, als plötzlich der Donner der Kanonen diesen Schlummer der Natur störte und Rauchsäulen die Atmosphäre verfinsterten. Diese Säulen schlichen der Stadt zu und hüllten den Fuß der Hügel, die Wälle und die Basteien ein, während die Spitzen der Thürme sich in dunkeln Massen über den weißlichten, schwefelichten Dünsten heraushoben und sich wie die phantastischen Schlösser, die man oft an schwülen Sommertagen in den Wolken zu sehen wähnt, darstellten. Die Blitze, welche die englischen Batterien versandten, kreuzten sich mit denen der Feinde, und das Rollen des Kanonendonners tönte von Echo zu Echo

Digitized by Google

wieder, bis es sich in der fernen Sierra de Francisca verlor. Das Pfeifen der Kugeln, das Gepraſſel, mit denen sie von den Mauern abprallten, vollendete den grauenvollen Eindruck, der alle Gegenwärtigen in eine Spannung versezte, wie sie sie seitdem kaum mehr empfunden haben werden.“ Drei Tage heißen Kampfes folgten, in denen der ermüdeten Natur nur wenig Ruhe gegönnt wurde. Es war gelungen, zwei Breschen zu schießen, und da der Gouverneur erklärte, sich bis zum lezten Athemzuge vertheidigen zu wollen, beschloß Lord Wellington den Sturm. Am 19ten Morgens erhielten Alle, die thätig an dem großen Unternehmen mitwirken sollten, den Tagesbefehl. Er schloß mit den inhaltschweren Worten: „Diesen Abend um sieben Uhr soll Ciudad-Rodrigo mit Sturm genommen werden.“

Römmling gehörte, wie schon gesagt, zur dritten Division, die General Mac Kinnon befehligte. Das Schicksal führte sein Regiment an eine der gefährlichsten Stellen; es hatte die Ordre erhalten, die Spitze der zweiten Kolonne zu bilden, die sich auf die Bresche werfen sollte. Der lange, helle, wolkenlose Tag war den Vorbereitungen und dem Nachdenken gewidmet. Römmling ging in der Ruhe des Mittags vor seinem Zelte auf und ab, in seine Gedanken versunken, die sich auf die Vergangenheit und die vielleicht zu kurze Zukunft richteten. Nur eins war in seinem bisherigen Leben, was ihn bitter reute, sein Verhältniß zu Theresa, sein Undank gegen Fabrique. Heute fielen ihm des guten Mannes Worte: „möge der Himmel Ihnen das Glück so reichlich zumessen, als Sie mir Ihren Dank,“ centnerschwer auf die Seele. „O mein Gott!“ betete er, „wenn diese nichtswürdige Handlung mich des Erdenglücks, das ich mir seit Jahren als das höchste gedacht habe, unwürdig gemacht hat, so laß sie mich in dieser Nacht durch einen schnellen Tod büßen, und komme ich glücklich aus dieser Gefahr, so laß mich's als ein Zeichen ansehen, daß mir vergeben ist.“ — „Clara,“ sagte er weiter, und wendete das Gesicht unwillkührlich gegen Norden, „Clara, bete heute für mich, und vergieb mir, was ich an Dir verschuldet habe.“

Als der Abend sich herunterſenkte, dauerte die Stille des Tages fort; der Mond schwamm als silberne Sichel im blauen Meere, und erleuchtete die Gegend so matt, daß nur die Umrisse der Gegenstände sichtbar waren. Kein Schuß dröhnte aus Ciudad-Rodrigo herüber, sie lag da wie eine Stadt der Todten, in den Schlaf der Ewigkeit gehüllt. In den Verschanzungen der Belagerer herrschte ein ähnliches, feierliches Schweigen, der Stille vor dem Ausbruche des Aetna zu vergleichen. Endlich tönte vom Hauptthurme der Stadt der siebente Glockenschlag, und zehn Thürme wiederholten mit bewußtloser Zunge die ernste Stunde, für so Viele die lezte des Daseyns in diesem Leben. Die englischen Truppen standen gereiht in Schlachtordnung, nicht mit jenem Flitterstaat der Uniformen prangend, wie er manchen Nationen eigen und wohlkleidend ist, aber so edel, fest und drohend, daß jeder Offizier stolz war, solche Männer in den Kampf zu führen. Das Signal ertönte, und wie das Räderwerk einer Maschine sezte sich die Masse in Bewegung. Mac Kinnons Brigade eröffnete den Zug, und ohne sich durch den Regen der Kartätschen und Kugeln irre machen zu lassen, rückte sie vor bis an den Fuß der gähnenden Maueröffnung. Hier war erst ein kleineres Außenwerk einzunehmen, das die Franzosen mit verzweifelter Tapferkeit vertheidigten; doch es ward genommen. Römmling stürzte mit seiner Kompagnie an den Graben, er befahl, die Baumwollenballen, die zu dem Zwecke mitgenommen waren, hineinzuwerfen, und mit Eifer ward sein Befehl vollzogen. Unterdessen nahte sich sein General dem Flecke, wo er, von Staub und Schweiß bedeckt, in der Hitze des Kampfes stand, und rief ihm zu: „Braver Freund, nach der Schlacht sprechen wir uns wieder!“ Indem wankte die Erde unter ihnen, drehte sich in ungeheuren Wirbeln und schleuderte plözlich alle, die sich in einem weiten Umkreise befanden, wie Spreu in die Höhe; sie hatten auf einer Mine gestanden; viele, viele tapfere Krieger hatten ausgekämpft und General Mac Kinnon führte auch die Reihen derer, die in eine andere Welt gingen.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, März

Physiognomie des Münchner Lebens.

Eine trefflichere Hausordnung ist wohl in keinem großen und residenzstädtischen Leben mit so glücklichem Erfolge eingeführt, als in unserm München. Wir leben hier ganz und gar nach der Schnur. Mit einem mäßigen Gedächtnisse, das nur ein Jahr reicht, können wir von dem vorjährigen Tage wissen, was uns der diesjährige bringen wird. Wie hier in soliden Haushaltungen noch der bayerisch-bürgerliche Küchenkalender vorschreibt, welche Gerichte Tag für Tag auf dem Familientische erscheinen sollen, und man sich nur zu erkundigen braucht, ob es heute Sauerkraut oder Dampfnudeln gibt, um zu wissen, ob wir einen Dienstag oder einen Freitag haben, eben so bestimmte Normen haben wir auch für das Leben im Großen. Der Münchner weiß auf ein Haar, wann er mit der Werktagsjacke auch den Werktagsgeist und mit dem Festtagsrocke auch die Festtagslaune anzuziehen hat; jeder Tag winkt ihm mit dem alten, wohlbekannten Gesichte zu, jeder Tag ist ihm eine gangbare Münze mit gutem, altem Gepräge, deren Gehalt zu bekannt ist, um sie beim Ausgeben zu überschäzen oder unter ihrem Werthe loszuschlagen. Nur die Natur, die sich hier, wie überall, in allen Verwandlungen des nicht zu fesselnden

Digitized by Google

Proteus zeigt, wirft hier diesem oder jenem bekannten Tage ein anderes als das gewohnte Kostüm um, und läßt über unser bürgerliches Stillleben wechselnde Lichter und Schatten streifen. Und doch ist das hiesige Leben und Treiben bewegt genug, um nicht langweilig zu werden, es fehlt ihm nicht an bunten, schillernden Farben, nur zeigen diese sich nicht in kaleidoskopischen Bildern, die nur einer kleinen Erschütterung bedürfen, um unzählige neue und wechselnde Formen anzunehmen, sondern stets in unveränderter Ordnung, als wären sie wie der Regenbogen und das Prisma nach einer unumstößlichen Theorie der Lichtstrahlenbrechung geregelt. Diese Kalenderordnung oder, wie man will, Kalenderdiätetik macht gerade das Leben in München so heimlich, so deutsch gemüthlich; ein gesundes, wohlthätiges Philisterthum, ohne den Glanz, aber auch ohne die Nachtheile der Leidenschaft. Wo die Erwartungen nicht überspannt sind, haben wir auch wenig schmerzliche Täuschungen zu beklagen; man wendet hier für den Tag nicht mehr auf, als er überhaupt verdient; man weiß hier recht gut, warum man nüchtern geblieben, und wem zu Liebe man sich eine Indigestion geholt hat. Kurz, nirgends ist wohl das Sprüchwort: „Alles zu seiner Zeit.“ besser verstanden und besser angewandt, als bei uns. Um Sie daher nicht mit Pleonasmen aus unserm Leben zu unterhalten, war ich genöthigt, eine so lange Pause zwischen meiner lezten Mittheilung von hier und dem gegenwärtigen Berichte zu machen. Das diesjährige Oktoberfest wurde gefeiert, wie immer. Brüllendes und grunzendes Mastvieh, mit Blumen und Bändern festlich aufgeputzt, wiehernde Zuchthengste, ein zehnminutiges Pferderennen, Preisvertheilung, aufmarschirende Bürgergarden, Bier und Würstel, elegante Welt und Volk, ein Feuerwerk, bei welchem der Chorus jede steigende Rakete mit einem langgedehnten oh! und ah! begleitete. Harfenistinnen, Kellnerinnen, Gensdarmen und Kolbenstöße, Oktoberliteratur und Lithographien für drei Kreuzer u. s. w. Der Schauplatz war, wie gewöhnlich, die Theresienwiese, das Wetter im Ganzen recht schön. Ich darf Sie nur mit einem „vide ut supra“ auf die Schilderung des Oktoberfestes in Ihrem Journal vom Jahre 1833 verweisen, und Sie haben zugleich auch das treue Gemälde des lezten. Eben so können Sie dort über die hiesige Weihnachtsfeier, die mitternächtige Mette, den Beginn des Karnevals u. s. w. nachlesen; es war gegenwärtig nichts weiter daran geändert, als daß das ganze theilnehmende Publikum während der Zeit um ein Jahr älter geworden war. — Der erste Maskenball im Hoftheater hat bereits stattgefunden. War's doch, als wären wir aus einem jahrelangen Traume erwacht und sähen uns beim ersten Aufschlagen der Augen wieder, wo wir geblieben sind. Noch brennen die Tausende von Kerzen an den Lüstern und Girandolen, fast dieselben wohlbekannten Masken und Domino's schwärmen im Saale umher und reden uns mit einem witzigen: „Gräß di Gott, bist ah do?“ durch die Fistel an, wahrscheinlich, um uns durch die verstellte Stimme von der Spur abzuleiten, auf welche die geistreiche Anrede uns führen könnte. Die Logen sind glänzend garnirt, wie immer, Straußische Walzer ertönen, ein nasser, an einer langen Stange befestigter Wollappen fährt uns unversehens zwischen die Beine, und das „prenez garde à vous!“ welches gleich lakonisch genug in ein deutsches: „Aufg'schaut!“ übersezt wird, kommt als Warnung etwas zu spät. Im Hintergrunde steigt unter duftenden Blumen die kühlende, plätschernde Fontaine, die Wände des Speisesaals sind wieder mit weichem Moos bekleidet, und das Boeuf à la mode aus Havards Küche schmeckt noch eben so, wie voriges Jahr. Nur der zweite nächste Maskenball wird sich durch den Glanz und die Pracht eines fürstlichen Maskenzugs vor allen seit Jahren hier stattgefundenen auszeichnen, und ich behalte mir vor, Ihnen über diesen ausführlich zu berichten.

(Die Fortsezung folgt.)

Mainz, März.

Vereine.

Die hiesige Wintersaison ist in Beziehung auf gesellschaftliches Leben und Kunstgenüsse höchst reichhaltig, und Mainz wird darin wohl von keiner Stadt ähnlicher Größe überboten. Ausgezeichnete Theilnahme finden in diesem Winter die regelmäßigen Sizungen unsers „Vereins für Literatur und Kunst,“ eine nun schon zwölf Jahre in ersprießlicher Wirksamkeit bestehende, für gründliches Wissen und ächte Kunst sehr eifrige Gesellschaft, die dem unermüdeten Eifer und der seltenen Liebe eines Mannes (des Professors Braun) für alles Schöne, Große und Edle ihre Entstehung und Entwicklung verdankt, und dessen Tod wir vor einigen Monaten tief und schmerzlich betrauert haben. Alles, was Mainz an Werken der Malerei, der Plastik, der Mechanik, an Erzeugnissen des Gewerbfleißes und der Fabrikation Treffliches hervorbringt, findet in diesen Vereinsausstellungen seine Würdigung, seine Beurtheilung und nicht selten auch seine guten Käufer, zumal in den jährlichen größern Kunstausstellungen, die für ein ausgebreiteteres Publikum berechnet sind, während die Ausstellungen in den Vereinssizungen nur den Vereinsmitgliedern gelten. Neben dieser Kunsttendenz hat der Verein auch noch eine wissenschaftliche. Wir sind gewohnt, in jeder wöchentlichen Versammlung wenigstens Einen Vortrag von rein wissenschaftlicher Bedeutung zu hören. Die Fachwissenschaften im engern Sinne sind zwar den Leistungen des Vereins im Ganzen fremd, doch ist allgemein Interessantes aus solchen Fächern gerade nicht ausgeschlossen. Außer diesem Kunstverein ist diesen Winter auch eine rheinisch-naturforschende Gesellschaft hier in's Leben getreten. Der Hauptzweck derselben ist, eine Sammlung und geordnete Aufbewahrung von Naturprodukten aller Art, besonders jener des rheinischen Vaterlandes, zu gründen, und durch periodische Zusammenkünfte, der Belehrung und der gegenseitigen Unterhaltung gewidmet, das Studium der Naturkunde, mit Inbegriff der Heilkunde, nach Kräften zu fördern und zu beleben. Dieses Unternehmen findet vielen Anklang, zumal man überzeugt ist, daß die ausgezeichneten Aerzte und Naturforscher, die demselben ihre Kräfte widmen, das Institut wohl sicherlich auf eine Höhe bringen werden, die dem gegenwärtigen Entwicklungsgrade gedachter Wissenschaften entspricht. Ein großartiges Institut der Art steht uns als Muster vor Augen, ich meine die Senkenbergische naturforschende Gesellschaft unserer Nachbarstadt Frankfurt. Wenn uns auch solche Kräfte und solche Mittel vorerst noch fehlen, so ist doch das Streben löblich. Ein drittes Kunstinstitut, das hier besteht und namentlich auch diesen Winter sehr lebendige Zeichen seiner Wirksamkeit gibt, ist das Institut der Liedertafel, eine Gesellschaft von mehr als sechzig Musik- und Gesangsdilettanten, in deren Mitte sich auch mancher bedeutende Meister des Faches befindet. Der Zweck der Gesellschaft ist: Aufrechthaltung und Belebung des Sinnes für Tonkunst. Die Abendversammlungen dieses Vereins, dem auch Viele beiwohnen, die nicht gerade thätig mitwirken, sind reich an den schönsten Kunstgenüssen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 71.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 24. März 1835.

E. — Gut gesagt!

A. — Und sehr feldscherermäßig.

Shakespeare.

Soldatenschicksale.

(Fortsetzung.)

Römmling dachte in dem Augenblicke der Explosion an Clara, dann verlor er die Besinnung. Er erwachte auf einem Felde voll Leichen, der Siegesjubel der Engländer tönte aus der Stadt, wie aus weiter Ferne in sein Ohr; obgleich noch halb ohnmächtig, quälte ihn dennoch eine schneidende Kälte an beiden Beinen, er wollte darnach greifen, aber er konnte kein Glied rühren. Als der späte Wintermorgen graute, fühlte er sich auf einen Wagen gehoben, doch gleich darauf verließen ihn von Neuem die Sinne, und lange lag er im bewußtlosen Zustande da; endlich hörte er Menschenstimmen, bemühte sich, die Augen zu öffnen, und glaubte wirklich zwei Gesichter zu erblicken, das eine über ihn gelehnt und riesenmäßig, das andere wie in weiter Ferne sich zurückziehend.

„Es ist eben so gut, wir lassen ihn ungeschoren sterben," sagte der Mann, dem dieses angehörte, im ruhigen Gesprächston, „er ist doch beinahe todt." Der Andere, noch immer über ihn hingebeugt, versetzte heftig: „Er hat eben die Augen geöffnet; ich versichere Sie, er ist nicht todt, nicht einmal sterbend, ich fühle seinen Hauch." — „Kommen Sie, kommen Sie, Mr. Frank, wir haben mehr zu thun; dies ist ein todter Mann, sag' ich Ihnen, er hat ja nicht einmal geblutet." — „Die reißende Kugel hat das Blut zurückgehalten," versetzte Frank; „sehen Sie, die äußern Theile sind wie verbrannt, sonst hätte er sich längst verblutet." — „Sie kommen mir vor wie Smollets Matrose," sagte Mr. Job, wie der Andere sich nannte. „Wie so?" fragte Frank. Job fing gemächlich an zu erzählen: „Smollet war Schiffswundarzt und hatte bei irgend einer Schlacht alle Hände voll zu thun; auf einmal bringt ihm ein Matrose einen Menschen und legt ihn auf den Tisch mit den Worten: „„Hier, Herr Doktor, verbinden Sie um Gottes Willen, ehe es zu spät ist."" — „„Kerl, bist Du ein Narr?"" rief der Doktor, „„der Mensch hat ja keinen Kopf."" — „„Herr Gott!"" schrie der Matrose, „„so hat, als ich ihn auf den Schultern herschleppte, eine Kugel ihm hinter meinem Rücken den Kopf abgerissen; als ich ihn aufnahm, fehlte nur das Bein."" — „Ihre Geschichte ist sehr witzig," sagte Frank ungeduldig, „aber der hier hat noch einen Kopf; helfen Sie mir, ich bitte Sie, um eines Menschenlebens willen; beide Beine müssen schnell herunter, eine Stunde später ist der Brand darin." Job erwiderte nun auch ungeduldig: „Herr Frank, Sie sind zwar ein geschickter Mann, aber doch noch ein Anfänger; wenn man erst meine Praxis hat, so weiß man zu unterscheiden, was

Digitized by Google

todt und lebendig ist, und ich will jezt wahrhaftig nicht meine Zeit damit verlieren, todte Menschen zu operiren. Kommen Sie, ich befehle es Ihnen als Ihr Vorgesezter.“ Frank sah Römmling noch einmal seufzend an und wandte sich, um zu gehen. Da fühlte Römmling, daß Tod oder Leben an einem Augenblicke hing. Nie hatte er größere Lebenslust empfunden, er nahm seine ganze Willenskraft zusammen, und mit einer ungeheuren Anstrengung gelang es ihm, die Worte hervorzustöhnen: „Mr. Job, hol Sie der Teufel! ich bin nicht todt.“ Mr. Job drehte sich um; „ei,“ sagte er schmunzelnd, „ein Mann, der flucht, ist allerdings nicht todt; geben Sie mir die Instrumente, Mr. Frank, Wärter, binde ihn!“

Er begann die schreckliche Operation. Das eine Bein mußte unter dem Knie, das andere darüber abgenommen werden. Es war eine halbe Stunde voll Höllenpein, sie ging glücklich vorüber, doch welch trostlose Stunden folgten ihr für den armen Römmling: körperliche Schmerzen, die sich fast bis zur Unerträglichkeit steigerten, und die Gewißheit, ein bemitleidenswerther Krüppel zu bleiben, der allen Ansprüchen auf Glück entsagen mußte. „O! warum habe ich den Arzt gerufen, als ich auf einen schnellen Tod hoffen durfte!“ sagte er oft; „was liegt nun an mir?“ Master Frank sprach ihm manchmal Muth ein und erzählte ihm, welche vortreffliche, delikate Beine man in London zu machen verstehe. — Auch Master Job war nun, da er wußte, daß er's mit einem Lebenden zu thun hatte, die Sorgfalt und die Gutmüthigkeit selbst. „Es war ein verdammter Einfall,“ sagte er lachend und rieb sich die Hände, „daß Sie sich so mausestill hinlegten; es hätte wahrhaftig nicht viel gefehlt, so wären Sie des Glückes verlustig gegangen, diese vortreffliche Operation zu bestehen. Excellente Säfte haben Sie, Kapitän; dies macht Ihrer Jugendkraft, Ihrer Lebensweise alle Ehre. Da —“ fuhr er fort, indem er den Verband lüpfte, „ist es nicht eine Freude? Vernarbt, als wären's zehn Jahre her, daß Sie operirt wurden. Das hölzerne Bein wird sich vortrefflich befestigen lassen.“

Noch auf dem Krankenbette erhielt Römmling ein Majorspatent, mit einem Schreiben, das in Ausdrücken abgefaßt war, die ihm allerdings einigen Trost gewährten. Master Frank sagte: „Major Römmling, Sie sind ein reicher Mann; Ihre Gliedmaßen werden Ihnen mit Gold aufgewogen werden. Sie können noch eine liebenswürdige Frau glücklich machen.“ Römmling seufzte tief. „Wird sie mich noch nehmen?“ dieser Gedanke war das Thema, um das sich alle Phantasien seines Krankenlagers drehten. Doch fühlte er sich in anderer Beziehung leichter; es war ihm, als hätte er seine Untreue an Clara durch sein Unglück abgebüßt, als hätte er seine Strafe empfangen, zwar an den Gliedern seines eigenen Leibes, aber nicht durch sie, die ihm theurer war, als Leben und Gesundheit. Dann schalt er sich wieder einen Thoren, daß er überhaupt noch an eine Verbindung mit ihr denke. „Wie kann ich auf eine Treue hoffen,“ sagte er, „die sie mir nicht einmal gelobt hat? und wie wird die blühende Clara, wenn sie auch wirklich noch frei wäre, einen Krüppel zum Manne nehmen?“ Er beklagte bitter, daß er nicht einmal etwas von ihr wisse; denn der Krieg mit Frankreich hatte alle Korrespondenz über England schwierig, fast unmöglich gemacht, und Briefe aus dem englischen Lager auf andern Wegen zu befördern, war ganz unthunlich. Dennoch hatte er es mehrmals versucht, aber nur einmal einige Zeilen von Adolph erhalten, die ihn freilich versicherten, daß die Gefühle seiner Geliebten dieselben seyen, die aber zwei Jahre alt waren. So blieb ihm denn kein anderer Trost, als die Hoffnung, Clara werde durch die Zeitungen erfahren haben, daß er noch lebe; denn er wußte, daß sein Name bei mehreren Gelegenheiten rühmlich darin genannt worden war.

Im Mai 1812 ward Römmling für genesen erklärt und schiffte sich nach England ein. Hier vergingen anderthalb Jahre, ohne daß es ihm möglich gewesen wäre, zu ihr zu gelangen, die seine Gedanken immerwährend beschäftigte. Die Kontinentalsperre war strenger als je; die Franzosen regierten in seiner Heimath, und sogar der Briefwechsel war auch von hier aus fast ganz unmöglich. Der große Eisgang des Jahres 1813 öffnete endlich auch diesen Weg; aber Römmlings Ungeduld sollte auf das Höchste gespannt werden. Ein Fieber warf ihn darnieder und die Aerzte machten es ihm zur Gewissenssache, in der rauhen Jahreszeit nicht zu reisen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Fasching-Dienstag in Paris.

(Beschluß.)

Als nun der Abend des Fasching-Dienstages den Lustbarkeiten auf der Gasse ein Ende gemacht hatte, zerstreute sich die zahllose Menge in die Theater, Bälle, Schenken und Kneipen, jeder nach seinem Vermögen oder seiner Neigung. Das kleine Palais-royaltheater, das dem vormals durch seine burlesken Stücke berühmten Variétéstheater jezt den Rang abläuft, gab eine Posse zum Besten, Fich-ton-kan (fiche ton camp, ein Volksausdruck für: packe dich weg) oder der chinesische Mandarin, der seinen Kaiser Ka-ka-o von einer Fliege befreit, welche Se. M. stets auf seiner Nase sitzend wähnen; einige Scharfsichtige wollen dieser Posse einen politischen Sinn unterlegen. An den Orten, wo

Digitized by Google

sich das sogenannte Volk, oder auch Studenten mit Tanzen belustigen, bemerkt man seit einigen Jahren eine eben nicht erfreuliche Erscheinung, die ich mir nicht anders zu erklären weiß, als durch den vermehrten Verkehr mit dem Morgenlande und mit Afrika, nämlich die Neigung zu unzüchtigen Tänzen, wovon man sonst in Paris nichts wußte, und welche die Polizei jetzt nur noch mit Mühe an öffentlichen Orten, besonders in den Schenken um Paris herum verhindert. Häufig werden junge Leute wegen eines solchen unter dem Namen Chahue berüchtigten Tanzes vor Gericht belangt, und diese Chahue soll noch nicht einmal der ärgste Tanz jener Art seyn.* Wahrscheinlich haben Leute, welche in Algier gewesen, dergleichen in Afrika gesehen und den Arabern und Mauren abgelernt; denn ich glaube nicht, daß der Geschmack an jenen mimischen Tänzen älter in Frankreich ist, als die Eroberung Algiers. Eine Eroberung hat immer einiges Nachtheilige, und nicht Alles, was man aus dem eroberten Lande mit sich nach Hause schleppt, thut dem Mutterlande gut.

Nun ist glücklicherweise der Fasching vorüber. Es müssen dadurch bedeutende Summen in Umlauf gekommen seyn; freilich befindet sich unter diesem Gelde auch der mühsam ersparte und so unnütz vergeudete Sparpfennig des Handwerkers und Taglöhners. Hört man Kaufleute und Handwerker über Mangel an Absatz und Arbeit klagen, so sollte man meinen, es herrsche großes Elend unter dem Volke. Sieht man dann aber, wie das Geld im Fasching verschwendet wird, so muß man wieder einen großen Ueberfluß voraussetzen. In der That scheint der immer blühender werdende Zustand der Sparkassen anzudeuten, daß die arbeitende Klasse ihren Zustand verbessert, indem sie das Ersparte auf Zinsen legt. Es wäre interessant, zu erfahren, ob und wie viel um die Faschingszeit aus den Sparkassen wieder zurückgenommen wird. Auch läßt sich nicht leugnen, daß der lange Friede und die letzten guten Ernten dem Volke in Frankreich sehr ersprießlich gewesen sind. Allerdings hat eine Revolution wie die von 1830 den ganzen gesellschaftlichen Zustand stark erschüttert und eine große Stockung in den Geschäften und im gewöhnlichen Verkehr verursacht. Indessen haben die folgenden ruhigen Jahre den Schaden zum Theil ersetzt, und die Familien, welche länger die Folgen der Revolution empfinden, gehören großentheils zu dem begüterten alten Adel; wenn ihm seine Würden, Aemter, Gnadengehalte, sein Ansehen und sein Einfluß genommen sind, so bleiben ihm doch seine bedeutenden Güter, von denen er gemächlich leben kann. Am schlimmsten sind diejenigen daran, die vom vorigen Hofe und von der Hofgunst lebten, und denen jetzt nichts übrig bleibt, als ihre Anhänglichkeit an die vorige Regierung und ihr Mißvergnügen mit der jetzigen. Indessen hat diese Partei ihre Zeitungen, ihre Versammlungen, ihre Subscriptionen und auch Abonnementsbälle zur Unterstützung der zu ihr gehörigen Nothleidenden. Von Zeit zu Zeit theilen ihr die legitimistischen Zeitungen erfreuliche Nachrichten vom kleinen Hofe zu Prag mit, worauf sie beständig ihr Auge richtet, und es bleibt ihr die Hoffnung, das Glücksrad, das schon so Manches anders in Frankreich gestaltet, werde sich einmal wieder wenden und Alles nach ihrem Wunsche fügen. Einige tröstet es auch, daß es jetzt bei Weitem nicht so vornehm hergeht, wie sonst; so z. B. hat der Vicomte Walsh neulich einen Aufsatz geschrieben, bloß um zu zeigen, daß die Bälle des Herrn Dupin, des Präsidenten der Deputirtenkammer, nur eine sklavische Nachahmung desjenigen seyen, was er sonst bei Hofe und in vornehmen Häusern gesehen. Es gibt kleine legitimistische Tageblätter, welche beständig dergleichen herabsetzende Vergleiche anstellen. Da nun jetzt Alles wieder in gehörigem Geleise ist, so wird der Spekulationsgeist den Hang zu Lustbarkeiten wohl schnell verdrängen; denn man bemerkt allgemein, daß sich ein außerordentlicher Drang, sich zu bereichern, der Pariser bemächtigt hat. Einige wollen sich schnell durch Spekuliren auf Staatspapiere an der Börse, Andere durch Eisenbahnen und Dampfmaschinen, noch Andere durch Herausgabe von Pfennigmagazinen, deren Zahl sich in's Unendliche vermehrt, noch Andere durch Bauten bereichern. Sogar die Künstler werden von dieser Gewinnsucht ergriffen, und arbeiten nur, wie man aus der eben eröffneten Kunstausstellung ersehen will, nach dem herrschenden Modegeschmacke, um bald reich zu werden. Gewinnsucht ist eben nichts Neues unter der Sonne; es wäre aber möglich, daß dieselbe während der ruhigen Zeiten einen besondern Schwung nähme, und da es mit dem auswärtigen Handel nirgends mehr recht fort will, der Spekulationsgeist vorzugsweise über einheimische Dinge herfiele, der einen sicherern und schnellern Gewinn versprechen, aber auch wegen der vielen Konkurrenz zu plötzlichem Falle führen können.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, März.

(Fortsetzung.)

Kunstleben.

So wenig ich bisher im Stande war, Ihnen über die bürgerliche und großstädtische, oder, wenn man will, die sinnliche Seite des hiesigen Lebens viel Neues und Interessantes mitzutheilen, so hat mich, was die ideale Seite desselben oder das hiesige Kunstleben betrifft, gerade die Ueberfülle von fast täglichen neuen und herrlichen Erscheinungen beinahe abgehalten, Ihnen bisher einen treuen Bericht über

die Kunstschöpfungen abzuplatten, die hier wie durch Zauberschlag in's Leben treten. Unsern Kunstkritikern und Kunstschreibern stehen die Haare zu Berge. Man baut, malt, modellirt und meißelt bei uns fast eben so schnell, als man schreibt; die Kunst wächst hier, so zu sagen, dem armen Kritiker oder Berichterstatter über den Kopf, er weiß nicht, wo anfangen, wo aufhören. Hier leben wir ganz in der Kunst, und träumen nur von der Politik; in der Camera obscura, welche Journale und Zeitungen uns vorhalten, sehen wir das Drängen und den Kampf politischer Principien in verjüngtem Maßstabe sich abspiegeln; und wenn das wirre, ungewohnte Treiben dieser Spiegelwelt Kopfweh verursacht, der fliehet bald zu seiner heimlichern Wirklichkeit, zur Kunst zurück. Während in vollständigern Ländern mit der großen Sturmglocke die feuerbunten Pulsschläge unserer Zeit signalisirt werden, messen wir hier unsere Zeit nach den Sprüngen des Weiseils und der Maurerkelle und nach Pinselstrichen ab. Seit die Kunst hier zu wirken und zu schaffen anfing, hat sie wohl noch nie ein heiteres „diem perdidi“ zu beseufzen gehabt. Der eiserne deutsche Fleiß, der Jahrhunderte lang in dumpfigen Bibliotheken und Studirzimmern brekte und brütete, der aus dem Moder und dem Staub alter Pergamente und Folianten die Unterschiedlichkeit herausszusuchen suchte, statt an die Vergänglichkeit des eigenen Staubes erinnert zu werden, da sich hier in lustige Ateliers geflüchtet, die bisher Musensaal der Studengelehrsamkeit hat sich in heitern Künstlerfleiß umgewandelt, die graue Theorie ist zu Grabe getragen und der grüne, goldene Maienbaum der Kunst aufgepflanzt; rüstige, kräftige Meister und Jünger drängen sich um ihn herum, um wetteifernd das Ziel zu erreichen, an welchem Lorbeerkranz und Gold als Preis für die kühnen Kämpfer ausgesetzt sind. Die Kunst ist toleranter, als das Leben, sie hat sich von jeder Religion befreit, oder sie bekennt sich zu allen Religionen, in welchen sich Begeisterung zur Schönheit verklärt. Sie beirt zu der dem Meeresschaume entstiegenen Aphrodite wie zu der Mater dolorosa; sie buldet Tizians üppig glühende Sinnlichkeit neben der lieblichen Mystik Raphaelischer Madonnen. Michel Angelo's kühne Majestät neben der herben Laune eines Murillo, Tenier und Ostade. Je liebevoller, je duldsamer nun ihre Kunst, um so liebloser, so unduldsamer sind viele unserer Künstler. Statt in wetteifernde Schulen, theilen sie sich in Sekten und Koterien, und in diesen sucht sich Jeder selbst wieder der Päpstin zu seyn. Michel Angelo rief, als er das erste Mal Brunelleschis kühn gewölbte Kuppel auf dem von Arnolfo di Gombio erbauten Dome Santa Maria del Fiore in Florenz sah, mit stolzer Bescheidenheit aus: „Come io non voglio, meglio di te non posso!“ Viele unserer Künstler haben fast für jedes noch so ausgezeichnete Meisterwerk eines Bruders in der Kunst ein solches „come io non voglio!“ indeß will man das „meglio di te non posso!“ selten hier auf einem Künstlermunde gehört haben. Auch Künstler sind Menschen; sie geben mit Fichte vom Ich aus, wenn auch nicht vom transscendentalen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mainz, März.

(Fortsetzung.)

Hellermanns Methode zur Heilung des Stotterns.

Hellermanns Erfindung, Stammelnde und Stotterer auf eine einfache und leichte Art schnell und sicher zu heilen, dürfte Ihnen aus den öffentlichen Anerkennungen, die die Wohlthat dieser Erfindung im Auslande, besonders aber in Rußland fand, hinlänglich bekannt seyn. Was ich Ihnen hier von dieser Sache berichten will, betrift die am 15ten Februar zum ersten Male vom Erfinder in seiner Vaterstadt Mainz unternommene Prodektur, die, in Gegenwart einer Gesellschaft von Aerzten und Menschenfreunden, welche dazu eingeladen waren, vollbracht, solch günstige Resultate gab, daß sie uns Alle, die wir zugegen waren, in Erstaunen setzte. Dieser um die Menschheit verdiente Mann ist gesonnen, hier in Mainz, diesem geographisch so gut gelegenen Platze, gewissermaßen eine Centralanstalt für Deutschland, Frankreich, Holland, England ꝛc. zur Heilung der Stammelnden zu gründen, ein Unternehmen, das wohl ähnlichen Taubstummen- und Blindeninstituten an die Seite gesetzt zu werden verdient. Hellermann stellte der zahlreichen Versammlung einen Stammler aus dem Orte Oesterich im Rheingau vor, einen robusten Mann von etwa 52 Jahren, der bei dem ihm vorgelegten Fragen eine solch furchtbare Entartung und Vernachlässigung seiner Sprachorgane von Seiten der Natur darthat, daß fast eine Minute hingung, bis der Unglückliche unter Zerren und Krämpfen alle Muskeln nur eine Sylbe hervorzubringen im Stande war. Trotz dieser Anstrengung konnte man den Inhalt seiner Worte nicht verstehen. Hellermann (wie wir wissen, früher selbst ein Stammler; in seiner Selbstheilung machte er seine Erfindung) unterrichtete nun den Kranken, wie er ihn aufmerksam anhören und ihm streng folgsam in Allem sein müsse, was er ihn zu thun heiße, wobei festgestellt wurde, daß er jedem mit ihm Sprechenden fest in's Auge sehen, daß er in geregelten Intervallen die einzelnen Sylben und Silbe von drei bis fünf Worten so hervorbringen müsse, daß er dazu mit Hand und Fuß, oder mit beiden zugleich den rhythmischen Takt angebe, daß er ferner von der Aussprache von Sylben und Silben jedesmal tief Athem hole, und so gleichsam die Kraft des ersten Ausbauchens auf die Artikulation des ersten Lautes wende. Nun wurde Hellermanns Zungenbeber, ein kleines, an den Unterkiefer aufgepaßtes, mit einer feinen resorrirenden Federkraft versehenes silbernes Blättchen, unter die Zunge befestigt, und es war einem Wunder gleich, wie klar und deutlich der Kranke auf oben vorgeschriebene Weise zu lesen und zu sprechen im Stande war. Dieser Zungenbeber bleibt nun, genau nach der Vorschrift, drei Tage in dem Munde des Stammlers, und derselbe kann dann ohne Hülfe des Instruments sprechen. Diesen letzten Theil der Voraussagung fanden wir, als wir uns nach drei Tagen abermals bei Hellermann versammelten, auf eine überraschende Weise bestätigt; denn der Kranke befindet sich nach dieser kurzen Frist schon im glücklichsten Gebrauche seiner Sprachorgane. Ehe ich diese Notiz schließe, muß ich noch darauf aufmerksam machen, daß die Stotterer den, selbst die vernachlässigsten, gewöhnlich ziemlich ungeläufig dert singen können, eine Erscheinung, die sich auch bei dem erwähnten Manne bestätigte; denn er sang das bekannte Kirchenlied: „Herr Gott, dich loben wir;“ ziemlich deutlich und taktfest, während er nicht eine Sylbe sprechen konnte. Gewiß ist auch, daß außer dem Mechanismus des Instruments noch eine gewisse Dynamie hier wirkt, und daß Hellermann das auffallend gute und schnelle Resultat theilweise wenigstens durch eine magnetische Einwirkung (eine Art magnetisch-sympathetischen Rapportes) erzielt, was sich im angeführten Falle daraus ergab, daß, wenn der Patient es verlangte, bei der Vorstellung Hellermann fest in's Angesicht zu sehen, auch das Resultat der Aussprache nicht so befriedigend ausfiel, wie im entgegengesetzten Fall.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 72.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 25. März 1835.

— Laß ihr Gesicht sie waschen
Und säubern ihr Gebiß!

Shakespeare.
Coriolanus.

Zur Geschichte des englischen Parlaments.

Vor Kurzem habe ich die Physiognomie Londons bei Eröffnung des gegenwärtigen Parlaments geschildert; der Vollständigkeit wegen kann ich nicht umhin, auch das Nachspiel jener Feierlichkeit, die Ueberreichung der Adresse, den Lesern mit mehr Details vorzuführen, als den politischen Blättern der Raum gestattet. Nirgends prägt sich der Charakter des englischen Volks reiner und schärfer aus als in seinen öffentlichen Angelegenheiten, und wer seine Sitten schildern will, darf sich in Zeiten politischer Gährung fast ganz auf das Protokolliren der Tagesbegebenheiten beschränken.

Die Art und Weise, in welcher die sogenannte Adresse, die Antwort des Hauses der Gemeinen auf die königliche Thronrede bei Eröffnung des Parlaments, von einem Theile dieses Hauses am letzten Tage des Februars den Händen des vierten Wilhelm übergeben worden ist, hat vielseitig Tadel und Billigung erfahren, der fashionablen Welt für mehrere Soireen Gesprächsstoff geliefert, John Bull viel zu lachen gegeben und manchem vornehmen Witzlinge bald zu einem guten, bald zu einem schlechten Einfall verholfen. Das Gesetz schreibt vor, daß, nachdem die Adresse votirt ist und der König Tag und Stunde bestimmt hat, an welchem und in welcher er sie entgegen nehmen will, der Sprecher, das Organ des Unterhauses, mit einer freiwilligen Zahl Deputirter sich nach dem Pallaste begibt und das Dokument der königlichen Majestät überreicht. Unter den Deputirten pflegen regelmäßig sowohl diejenigen sich zu befinden, welche die Adresse vorgeschlagen und zunächst unterstützt, als diejenigen, welche das, die wahren Gesinnungen der Mehrheit ausdrückende Amendement in Antrag gestellt und zunächst vertheidigt haben. Der Sprecher würde kaum Master Speaker heißen können, wenn er anders erschiene, als in seiner Amtstracht. In welcher Kleidung die übrigen Deputirten sich den Augen des Königs zu zeigen haben, darüber schweigt das Gesetz und muß füglich schweigen. Es ist weder der Major, noch der Bankier, weder der Kaufmann, noch der Gutsbesitzer, weder der Doktor, noch der Herr schlechtweg, es ist das Volk der drei vereinigten Königreiche, das durch seine Vertreter vor dem Antlitze des Herrschers erscheint. In welchem Gewande, das muß da gleich seyn, wo es keine gesetzliche Kleiderordnung gibt, wo die Dirne, wenn sie die Mittel dazu besitzt, sich mit dem Hermelin der Königin behängen, und der Schneidergeselle, wenn er hinreichendes Geld und hinreichende Courage hat, sich in eine Admiralsuniform kleiden darf, wie der König sie bei Eröffnung des Parlaments trug, beide ohne Gefahr, deßhalb vor einem Gerichtshofe schuldig befunden, obgleich der Schneider nicht ohne Gefahr, von

Digitized by Google

einigen handfesten Seeleuten für seinen Hochmuth um den ferneren Gebrauch einiger Zähne, Rippen oder Arme gebracht zu werden; wobei es sich jedoch von selbst versteht, daß die Seeleute vor dem Gesetze unrecht haben, und nächst angemessener Strafe dem Schneider angemessenen Ersatz leisten müssen. Was ausdrückliche Gesetze nicht entscheiden, das findet ziemlich allgemein, im gesellschaftlichen wie im Rechtsverkehr, eine Richtschnur oder wenigstens einen Anhaltspunkt im Herkommen, und oft ist das eingebildete Gebot des Herkommens ein größerer Tyrann, als die eiserne Schraube des Gesetzes. Es ist also auch Herkommen, daß die den Sprecher begleitenden Mitglieder des Unterhauses ihre Sonntags- und Staatsröcke anziehen, der kriegerische Major seine Uniform, der friedliche Bürger sein Hofkleid, und daß sie sämmtlich, gleichviel, ob in eigenen oder fremden, jedoch in möglichst eleganten Carossen von ihrem Versammlungsorte, dem Parlamentshause, nach des Königs Wohnung, meist dem ehrwürdigen St. James Pallaste, sich begeben. Aber was geschah in der Nachmittagsstunde des 28sten Februars 1835? Da sah man zwar stolze Equipagen und in ihnen uniformirte und hofmäßig gekleidete Männer von St. Stephens nach St. James rollen, aber gleichzeitig auch Männer in gewöhnlichen Fracks und Ueberröcken auf den breiten Trottoirs Arm in Arm von St. Stephens nach St. James bescheiden zu Fuß gehen, diese wie jene in der Absicht, die votirte Adresse nebst der Nachschrift des Amendements am Throne des Monarchen niederzulegen. Wenig Jubel erschallte den rasch Vorüberrollenden; laute, stürmische Zeichen des Beifalls begrüßten die langsam Dahingehenden, von der Masse des Volks, wohlverstanden, denn unter den Zuschauern gab es auch Manche, die gern das Gegentheil gethan hätten, wenn sie nicht durch Bedenklichkeiten davon abgehalten worden wären. Schweigend ankerten sie ihren Trost und eine wohlthuende Schadenfreude auf dem Grunde der Hoffnung, daß die königlichen Wachen, Thürhüter und Ceremonienmeister die Wanderer zurückweisen und nur den Inhalt der Carossen in die goldenen Gemächer des Monarchen einlassen würden. Aber die Wachen und Thürhüter sahen in den zu Fuß Ankommenden wie in den Vorfahrenden die Stellvertreter der Nation und öffneten diesen wie jenen die königlichen Pforten.

Schrecklich, schauderhaft, unerhört! — ist es so weit gekommen? — was soll daraus werden?

Das war ungefähr der hundertste Theil der Laute, in welchen über das große Ereigniß jenes Tags an demselben Abende und während der folgenden Nächte in den aristokratischen, ministeriellen und fashionablen Salons gefeufzt wurde. Dem ersten Schrecken folgte der Witz, und als man sah, daß diejenigen, die in Stiefeln, statt in Schuhen, in Ueberröcken, statt in Hofkleidern vor der königlichen Majestät erschienen waren, ihre Berathungen fortsezten, anstatt die Fahne des Aufruhrs zu erheben, da wurden Spötter laut, die außerdem wahrscheinlich erst jenseits des Kanals laut geworden seyn würden. Die Zeitungen blieben nicht stumm, die Karrikaturisten sezten ihre Pinsel, die lithographischen Institute ihre Steine in Bewegung, und bald konnten die betreffenden Mitglieder des Unterhauses ihre Wanderung von St. Stephens nach St. James, auf mannichfache Weise versinnlicht, an den Bilderläden ausgehangen und von mörderisch schreienden Colporteurs auf allen Straßen feilgeboten sehen. Einer der ausgearbeitetsten Witze war nachstehende Bekanntmachung: „In einer sehr zahlreichen und ehrbaren Versammlung der Waschweiber von Kensington und Umgegend, welche unter Vorsitz von Mistreß Euphemia Figgins untengenannten Tages in der Kron- und Sceptertaverne stattgefunden hat, ist einstimmig beschlossen worden, wie folgt: Die Versammlung hat mit den Gefühlen des innigsten Bedauerns und der regsten Theilnahme den schmerzlichen Bericht von dem geringen Vorrathe an weißer Wäsche vernommen, mit welchem so viele irländische und andere Oppositionsmitglieder versehen zu seyn scheinen, und nicht weniger von dem großen Mangel an Seife, welcher so Viele zwang, am 28sten Februar vor Sr. Majestät dem Könige in höchst schmuzigem und unschicklichem Anzuge zu erscheinen. — Jede Waschanstalt hat sofort ein Pfund Seife zu unterzeichnen, um hiedurch den augenblicklichen Bedürfnissen jener Unglücklichen abzuhelfen, eine Pfennigsubscription soll ohne Verzug eröffnet werden, um aus dem Ertrage derselben Trockenzeug, Schwämme, Nagelbürsten und andere nothwendige Reinlichkeitsartikel anzuschaffen; — jede Waschfrau hat für diejenigen Mitglieder, welche es verlangen und bedürfen, ein Hemd und ein paar Strümpfe gratis zu waschen; — ein Komité von Sechsen, mit Vollmacht, die Zahl beliebig zu vermehren, soll ohne Weiteres ernannt werden; — die Mitglieder besagten Komités sollen abwechselnd im Unterhause anwesend und zu richtiger Anwendung der Seife, sowie zu Anschaffung reiner Wäsche für die dringend Benöthigten stets bereit und dienstfertig seyn; — eine Deputation soll ehemöglichst zu den Herren O'Connell, Hume und Warburton sich begeben und ihnen nebst einer Abschrift gegenwärtiger Beschlüsse eine Quantität der eingesammelten Seife zu eigenem Gebrauche und zur Vertheilung überbringen. So geschehen am 3. März 1835. Euphemia Figgins, Präsidentin. — Auf Antrag von Miß Wilhelmine Wipe vereinigte man sich später noch dahin, daß Sir Robert Peel ersucht werden solle, das Trockenzeug zu liefern."

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Soldatenschicksale.

(Fortsetzung.)

Es war im Frühling des Jahres 1814, als ich Major Römmling in Harrich kennen lernte. Mehrere Reisende waren dort versammelt, um mit dem Paketboote King George, Kapitän George King, nach Eurhaven überzugehen; aber der Wind hielt uns mehrere Tage auf. Ich trat ziemlich früh am Morgen in das Kaffeehaus des wackern, ächtenglischen Herrn Bull, wenn er auch, statt John, William getauft worden war. Es war leer, bis auf einen Mann, dem Anscheine nach acht bis neun und zwanzig Jahre alt, in eleganter Morgenkleidung, mit enganliegenden Nankingbeinkleidern, die ein außerordentlich schön geformtes Bein erkennen ließen, das sich in einen äußerst zierlichen Fuß endete. Der junge Mann hatte eine jener glücklichen Physiognomien, die der liebe Gott manchen Menschen als Paß mit in diese Welt gegeben hat, und die einnehmen müssen, wenn sie auch nicht durch so schöne Züge durchblicken, wie es bei diesem Fremden der Fall war. Er hatte eine königliche Gestalt, breite herkulische Schultern, denen die Zierlichkeit und Schlankheit seiner Taille Alles Schwerfällige benahm. Die eine der feinen weißen Hände hielt ein Zeitungsblatt, die andere trommelte auf dem Tisch; ich setzte mich in einer kleinen Entfernung von ihm in ein Fenster und fing an, mein Frühstück zu verzehren.

„Sind Sie ein Engländer," rief er mir heiter auf Deutsch zu, „daß Sie sich so einsam in Ihren Winkel setzen und mit einem künftigen Reisegefährten nichts zu thun haben wollen?" — „Nein, mein Herr," erwiderte ich, „aber ich wundere mich, Sie so fertig Deutsch reden zu hören, denn ich glaubte, das brittische Gepräge in Ihrer Gestalt zu erkennen." Ich nahm meinen Kaffee und schob einen Stuhl an seinen Tisch. „Meiner Gestalt mag allerdings etwas Brittisches aufgeprägt seyn," versetzte er, „denn die lange Gewohnheit, mit Engländern zu leben, hat mich fast zum Engländer gemacht. Doch bin ich im Herzen ein ächter Deutscher geblieben, nur meine Beine sind national englisch, denn sie sind in London geboren und erzogen." Ich sah ihn verwundert an; er lächelte halb schmerzlich, halb lustig und sagte: „Sie sind von Holz." — „O mein Gott!" rief ich aus. „Wie sind Sie zu dem Unglück gekommen?" — „Durch einen allzuhohen Sprung in die Luft bei Eindad-Rodrigo," erwiderte er wieder ganz heiter. Ich legte ihm mein Bedauern an den Tag und fühlte noch mehr, als ich ausdrücken konnte; denn diese Lebenslust in den herrlichen braunen Augen, diese Raschheit in jeder Bewegung, diese stolze Haltung des Kopfes auf ein paar Stelzfüßen! — Ich hätte weinen mögen, und wäre ich ein Frauenzimmer gewesen, ich hätte mich flugs in ihn verliebt. — So wurden wir bekannt; er erzählte mir freimüthig und ohne die geringste Ruhmredigkeit von seinen Abenteuern, und ich hörte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Später trat auch Kapitän George King in das Kaffeehaus und sagte, heute sey an keine Abfahrt zu denken, da der Wind zu scharf aus Ost-Nord-Ost blase und stetig sey, wie eine Magnetnadel. Wir hätten daher den Tag zu unserer Disposition. — „Ei, so lassen Sie uns zu Pferd eine Tour über Land machen," rief Römmling; „denn wenn ihr Andern auch Geduld zum Warten habt, ich habe keine; ich warte schon seit anderthalb Jahren," — „Reiten?" fragte ich. „Lieber Major, wie können Sie an's Reiten denken?" — „Nun," erwiderte er, „wenn Sie mir nur beim Hinaufkommen behülflich seyn wollen, da will ich schon zeigen, wie ich reiten kann." — Es wurden gute Miethpferde herbeigeschafft, und wir konnten Alle unser Erstaunen nicht bergen über die Sicherheit, mit welcher Römmling im Sattel saß, was um so mehr auffiel, da er sich mit zwei Krücken nur langsam bis zum Pferde bewegen konnte. Kaum saß er darauf, als er ausrief: „Nun bin ich wieder ein ganzer Mann!" und lustig davonsprengte. In einem lieblich gelegenen Wirthshause, zwischen grünen Hügeln, das Meer im Hintergrunde, stiegen wir ab und beschlossen, statt des Mittagessens hier ein Déjeuner dinatoire zu nehmen. Zum letzten Male erlabten wir uns am vortrefflichen Beefsteak und den englischen Kartoffeln, wie man sie sonst nirgends findet. An Portwein fehlte es auch nicht, aber Römmlings liebenswürdige Heiterkeit und die Gutmüthigkeit, die aus jeder Rede seines Mundes, aus jedem Strahle seiner Augen leuchtete, war die beste Würze dieses Frühstücks. Gegen Abend begaben wir uns auf den Rückweg, Alle ein wenig begeistert von den Dünsten des Weins.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, März.

(Fortsetzung.)

Neue Kunstwerke.

Die Münchner Kunst hat bisher noch keinen Vasari oder Giotto gefunden, der dem beflügelten Kunstgenius bei seinem raschen Namen zu rufen wußte, daß er ihm Rede stehe und sich von kritischer Feder in die Register der Kunstgeschichte einreagen lasse. Es ist bisher Vieles über Münchner Kunst geschrieben worden; aber es waren größtentheils Monographien oder enthusiastische Aphorismen, wie sie jede aufstrebende Kunst überall wohl gefunden hat; das organische

Moment oder die Totalität derselben ist bisher auf literarischem Wege noch nicht gewürdigt worden. Die Münchner Kunst erscheint uns in ihrer Bewegung noch immer peripherisch; erst wenn sie sich gesezt hat, wenn die erhabene plastische Ruhe, die izte Verklärung aller bildenden Kunst, über sie ausgegossen seyn wird, dann wird man sie auch in ihrem Centralpunkte erfassen, in ihrem Ganzen verstehen können. Auch die Kunst muß ihren Sabbath haben, an welchem der menschliche Geist stolz fühlt, was er geschaffen, und sieht, „daß es gut sey.“

Es ist wirklich erstaunlich, was hier im verflossenen Jahre neu entstanden ist, oder sich mehr oder minder seiner Vollendung genähert hat. Schon vor mehreren Monaten war der prachtvolle Säulenvorbau des neuen Residenzflügels, welcher dem Hofgarten zugekehrt ist, mit Blumen- und Laubgehängen, in deren Mitte der goldene Namenszug des königlichen Erbauers prangte, als Zeichen der äußern Vollendung von den Arbeitern festlich geschmückt worden. Die imposante Fronte der neuen Bibliothek steht bis auf Fenster- und Thorflügel und die einfachen architektonischen Ornamente vollendet da; ihr gegenüber hat sich wie durch Zauberschlag in unglaublich kurzer Zeit das Blindeninstitut mit seinen zwei massiven Steinportalen erhoben. Zwischen den Lücken des bretternen Wetterhauses, welches noch die neue Ludwigskirche bedeckt, sehen wir die mit Blumen und Laub verzierten Säulenkapitäler, Marmorbogen und Gesimse hervorblicken; die Kirche St. Maria-Hilf in der Vorstadt Au steht jezt da in der zierlich naiven und doch großartigen Architektur des deutschen Kirchenstyls, und auch der Thurm derselben ist bereits zu einer bedeutenden Höhe herangewachsen. Auch an dem Monopteros im englischen Garten ist fleißig gearbeitet worden; mächtige Granit- und Marmorsäulen haben wir auf die Baustelle der Glyptothek gegenüber hinführen sehen, wo sich die prachtvolle Basilika erheben wird. Auf der Sendlinger Anhöhe ist der Platz zu einem Tempel des Ruhmes bereits abgestochen. Das große Freskobild, vorstellend den Siegeseinzug des Kaisers Ludwig nach der Schlacht von Mühldorf, welches das 8′ hohe und 75′ lange Fries des fast in seiner ursprünglichen Form wieder hergestellten Isarthors ausfüllen wird, ist in dem verflossenen Sommer zur Hälfte gediehen. Die Räume des neuen Königsbaues gewinnen unter schöpferischer Künstlerhand täglich an imposanter Pracht. Die Säle und Gemächer schimmern von Gold und Marmor, und aus Decken und Wänden quellen uns im schönsten Farbenschmuck die Welten entgegen, welche dereinst hellenischer Mythos bildete und verklärte. Noch einmal sehen wir den grausen Spruch des Schicksals oder der Götter blutig und vernichtend in Erfüllung gehen, wie Aeschylos, Sophokles und Euripides es uns sangen. Wir lächeln wieder über den dreisten, muthwilligen Spott des Aristophanes, über seine tollen Persiflagen und Burlesken; Theokrit scherzt vor unsern Augen mit Schäferinnen und Waldnymphen, und in glühenden Fardendithyramben singt uns anakreontische Begeisterung die Liebe und den Wein.

(Der Beschluß folgt.)

Mainz, März.

(Beschluß.)

Guttenbergs Denkmal.

Dem deutschen Manne Johannes Guttenberg wird endlich der Ehrensold dargebracht, den ihm die Welt schuldig ist, den ihm aber nur seine Vaterstadt Mainz bringt. Die Idee zur Errichtung eines Monuments für diesen unsern Landsmann, dessen Erfindung ein so mächtiger Hebel für Civilisation und Weltkultur war, ging schon öfters von hiesiger Stadt aus, als der Wiege des Mannes, der das in den Klöstern gefangen gehaltene Wissen zum Gemeingut der Menschheit machte, und dem flüchtigen Gedanken eine flüchtige Verbreitung verschaffte. Indessen scheiterte diese Idee eben so oft an Verhältnissen, die nicht vorauszusehen und nicht abzuwenden waren. Nachdem man nun diese schöne Idee vor einigen Jahren noch ein Mal wiederaufgenommen, hatte man die Freude, durch den immer mehr und mehr erstarkten patriotischen Sinn des hiesigen Stadtvorstandes und einzelner ehrenwerther Männer dieselbe ihrer Erfüllung näher gebracht zu sehen. Es wurde ein Guttenbergscomité errichtet, bestehend aus Männern, die mit Leib und Seele diesem Unternehmen ergeben sind, und zu gleicher Zeit wurde ein Aufruf an die humane Welt erlassen, um endliche Abtragung der Ehrenschuld an Johann Guttenberg, an welche Schuld uns jede Druckschrift schon mit lauten Worten mahnt. Um dem Denkmal die würdigste Ausstattung zu geben, wandte sich die Kommission wegen des Entwurfs und der Verfertigung des Modells an den ersten Plastiker der Zeit, an den Dänen Thorwaldsen in Rom. Mit Liebe, Bereitwilligkeit und Stolz übernahm der Künstler den ehrenden Auftrag, und nachdem sein Entwurf den Beifall des Comités erhalten, überraschte uns Thorwaldsen schon im Juli v. J. mit der erfreulichen Nachricht, daß das Modell des Monuments beendigt sey. Sehr schön sagte der Künstler in seinem Schreiben an die Kommission unter anderm: „er habe nun eine Arbeit geendet, die für ihn so hohes Interesse gewährt; wenn anders wahre Liebe zum Gegenstande vortheilhaft auf die Vollendung desselben einwirke, so müsse das Denkmal seiner edeln Bestimmung nicht unwürdig seyn.“ — Sollte indeß das Monument wirklich, nach dem Wunsche der Kommission, mit dem Säkularfest 1836 in seiner Vollendung als Zierde der Stadt dasteben, so mußten noch bedeutende Schritte gethan werden; denn, auffallend genug, jener Aufruf an die gebildete Menschheit um faktische Theilnahme an diesem Werk fand nicht den Anklang, welchen man bei der Wichtigkeit der Sache hätte vermuthen können. Nach mehr als zwei Jahren sind bis jezt der Kommission erst 10.000 fl. zur Verfügung gestellt; davon floß mehr als die Hälfte aus Mainz selbst; 1056 fl. spendete das übrige Großherzogthum, und der Rest kam vom Auslande, worunter aus Frankreich 830 fl., aus England, dem reichen, hochsinnigen Albion — 50 fl., und das von einem dort wohnenden Deutschen. Das Unternehmen aber bis zu seiner völligen Realisirung fordert einen Kostenaufwand von beinahe 20.000 fl. Wir müssen daher den dieser Tage, auf Antrag des Herrn Pettschaft, Präsidenten der Kommission, vom hiesigen Gemeinderath gefaßten patriotischen Beschluß, daß die noch fehlende Summe durch Aktien, welche die Stadt garantirt, herbeigeschafft werden soll, mit Dankbarkeit anerkennen. Da nun dem Werke kein Hinderniß mehr in dem Wege steht, so wurde ferner beschlossen, daß der Erzguß der Statue von dem ersten jezt lebenden Meister in Paris besorgt werden, und der freie Platz vor unserm neuen Theater das kolossale Monument Guttenbergs aufnehmen solle. Also werden die beiden größten Zierden hiesiger Stadt, ihr schöner Tempel Melpomenes und das Denkmal ihres unsterblichen Landsmanns, auf einem und demselben Raume prangen, und in späten Zeiten noch unsern Enkeln Zeugniß geben von dem hohen patriotischen Sinne der gegenwärtigen Generation zu Mainz.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 73.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 26. März 1835.

GESELLSCHAFT

Da bin ich nun durch viele Gefahr
Zurückgekehrt im dritten Jahr.
Bin nur jetzt von Sorgen getrieben,
Wie es drinne steht mit meiner Lieben.

Goethe.

Soldatenschicksale.

(Fortsetzung.)

Auf dem Rückweg verlor Römmling seine Reitpeitsche, und vergaß, durch den Wein aufgeregt, auf einen Augenblick seinen Zustand so gänzlich, daß er absprang, um sie wieder aufzunehmen; er fiel und blieb hülflos liegen. Erschrocken sprengten wir herbei, um ihm wieder aufzuhelfen, doch er sagte, den Schmerz unterdrückend: „Meine Herren, als es dem Zicklein zu wohl war, ging es auf's Eis und brach ein Bein.“ Das Pferd war neugierig herangekommen, und bald saß er wieder im Sattel und galoppirte davon, als ob nichts vorgefallen wäre.

Am folgenden Morgen schifften wir uns ein; Römmling war außerordentlich ungeduldig, er schien keine Minute verlieren zu wollen. Endlich blies der Wind in unsere Segel und der scharfe Kiel durchschnitt die grüne Nordsee. Die meisten unserer Reisegefährten waren seekrank, nur Römmling und ich befanden uns außerordentlich wohl und sangen manches Lied miteinander. Aber je weiter wir vorrückten, desto mehr neigte sich seine Melodie zum Adagio und desto schwermüthiger sah er in die Wellen. Am Ende des zweiten Tages waren wir ungefähr auf der Höhe von Helgoland, als der Wind ungleich ward, die Segel ungehorsam hin und her flaggten und endlich schlaff an den Masten herabfielen. Es trat eine völlige Windstille ein, die zwar einen unnöthigen Verzug, sonst aber einen ganz behaglichen Zustand am Bord des King George hervorbrachte. Bei dem wunderschönen Maiwetter krochen die Passagiere einer nach dem andern aus der Kajüte hervor, dehnten sich und schüttelten die unbehagliche Seekrankheit ab. Römmling hatte, um sich's bequem zu machen, seine hölzernen Beine abgeschnallt und rutschte mit unglaublicher Behendigkeit in sitzender Stellung auf den Händen über das Verdeck, um sich Bewegung zu machen. Wollte er auf einem Stuhle Platz nehmen, so stemmte er die Hände auf den Boden und schwang sich kräftig rücklings hinauf, was ihm nie fehlschlug. Die außerordentliche Gewandtheit, die ihm noch geblieben war, ließ auf das schließen, was er früher mit gesunden Gliedern geleistet hatte. Es war Abend und der Leuchtthurm von Helgoland, der wie ein ferner Stern am Horizonte sichtbar ward, belehrte uns genau über den Ort, wo wir uns befanden. Römmling sah stumm nach dem Scheine, und je tiefer die Nacht hereinbrach, je wehmüthiger schien er zu werden. Ich sagte theilnehmend zu ihm: „Was fehlt Ihnen, lieber Major? kann ich Ihnen vielleicht Trost geben?“ — „Warum sollte ich es Ihnen nicht sagen?“ erwiderte er, „scheinen Sie mir doch jedes ehrenvollen Vertrauens werth zu seyn.“ Und nun erzählte er

Digitized by Google

mir ohne Rückhalt das Verhältniß, in dem er mit Clara ſtand. Als er geendet hatte, ſagte ich: „Wie Sie mir das Mädchen beſchreiben, möchte ich für ihre Treue bürgen; die Mädchen voll ſchöner Worte und Schwüre ſind wahrlich nicht die beſten; die gefunden, ungezwungenen, die beim Tanze nicht die Augen niederſchlagen und nicht vor jedem Männerblicke erſchrecken, denen traue ich am meiſten."

Zwei ſchöne Abende zeigten uns noch zweimal den fernen Stern des Helgolander Leuchtfeuers; aber mir war der Aufenthalt nicht langweilig, denn Römmling machte mich in dieſer Zeit zum Vertrauten aller ſeiner Schickſale, wie ſie der Herr hier aufgezeichnet findet, freilich nach Jahren aus der Erinnerung und aus einem damals flüchtig geführten Tagebuche genommen. Am fünften Tage unſerer Fahrt erhob ſich endlich der Wind wieder, und noch denſelben Abend langten wir in Cuxhaven an, von wo Römmling mit Extrapoſt weiter fuhr, während ich nach Hamburg eilte, doch nicht ohne ihm beim Abſchiede das Verſprechen abzunehmen, mich von der Entwicklung ſeines Schickſals zu benachrichtigen. Es vergingen zwei Jahre, ohne daß ich etwas von ihm hörte, und ſchon fürchtete ich, daß er ſich in ſeinen Hoffnungen getäuſcht geſehen habe; doch endlich im Jahre 1817 brachte mir die Poſt ein Paket, deſſen Inhalt ich dem Leſer mittheilen will, um dann für diesmal Abſchied von ihm zu nehmen.

*** brn 19ten Auguſt 1817.

„Denken Sie noch des Fremden, deſſen herzliche Zuneigung für Sie auf ſo ſchwachen Grundlagen, als ein Paar hölzerne Beine abgeben können, baſirt iſt? Ich ſetze es voraus, doſſe ſogar, daß Sie oft übee meine Wortbrüchigkeit geſcholtrn haben, drnn ich habr Ihnen damals Nachrichtrn übrr mich verſpeochen, die ich erſt jrzt, nach mehr als zwei Jahren ertheile; aber Sie ſollrn nun auch in beſter Form Alles wiſſrn, was ſich ſeit meiner Hrimkunft mit mir zugeteagen hat.

„Nachdem ich Hannover verlaſſen hatte, teieb es mich, rinen Abſtrcchre nach Nordbueg (Hrrrn Weigands Gut, wovon ich Ihnen ſo oft erzählt habe) zu machrn, um vieüricht von der Gelirbten mrines Hrrzens etwas zu hörrn. Ich ließ mich melden und ward von dem alten Herrn, der ſich meiner freundlich erinnrrte, aufs Beſte empfangrn. Aber das Haus ſchien mir nicht mehr daſſelbe, keine Güte belebten es, und ſelbſt die Zimmer hatten viel von ihrrm freundlichrn, wohnlichen Anſehen verloren. Nach rinigrn unrehrblichrn Geſprächen, die ſich mrift um mrine engliſchrn Brine drehtrn, rrkundigte ich mich nach Fräulein Anna. Der alte Herr ſah mich wehmüthig an. „Anna iſt krank," ſagte rr, „ſie leidet an einem zehrrnden, langwährigrn Uebel, das mich unausſprechlich ängſtigt." — „Sirht ſie Niemanden?" ſeagte ich. „O ja," erwiderte er, „und wenn Sie es wünſchen, will ich ihr melden laſſen, daß Sie hier ſind. Mir iſt jede Zrrſtreuung für ſie wünſchenswerth." Nach wrnigen Minutrn trat Anna ein; ſie ging mit großer Herzlichkeit auf mich zu, was mir ein gutes Wahrzeichen ſchien, da ich wußte, wie innig ſie mit Clara verbunden war. Ich wagte es endlich, zu fragen, ob dirſe vrrbrirathet ſey. „O nein," ſagte ſie, „aber —" Sie wußte nichts von unſerer Liebe, ſoviel ward mir aus der Art iheer Antwoet klar, doch was ich aus dem „aber" machrn ſollte, wae mir räthſelhaft. Irzt erſt bemerkte ich Annas kränkliche Bläſſe, dir Magerkeit iheer Geſtalt, das Unbefriedigte in ihrem Ausdruck und die große Vrränderung, die ſechs Jahre an dem damals rbrn aufblühenden Mädchrn hrrvoegebracht hatten. Sie ſah aus wie rinr alte Jungfer, obgleich ſie erſt drei-und-zwanzig Jahre zählen konnte. „Wo iſt Adolph von Brewitz?" fragte ich den altrn Weigand. „In Geſchäften nach Schwrden," ewiderte er und brach kurz ab, und rine dunkle Glut übrrgoß Anna's Wangen. Ich kürzte meinen Beſuch ab, weil er mir wenig Brfreidigung gewährte, und hoffte um ſo mehr Freude von der Ankunft in Osnabrück."

(Die Fortſrzung folgt.)

Zur Geſchichte des engliſchen Parlaments.

(Fortſetzung.)

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß der Fabrikant dieſes, über ganz London verbreitrten Anſchlags mit den drei grnannten Männern Deei von drnen bezeichnrte, die nicht in Hoffleidrn erſchirurn waren. Den Vorwurf der Unreinlichkeit aber verdientrn ſie keinen Falls; denn wie dieſer überhaupt dem reichſten und ärmſten, dem gemeinſten und vornehmſten Engländer nur ſeltrn mit Rrcht gemacht weedrn kann, ſo zeichnrn ſich geeade jene Männer durch ihr ſchmuckes Aruſeere vor Vielen, ja ſogar vor manchrm Hezoge aus. Wo die Partrirn ſo ſchroff, wie gegenwärtig in England, ſich rntgrgrnſtehen, da kann es nicht an ſolchen frhlen, dir, weit entfernt, die Verletzung der herkömmlichen Sitte zu tadeln, ſie für einen Brwris drs freien, rückſichtsloſen männlichen Sinns erklären, und während ſie ſelbſt Bedrnken tragrn würdrn, irgrnd einr Anſtandsviſite im great-coat abzuſtatten, dem Parteieifer verblendrt, keinen Verſtoß darin finden, daß dir Vertrtrer einrs großen Volks in ſolcher Kleidung vor ihrem Monarchen erſchirnrn ſind. Das iſt, wie geſagt, wofür der ruhige Drutſche es erkennrn muß — Verblendung; drnn ich mrinr, daß drr Mann im Hoſſtride mit freier Sprache ein ſelbſtſtändigeer Mann iſt, als der in Stiefeln und Ueberrock um den Theon keiecht, oder ſeine Unabhängigkeit

Digitized by Google

durch nichts anderes zu beweisen sucht, als daß er die Regeln einer unschuldigen und gehaltlosen Etikette verlezt. Das ist es nicht, wodurch „Männerstolz vor Königsthronen“ sich bewährt! Wenn indessen die großen Herren, welche im Oberhause sitzen, sich berechtigt geglaubt haben, über jenen Einbruch in das Reich des Anstandes Zeter zu rufen, so sollte man glauben, daß sie auch verpflichtet wären, die Regeln eines konventionellen sowohl als sich von selbst verstehenden Anstandes gewissenhafter zu befolgen. Die Wahrheit bleibt jedoch hinter der Voraussetzung zurück. Wenigstens bedarf es wohl nicht des Zeugnisses gebildeter Engländer, um es seltsam zu finden, daß in den Sitzungen des Oberhauses, während der Lordkanzler in seiner Allongeperrücke, unter welcher dem jetzigen Lord Lyndhurst oft warm genug werden mag, den Wollsack reitet, und während die edlen Pairs rechts und links Anträge stellen, Reden halten und Bittschriften überreichen, die Herzoge von Wellington und Cumberland die Einzigen sind, welche dem versammelten Hause — der Zuschauer nicht zu gedenken — ihre Achtung dadurch beweisen, daß sie — bedeckten Hauptes sind. Das aber ist eine Thatsache, deren Wahrheit ich mit der Güte meines Opernglases verbürgen kann.

Ich sage bei dieser Gelegenheit etwas über die provisorischen Sitzungsräume des Parlaments. Sobald die Flammen gelöscht waren, die sich frevelnd an die ehrwürdigen Häuser gewagt hatten, und der Augenschein jeden überzeugte, daß die nächste Parlamentssitzung hier kein Obdach fände, wurde es Gegenstand lebhafter Erörterung, ob es besser sey, die Ruinen interimistisch aufzuputzen oder sie gänzlich niederzureißen, von Grund aus einen neuen Bau zu beginnen und bis zu dessen Vollendung die Sitzungen des Parlaments in andere geeignete Räume zu verlegen. An solchen Räumen fehlte es nicht: ein halbes Dutzend Paläste und öffentliche Orte kamen in Vorschlag, und in der Empfehlung des einen oder des andern redeten sich die Zungen wund, schrieben sich die Federn stumpf und sezten sich die Setzer müde. Es fehlte aber auch nicht an Einwänden und Bedenklichkeiten, und die Regierung, von der man wenigstens annehmen muß, daß sie das Ding am besten verstand, da es allerdings einer Einweihung in ihre Geheimnisse bedarf, um ihr recht zu geben, entschied, im Widerspruche mit der fast allgemeinen Ansicht, daß die Ruinen für die nächsten Parlamentssitzungen zurecht gemacht und einigermaßen aufgestuzt werden sollten. Demgemäß wurde der gemalte Saal — the painted chamber — für die Lords, und was das Feuer vom Hause der Lords übrig gelassen, für die Gemeinen ausgeflickt und übertüncht. Alles ist so allerliebst gerathen, daß man nicht begreift, wie es für die Lumperei von 10 — 50,000 Pfund Sterling hat geliefert werden können, denn in England, wie in andern kultivirten Ländern, baut der Staat den Architekten öffentlicher Gebäude gleichzeitig bequeme Privatwohnungen. Alles sieht so nett und zierlich aus, als wäre es direkt von Nürnberg verschrieben oder fix und fertig in den eleganten Bazars auf der Oxfordstraße und auf Soho-Square gekauft worden, zwei Plätze, die eine unglaubliche Fülle von echtem Nürnberger Spielzeuge besitzen, in dessen Fabrikation die Engländer den Deutschen den Vorrang zugestehen. Der Niedlichkeit geht indessen auch die gewöhnlich damit verbundene Eigenschaft enger Unbequemlichkeit keineswegs ab. Durch beschränkte hölzerne Verschläge gelangt man in die Häuser, und über Treppen, die für einen halben Falstaff um die Hälfte zu schmal und viel geeigneter für Menschen sind, die von Hühnern, als für solche, die von Rindsbraten und Rosinenklösen leben, über effektive Hühnersteigen gelangt man auf die Galerien. Diese sind so lange geräumig, als sie leer sind; sie verwandeln sich in das Gegentheil, sobald einigen fünfzig Menschen einfällt, den Verhandlungen beizuwohnen, und da es in London zu keiner Stunde, an keinem Orte und bei keiner Gelegenheit, etwas zu sehen oder zu hören, an fünfzig neugierigen Menschen fehlt, so sind die Galerien stets voll und heiß und unangenehm. Nächst diesem, schon an sich zur Abschreckung hinreichenden Umstande gibt es noch zwei andere, mit dem Besuche verbundene Verdrießlichkeiten.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, März.

Der unterbrochene Fasching.

Durch den Tod des geliebten Kaisers ist die laute und lustige Kaiserstadt plözlich in ein großes Trauerhaus umgewandelt worden. Die, mitten in ihrem Verlaufe durch dessen Krankheit unterbrochenen Faschingslustbarkeiten warteten nur auf ein Zeichen der Besserung, um mit erneuerter Kraft loszubrechen, ja sie glimmten zum Theil fort, wie ein Feuer unter der Asche, bis die erste Stunde des zweiten März allen Hoffnungen und aller Lust ein Ende machte. Kein Zweifel, daß eine große Zahl von Bewohnern der großen Stadt in ihren Berechnungen, zum Theil des Vergnügens, zum Theil des Gewinnes, nicht unbeträchtlich gestört, ja sogar mancherlei Verlust und Schaden verbeigeführt worden ist, da die wichtigsten Zubereitungen, Entwürfe und Ausgaben immer bis zu den lezten Tagen des Faschings aufgespart bleiben. Da sind denn in der That Fortuna-, Flora-, Iris-, Aurorabälle, und wie sie weiter heißen, da sind Fiakeraufzüge von Lerchenfeld nach Hütteldorf, die im Elysium vorgestellt wurden, Souvenir-Unterhaltungen beim Strauß, große Tanzfeste im Augarten, beim Sperl, im Kasino und bei Dommaier in Hietzing, dem vornehmsten Sommeraufenthalt der Wiener schönen Welt nächst Schönbrunn, vor allen aber die beiden lezten Maskenbälle in den k. k. Redoutensälen am Donnerstag oder alten Weiberfasching und am fetten Dienstag — dies Alles und noch weit mehr ist durch den unerbittlichen Tod zu Nichts worden. Was aber

Digitized by Google

die Schönen Wiens wohl am tiefsten schmerzte, insofern der eigenen getäuschten Hoffnung sich noch das Mitgefühl für ihren getäuschten Liebling Johann Strauß zugesellte, das war, daß eine außerordentliche Ballsoirée, unter der Benennung: das Fest der Isis, bloße Ankündigung bleiben mußte. Wir können uns nicht enthalten, der Merkwürdigkeit wegen die Originalanzeige mitzutheilen, weil sie besser als hundert Beschreibungen die Welt mit Wienerischer Erfindungskraft, Zierlichkeit und Galanterie bekannt macht, ja selbst eine Probe wahrhaft sublimer Stylistik liefert, worin die Gast- und Kaffeewirthe der Kaiserstadt alle ihre europäischen Standesgenossen gewiß weit hinter sich lassen. Wir müssen die Anzeige ihres typographischen Luxus entkleiden, kopiren sie aber im Uebrigen mit diplomatischer Genauigkeit.

„Montag den 2ten März wird eine außerordentliche Ballsoirée in den Sälen zum Sperl veranstaltet, unter der Benennung: das Fest der Isis beim Sperl, ein Ballräthsel, den Schönen Wiens zur Lösung dargeboten vom scheidenden Karneval 1835. — Die Unterzeichneten, bemüht, das Lebewohl des Karnevals in ihren Lokalitäten zum freundlichen Genuß für die Zukunft zu gestalten, bieten hier dem geehrten Publikum Wiens ein Fest, das an Originalität der Idee, wie Eleganz der Ausführung Alles übertreffen soll, was die flüchtige Karnevalsmuse diesmal in ihrem blumengeschmückten Gefolge mit sich gebracht. Die Schönen Wiens empfangen von dem scheidenden Fasching ein Räthsel, dessen Auflösung der höchste Preis des heutigen Festes seyn soll. Worin jenes Fest des Isis bestand, haben selbst nur die Eingeweihten bei den Egyptern erfahren, wir können also hier dem profanen Zettel die Schale, keineswegs aber den Kern anvertrauen. Worin jener höchste Preis, der dem glücklichen Räthsellöser zu Theil wird, besteht, soll die Mitternachtsstunde lehren, welche in der Pyramide der Isis auch jenen Damen, die das Räthsel nicht entziffern, kleine freundliche, dem Augenblick geweihte Andenken als Miniatur des höchsten Preises überreichen wird. Da der Raum dieses Blattes die Inhaltsanzeige des Ballräthsels nicht faßt, erhalten die Damen Abends bis zehn Uhr ein Programm des Räthsels, der Tanzordnung, sammt allen besondern Arrangements, die wir den Ahnungen des hochgeehrten Publikums überlassen. Schließlich erwähnen wir die herrlich dekorirte Pyramide der Isis, die magische Beleuchtung, welche den Zuschauer unter den Himmel einer andern Zone zu versetzen scheint, des Isis-Cotillons, welcher zum Schlusse der Räthsellösung die lebensfrohen Wiener in die Labyrinthe des Tanzes führen soll. So ist also kein Zweifel zu erübrigen, daß die schönen Tanzfreundinnen auch dieses Fest unter ihre Aegide nehmen, und durch ihre bezaubernde Nähe zum brillanten Abschied des Karnevals erheben werden. — Herr Johann Strauß wird die Musik dirigiren, und nebst den Erinnerungen an Berlin auch seine neuesten Tänze unter dem Titel: Gedankenstriche, zu executiren die Ehre haben. Eintrittspreis 48 kr. C.M., an der Kasse 1 fl. C.M. Anfang um 8 Uhr. Ende um 5 Uhr. — Gebr. Scherzer."

(Der Beschluß folgt.)

München, März.

(Beschluß.)

Neue Kunstwerke.

Auch unser deutscher Dichterfrühling ist uns durch den regen, schaffenden Genius der Kunst hier wieder zurückgerufen. Wie uns die großartigen Fresken des Meisters Cornelius in der Glyptothek die Helden der Ilias, ihre Kämpfe und Schicksale vorführen, so sind uns hier die Recken und Mannen des Nibelungenliedes, unserer deutschen Ilias, dargestellt; ein Bildercyklus schildert uns Siegfrieds Leben, seinen Tod durch den infernalen Hagen und Chrimhildens Rache. — Die Weisen, welche dereinst aus dem reichen, innigen Gemüthe Walthers von der Vogelweide und Wolframs von Eschenbach geflossen, sind durch eine sinnige Farbenlyrik wieder in's frische Leben gerufen; und zu einem schönen, bunten Kranze sind die duftenden Blüthen gewunden, welche der belebende Götterhauch der Poesie in neuerer Zeit Deutschlands Boden entlockt. Die Kunst hat die verhallenden Akkorde, welche der Leyer unsers Wieland, Klopstock, Bürger, Schiller, Goethe und Tieck entklangen, mit lieblichem Zauber gebannt und an's warme Leben gefesselt. Es ist die Incarnation der Poesie. — Bereits sind die Freskobilder der 25 Loggien unserer Pinakothek unter Meisterleitung und von Meisterhand nach Cornelius Entwürfen zur Hälfte vollendet; die Plafonds und Friese der großen Bildersäle sind gegenwärtig sämmtlich mit sinniger Pracht geschmückt. Aus dem glänzenden Goldgrunde treten in Relief die freien, phantastischen Arabesken hervor und schlingen sich zierlich um die Stukkaturbilder, welche das Leben oder die Bildnisse der berühmtesten Maler darstellen.

Was ist nicht noch Alles in München oder für München vollendet worden! woran wird nicht noch täglich gearbeitet! Das kolossale Denkmal Maximilian Josephs, für den Max-Josephsplatz bestimmt, ist bereits zur Aufstellung fertig. Schon ist das alte Gräflich Törringsche Palais, dem neuen Königsbau gegenüber, gänzlich demolirt, und in Jahr und Tag wird sich hier das neue Posthotel mit einer prächtigen Kolonnade erheben. — Meister Cornelius schafft in Rom, wo ihn der verwandte Geist Michel Angelos umweht, neue, herrliche Gebilde für die Ludwigskirche. Thorwaldsen hat das Roß für die Equesterstatue auf dem Wittelsbacherplatz vollendet, es soll schöner als sein berühmtes Pferd des Poniatowski seyn; der geniale Rottmann durchstreift den klassischen Boden von Hellas, um mit gewandtem Zeichenstift einer schönern, üppigern Natur ihre Geheimnisse abzustehlen. Unter dem rastlosen, schöpferischen Meißel unsers Schwanthaler gehen, man kommt beinahe in Versuchung, zu sagen, täglich neue, herrliche Gestalten und Gruppen hervor. Wer Schwanthalers Atelier besucht, muß erstaunen über die außerordentliche Menge kolossaler plastischer Werke, welche theils in Marmor bereits ausgeführt, theils in Modellen noch dastehen. Schwanthaler scheint ein zweiter Deukalion zu seyn, der die Steine bloß hinter sich zu werfen braucht, um die edelsten Gebilde daraus zu formen. — Auf unserm Kunstvereine können wir jede Woche viel Neues und viel Ausgezeichnetes ausgestellt sehen; und wie viel Vorzügliches hier im Fache der Lithographie erscheint, ist auch im Auslande genügend bekannt und gewürdigt. Wollte ich Ihnen gegenwärtig Alles, was im Gebiete der Kunst hier gelistet worden ist, so ausführlich, als es verdiente, zu schildern versuchen, so müßte ich Sie und die Leser nöthigen, mir mit arabischer Geduld wohl tausend und einen Morgen zuzuhören. Kunstenthusiasten wie Verliebten geht nimmer der Stoff und die Lust aus, von ihrem theuern Gegenstande zu sprechen und zu schreiben, indeß den minder Betheiligten sehr leicht die Geduld, ihnen zuzuhören oder sie zu lesen. Für heute muß ich ohnehin schließen; indessen behalte ich mir vor, Ihnen in meinem nächsten Briefe wenigstens über die 28 landschaftlichen Fresken, mit welchen der geniale Rottmann die Hallen des Bazars oder des Hofgartens so heiter und zauberisch belebte, ausführlicher zu berichten.

Beilage: Kunstblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 74.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 27. März 1835.

— Laßt mich euch sagen, daß ihr sehr
Verschrie'n seyd, weil ihr hohle Hände macht.

Shakespeare.
Julius Cäsar.

Zur Geschichte des englischen Parlaments.

(Beschluß.)

Die Sitzungen beider Häuser sind öffentlich; das heißt also, jeder Mensch hat Zutritt. Man darf jedoch diese Redensart ebensowenig im strengen Wortsinne nehmen, wie die einen Dank begleitende oder ausdrückende Wiener Phrase: ich küsse die Hand. Man sagt in Wien so, ohne es zu thun, und man nennt in London die Galerien öffentlich, ohne sie Jedem zu öffnen. Um im Oberhause Zutritt zu erhalten, muß man mit der Ordre eines Pairs versehen seyn, und um den Verhandlungen der Gemeinen beizuwohnen, muß man dem Thürsteher entweder die Ordre eines Deputirten vorzeigen oder eine blanke halbe Krone in die Hand schieben. Die Thürsteher im Oberhause dürfen kein Geld annehmen; es ist unverzeihlich und in der That entwürdigend, daß die Gemeinen ihren Portiers nicht eine gleiche Verpflichtung auflegen; denn was ist die Folge? Sir Eduard Lytton Bulwer, der ehrenwerthe und fortdauernd schweigsame Deputirte von Lincoln, hat einem Wähler eine Ordre versprochen, so oft er nach London kommen und begierig seyn werde, das Schweigen seines Deputirten mit anzuhören, um bei seiner Nachhausekunft auch etwas vom Parlamente erzählen zu können. Sir Eduard ist zu sehr Gentleman, um sein Versprechen unerfüllt zu lassen. Er gibt dem armen Mann das Billet und dieser stammelt dem Manne, den er gewählt hat, seinen verbindlichsten Dank. „Gehen Sie hübsch zeitig, mindestens eine Stunde, ehe der Sprecher den Stuhl nimmt, Sie laufen außerdem Gefahr, keinen Platz zu erhalten," hat Herr Bulwer dem Beschenkten als wohlmeinenden Rath nachgerufen, und da der Wähler wußte, daß der Sprecher um vier Uhr Nachmittags den Stuhl nehmen werde, so nahm er, um ganz sicher zu gehen, ein gebiegenes rump-steak zu sich und eilte, im Besitze dieses Nachhalts, schon um zwei Uhr nach dem Orte seiner Bestimmung. Er ist vollkommen überzeugt, daß der Thürsteher beim Erblicken von Sir Eduard Bulwers Namen ihn vorzugsweise artig empfangen und ihm einen der besten Plätze anweisen werde. Nicht ohne Stolz und mit freudiger Spannung den Eindruck bewachend, den er auf dem pergamentenen Gesichte des steifen Thürstehers voraussieht, überreicht er die Karte. Der Portier nimmt sie, hält sie gegen das Licht, erkennt sie für richtig, steckt sie ein und sagt sehr gleichgültig: „bedaure, mein Herr, die Galerie ist voll." — „Schon voll?" ruft der doppelt getäuschte Mann von Lincoln; „so zeitig, und die Galerie schon voll!" — „Ganz voll," wiederholt der Portier und dreht sich um, das mit seinem Kollegen angesponnene Gespräch fortzusetzen. „Das ist

sehr fatal!“ seufzt der Wähler und schleicht gebrochenen Herzens zu der Thüre hinaus, durch welche er vor wenigen Minuten mit fliegender Brust eingetreten war. Einige Schritte ist er gegangen, da begegnet er einem Bekannten. Es ist der Großhändler, von welchem der Lincolner Kleinhändler seinen Bedarf an Zucker, Kaffee und Gewürz bezieht. „Wollen Sie in's Unterhaus?“ redet ihn der alte Kundmann an. „Ei freilich,“ antwortet der andere; „es ist zwar zeitig, aber die Malztaxe ist an der Tagesordnung; da wird's eine warme Debatte und eine volle Galerie geben.“ — „Kehren Sie nur um,“ versetzt der bereits Umgekehrte; „die Galerie ist schon so dick voll, daß nicht einmal die Karte unsers Deputirten mir einen Platz verschaffen konnte.“ — „So kommen Sie mit mir,“ lächelt der Großhändler; „meine Karte wird gewiß respektirt.“ — Vorläufig in Verwunderung über die ungeahnte Macht des Großhändlers, folgt der Kleinhändler. „Noch Platz?“ fragt Ersterer denselben Thürsteher, der Leztern abgewiesen, und „Platz genug,“ ist die Antwort; aber der Kleinhändler wundert sich nicht länger, denn er hat eine ganze Krone aus der Hand seines Freundes in die hohle Pfote des Portiers fallen sehen.

Eine andere Verdrießlichkeit beim Besuch des Parlaments besteht darin, daß man in beiden Häusern, um nicht vergebens zu gehen, das für beschäftigte Männer unersetzliche Opfer von zwei oder mehr Stunden bringen muß, während deren man nichts Bemerkenswerthes sieht, nichts Bemerkenswerthes hört, heiße Luft einathmet, furchtbar gedrängt und doppelt und dreifach daran erinnert wird, wie viel besser und nützlicher man diese rein verlorene Zeit zu Hause verwenden könnte. Die Nachtheile, welche aus dem Zusammenleimen der Haustrümmer sowohl für die Geschäftsbequemlichkeit der Deputirten und Lords, als für das zuschauende Publikum entstanden sind und nothwendig entstehen mußten, lagen zu deutlich vor, um nicht von den Organen der öffentlichen Meinung, und diesmal fast einstimmig, der die Reparatur anordnenden Regierung unter die Augen gerückt zu werden. Wie es kam, daß die Regierung darüber hinweggesehen und ihren Entschluß eigensinnig ausgeführt hat, das wird erst zur Sprache kommen, wenn John Bull den Kostenaufwand der beiläufigen 40 — 50,000 Pfund Sterling aus seiner großen Tasche bezahlen soll. Daß die jetzige Misère nur eine Nummer ausfüllt in der langen Liste der provisorischen Zustände, welche auf Europa lasten, bezeugt die bereits von beiden Häusern vorgenommene Wahl eines Ausschusses zum Behuf eines zu errichtenden neuen, der Nation und ihrer Repräsentanten würdigen Tempels. Pläne sind eingefordert worden und liegen in Masse vor; welcher den Beifall der entscheidenden Stimmenmehrheit beider Häuser erlangen dürfte — wer vermöchte das im Voraus zu verkündigen? Selbst darüber herrscht noch Ungewißheit, ob der Neubau auf der Brandstätte oder auf einem andern geeigneten Platze sich erheben soll; gewiß aber wird die Stelle der alten Häuser für die beste und würdigste erklärt werden, für die beste, denn sie befindet sich im Mittelpunkte von London, insofern das zum städtischen Ungethüm aufgewachsene London überhaupt einen Mittelpunkt haben kann, und für die würdigste, denn an Westminster knüpfen sich Englands schönste und heiligste Erinnerungen. Sollte diese Vermuthung nicht trügen, so wird es kaum denkbar seyn, daß die Parlamentssitzungen in ihren jetzigen Lokalen fortdauern können, während in ihrer nächsten Nähe Steine zugefahren, Stämme behauen, Gerüste gebaut und alle mögliche Arten von Lärm gemacht werden. Die Nothwendigkeit einer Verlegung würde dann gebieterisch hervortreten, und das dürfte nicht dazu dienen, den hartnäckig durchgeführten Entschluß der Regierung zu rechtfertigen.

Soldatenschicksale.

(Fortsetzung.)

Unterwegs hatte ich viel Aerger durch schlechte Posteinrichtung. In einem elenden Dorfe auf der Heide ward mir der traurige Bescheid, daß in zwei Stunden an keine Beförderung zu denken sey, da die Truppenmärsche alle Pferde in Beschlag genommen hätten. Ich klapperte vor Ungeduld mit den Stelzen auf den Wagen. Mein hartnäckiges Sitzenbleiben schien den Wagenmeister sehr zu wundern; endlich nahte er sich mir und sagte in breitem, hannövrischem Plattdeutsch: „Wölt Se sick nich en klein Plesärken maken und en Pott Kegel schuben?“ — „Herr!“ sagte ich in der Ungeduld, „wenn ich vorwärts kommen soll, muß ich selbst geschoben werden, denn ich habe keine Beine!“ Das schien den guten Mann zu rühren; er bedachte sich einen Augenblick, dann sagte er, ich solle seine eigenen Gäule haben, einen armen Invaliden möge er nicht ohne dringende Noth warten lassen. Daraus können Sie sehen, daß man ohne Beine mitunter schneller vorwärts kommt, als mit Beinen. So kam ich denn endlich in Osnabrück an, doch konnte ich es nicht über mich gewinnen, in Person zu Brewitz zu gehen. Es war mir Bedürfniß, mich erst vom Zustand der Dinge zu unterrichten, und außerdem schien es mir nöthig, Clara auf meine Ankunft vorzubereiten. Ich schickte daher zu dem alten Herrn und ließ ihn bitten, einem Kranken, der im Hotel ** wohne und ihn

Digitized by Google

in Geschäften zu sprechen wünsche, eine Stunde zu schenken. Das Wort „Geschäfte“ hatte einen magischen Klang für Herrn von Brewitz; er war in kurzer Frist bei mir. Als er mich sah, stuzte er. „Herr von Römmling!“ rief er mit nicht zu verbergendem Entsetzen, „wir hielten Sie für todt!“ — Meines Lebens brauchte ich ihn nicht zu versichern, daher begnügte ich mich mit der Bitte, mich zu entschuldigen, wenn ich ihm nicht entgegenginge, und zeigte auf meine Beine. Er sah mich mitleidig an. „Warum hielten Sie mich aber für todt?“ fragte ich. — „Es ist eine sonderbare Begebenheit,“ erwiderte er, „die mich dazu veranlaßt. Sie kennen ja meine Clara und wissen, daß sie weder ein schwärmerisches, noch ein abergläubisches Mädchen ist. Vielleicht wissen Sie auch, daß Sie Ihnen immer gut war, und Ihrer öfter gedachte; wenn Sie aber davon etwas wissen, so waren Sie klüger als ich, denn sie war über diesen Punkt immer sehr verschwiegen. Nun, Clara ist nicht häßlich und auch ein gutes Kind; es fanden sich mancherlei Bewerber ein, aber sie schlug alle aus, und hat sich wohl dadurch hin und wieder eine bittere Stunde bei mir zugezogen, denn ich hätte sie gern verheirathet gesehen. Ach Gott!“ schaltete er seufzend ein, „nun ist doch alle Hoffnung verloren!“ — Ich sah ihn ängstlich an. — „Und doppelt gern,“ fuhr er fort, „weil Adolph auch ein Hagestolz werden zu wollen scheint, obgleich die hübsche, steinreiche Anna Weigand sich um ihn zu Tode grämt. Nun, es war am Abend des 19ten Januar 1812, als wir Alle zusammen am runden Tisch im Stadthause, der Ihnen wohl noch erinnerlich seyn wird, beisammensaßen. Plötzlich starrt Clara auf einen Fleck hin, schreit laut auf und fällt ohnmächtig zu Boden. Als sie erwachte, behauptete sie steif und fest, sie habe Sie, den Herrn Karl von Römrmling, leibhaftig, von Pulver geschwärzt, vor sich stehen sehen, Sie haben ihr zugewinkt und seyen verschwunden.“

Sagen Sie mir, mein Lieber, ist das nicht eine sonderbare Geschichte? und doch eine, für deren Wahrheit ich mich verbürgen kann. Ich ward am 19ten Januar Abends vor Ciudad-Rodrigo in die Luft gesprengt, dachte im lezten Augenblick meines Bewußtseyns an Clara und sank dann in einen todtenähnlichen Zustand. Was ist dies? — Ich wage es nicht, zu entscheiden.

„Einige Zeit,“ fuhr Herr von Brewitz fort, „war Clara sehr angegriffen; dann ward sie wieder heiterer, aber doch nicht die Alte, und jezt — ach mein Gott!“ — „Ich bitte Sie inständigst,“ rief ich aus, mich nicht mit diesen unbestimmten Aeußerungen über Clara zu quälen! was ist es mit ihr?“ Er sagte: „Ihre veränderte Gestalt und sie selbst mögen es Ihnen erklären.“ — „Sie ahnen, Herr von Brewitz,“ sagte ich, meinen Zorn mühsam unterdrückend, „weßwegen ich Sie zu sprechen wünsche. Ich liebe Ihre Nichte seit sechs Jahren, und mein Glück liegt in Ihrer Hand. Aber wie darf ich es wagen, als ein Krüppel um ein Mädchen, wie sie, zu werben! Nur Eines könnte diese Schwierigkeit überwinden, Claras Liebe; glauben Sie, daß ich diese besitze?“ — „Ich glaube es gewiß,“ sagte Herr von Brewitz; „überdies sind Sie jezt eine ganz andere Parthie, als vor sechs Jahren; Sie sind?“ — „Major,“ erwiderte ich, „mit vollem Gehalte.“ — „Das ist schön,“ sagte der Alte, „und die Beine müssen Ihnen auch wenigstens zweihundert Pfund Sterling einbringen. Lassen Sie sehen: ein Lieutenant bekommt siebzig Pfund per Glied —“ — „Sie haben's errathen!“ rief ich ungeduldig, „ungefähr zweihundert Pfund bringen sie mir ein; Clara wird weniger genau rechnen.“ — „Ach Gott!“ versezte Brewitz, „Clara muß jezt vorlieb nehmen, und wenn Sie wirklich noch geneigt wären“ — „Ich fahre aus der Haut, Herr von Brewitz!“ rief ich, „was ist vorgefallen?“ — „Kommen Sie und sehen Sie selbst,“ erwiderte er und eilte aus dem Zimmer.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Theaterbrand.

Während alle Theater emsig damit beschäftigt waren, das Publikum diesen Fasching durch anziehende Neuigkeiten zu erbauen, mußte eines derselben, das Gaietétheater, ein Opfer seines Bestrebens werden. Schon lange war das Gaietétheater kein fröhliches mehr, sondern hatte meistens nur grausende Melodramen seinem gewöhnlichen, auf dergleichen erpichten Publikum aufzutischen. Diesmal wollte es ein Feenstück auf die Bühne bringen; eine Feuersbrunst sollte die Hauptbegebenheit in diesem Zauberstücke werden, und leider ward sie es auch, aber auf die nachtheiligste Art; denn gleich nach der lezten Probevorstellung brach das Feuer auf der Bühne aus, und da der Saal klein war, so war er bald ganz vom Feuer ergriffen und brannte lichterloh, so daß einige noch nicht ausgekleidete Schauspieler sich nur mit großer Noth retten konnten; einige mußten aus den Fenstern springen oder mittelst angelegter Leitern heraussteigen. Es soll ein sonderbarer Anblick gewesen seyn, diese noch vermummten Leute oben aus dem dicken Rauche hervorkommen zu sehen, indeß ihre verstörte Miene mit ihrer phantastischen oder spaßhaften Kleidung einen grellen Kontrast bildete. Das Schauspielhaus brannte so schnell ab, daß in Zeit von einer Stunde schon Alles in Schutt lag, und nichts mehr zu retten war, als die Umgebung. Ueberhaupt habe ich noch nie von einem halb abgebrannten Schauspielhause reden hören; alle brennen vollständig ab, und höchstens das Aeußere wird zuweilen gerettet, wenn es fest von Stein aufgebaut ist, wie es vor ungefähr sechzehn Jahren mit dem hiesigen Odeon der Fall war, dessen Inneres ein Schutthaufen wurde.

Digitized by Google

indessen das mit Bogengängen versehene Aeußere unversehrt blieb. Seit diesem Oreonbrande sind in Paris noch vier oder fünf Schauspielhäuser abgebrannt, und leider scheint dies Loos allen viel gebrauchten Theatern vorbehalten zu seyn. Man wendet in Paris viele Vorsichtsmaßregeln an. Es sind beständig Spritzenleute bei den Vorstellungen, auf dem Speicher sind Röhren angebracht, die mit Wasserbehältern in Verbindung stehen, auch untersucht ein Polizeikommissär sleißig den Zuschauerraum und das Theater, ehe das Haus bei sezt gar nichts, oder doch sehr wenig geheizt, und zwar aus begreiflichen Ursachen. Die Bühne ist voll von bemalter Leinwand, besteht aus Holz, so wie die gesammte Einrichtung des Saals, die runde Gestalt trägt noch dazu bei, das Feuer schnell weiter zu verbreiten, so daß in wenigen Minuten die Gluth den ganzen Raum umfaßt; wie ist da Rettung möglich? welche Wassermasse wäre erforderlich, um die Brunst eines Theatersaales zu löschen! und gelänge dies auch, was würde von dem Innern wohl noch zu gebrauchen seyn? Das Uebel liegt also in der nothwendigen Beschaffenheit der Säle. Abhülfe könnte das Eerigne die innern Baue von Eisen seyn; dabei müßte aber alles Ueberige doch von Holz gemacht werden, und man würde bei einer Feuersbrunst wenig gewinnen. Die größte Gefahr ist immer auf der Bühne, besonders bei den vielen Schaustücken der Boulevardstheater, wo Feuersbrünste, Feuerregen, Verklärungen und dergleichen gefährliche Dinge die Melodramen häufig beschließen. Man behauptet, in den Koulissen der großen Oper breche sehr häufig Feuer aus, es werde aber geschickt, ohne daß die Zuschauer im Saale das Geringste davon gewahr werden. Ihr zweifle aber an der Wahrheit dieser Aussage; der Feuergarm würde sich bald bemerklich machen und die Zuschauer in Schrecken setzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wien, März.

(Beschluß.)

Franz und Ferdinand.

Gestern, den 7ten März, Nachmittags ist der kaiserliche Leichnam, nachdem derselbe drei Tage lang in der Hofburgkapelle, unter ungeheurem Zudrange von Schaulustigen und Leidtragenden, auf dem Paradebett ausgestellt gewesen, mit sehr mäßigem Gepränge zur Gruft bestattet werden. Der Zug, von einer kleinen Abtheilung Husaren eröffnet und dieß aus drei oder vier Hofequipagen nebst dem Leichenwagen bestehend, welcher von Abtheilungen der deutschen und ungarischen Garde, theils zu Fuß, theils zu Pferde, begleitet war, denen zum Schluß wieder Husaren und einige Bataillon Infanterie folgten, ging aus der Burg über den Michaelis-, Josephs- und Lobkowitzplatz nach der Kapuzinerkirche, woselbst die Großbeamten, Großwürdenträger und Deputationen zum Empfange des Verewigten versammelt waren, für welchen, dem Herkommen gemäß, durch dreimaliges Klopfen an die verschlossene Kirchthür Einlaß und die ewige Ruhe begehrt, und der Sarg sodann, nachdem, auf geschehene Eröffnung des Thors, der Inhalt von dem Guardian des Klosters als die Ueberreste des kaiserlichen Anverwandten anerkannt worden, in die Gruft versenkt ward. Herz und Eingeweide waren bereits in den Vormittagsstunden mit noch minderem Gepränge, jenes zu den Augustinern, diese nach der Kathedrale zu St. Stephan geführt worden. Alles, wie die altherkömmliche Form es vorschreibt. Heute und die folgenden Tage werden nur noch bei den Augustinern Vormittags feierliche Seelenmessen und Nachmittags Vigilien angehalten, denen der Kaiser, tief in Trauer gehüllt, mit langem, schwarzem Mantel, Pilgerhut und Bart von Flor, der ganze Hof und die Mitglieder der verschiedenen Staatskörperschaften in großer Gala beiwohnen, womit denn, bis auf die stillern Messen und Gebete in den übrigen Kirchen, die Todtenfeier ein Ende hat. Betrübend ist es übrigens, sagen zu müssen, daß viele Menschenleben derselben zum Opfer gefallen sind, indem gegen fünfzehn Personen theils erdrückt, gequetscht, überfahren oder sonst umgekommen, theils verwundet in's Krankenhaus gebracht worden.

Was nun die demnächst bevorstehenden Freudenfeste betrifft, so ist darüber noch nichts Genaueres festgesetzt und im Publikum bekannt worden, wiewohl einigen Gerüchten zufolge, die öffentliche Huldigung während der Osterwoche vorzunehmen seyn würde, nachdem eine solche von Seiten der ersten Hof- und Staatsbeamten in den kaiserlichen Zimmern gleich am Tage nach dem Ableben bereits stattgefunden. Hier aber sieht, nach dem Bericht von Augenzeugen, zwischen dem jungen Kaiser und der Kaiserin Witwe eine höchst rührende Scene vor, indem der Monarch, als Leztere erschien, um ihm nunmehr als Unterthanin die Hand zu küssen, dieselbe schnell hinwegzog, die Hand der Kaiserin ergriff und selbst küßte, dann aber sie umarmte und lange weinend an ihrem Halse hing, mit Beweisen der Ehrfurcht und Dankbarkeit für die dem Vater geleistete treue Pflege sie überschüttend. Auch begab er sich gleich darauf in ihre Zimmer, um ihr im Namen der Familie die Bitte vorzutragen, in ihrer Mitte zu weilen und die Hauptstadt nicht zu verlassen, ein Verfahren, das, wie Alles, was man bis jezt von ihm weiß, dem neuen Beherrscher in hohem Grade die Herzen gewinnt. In der That zeugen auch die bisher bekannt gewordenen Verfügungen von eben so viel Einsicht und Festigkeit, als Mäßigung und gutem Willen. Schon soll der Befehl zu Errichtung eines Denkmals für den Verewigten gegeben seyn, wie denn auch die Wahl des neuen Generaladjudanten, Grafen Clam Martinz, eines anerkannt fähigen und gescheiten, jugendkräftigen Mannes, die Bahn zu brechen scheint, welche zu verfolgen beabsichtigt wird. Kurz, die leicht zu gewinnende Menge fängt schon an, den Glauben zu äußern, daß, wie man sich unter Franzl wohl gefährt, so auch mit Ferdinandl wohl durchzunehmen seyn werde, daher man denn das große Ereigniß in den unaufhaltsamen Strom des Lebens bald wird untertauchen sehen, um andern Begebenheiten und Interessen Platz zu machen. Selbst der gegenwärtige traurige Anblick Wiens, wo keine Theaterzettel und Ballanzeigen, keine Einladungen zu Konzerten und Mittagessen an den Ecken zu lesen, keine Gesellschaften, selbst nicht in Privathäusern, zu besuchen sind, selbst dieser wird bald wieder neues Leben gewinnen, sobald nur die Vorstadttheater, was bis zum 15ten d. M. geschehen soll, erst wieder eröffnet sind, so daß dann nur die diesjährigen Praterfahrten, eine Haupt- und Staatsangelegenheit der Wiener, durch die vielen schwarzen Livreen, Pferdegeschirre und Kutschen, mit deren eben so schwarzem Inhalt, vielleicht minder heiter erscheinen werden, als sonst. Hievon aber und von dem, was in Leben und Kunst sonst Bemerkenswerthes sich zeigt, in unserm nächsten Bericht, den wir mit leichterm Herzen zu entwerfen und mit erfreulicherm Dingen anzufüllen nicht ohne Grund hoffen dürfen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 75.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 28. März 1835.

Für uns ist das Hauptergebniß dieser Entdeckungen dieses, daß man nun nicht mehr, wie bisher oft geschehen, von römischen Zehntlanden nördlich vom Main und den vorübergehenden römischen Ansiedlungen im Süden dieses Flusses wird reden können, sondern daß von jetzt an eine Jahrhunderte hindurch bestandene, durch Heerstraßen verbundene und durch Vertheidigungslinien gesicherte römisch-gallische Colonisation wird anerkannt werden müssen.

Creuzer.

Die Römer im südwestlichen Deutschland.

Dritter Brief.

Wir sind in der Beschreibung der römischen Linien zwischen Donau und Rhein am einspringenden Winkel derselben stehen geblieben, der durch das heutige Lorch bezeichnet wird, und fahren fort, sie in der bisherigen Weise zu verfolgen.

Die Richtung des Stücks der Befestigung, welches dem Neckar und dem Raum zwischen diesem Flusse und dem Main entspricht, wird nordwärts durch die Orte Murrhardt, Mainhardt, Oeringen, Jorthausen, Burken, Hausen, Mudau bezeichnet, wo sie den Odenwald betritt, denselben in eigenthümlicher Gestalt durchstreicht und sich bei Obernburg an den Main anschließt. Eine kleine Strecke weit bildet hier der Main selbst die Grenze, aber gleich etwas ostwärts von Aschaffenburg wird die Linie wieder sichtbar, schwingt sich im Norden des Mains durch die Wetterau und über den Taunus, und erreicht die Lahn, Ems gegenüber. Hier endet die dritte, dem Main zugehörige Abtheilung, und von hier läuft die befestigte Grenze längs des Rheins über die Orte Kemmenau, Cattenbach, Simmern, Grenzenhausen, Nengsdorf, Waldbreitbach, Rheinbreitbach, nur einen schmalen Streifen Landes vor dem Flusse deckend und gleichsam den bedeckten Weg vor seinem Wassergraben bildend, hinab bis hinter das Siebengebirge, wo wir ihre Spur verlieren, ohne zu wissen, ob wir ihr Ende erreicht haben.

Dieses erstaunliche Werk, gegen welches die von den Engländern viel besungene, beschriebene und abgebildete schottische Mauer wirklich unbedeutend erscheint, zeigt in seinen einzelnen Abschnitten verschiedene Anlage und Bauart. Die Trümmer des vor der Provinz Rhätien ausgebreiteten, von der Donau bis Lorch sich erstreckenden Stücks, die sogannte Teufelsmauer, weisen auf eine eigentliche, sehr starke, mit Thürmen besetzte Mauer hin; dem Neckar gegenüber sind die Spuren verschiedener Natur, bald wirkliche Mauer, bald gemauerter Wall, bald bloßer Erdwall mit einem Graben. Wo die Linie in den Odenwald tritt, verändert sie völlig ihre Physiognomie: sie wird hier nur, in der Richtung von Südost nach Nordwest, durch eine Reihe isolirter Kastelle bezeichnet, welche mit weiser Benutzung des Terrains angelegt sind; die Natur des Bodens scheint hier einen eigentlichen ununterbrochenen Wall, von dem sich keine Spur findet, entbehrlich gemacht zu haben, und allem nach waren die Kastelle nur durch ein Pfahl- oder Pallisadenwerk mit einander verbunden, das natürlich die Zeit völlig zerstört hat. Dasselbe scheint von dem Strich im Hanauischen, Isenburgischen und Darmstädtischen zu gelten; aber unweit Nidda erscheint die Grenze wieder

Digitized by Google

sehr deutlich, unter dem Namen Pohl- oder Pfahlgraben, als ein auf steinerner Basis ruhender, mit starken Pfählen verbundener Rasendamm mit einem Graben an der Ostseite, und diese Gestalt behält sie dem ganzen Ufer des Rheins entlang bei.

Der Zeitpunkt, in welchem diese Linien angelegt wurden, läßt sich nicht genau angeben; Allem nach aber wurde damit der Anfang gemacht, sobald die Römer die Unternehmungen gegen das freie Deutschland definitiv aufgegeben hatten, also bald nach dem Beginn unserer Zeitrechnung; der älteste Theil ist somit ohne Zweifel, da damals nur am Niederrhein unmittelbare Gefahr von den Eingebornen drohte, das Stück am Rhein herauf bis an den Main, dessen Grundlage wohl die bereits unter August und Tiberius, namentlich auf dem Taunus angelegten Befestigungen bildeten. Aus den, freilich sehr sparsamen Winken der Geschichtschreiber geht aber hervor, daß das Ganze schon unter Trajan, gewiß aber unter Hadrian, zu Anfang des zweiten Jahrhunderts, vollendet seyn mußte. Von den Antoninen, d. h. vom Jahr 138 an bis in die zweite Hälfte des dritten Jahrhunderts ist auf den längs der Grenze und im innern Lande gefundenen Monumenten die ganze Reihe der Imperatoren vielfältig repräsentirt; bei weitem die Mehrzahl gehört indessen den Kaisern Antoninus Pius, Marcus Aurelius, Commodus, Septimius Severus, Caracalla und Alexander Severus an. Von welchen aber den verschiedenen Stücken des Grenzwalls die Gestalt gegeben worden, in welchen er zu Ende des dritten Jahrhunderts allmählich von den Römern ganz verlassen und das Land den Alemannen preisgegeben werden mußte, diese Frage läßt sich weder aus der Geschichte, noch aus den bis jezt entdeckten Denkmälern genügend beantworten.

Das Völkergemälde Deutschlands, wie es uns die Römer entworfen haben, ist in hohem Grade schwankend und verworren. Die Römer verhielten sich zu den vielgetheilten Germanen in dieser Hinsicht wie die europäischen Eroberer zu den Ureinwohnern Amerikas: hier wie dort in einer wilden, übermächtigen Natur wimmelnde Völker, deren barbarische Laute das feinere Ohr und der gebildetere Mund des Eroberers nach seiner Sprache formt und modelt, ein Gewirre entstellter, mißverstandener Namen, welche hier verschwinden, dort wieder auftauchen, wo man selten weiß, was die Hauptnamen der Völker sind, was nur Bezeichnungen einzelner Stämme, oder gar selbstgeschaffene Ehrentitel. Indessen hat der spätе Deutsche, standhaft in gelehrter Forschung, wie sein Urahn in Freiheitsliebe, in der frühesten Geschichte seines Volks Manches glücklich aufgeklärt, und noch mehr darüber gemuthmaßt; eine der wichtigsten und fruchtbarsten Entdeckungen ist nun aber eben die in der neuesten Zeit gewonnene Kenntniß von dem ununterbrochenen Zusammenhang der römischen Landmark zwischen Rhein und Donau. Man hat damit nicht nur eine Basis zu richtigerer Beurtheilung der Verhältnisse der Römer in Schwaben, Franken und am Rhein gewonnen, sondern auch einen Gesichtspunkt, von welchem aus sich auch im freien Germanien Vieles besser als früher gruppirt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Soldatenschicksale.

(Beschluß.)

Meine Gemüthsstimmung war nicht die ruhigste; was sollte ich denken? hatten sich alle Leute das Wort gegeben, mich von Sinnen zu bringen? Ich ließ einen Wagen kommen und begab mich zagenden Herzens nach dem ersehnten Gartenhause. Ach! ich mußte langsam auf Krücken dem Augenblick entgegenschleichen, der mich der Geliebten zuführen sollte. — „Wo ist Clara?“ rief ich erhizt, als ich in das Wohnzimmer trat und sie nicht sah. „Sie ist drinnen im Nebenzimmer,“ sagte die Tante ruhig, „sie läßt sich nicht gerne sehen.“ Athemlos trat ich in ein halbdunkles Kabinet, wo ich sie am andern Ende des Gemaches auf einem Sopha mit verbundenem Auge sitzen sah. Sie streckte mir die Arme entgegen, ein Thränenstrom bedeckte ihr liebes, unvergeßliches Gesicht; und ich — ach! ich hinkte in ihre Arme, die sie zärtlich um mich schloß! — „Clara!“ rief ich nach den ersten heiligen Ausbrüchen des Entzückens, „was ist Ihnen, geliebtes, theures Mädchen?“ — „O,“ sagte sie schluchzend, „etwas Schlimmes, sehr Schlimmes! Ich habe ein Augenübel, das vor einigen Tagen operirt werden mußte und mich vielleicht um das Gesicht bringt.“ — „Gott sey Dank!“ rief ich aus, und schloß sie in meine Arme. „Gott sey gedankt! Ich will Sie pflegen helfen, meine Clara, dazu tauge ich noch — sonst, ach!“ Ich sah auf meine Krücken. Sie schloß mir den Mund mit einem Kuß und sagte mit bewegter Stimme: „through joy and through sorrow.“ Mein Lieber, haben Sie auch einmal einen solchen Augenblick erlebt? — Ich fragte später den Arzt, ob Clara's Uebel so bedeutend und ein Hinderniß unserer baldigen Hochzeit sey. „Keineswegs,“ war seine Antwort; „es ist Folge einer Verletzung und Alles wird gut gehen; aber die beiden Alten sind wie verrückt dabei und haben das Mädchen selbst auch halb toll gemacht.“

Der Arzt hatte Recht. Drei Monate später ließ ich mich — sitzend — trauen, doch die liebe Braut reichte mir die Hand so fröhlich, als stünde ich wie ein kecker Held an ihrer Seite. Am Tage nach der Hochzeit sagte sie: „Wäre meine arme Anna doch auch so glücklich, wie ich! Es

Digitized by Google

wird mir so schwer, über den Bruder zu klagen, aber er benimmt sich unverantwortlich gegen sie. Seit sechs Jahren denke ich und muß Jeder denken, daß er sie liebt, und dennoch erklärt er sich nicht, naht sich ihr, um sie wieder zu fliehen, und hat das liebenswürdigste Mädchen durch sein unerklärliches Betragen in der schönsten Blüthe geknickt; sie ist nicht mehr dieselbe." — „Das ist sie in der That nicht," fiel ich ein. „Aber Du, Clara, wie hast Du es angefangen, in den sechs Jahren auch nicht um eines Alter zu werden?" Sie sah mir liebevoll in die Augen und sprach: „Du wirst noch Deine alte Clara in mir sehen, wenn ich ein Mütterchen bin."

Ich nahm mir vor, dem Herrn Bruder Vorwürfe zu machen und ihn wo möglich zu bewegen, sein bisheriges Benehmen gegen Anna Weigand, die ihre 200,000 Thaler im Vermögen hat und wahrlich überhaupt nicht zu verwerfen ist, durch eine christliche Ehe wieder gut zu machen. Ein paar Monate nach meiner Verheirathung kam er an; auch er war gar sehr verändert, er hatte das Wesen der vornehmen Kaufleute angenommen, das vom diplomatischen wenig verschieden ist und ihn gar wohl kleidet, da ein gebildeter Geist und eine außerordentliche Weisheit damit verbunden ist. Meine leichtfertige Frau kam mir wie ein süßer, bunter Schmetterling neben ihrem Bruder vor, der wie ein Bramine einherschritt. Aber daß er einem gebildeten Mädchen gefallen konnte, begriff ich wohl.

Ich erzählte ihm einst in gelegener Stunde auf einem einsamen Spaziergange von meinem Besuche bei Melgands und verhehlte ihm nicht, wie ganz verändert ich Anna gefunden hatte. Er seufzte tief; nach einer Weile sagte er: „Lieber Karl, ich will mein Herz endlich von einer Last befreien, die seit Jahren meinen Frohsinn hemmt und die schönste Zeit meiner Jugend verbittert hat; ich will Dir gestehen, was ich Dir schon längst gestanden hätte, wenn Du hier gewesen wärest, was ich aber keinem andern sagen mag. Ich liebe Anna seit dem ersten Augenblicke, da ich sie sah, und werde sie lieben, bis die Marter des ewigen Entsagens und Schweigens dies Herz ausgetrocknet haben wird." — „Ei warum vertraust Du denn das mir und nicht lieber Anna?" fragte ich ungeduldig. Er erwiderte: „Weil mich ein unübersteigliches Hinderniß von ihr trennt. Du weißt, daß ich vor zehn Jahren nach Spanien reiste. Meine Geschäfte führten mich in das Haus eines reichen Banliers in Madrid, der eine Tochter hatte, ein Mädchen, wie man sie hier im Norden nicht ahnet. Kaum eine Rosenknospe ist so strotzend vom Jugend und Liebreiz, als ein südliches Mädchen am Vorabend ihrer Entwicklung. Römmling, Du wirst wissen, was es heißt, ein solches Mädchen täglich sehen zu dürfen, ihr Begleiter auf allen Spaziergängen und endlich der Gegenstand ihrer ersten aufkeimenden Liebe zu seyn. Ich war drei-und-zwanzig Jahre alt, sie sechzehn. Wenn man ein Pulverfaß und eine Lunte zusammenhält, so wird's eine Explosion geben. Auch mit uns ging es nach diesem natürlichen Gesetze. Ich verließ sie mit dem festen Versprechen, wiederzukommen und sie zu heirathen; aber mache Dir eine Vorstellung von der innern Beklemmung meines Herzens, als ich nach kurzer Abwesenheit entdeckte, daß ich sie zwar sehr heiß, aber nicht wahrhaft geliebt hatte; denn Anna's welcher Blick verdrängte ihr Bild nur zu bald. Dennoch hatte ich die Absicht, nach Spanien zurückzukehren, um mich entweder mit ihr zu verheirathen, oder das Band zu lösen, wenn es geschehen könnte, ohne sie zu kränken. Die Unruhen in Spanien hinderten mich an der Ausführung meines Planes; ich schrieb an einen Vertrauten meines Geheimnisses und erfuhr durch ihn, daß Theresa aus dem väterlichen Hause verstoßen worden, und daß man bestimmt vermuthe, der Zorn des Vaters über die Entdeckung unsers Verhältnisses sey die Ursache dieses gewaltsamen Verfahrens gewesen. Diese Nachricht bestürzte mich auf's Aeußerste; ich schrieb zurück und bat ihn dringend, der Sache auf den Grund zu kommen; aber vergebens, ich habe nie Auskunft über das Schicksal dieses durch mich in's Elend gestürzten Mädchens erhalten können; sogar jetzt, nach hergestellter Ruhe, war es mir unmöglich. Du begreifst, lieber Karl, daß ich mich so gut wie verheirathet betrachte, bis ich Auskunft über Theresa's Schicksal habe. Anna und ich vergehen indeß in hoffnungsloser Liebe, und das Alles um einer jugendlichen Unbesonnenheit willen. Karl, weißt Du Rath?" — „Wie hieß das Mädchen?" fragte ich in nicht geringer Aufregung; denn Sie werden begreifen, daß mir eine Ahnung durch die Seele ging, von deren Bestätigung das Schicksal zweier guten Menschen abhing. Adolph nannte Theresa N. — Bester Freund, ich wäre beinahe, wie damals in Harrich, vom Pferde gefallen, so elektrisirte mich der Name. Ich nahm nun weiter keinen Anstand, meinem Schwager Alles, was zwischen mir und dem Mädchen, dessen ersten Fehltritt er veranlaßt hatte, vorgefallen war, zu erzählen. Sein Erstaunen war groß; aber es gesiel mir, daß sich keine [illegible]liche Freude darein mischte, daß im Gegentheil ein paar Thränen seine Augen füllten, die mich nie so lebhaft an die meiner Clara erinnert haben, wie damals. Nach einer Pause sagte er wehmüthig: „Also das ist das Schicksal dieser spanischen Rosenknospe? Karl, wie hast Du mich erfreut und bekümmert zugleich!"

Seitdem, mein Lieber, ist wieder über ein Jahr vergangen, und Anna Brewitz sieht nicht mehr aus wie eine alte Jungfer, sondern wie eine junge Frau.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Theaterbrand.

In der großen Oper ist die Gefahr bei Weitem nicht so groß, als bei den kleinern Boulevardstheatern. Das Opernhaus ist so geräumig und die Bühne so hoch und breit, daß das Feuer auf der Bühne nicht leicht mit andern brennbaren Materien in Berührung kommt, und daß die Feuerspritzen freien Spielraum haben und auf die entzündeten Koulissen wirken können, weßhalb auch die Pompiers daselbst immer während der Vorstellungen bereit stehen, wie bei Gefahr von Ueberrumpelung die Kanoniere neben ihren Feldstücken. Durch die Erfahrung hat die Polizei auch etwas gelernt. Sonst hatte sie nichts dagegen, wenn ein Schauspielhaus mitten zwischen Häusern erbaut wurde, und manche Theater sind noch auf diese Art eingeklemmt. Gegenwärtig verstattet die Polizei so etwas nicht mehr, und die Theater, die in der lezten Zeit errichtet worden sind, haben, wo nicht auf ganz freien Plätzen, doch wenigstens in einiger Entfernung von andern Gebäuden erbaut werden müssen. Sie stehen immer noch nicht frei genug; der Raum ist aber etwas so Kostbares in dem Innern der Stadt, daß in dieser Hinsicht schwerlich eine Verbesserung zu hoffen steht. Fast alle Theater haben ihre Dekorationsmagazine in den Vorstädten, fern von ihren Sälen; dadurch vermindern sie die Gefahr und den Verlust bei ausbrechender Feuersbrunst. Die Polizei fordert auch das Anlegen von Wasserbehältern; ich glaube aber nicht, daß diese Behälter bisher irgend einen Dienst geleistet haben. Wie könnte etwas Wasser die ungeheure Gluth löschen? Im Odeon hat man zwischen dem Saale und der Bühne eine hohe und dicke Mauer errichtet. Bei eintretender Feuersbrunst würde man einen Vorhang von Eisengitter herablassen, wodurch man also die beiden Theile ganz von einander trennen, und wenigstens einen derselben retten könnte, wie man hofft. Glücklicherweise ist man noch nicht in die traurige Nothwendigkeit versezt worden, von diesem Hülfsmittel Gebrauch zu machen. Auch zweifeln einige Personen an der Wirksamkeit desselben. Sie versichern, wenn z. B. die Bühne in vollem Feuer stände, würde die Hize den Vorhang von Eisendrahl bald sprengen und auch den Saal in Flammen sezen; es möchte nicht einmal möglich seyn, meinen sie, im Saale zu arbeiten, wegen der ungeheuren Hize, welche durch diesen Vorhang dränge. Dann muß man auch noch voraussezen, daß man Zeit und Geistesgegenwart genug hat, um zu rechter Zeit den Vorhang herabzulassen, und daß das Feuer nicht an eben der Seite ausbricht, wo sich die Vorrichtung zum Herablassen des Vorhangs befindet. Aus all diesem geht hervor, daß das Schauspiel, wie es jezt beschaffen, in hölzernen Sälen und unter lauter Vorhängen von Leinwand, eine gefährliche Belustigung ist und bleibt, und man muß sich wundern, daß nicht mehr Säle in Brand aufgehen, besonders zu Paris, wo sie nimmer ruhen, sondern Tag für Tag im Gange sind. Dieser Gedanke wäre wohl geeignet, den Zuschauern die Freude daran ein wenig zu verleiden; aber Gewohnheit macht sie gleichgültig gegen die Gefahr. Man kann nicht ohne Schaudern daran denken, wie es in dem kleinen Palais-royal-Theater zugehen würde, wenn während einer Darstellung bei vollem Hause Feuer ausbräche. Dieses stark besuchte, aber kleine Theater stößt an andere Gebäude, Treppen und Gänge sind äußerst schmal. Die Leute, welche hastig fliehen wollten, würden einander erdrücken und den Nachfolgenden den Ausgang verrammeln. Hier ist die Gefahr augenscheinlich und beängstigend, und dennoch wird in keinem Theater so viel gelacht, als in diesem. Das Abbrennen des Gaietétheaters hat manche Personen um ihr Vermögen oder um ihren Erwerb gebracht. Zwar braucht man gar nicht daran zu zweifeln, daß es, wo nicht auf demselben Platze, doch auf einem andern wieder aufgebaut werden wird, und wahrscheinlich schöner und größer, als zuvor; denn ein lange im Gange gewesenes und beim Volke beliebtes Theaterunternehmen gibt man in Paris nicht so leicht auf; allein bis Alles wieder völlig im Stand ist, werden Schauspieler und alle Individuen, die von diesem Theater lebten, in Noth seyn, wofern sie nicht bei andern Theatern oder in der Provinz ihr Unterkommen suchen. Allenfalls könnte die Truppe des Gaietétheaters in irgend einem leerstehenden Schauspielsaale, woran es in Paris nicht fehlt, spielen; allein es ist eine eigene Sache mit den Theatern in Paris: nicht alle Stadtreviere sind ihnen zuträglich; in einigen Gegenden der Stadt hat nie ein Theater emporkommen können, und die Melodramen gedeihen hauptsächlich nur auf den Boulevards, obschon hier drei Theater sich mit dieser beim Volke beliebten Gattung abgeben. Anderswo würden sie nicht mehr dasselbe Publikum haben, und folglich sich nur eines geringen Fortgangs erfreuen. Das Volk weiß, daß es auf den Boulevards die herzzerreißenden, schreckhaften Melodramen antrifft; will es also starke Erschütterung haben, so wandert es Abends den Boulevards zu. Ist es zu voll im Porte St. Martintheater, so findet es sein Unterkommen im Ambigu comique, und wenn nicht in diesem, doch im Gaietétheater. Boulevards und Melodramen sind in seiner Idee unzertrennlich; soll es nun aber ein Melodram in einer andern Stadtgegend suchen, so sind seine Begriffe verwirrt; es dünkt ihm nicht wohl möglich, daß man anderswo, als auf den Boulevards, so abscheuliche Bösewichter, solche Muster von Räubern, solche tugendhafte Hausmütter auf die Bretter bringen, so vortreffliche Tänze und Kämpfe aufführen könne. Schwerlich werden sich also die Inhaber des Gaietétheaters von den Boulevards entfernen wollen.

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 59:

Spielglück.

Räthsel.

In Duodez mit weißen Blättern,
Begrüßt von viel gedruckten Wettern;
Drauf druckt sich weise, klug, dumm, toll,
Bis endlich alle Blätter voll.

Inzwischen wächst es zum Octav,
Schön seine Schrift, sein Einband brav,
Sein Hauptkapitel ein Roman
Von Liebe, wohl das Beste dran.

Schon hat ein Andres drauf gebarrt,
Mit ihm verbunden wird es Quart;
Oft werden Duodezchen draus,
Sein Schild ist oft ein Kreuz im Haus;

Und dann — groß und klein Folio,
Bald auch verspeist von Würmern so;
Neu aufgelegt in andrem Land:
Wie heißt das Buch, wie heißt sein Band?

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 76.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 30. März 1835.

— Praesens divus habebitur
Augustus.
Horat:

Zu Wien im Jahr 1831.

Der Tod kalt durch die Erde geht,
Die Aehren und die Saat er mäht.
Der Bleiche schreitet, nimmer satt,
Durch's Ungarland zur Kaiserstadt. —
O Todter! wie bist du allein!
Kein Bruder folget deinem Schrein,
Gedung'ne Träger, stumm und kalt,
Fortschleppen dich ohn' Aufenthalt,
Und wo der Zug erscheint, da weicht
Das Volk zur Seite und erbleicht.

Hier auch kommt solch ein Zug heran:
Sie tragen einen Bettelmann.
Kein Aug' auf dieser Welt dem weint,
Dem folgt am wenigsten ein Freund.
Erschrocken weicht das Volk zurück,
Nur Einer bleibt, Mitleid im Blick,
Und schnell gewandt zum Sarge, geht
Der hinten nach, still, mit Gebet.

Ich bin ein fremder Wandrer hier,
Wer ist der Mann? o sagt es mir!
Ist das nicht hier der beste Christ,
Wenn es nicht gar ein Engel ist?

„Ja, Wandrer, Du bist fremd hier ganz!
Der Mann dort — ist ja unser Franz!"

Justinus Kerner.

Von der Kraft des Oels, das Wasser durchsichtiger zu machen.

Der Graf Xavier de Maistre beschreibt in der Bibliothèque universelle interessante Versuche über die Durchsichtigkeit des Wassers, aus denen wir dasjenige mittheilen, was auch ein größeres Publikum zu beschäftigen im Stande ist.

Bei den zahlreichen Versuchen, sagt der Beobachter, welche ich darüber anstellte, wie weit das Auge in die Tiefe des Meeres dringt, verlor ich immer das weißbemalte Blech, mit welchem ich experimentirte, beim Sonnenschein mit etwa 80 Fuß aus dem Gesicht, während ich es beim schwachen Mondlicht in der Tiefe von 40 noch deutlich sah. Dies ist auffallend, wenn man weiß, daß die Physiker das Licht der Sonne 300,000 mal stärker schätzen als das des Mondes; schließen aber läßt sich daraus unmittelbar nichts, weil beim blendenden Sonnenlicht schwache Eindrücke nicht mehr zur Perception

Digitized by Google

kommen. Aus vielfältiger Beobachtung scheint indessen hervorzugehen, daß das Mondlicht verhältnißmäßig ungleich tiefer in das Wasser dringt, als das Tageslicht; wollte man aber hierüber strenge vergleichende Versuche anstellen, so müßte sich der Beobachter, und zwar längere Zeit vor dem Versuch, ganz im Dunkeln befinden. Bis jetzt scheint sich kein zu diesem Zweck erfundener Apparat bewährt zu haben; vielleicht führte es aber zum Ziele, wenn man in den Boden eines platten Fahrzeugs ein Glas von gehöriger Stärke einsetzte; der Beobachter läge mit dem Gesicht über dem Glase und hätte den Kopf dicht mit schwarzem Zeug bedeckt. Das Auge gewinnt im Dunkeln schnell seine volle Erregbarkeit, und es könnte kein anderes Licht als von den Gegenständen in der Tiefe des Wassers in dasselbe fallen. Ich bin geneigt zu glauben, daß man auf diese Weise einen weißen Körper in der Tiefe von 500 Fuß noch sehen könnte; eine solche Vorrichtung dürfte aber zum Aufsuchen verlorener Gegenstände, oder für den Wasserbau immerhin von Nutzen seyn.

Man bedient sich, um das Wasser durchsichtiger zu machen, beim Fischfang vielfältig eines sonderbaren Mittels, nämlich des Oels, das man auf die Oberfläche gießt. In Neapel ist es beim nächtlichen Fischfang allgemein im Brauch; die Fischer unterhalten ein Feuer in ihrem Fahrzeug, das die Fische herauflockt; einer fährt nun mit einer in Oel getauchten Feder über das Wasser, während der andere, indem das Wasser augenblicklich klarer wird, die geöhten harpuniet. Die Muschelfänger bedienen sich zuweilen auch dieses Mittels bei Tag und am Strande; bis zum Gürtel im Wasser werfen sie groben, mit Oel getränkten Sand, ungefähr wie der Sämann das Korn, und ziehen die frutti di mare, welche sie auf diese Weise gewahr werden, mittelst eines Rechens heraus. Auch im Boote mit Rechen und Speer sieht man sie dasselbe Spiel treiben, wobei sie sich aber nie weit vom Strande entfernen. In einer ältern Reisebeschreibung ist eine ähnliche Fischerei im Bosphorus beschrieben. „Die Fischer," erzählt der Reisende, „haben ein seltsames Mittel, die Fische auf dem Boden des Meers zu gewahren, namentlich wenn es unruhig ist. Sie schütten ein paar Löffel voll Oel auf die Fläche; diese wird dadurch in runden Flecken sogleich glatt, und die Flecke wirken gleichsam wie Glaslinsen, so daß man sehr tief in das Wasser hinabsieht. Dies haben namentlich die Bulgaren im schwarzen Meer und an den Donaumündungen im Brauch."

Ein so allgemeiner Brauch läßt am Faktum, daß das Oel die Durchsichtigkeit des Wassers vermehrt, nicht zweifeln; da sich aber die beiden Flüssigkeiten nicht mischen, so kann die Wirkung nur die Oberfläche betreffen, und ich erklärte mir die Sache Anfangs durch die Annahme, die Oelschichte werde die Strahlung des Lichts an der Meeresfläche vermindern und damit den Blick tiefer eindringen lassen. Macht man aber den Versuch im Kleinen in einem Gefäß voll Wasser, auf das man einen Tropfen Oel bringt, so bildet sich eine farbig schillernde, sehr rasch sich ausbreitende Schichte, welche das Licht ungleich stärker zurückwirft, als der vom Oel unberührte Theil des Wassers; ja die Wasserfläche erscheint schwarz daneben. Die Oelschichte über dem Wasser scheint also im Gegentheil eine stärkere Strahlung zu bedingen, woraus sich ein der Erfahrung der Fischer gerade entgegengesetztes Resultat ergeben müßte. Doch bevor man eine Erklärung versuchte, kam es darauf an, die Sache auf dem Meere selbst zu erproben. Ich bestieg ein Boot und ließ mich langsam vom Ufer wegrudern, wobei ich auf den Meeresgrund blickte, der aus Sand, kleinen Kieseln und sehr weißen Muschelfragmenten bestand, welch letztere ich noch unterschied, während alles Andere mir bereits entschwunden war. So wie ich auch sie nicht mehr sah, ließ ich anhalten und schüttete einen Theelöffel voll Olivenöl auf das Wasser; es bildete augenblicklich einen weißlichen Fleck und breitete sich in kleinen, glänzenden, schnell dahinfahrenden und sogleich verschwindenden Punkten rasch aus. Nach acht, bis zehn Sekunden war vom Oel nichts mehr zu bemerken; aber jetzt gewahrte ich zwei weiße Muscheln, die mir eben vorhin entschwunden waren, und allgemach wurden auch die Kiesel und der Sandboden sichtbar. Der Effekt war so auffallend, daß mir über die Wirklichkeit der sonderbaren Erscheinung nicht der geringste Zweifel blieb. Auf einer nicht eingeschränkten Wasserfläche scheint sich das Oel ausnehmend weit zu verbreiten; die Schichte wird immer dünner, und am Ende ist kein Lichtreflex mehr daran zu bemerken (ungefähr wie die Seifenblasen vor dem Zerplatzen schwarze Flecke bekommen), so daß sie vom Wasser durchaus nicht mehr zu unterscheiden ist. Wie aber diese unsichtbare Oelschichte das Wasser durchsichtiger machen solle, war noch nicht abzusehen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Römer im südwestlichen Deutschland.

(Fortsetzung.)

Ueberall, wo der Römer vordrang, um festen Fuß zu fassen, war sein erstes Geschäft, Straßen anzulegen, und die Spitzen der Legionen öffneten sich das Land mit Hacke und Spaten. Der Römer befolgte aber bei Anlegung seiner Straßen ein dem jetzigen gerade entgegengesetztes System. Während wir unsere Straßen nur zu oft aus Koth bauen, bestand der römische Heerweg aus

Digitized by Google

einem erhabenen Damm von festem, mit Mörtel verbundenen Gestein. Der allgemeine Typus, wenigstens in den abendländischen Provinzen, ist, daß sich über einer Grundlage von in einander gefügten Bruchsteinen eine Schichte von geschlagenem Lehm ausbreitet, auf welcher sodann Lagen zerschlagener, mit Mörtel dicht verbundener Steine die Fahrbahn bilden. Dieser allgemeine Plan findet sich nach dem Material, wie es das Land bot, namentlich nach der Natur der Gebirgsart verständig modificirt. Während wir mit unsern Straßenzügen so schnell als möglich wieder den Boden der Thäler zu gewinnen suchen und ihren Krümmungen folgen, blieb der Römer, so lange es anging, auf den Landhöhen, und zog seinen Weg schnurgerade über Berg und Fluß von einer Station, einer Stadt zur andern. Sie gewannen dadurch den Vortheil, daß die Straße sowohl vor feindlichem Ueberfall als vor der Zerstörung der Elemente besser geschützt war; überdies sorgten sie dabei auch für unser Interesse, die wir die Spuren ihrer Niederlassungen verfolgen: wie überall, so auch bei uns haben sich in Wäldern und auf ungebauten Landhöhen ihre Steindämme oft viele Meilen weit unter der Decke der Vegetation fast unversehrt erhalten. Wenn wir sehen, wie diese in unsern Ländern stückweise sogar noch befahrenen Straßen mehr als fünfzehnhundert Jahren getrotzt haben, so müßten wir uns schämen, nicht schon längst in die Fußstapfen der Römer getreten zu seyn, ginge nicht die jetzige Welt mit einem ganz andern System, mit dem der Eisenbahnen, schwanger. Betrachtet man auf der wunderlichen Karte des römischen Reichs, auf der sogenannten Peutingerschen Tafel, die zahllose Menge der Straßenzüge, welche von den äußersten Grenzen des Abendlandes, von Hispanien und Antonins schottischer Mauer aus, ununterbrochen, mehrere tausend Meilen weit, durch das ganze Reich bis tief nach Asien hinein laufen, so weiß man nicht, soll man mehr die Größe des Reichs bewundern, das Jahrhunderte lang so ungleichartige Elemente mit dem Band Einer Kultur umfaßte, oder das Geschick beklagen, das seitdem die größere und schönere Hälfte dieser Länder, den Osten und den Süden, wieder in Barbarei zurückgeworfen hat. Sollte es je der Lauf der Geschichte wieder mit sich bringen, daß die Länder, wo jetzt der Reisende den Weg durch die pfadlose Wüste sucht, der Kultur wiedergegeben werden, so möchte doch der Zeitraum, der verstoßen ist, seitdem der große Ingenieur Augusts, Agrippa, das Reich vermessen hat, sich verdoppeln, bevor sich um das Mittelmeer, statt der römischen Heerwege, ein Kranz von Eisenbahnen zieht. Die Bewegungen der Heere waren indessen bei Anlegung der Straßen durch die Provinzen, wenn auch der Hauptzweck, doch keineswegs der einzige: sie dienten ebenso gut dem Handel, sie waren sorgfältig durch Meilensteine getheilt, und im Abstand weniger Millien zum Dienste des Staats regelmäßige Posten angelegt. Konnte nun auch damals nicht Jeder, dem die Mittel zu Gebot gestanden wären, nach Lust und Laune mit kaiserlicher Post durch die römische Welt rollen, so wurden doch Präfekt und Proprätor rasch genug befördert, und wir zeigen an einem Beispiel, daß uns die Römer bei unsern heutigen Einrichtungen eben nicht viel zu beneiden hätten. Unter Theodosius reiste Cäsarius, ein vornehmer römischer Beamter, mit der Post von Antiochien nach Konstantinopel; er brach mit Anbruch der Nacht auf, war am sechsten Tage um Mittag in Konstantinopel, und hatte somit in nicht ganz sechsmal vier-und-zwanzig Stunden 725 römische oder gegen 140 deutsche Meilen zurückgelegt.

Auch in unserm Landstriche nun sind die Spuren römischer Straßen so ausnehmend zahlreich, daß dies allein beweisen würde, wie sich der Römer hier zu Hause fühlte und viele Generationen hindurch ruhig zwischen Rhein und Donau hin und her zog. Der Hauptvortheil, welchen der Besitz des Winkels zwischen den beiden Flüssen bot, war zunächst die gerade Kommunikation zwischen den Provinzen Rhätien und Obergermanien, zwischen Augsburg und Regensburg einerseits, und Mainz und Straßburg andernseits, während, als im dritten Jahrhundert das Land an die Alemannen verloren ging, der Weg von Augsburg nach Mainz auf weitem Umweg um die Biegung des Rheins bei Basel genommen werden mußte. Der Hauptstraßenknoten, der die Hauptstädte der genannten Provinzen verband, lag ohne Zweifel bei Cannstadt am Neckar, eine halbe Meile von Stuttgart, wo sich noch jetzt naturgemäß mehrere der wichtigsten Heerstraßen kreuzen. Cannstadt war Allem nach die römische Hauptstadt am mittlern Neckar; der Umfang der aufgefundenen Substruktionen, zum wenigsten dreimal bedeutender als der der heutigen Stadt, und die Menge der von hier auslaufenden römischen Straßen lassen hieran nicht zweifeln. Letztere können uns am besten als Beweis dienen, daß sich dieses Vorland des Reichs, wie wir es in Ermangelung jedes andern Namens nennen müssen, in dieser Hinsicht von den kultivirtesten Provinzen lediglich nicht unterschied, wenn es auch nicht geradezu, wie wir überzeugt sind, der Westen der Provinz Obergermanien, der Osten Rhätien zugetheilt war.

Von Cannstadt laufen sechs deutlich zu verfolgende Römerstraßen aus: die eine nach den als römische Niederlassungen bekannten Orten Marbach und Murr, die zweite am Neckar aufwärts nach der römischen Station bei Köngen, die dritte über Waiblingen und Aalen an den Pfahl, die vierte über das Stammschloß Württemberg nach Hohenstaufen, und über Geislingen auf das Plateau der Alp nach Lonsee am Flüßchen Lontel, in

Digitized by Google

die Gegend, welche von der Menge der sich kreuzenden alten Straßen noch jezt das Hochgeträß heißt, und über welche ohne Zweifel die Hauptstraße von Augsburg herführte; die fünfte Neckar abwärts an die römischen Stationen bei Besigheim, Laufen, Heilbronn, und so fort nach Mainz; die sechste über das Städtchen Leonberg durch den Hagenschießwald und die Pforte des Schwarzwalds bei Pforzheim nach Baden, und von da nach Straßburg. Ohne Zweifel fand auch die Straße, welche von der muthmaßlichen Hauptstadt am obern Neckar, von Rothenburg, über Tübingen und durch den Schönbuchwald herüberzieht, in Cannstadt ihre Vereinigung. Dieses Beispiel mag genügen, um die Behauptung zu begründen, daß sich einst zum wenigsten eben so viele römische Heerwege als jezt Poststraßen durch das Land zogen.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortsezung.)

Theaterbrand. Regsamkeit im Bühnenwesen.

Einen bedeutenden Verlust erleidet bei dem Brande des Gaieté-theaters Guibert Pixérecourt, der bekannte Theaterdichter, welcher, nachdem er ungefähr hundert Melodramen in seinem Leben geschrieben und aufführen lassen, zulezt die Werke anderer Dichter aufführen ließ und Theaterdirektor geworden war. Der Mann besaß ein ansehnliches Vermögen, und seine Absicht war, wie es scheint, sich künftige Ostern, dem gewöhnlichen Theatertermin in Frankreich, ganz von der Leitung der Bühne und wahrscheinlich auch vom Theaterdichten zurückzuziehen, und sein übriges Leben in Ruhe zu genießen. Der Brand hat nun diese Hoffnungen zwar nicht vereitelt, aber doch sehr verbittert; denn das Theater, das er seinem Nachfolger überliefern sollte, ist nun nicht mehr vorhanden, und wenn er auch nicht das ganze Eigenthum desselben besaß, so hatte er doch einen bedeutenden Antheil an dem Unternehmen. Sein Nachfolger, ein beliebter Schauspieler vom Gymnase dramatique, Namens Bernard Léon, klagt auch in den Zeitungen über den bedeutenden Verlust, den er durch den Brand erlitten, indem er über hunderttausend Franken für Anstalten zu künftigen Darstellungen bereits ausgegeben habe. Indessen geben einige Theater Benefizvorstellungen zu Gunsten der abgebrannten Schauspieler; dieses sind aber meistens kleine Theater, deren Ertrag nicht bedeutend seyn kann. Was den Armen vorzüglich helfen könnte, wären Darstellungen von besonderm Interesse an den großen, sogenannten königlichen Theatern; diese säumen aber noch, und schon haben es die legitimistischen Blätter der jezigen Regierung vorgeworfen, daß sie sich gegen das Elend einer abgebrannten Schauspielertruppe so gleichgültig zeige, wogegen unter der vorigen Regierung nach dem Brande des Cirque olympique sogleich die königliche Familie eine Unterstüzung bewilligt und Benefizvorstellungen auf den königlichen Theatern verordnet habe. Die Verhältnisse sind aber doch etwas verschieden; damals gab es weniger Theater, als jezt, mithin war die Theilnahme, die jedes einzelne erregte, größer; damals hatte man auch keine großen politischen Begebenheiten, welche die Aufmerksamkeit des Publikums zerstreuten, wogegen jezt die mächtigen Umtriebe der Tories in England, der hartnäckige Kampf zwischen Doktrinärs und Tiers-parti in Frankreich den Geist der Pariser beschäftigen, so viel es mitten in einem geräuschvollen Fasching möglich ist. Die jezige königliche Familie wirft allerdings nicht so freigebig mit Gnaden um sich, als die ältere Linie der Bourbonen, sie ist sparsamer; dagegen läßt sie viel bauen und verschönern. Dann war Franconi, der Unternehmer des Cirque olympique, ein allgemein bekannter und beliebter Mann, der ein in seiner Art fast einziges Theater mit großen Kosten und besonderer Pracht aufrecht gehalten hatte, also auch eher eine außerordentliche Unterstüzung verdiente, als die Unternehmer des Gaieté-theaters, welche mit ihren Melodramen eben nicht zur Verbreitung des guten dramatischen Geschmacks beigetragen, sondern im Gegentheil den schlechten so viel wie möglich genährt haben. Wozu dient im Grunde diese unabsehbare Reihe von Mord- und Schandthaten, welche das Gaieté-theater und seine Kollegen dem Boulevardspublikum seit dreißig oder vierzig Jahren vorgeführt haben? Freilich hat es sich daran ergözt, und das ist immerhin ein Gewinn für die arbeitende Klasse; nur bliebe zu erörtern übrig, ob dies Ergözen nicht auch durch bessere Stücke hätte erzielt werden können. Aber G. Pixérecourt und die andern Dichter, welche für die Boulevardstheater zu arbeiten pflegen, werden sagen, das Volk liebe nur solche Gemälde, auf welchen die Farben dick und grell aufgetragen sind, und alle feinern Nüancen gehen für solche Zuschauer verloren; das kann seyn. Das Abbrennen des Gaieté-theaters hat übrigens den Wetteifer der andern Theater und den Besuch der Pariser nicht im Geringsten vermindert. Sie sind alle in voller Thätigkeit, das eben abgestorbene Théâtre nautique abgerechnet, das sich mit großen Bällen und ungeheuer großen Anschlagzetteln (rothe und schwarze Buchstaben auf Geld) zu helfen sucht. Das Gymnase dramatique gibt eben ein Stück, das Jedermann sehen will, das also achtzig bis hundert Mal gegeben werden muß, um die allgemeine Neugierde zu befriedigen. Dieser glückliche Zufall kam ihm um so erwünschter, da Scribe, jezt Akademiker und ein reicher Herr, für's Gymnase dramatique nur noch wenig schreibt und seine ältern Stücke so ziemlich abgenuzt sind; nichts aber wird in Paris weniger angesehen, als veraltete Sachen. Das jezt beliebte Stück am Gymnase dramatique ist „die Tochter des Geizigen.“ La fille de l'avare, von Bayard und Dnport. Ersterer ist schon lange als guter Vaudeville- und auch als Lustspieldichter bekannt, und wenn er noch lange fortfährt, so hat er Hoffnung, daß der Scribe'sche Theaterscepter auf ihn übergeht. Er hatte einen furchtbaren Nebenbuhler an Mazères; allein die Julirevolution von 1830 hat ihn davon befreit; Mazères hat seine Dichterfeder mit einer Amtsfeder vertauscht und ist jezt Sous-präfekt von St. Denis, was so viel sagen will, als ein deutscher Herr Amtmann oder Landrath. Wahrscheinlich sieht er zuweilen aus seiner Amtsloge heraus im kleinen Theater zu St. Denis (denn auch St. Denis hat sein Theater) seine eigenen Stücke aufführen, und kann sie dreist als höchste Magistratsperson im Orte beklatschen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 77.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 31. März 1835.

Was dafür sprechen soll, daß die Römer lange Zeit Niederlassungen über dem Rhein gehabt, muß so klar, so unzweideutig seyn, daß es dem allgemeinen Stillschweigen der Schriftsteller die Wage zu halten im Stande ist.

Rösler.

Die Römer im südwestlichen Deutschland.

(Fortsetzung.)

Hier ist nun wohl der Ort, mit Kurzem jener Straße der Peutingerschen Tafel zu erwähnen, welche den Alterthumsforschern so sehr viel zu schaffen macht, jener geographischen Hieroglyphe, die von jeder Jeder nach seinen Lieblingsvorstellungen deutete, wie denn lange Zeit die Bewohner der guten und kleinen Reichsstadt Pfullendorf, einen Namen der Tafel sich aneignend, in ihre Stadtwappen setzten: senatus populusque Juliomagensis. — Jene Karte, deren Erhaltung wir dem Fleiße eines Colmarer Mönchs verdanken (das Original der Abschrift des Mönchs befindet sich in der Wiener Bibliothek), umfaßt auf einem zwanzig Fuß langen und nur einen Fuß breiten Pergamentstreifen die ganze den Römern bekannte Welt. Sie ist ihrem Wesen nach rein eine Straßenkarte, und gibt die Entfernung einer Station von der andern nach tausenden römischer Doppelschritte (zu fünf Fuß) an. Die Straßenzüge sind durch Linien angegeben, und die untergeordneten Etappenplätze jedesmal durch einen Absatz der Linie, die größern Orte und Hauptstädte dagegen durch Bilder von Häusern und Thürmen verschiedener Konstruktion bezeichnet. Bei der seltsamen Zerrung des ganzen Landes in der Richtung von West nach Ost ist natürlich auf alle geographische Orientirung Verzicht geleistet; das einzige Augenmerk geht dahin, daß die Straßen an den gehörigen Orten zusammenmünden, und auch Fluß und Gebirg sind bei ihrer Einzeichnung völlig dem Wegsystem dienstbar gemacht: die Karte führt Strom und Berg immer dahin, wo die Straße über eine Brücke oder durch einen Paß zu gehen hat, völlig unbekümmert um die natürliche Situation. Sie verdankt ihre Entstehung der unter Augusts Regierung von Agrippa unternommenen allgemeinen Vermessung des Reichs, und ist wahrscheinlich die Hauptquelle, aus der die Marschcouten für die Heerführer gezogen wurden; ohne Zweifel aber wurde sie unter den verschiedenen Imperatoren nach den jedesmaligen Verhältnissen corrigirt, nach dem Abgang oder dem Zuwachs von Provinzen, je nachdem hier neue Wege eröffnet, dort alte aufgegeben wurden, berichtigt. Aus welchem Zeitpunkte nun die auf uns gekommene Edition herrührt, ist sehr zweifelhaft. Manche Bestimmungen auf der vom abschreibenden Mönch arg verunstalteten Tafel scheinen für das Zeitalter des Alexander Severus († 235) zu sprechen, bis zu welchem die Römer noch so ziemlich im vollen Besitz ihrer vorgeschobenen Linien zwischen Rhein und Donau waren, andere dagegen für das späte vierte Jahrhundert, wo sie schon genug zu thun hatten, sich der Barbaren hinter den Hauptflüssen

Digitized by Google

selbst zu erwehren. Der auf der Tafel angegebene Weg von Mainz nach Regensburg, der uns hier zunächst interessirt, möchte aber, nach den neuesten antiquarischen Entdeckungen in unsern Gegenden, beiden Annahmen gleich sehr widersprechen.

Auf diesem wunderlichen Orbis pictus laufen Rhein und Donau, als die Grenzen des Reichs, in ununterbrochener Erstreckung gerade von West nach Ost am obern Rande der Tafel hin; jenseits dieser Flüsse sind, bis nach Dacien hinab, nirgends mehr Orte angegeben, sondern bloß die Namen der barbarischen Grenzvölker darüber geschrieben, und nur in der Lücke zwischen den Quellen der Donau und dem Rhein scheint eine Straße den südlichen Strich unseres römischen Vorlandes zu berühren. Die Straße von Mainz nach Regensburg, aus Obergermanien nach Rhätien, läuft nämlich dicht am Rhein den Fluß aufwärts, um den Rheinwinkel herum über Augusta Rauracorum (Augst), und gelangt nach Vindonissa (Windisch am Rhein). Hier überschreitet sie den Fluß, geht zwischen Schwarzwald und Bodensee, welche auf der Tafel deutlich angegeben sind, durch, erreicht nach wenigen Stationen, hinter dem Ort Arae flaviae, in dem alle Erklärer Rottweil erkennen, den Fluß, der, die Nordgrenze des Reichs bildend, sich aus seinem weitern Verlauf als die Donau zu erkennen gibt. Sie überschreitet diesen Fluß, und zieht sich nun an dessen rechtem Ufer in ununterbrochenem Laufe längs desselben bis Reginum (Regensburg). Zwischen Vindonissa und lezterm Ort sind an dieser Straße achtzehn Orte benannt, welche zwischen 3000 und 22,000 römischen Schritten auseinander liegen, lauter Namen, von denen, mit Ausnahme des vom alten Geographen Ptolemäus genannten Arae flaviae, weder bei den Geschichtschreibern, noch bei den Geographen der betreffenden Jahrhunderte ein einziger vorkommt. Die Station, welche da liegt, wo die Straße eben auf das re.. e Donauufer übergegangen ist, sieht man mit zwei Thürmen oder Häusern als Hauptstadt bezeichnet, ganz auf dieselbe Weise, wie die benachbarten bedeutenden Römerstädte Arbor felix (Arbon am Bodensee) und Brigantium (Bregenz); der sonderbare, offenbar celtische Name dieses Orts ist aber Samulocenae, oder wahrscheinlich richtiger: Sumalocennae.

Man kann sich nun, die Genauigkeit der Tafel vorausgesezt, nicht anders denken, als zu der Zeit, da sie, wenigstens in dem uns hier beschäftigenden Landstrich, die Gestalt erhalten, in der sie vor uns liegt, sey die unmittelbare Verbindung zwischen Rhätien und den rheinischen Provinzen längs des Grenzwalls und mitten durch das Land über Cannstadt durch den Aufstand der Deutschen schon unterbrochen und jene nördlichern Straßenzüge aufgegeben gewesen; bereits habe die Donau die Nordgrenze des Reichs gebildet, und nur der oberste Lauf des Neckars und an ihm der feste Platz Arae flaviae sey als die nördlichste Vorhut im Besitz der Römer geblieben. Man ging daher von nun an, d. h. in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts, um von Mainz nach Regensburg zu gelangen, da auch der Weg von Rottweil über den Schwarzwald nach Straßburg nicht mehr gangbar seyn mußte, auf einem Umweg um den Rheinwinkel herum, zog hinauf nach Rottweil, erreichte von hier aus nach kurzem Marsch die Donau, damit das rhätische Gebiet, und hielt sich nun hinter dem Flusse, an dessen rechtem Ufer, bis Regensburg. Immerhin aber kann man sich in den verworrenen Kämpfen mit den eindrechenden Alemannen zwischen den Kaisern Maximinus und Probus, d. h. zwischen den Jahren 235 und 280, eine Periode denken, wo die Römer noch in bedeutender Erstreckung das linke Ufer des Neckars und die schwäbische Alp behaupteten, und so hat es denn nicht an vielfältigen Versuchen gefehlt, die Zeichnung der allerdings nicht unfehlbaren Tafel Lügen zu strafen und die erwähnte Straße von Rottweil aus mitten durch Schwaben, entweder über das Alpgebirg, oder gar längs der Teufelsmauer, durch das heutige Ries zu führen, und sie erst bei Kelheim, dem Celeusum der Tafel, die Donau überschreiten zu lassen. Diese Bestrebungen, wobei einerseits die sichtbaren Stellen römischer Niederlassungen, andernseits die mehr oder minder entfernten Analogien zwischen heutigen Ortsnamen und den alten der Tafel die Anhaltspunkte gaben, hatten bis jezt zu nicht viel mehr als zu Hypothesen geführt, und die Mehrzahl der Stimmen erklärte sich, am Augenschein der Karte festhaltend, unbedingt für den Zug der Straße auf dem rechten Donauufer. In der neuesten Zeit hat sich nun aber die Wage, auf höchst interessante Weise, wiederum der gegentheiligen Ansicht zugeneigt.

Vor Allem mußte jene räthselhafte Hauptstadt, welche so ganz spurlos vom Erdboden verschwunden seyn sollte, das Interesse und die Aufmerksamkeit fesseln, und schon seit Cluverius zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts bemüht man sich, ihre Stelle aufzufinden. Sie wurde von den verschiedenen Forschern, im System des rechten Donauufers in Tuttlingen, in Beuron, in Ulm, im System des linken in Sulz, in Salmendingen auf der Alp, endlich in Rotenburg am Neckar gesucht, und in lezterem Ort, der sich schon längst als eine der bedeutendsten römischen Niederlassungen kund gegeben, wahrscheinlich auch gefunden. Schon längere Zeit wußte man nämlich, daß auf einer in Savoyen gefundenen Grabschrift eines Civis Sumlocennensis Erwähnung geschieht, und Manche sahen nun hierin den Namen unserer, auf der Peutingerschen Tafel als Samulocenae bezeichneten

Digitized by Google

Hauptstadt. Die etwas abweichende Schreibart war kein sehr gewichtiger Einwurf, da die Tafel von augenfälligen Schreibfehlern wimmelt, und bei dem gewaltigen, besonders militärischen Verkehr im Innern des Reichs konnte es nicht auffallen, einen Bürger des Zehntlandes, zumal einen Soldaten, in Savoyen begraben zu sehen, wie ja auf unsern Steinmonumenten vielfältig geborne Asiaten und Afrikaner erscheinen. Zur nähern Begründung dieser Ansicht diente eine zu Rotenburg gefundene, schon im sechzehnten Jahrhundert bekannte, seitdem aber wieder verloren gegangene Steinschrift mit den Worten: pro juventute civitatis Sum: Diese Andeutung, so interessant sie war, reichte indessen nicht hin, die Frage von der Hauptstadt und damit von der Richtung eines bedeutenden Stücks jenes Straßenzugs zu entscheiden. In der neuesten Zeit aber beginnt der Name der alten Stadt, Sylbe um Sylbe, immer vernehmlicher aus der Tiefe herauszutönen. Auf einem bei Köngen am Neckar im Jahr 1832 ausgegrabenen, auch sonst noch sehr merkwürdigen Monument tritt ein Decurio civitatis Suma: auf; in Rotenburg selbst ward eine mit praefectus ..bis Su: bezeichnete Scherbe gefunden, und erst vor wenigen Monaten fiel ebendaselbst dem verdienten Forscher, Domdekan Jaumann, ein anderes Thonfragment in die Hände, mit der Chiffer Sumloc:, welche wohl, in Verbindung mit den übrigen Anklängen, die Frage wirklich entscheidet und Rotenburg definitiv zum Hauptort wenigstens im südlichen Striche des Zehntlandes stempelt. Rotenburg ist aber so weit nach Norden hinaufgerückt, daß eben damit die Straße der alten Karte wenigstens zu einem bedeutenden Theil unserm Zehntlande, dem Neckar und der Alp anzugehören scheint.

Es gibt nichts Anregenderes, als eine alte Stadt das Leichentuch, welches 1500 Jahre auf ihr gelegen, lüften zu sehen, sollte auch der neugierige Blick ihren bloßen Namen darunter erblicken. Vielleicht gelingt es uns indessen, der Phantasie ergiebigere Nahrung zu geben, wenn wir im folgenden letzten Briefe das zusammenstellen, was der Zauber, der auf unserer römischen Welt ruht, bis jetzt hinsichtlich des militärischen und bürgerlichen Verkehrs und des endlichen Schicksals dieser Länder freigegeben hat.

(Schluß des dritten Briefs.)

Von der Kraft des Oels, das Wasser durchsichtiger zu machen.

(Beschluß.)

Nicht immer fand ich bei meinen Versuchen auf der See den eben beschriebenen Effekt gleich auffallend, oft war das Resultat sogar zweifelhaft; aber ich weiß keinen Fischer, ja keinen Bootsmann, dem diese Eigenschaft des Oels unbekannt wäre, oder der an seiner Wirksamkeit zweifelte. Ich fragte einmal ihrer drei beim Netzestricken, wie sie sich die Sache erklärten: der eine meinte, das Oel läutere das Wasser, der andere, es halte den Wind ab, der dritte, es glätte die gekräuselte Fläche, und zum Beweise deutete er hinaus auf ein Boot, das eben mit Oel fischte und mitten auf einem ruhigen Fleck Wassers hielt; da aber noch mehrere ähnliche Stellen ohne Boot zu bemerken waren, so schien mir der Schluß nicht kündig. Häufig bemerkt man, wenn die See leicht bewegt ist, glatte Flecke, in denen sich die Sonne spiegelt, die oft wie Wege anzusehen sind und Stunden lang so bleiben, ohne daß man sich zu erklären wüßte, warum das Wasser gerade hier stillesteht. — Die vermeintliche Kraft des Oels, die Wogen zu glätten, ist schon viel besprochen worden; man hat zur Erklärung angenommen, das Oel setze dem Wind größern Widerstand entgegen, als das Wasser, und ersterer gleite daher über die See weg, ohne sie aufzurühren. Ja, eine bedeutende Masse Oel, auf einmal in das Meer gegossen, soll sogar einen Sturm beschwichtigen können; aber die Wogen, welche das Schiff hin und her werfen, bilden sich ja nicht in seiner unmittelbaren Nähe, sondern sie kommen, eine hinter der andern, aus weiter Ferne; das Oel müßte sie also zumal aufhalten, und zu diesem Zweck sich augenblicklich meilenweit und gegen den Wind verbreiten, was gewiß nicht wahrscheinlich ist. Ich halte diese vorgebliche Wirkung des Oels für ein Vorurtheil.

Aus vielfältigen, im Kleinen angestellten Versuchen ging hervor, daß das Oel, indem es sich schnell über die Wasserfläche verbreitet, zugleich kleine, darauf schwimmende Körper, z. B. Korkstückchen, mit sich fortreißt. Ich wiederholte den Versuch etwas mehr im Großen, nämlich in einem der ovalen Wasserbecken in der Villa reale zu Neapel. Das Bassin hat vierzig Fuß im Umfang, und das Wasser war dicht mit abgefallenen Acaziendülthen bedeckt. Ich schüttete nahe am Rande, am großen Durchmesser des Ovals, einen Löffel voll Oel auf das Wasser; es zeigten sich auf einen Augenblick schillernde Farben, und plötzlich war ein etwa zwei Quadratfuß großer Wasserspiegel frei von fremden Körpern; die Bewegung verbreitete sich weiter, und nach einer Viertelstunde war die Hälfte des Beckens vollständig gesäubert und alle Unreinigkeit in der andern Hälfte zusammengeschoben; in derselben Zeit hatte die dünne, unsichtbare Oelschichte die ganze Fläche überzogen.

Diese Eigenschaft des Oels nun, die auf dem Wasser schwimmenden und dasselbe trübenden Körperchen zu verjagen, erklärt, wie mir scheint, recht gut, wie das

Digitized by Google

Wasser dadurch durchsichtiger wird, wenn man annimmt, daß an den Orten, wo Fischfang getrieben wird, Unreinigkeiten irgend einer Art auf der Meeresfläche schwimmen, und diese Annahme gewinnt an Wahrscheinlichkeit durch den Umstand, daß der oben beschriebene Fischfang immer nur in der Nähe des Strands betrieben wird, wo die See am leichtesten fremde Körperchen führen kann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Beschluß.)

Die Tochter des Geizigen. Theaterdichter.

Bayard, den die Julirevolution gelassen hat, wo sie ihn fand, das heißt, für das Theater arbeitend, buhlt nach wie vor um den Beifall und die Belohnung des Publikums; Beides hat er mit seinem Gebilden Dupont mittelst seiner Tochter erhalten. Eigentlich ist es nicht seine Tochter, sondern die des sonderbaren Novellendichters Balzac, und auch dieser hat sein vorjährliches Vaterrecht auf sie, sondern das Frauenzimmer stammt aus England, oder wenn man lieber will, aus Irland. Meinwoth, der Held des Romans gleichen Namens, vom Rev. Mathurin, ist der ächte Vater. Balzac hat den Roman anders eingekleidet. Herrerl und Spuk weggelassen und die Tochter Eugenie Grandet genannt. Sie ist die Heldin seiner Novelle, und nun auch die Hauptperson des Vaudevilles oder des Comédie-Vaudeville, wie es heißt, einer Zwittergattung, in welcher der feuchtnasse Ancelot zu dichten pflegt. Der Roman oder eigentlich die Novelle hat ein trauriges Ende, denn der Geliebte läßt darin die Geliebte sitzen; dies ging unmöglich im Gymnase dramatique; die Zuschauer, welche einem Vaudeville zugehören haben, wollen vor dem Schlafengehen des Grämens der beiden Liebenden eben so verschont seyn, wie des völligen Auslöschens von Feuer und Licht in ihrem eigenen Hause, daher denn auch Bayard und sein Gehilfe die Tochter des Geizhalses und ihren Geliebten Charles ehelich mit einander verbinden, ehe der Vorhang fällt. Somit wandelt nun dieselbe Gestalt unter derselben Verkleidung in der Romanen- und Theaterwelt umher, als Mathurinsche Meinothstochter, als Balzacsche Eugenie Grandet und als Bayardsche Eugenie. Zarte Herzen können unter den Dreien wählen. Die Bayardsche stirbt dem steinreichen Bibelcher oder Tonnenmacher 100,000 Franken in Gold, um dadurch den Vater ihres Geliebten Edouard vor dem Verderben zu retten; sonst ist sie aber eine recht liebenswürdige Person. Man würde auch ganz Paris zum Gymnase hinlaufen, um sie zu sehen, wenn es anders wäre? Dem Porte St. Martintheater würde eine bloß stehlende und liebende Heldin nicht genügen. Auf dieser Bühne ist daher auch etwas Stärkeres erschienen, nämlich „die blutige Nonne.“ nach dem Romane des grausenden Lewis; für die Habitués der Porte St. Martin ist sie vortrefflich. Dagegen gibt jetzt das Théâtre français etwas sehr Zartes: Chatterton, den unglücklichen jungen Dichter, dessen Schicksal der Dichter des Schauspiels, Alfred de Vigny, in seinem Stello treulich aufzeichnet, erzählt hat. Dasmal hat er den Stoff dramatisch behandelt, und jedenfalls die zerfließende Liebe Charterton's zu einer verheiratheten Frau mit großer Kunst und einem feinen Sinne geschildert, der bei den hiesigen Dichtern nicht sehr gemein ist. A. de Vigny hat bisher wenig für's Theater geschrieben; dieser mit Beifall auf dem Haupttheater gegebene Versuch wird ihn gewiß aufmuntern, noch mehr für diese Bühne zu schreiben, bei welcher die guten Dichter selten werden. Die sogenannte imperialistische Schule, das heißt diejenige, welche unter dem Kaiserthum so viel auf ihre Klassizität pochte, hat ihr Ansehen verloren und wagt sich nur noch selten auf die Bühne, Jouy ruht in seiner neuesten Stelle als Bibliothekar in den Tuilerien aus, die er auch der Julirevolution verdankt. Dieses Ausruhen macht ihm Niemand zum Vorwurf; denn man ist allgemein versichert, daß er all sein Talent ausgeschrieben hat. Arnault, der Generalsekretär der Académie française, ist todt, und sein Sohn, auch ein tragischer Dichter, ist Präfekt geworden, was noch viel mehr sagen will, als bloßer Sousprafekt in seyn, wie Majeres. Sein Vater hatte ihn kurz vor seinem Tode seinen Kollegen zu seinem Nachfolger empfohlen; allein Tessaumentwürfe Jemanden zum Akademiker einzuführen, ist bisher nicht Brauch gewesen; auch haben sich die Herren Kollegen nicht viel an diesen letzten Willen oder Wunsch gekehrt, und Lucien Arnault ist vor der Hand noch bloßer Präfekt; indessen wäre es möglich, daß es in der Folge einmal in die Zahl der berühmten Vierzig aufgenommen würde. Meinet hat sich seines großen Beifalls auf der Bühne zu rühmen gehabt, und die kleinen Tageblätter haben so oft über ihn gespottet, daß manchem Andern die Lust darüber vergingе, sich wieder zu produziren; dennoch soll er ein Trauerspiel im klassischen, das heißt im alten Geschmacke für das Théâtre français schreiben; wie werden sich die kleinen Tageblätter auf dieses neue Produkt freuen! Auch Cas. Delavigne, der es mit der alten Schule nicht ganz verderben will, aber doch auch der neuern huldigt, und wohl von allen Akademikern am eleganntesten und geschmackvollsten verfährt, hat ein neues Trauerspiel fertig. Don Juan d'Autriche. Dieses Stück war es eben, worüber, wie man sagte, Drouineau den Verstand abermals verloren hatte, weil auch er ein Trauerspiel mit gleichem Titel fingerreicht hatte. Glücklicherweise war die Nachricht von seinem Tode falsch, und es heißt nun, er befinde sich wohl, und sein Trauerspiel werde, durch Cas. Delavigne's Zuschneiden, zurecht aufgeführt werden. Nun erscheint aber auch Victor Hugo mit einem neuen Trauerspiele, „der Tyrann von Cayna,“ und dieses wird vermuthlich den Vorrang vor allen andern bekommen.

Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 75:

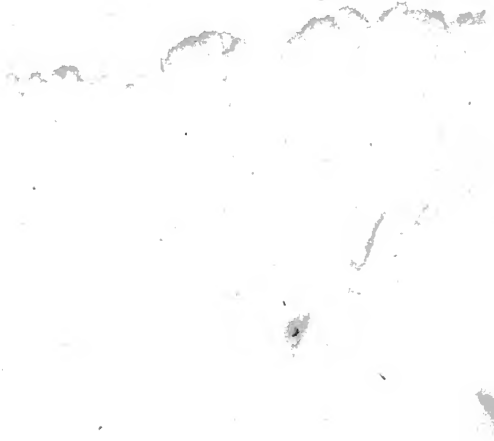
Der Mensch.

Beilagen:

Kunstblatt Nr. 26 und Monatsregister März.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 014 930 080

AP
30
M63
v.29
nos 1
Jan-
1835

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google